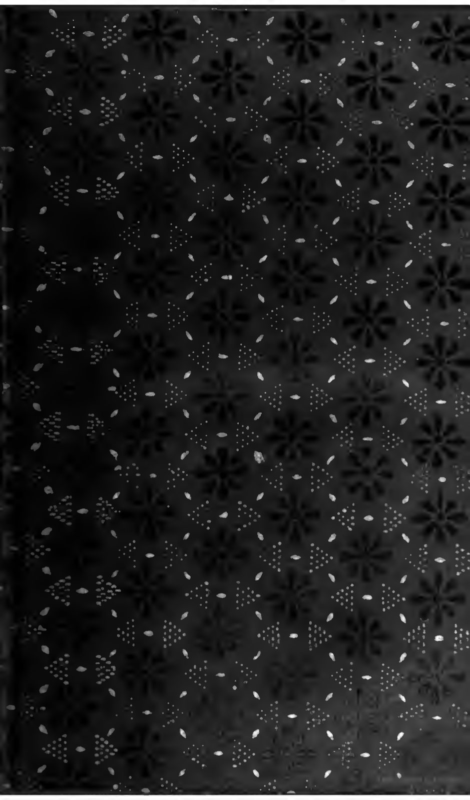
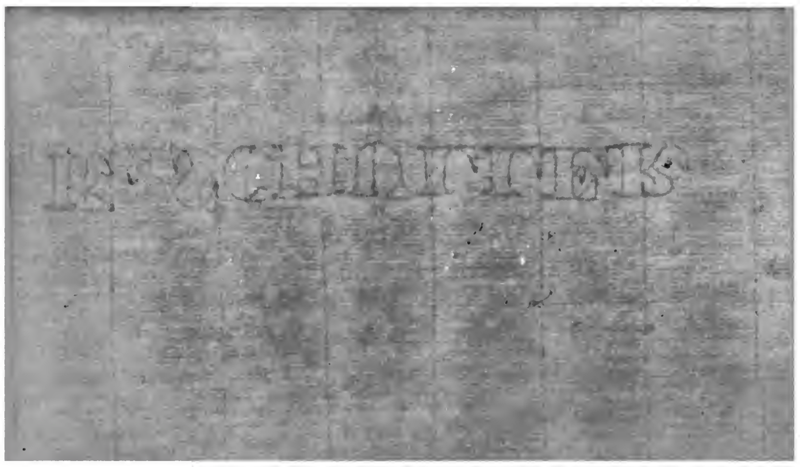












WISSENSCHAFTLICHE
ANNALEN
der
gesammten Heilkunde.

Herausgegeben

von

Dr. Justus Friedrich Carl Hecker,
Professor der Heilkunde an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Mitglied der medicinischen Ober-Examinations-Commission, der Hufelandschen medicinisch-chirurgischen Gesellschaft, des Vereins für Heilkunde in Preufsen, der Königl. Academie der Medicin zu Paris, der medicinischen Gesellschaften zu Kopenhagen, Leipzig, London, Lyon, Metz, New-York, Philadelphia und Zürich, der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, der Gesellsch. für Natur- und Heilkunde zu Berlin, Bonn, Dresden, Erlangen u. Heidelberg, des Instituts in Albany, der schwedischen Gesellsch. der Aerzte in Stockholm, und der Accademia Pontaniana zu Neapel Mitglied und Correspondenten.

Einunddreifsigster Band.

Berlin,
im Verlage
von Theod. Christ. Friedr. Enslin.
1835.

Neue
WISSENSCHAFTLICHE
ANNALEN
der
gesammten Heilkunde.

Herausgegeben

von

Dr. Justus Friedrich Carl Hecker,

Professor der Heilkunde an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Mitglied der medicinischen Ober-Examinations-Commission, der Hufelandschen medicinisch-chirurgischen Gesellschaft, des Vereins für Heilkunde in Preufsen, der Königl. Academie der Medicin zu Paris, der medicinischen Gesellschaften zu Kopenhagen, Leipzig, London, Lyon, Metz, New-York, Philadelphia und Zürich, der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, der Gesellsch. für Natur- und Heilkunde zu Berlin, Bonn, Dresden, Erlangen u. Heidelberg, des Instituts in Albany, der schwedischen Gesellsch. der Aerzte in Stockholm, und der Accademia Pontaniana zu Neapel Mitglied und Correspondenten.

Erster Band.

Berlin,

im Verlage

von Theod. Christ. Friedr. Enslin.

1835.

Namenverzeichniſs der Herren Mitarbeiter.

Herr Professor v. Ammon in Dresden.
— Professor Balling in Kissingen.
— Dr. Behr in Bernburg.
— Dr. Behre in Altona.
— Hofrath Dr. Clarus in Leipzig.
— Professor Dr. Dierbach in Heidelberg.
— Medicinalrath Dr. Dohlhoff in Magdeburg.
— Staatsrath Dr. Erdmann in Dorpat.
— Kreisphysicus Dr. Eggert in Eisleben.
— Professor Dr. Friedreich, Physicus in Weiſsenburg.
— Dr. Hachmann in Hamburg.
— Medicinalrath Dr. Heyfelder in Sigmaringen.
— Ober-Medicinalrath Dr. Hohnbaum in Hildburghausen.
— Apotheker Hornung in Aschersleben.
— Professor Dr. Jäger in Erlangen.
— Leibarzt Dr. Jahn in Meiningen.
— Dr. Jähnichen in Moskau.
— Director Dr. Ideler in Berlin.
— Dr. Köhler in Warschau.
— Professor Dr. Lichtenstädt in St. Petersburg.
— Dr. Lieber in Berlin.
— Professor Dr. Locher-Balber in Zürich.
— Staatsrath Dr. Magaziner in Warschau.
— Dr. Monfalcon in Lyon.
— Professor Dr. Naumann in Bonn.
— Professor Dr. Otto in Kopenhagen.
— Dr. Phoebus in Berlin.
— Dr. Plagge in Burg-Steinfurth.
— Regimentsarzt Dr. Richter in Düsseldorf.
— Dr. Riecke in Stuttgart.
— Dr. Rieken in Birkenfeld.
— Dr. Rudolphi in Berlin.
— Geheimer Medicinalrath Dr. Sachse in Ludwigslust.
— Dr. Schön in Hamburg.
— Professor Dr. E. v. Siebold in Göttingen.
— General-Stabsarzt Dr. v. Sontheimer in Stuttgart.
— Prof. Dr. Spitta in Rostock.
— Dr. Stannius in Berlin.
— Hofrath Dr. K. W. Stark in Jena.
— Medicinalrath Dr. Steffen in Stettin.
— Dr. Steinheim in Altona.
— Dr. Valentin in Breslau.
— Dr. Vezin in Osnabrück.
— Geheimer Medicinalrath Dr. v. Vogel in Rostock.
— Professor Dr. Wagner in Erlangen.
— Kreisphysicus Dr. Wagner in Schlieben.
— Professor Dr. Weber in Bonn.
— Professor Dr. Wutzer in Bonn.

Sr. Hochwohlgeboren

dem Herrn

Dr. Wilhelm Friedrich v. Ludwig,

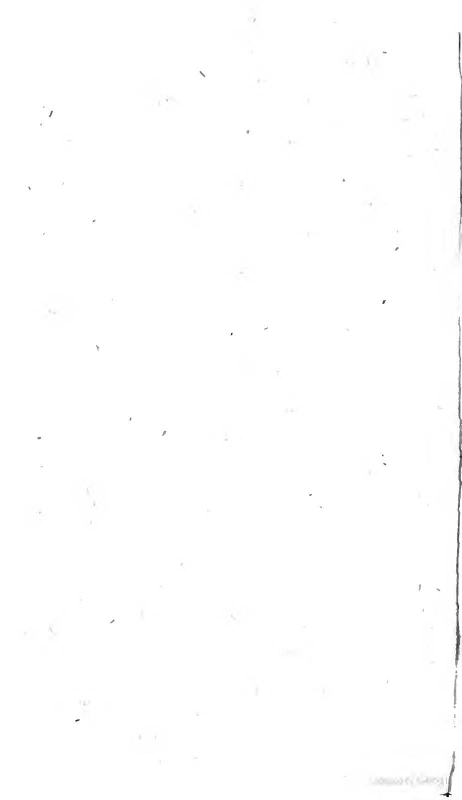
Königl. Württembergischem Leibarzt und Obermedicinalrath, Ritter des Ordens der Württembergischen Krone, Ehrenmitglied des Vereins für Heilkunde in Preufsen und anderer gelehrten Gesellschaften u. s. w.,

widmet

den ersten Band dieser Annalen

hochachtungsvoll

der Herausgeber.



Inhalt.

Seite

I. Originalabhandlungen.

II. Kritische Anzeigen.

A. Pathologische Anatomie.

I.

Ueber Individualität des Krankheitsprozesses.

Von

Dr. Karl Wilhelm Stark,

Hofrath und ordentl. öffentl. Professor zu Jena.

Als ich in meinen pathologischen Fragmenten [1]) nicht blofs zeigte, dafs zwischen Gesundheit und Krankheit nur ein relativer und blofs formeller, keineswegs aber ein wesentlicher Unterschied obwalte, sondern auch den theoretischen und empirischen Beweis führte, dafs mithin diesen im Wesentlichen völlig gleichen Zuständen alle wesentlichen Eigenschaften des Lebens gemein seien; so nahm ich unter andern auch das Attribut der Individualität für die Krankheit in Anspruch. Diese Forderung der Individualität, die ich für den Krankheitsprozefs zuerst machte, hat aber hier und da Anstofs gefunden und mehrseitigen Einspruch erlitten, ja man hat sogar statt wissenschaftlicher Gründe, sich der eines Gelehrten unwürdigen Waffen, des Lächerlichen, zur Widerlegung dieser Annahme bedient.

1) Erstes Fragment: Ueber die naturhistorische Bedeutung der Krankheit, S. 9. §. 2. Weimar 1824.

Aller Polemik feind und fern von der Eitelkeit, eine Meinung nur deswegen hartnäckig vertheidigen zu wollen, weil sie einmal vor dem Publikum ausgesprochen worden, würde ich zu den Anfechtungen, die jene Ansicht erlitt, ganz schweigen und der Zeit, der unpartheiischen Richterin des Wahren und Falschen, auch in dieser Sache das Urtheil ruhig überlassen, wenn ich nicht selbst den gröfsten Theil der Schuld, dafs jene Behauptung (von deren Richtigkeit ich nach einem zehnjährigen Zeitraume fest überzeugt bin) nicht den gewünschten Eingang und allgemeine Anerkennung fand, durch die Kürze der Darstellung, wozu mich die fragmentarische Form jener Schrift nöthigte, zu tragen vermeinte, und zugleich ihren Einflufs auf die Praxis, wodurch in meinen Augen eine theoretische Meinung allein Werth erhalten kann, für zu wichtig erachtete. Es sei mir daher vergönnt, hier in diesem, auch pathologischen Untersuchungen gewidmeten Journale, diesen Gegenstand einer nochmaligen Prüfung und Erörterung zu unterwerfen.

Um jedem Mifsverständnifs gleich von vorn herein zu begegnen, macht sich eine genaue Begriffbestimmung der Individualität nothwendig.

Individualität (von in-dividuum, das Untheilbare) drückt schon dem Wortsinn nach die nothwendige, sich gegenseitig bedingende Verbindung aus, in welcher Einzelnes unter sich und mit einem Ganzen steht, so dafs eine Abtrennung des Einzelnen nicht ohne Gefahr der Existenz aller übrigen, das Ganze bildenden Theile und des Ganzen selbst geschehen kann. Es bezeichnet also dieses Wort die Beziehung des Einzelnen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke der Einheit, und die wesentliche Verbindung des Mannigfaltigen zu einem Ganzen unter bestimmter Form.

Beim ersten Blick mufs Jedem aber die grofse Uebereinstimmung dieses Begriffs mit dem, welcher sich vom **Organismus** geben läfst, einleuchten. Denn Organismus ist, wie schon **Kant** ihn definirt, ein solches Natur-

produkt, in welchem Alles Mittel und Zweck zugleich, das Ganze durch das Einzelne und dieses durch jenes bedingt, Alles in-, durch- und für-einander ist. Aus der Gleichheit beider Begriffe ergiebt sich nun aber wohl schon von vorn herein die Nothwendigkeit, die Individualität als ein dem Leben wesentliches Attribut anzusehen. Und so hat man auch in der That von jeher nur organischen Körpern Individualität beigelegt. Von einem Organismus läſst sich aber auch ein zu seiner Integrität gehöriger Theil nicht trennen, ohne daſs nicht sowohl die Fortdauer des einzelnen, aus dem Gesammtverband entfernten Gebildes, als auch des Ganzen (wenn erstes nicht selbst wieder ein selbstständiges Ganzes ist, wie z. B. die Knospe, oder letztes nicht aus lauter homogenen Theilen besteht, wie der Polyp), mehr oder weniger gefährdet, die Erreichung der Zwecke seines Daseins beschränkt oder ganz aufgehoben würde.

Daſs nun aber dasselbe Verhältniſs der einzelnen Theile zum Ganzen auch bei der Krankheit obwalte, daſs mithin auch der Begriff der Individualität auf sie vollkommen anwendbar sei, wird aus Folgendem, wie ich hoffe, auf eine unzweifelhafte Weise hervorgehen.

Jeder wahre, unter einer eigenthümlichen Form auftretende Krankheitsprozeſs besteht aus einer mehr oder weniger groſsen, aber bestimmten Anzahl, von einander verschiedener (mannigfacher), zur Einheit verbundener, einfacher Abweichungen des Lebens (Krankheitselemente), die sich durch gewisse Erscheinungen unmittelbar und mittelbar äuſsern. Der Verein der unmittelbaren Aeuſserungen der Krankheit (pathognomonische, wesentliche Symptome), ist die Form der Krankheit. Auf der Eigenthümlichkeit dieser Combinationen pathognomonischer Symptome beruht der wesentliche Unterschied der einzelnen Krankheitsformen. Daſs aber diese im Krankheitsprozeſs des Mannigfaltigen auch zur Einheit verbunden sei, und diese Verbindung der einfacheren Le-

bensabweichungen zu einem Ganzen auch eine nothwendige und zweckmäſsige sei, würde zur Erfüllung des Begriffs der Individualität der Krankheit noch nachgewiesen werden müssen. Im Folgenden glaube ich diese Nachweisung geben zu können.

Jede reale Krankheit hat ihre bestimmte Form. Diese besteht aber, wie schon oben gezeigt worden, in einem bestimmten Symptomencomplex, welcher ihren Gattungs- und Art-Charakter, wie den jedes anderen organischen Wesens, bezeichnet. Nur die Vereinigung einer gewissen Anzahl theils gleichzeitig, theils nach einander auftretender und aus derselben gemeinschaftlichen Quelle unmittelbar flieſsender Krankheitssymptome bestimmt das Eigenthümliche jeder Krankheit. Andere, in demselben Individuum zu der nehmlichen Zeit vielleicht gleichfalls vorkommende Krankheitserscheinungen, wenn sie nicht mit jenen in einem wesentlichen Zusammenhange stehen, die Produkte derselben inneren Lebensstörung sind, haben auf die Bestimmung jener Krankheitsform keinen Einfluſs, und werden als zu ihr nicht gehörig mit Recht angesehen. Es hängt also der Begriff einer einzelnen Krankheitsart nicht von der Anwesenheit gewisser anomaler Erscheinungen in einem Menschen überhaupt ab, sondern ihre Verbindung zur Einheit, zu einem Ganzen, begründet lediglich denselben. Es können daher die nehmlichen, eine gewisse Krankheitsform constituirenden Symptome in einem Kranken vorhanden sein, ohne daſs sich doch die Gegenwart dieser Krankheit selbst behaupten lieſse, wenn jene Erscheinungen nämlich nicht auf einem gemeinschaftlichen Grunde beruhen, sondern aus verschiedenen Quellen flieſsen, nicht durch ein inneres Band zu einem Ganzen verknüpft sind, und ihnen deshalb auch die gegenseitige Uebereinstimmung fehlt.

Wie nothwendig aber auch zugleich diese Verbindung gewisser wesentlicher Symptome zur Begründung einer bestimmten Krankheit sei, läſst sich daraus ersehen,

dafs mit der Hinwegnahme einer einzigen dieser wesentlichen Erscheinungen, auch sogleich der Begriff des Ganzen aufgehoben wird, dafs die Lösung nur eines einzigen, der einen bestimmten Krankheitsprozefs bildenden Elemente aus dem Gesammtverbande mit den übrigen die Vernichtung der Krankheitsform als solcher unausbleiblich zur Folge hat. Fehlt z. B. in dem Symptomencomplex der Lungenentzündung nur eine ihrer wesentlichen Erscheinungen, das Fieber, der kleine härtliche Puls, der Husten, der anfänglich blutige, später puriforme Auswurf u. s. w., so hört damit dieser Krankheitszustand auf, eine Lungenentzündung zu sein, so wie eine Epilepsie nicht ohne Convulsionen, oder ohne Aufhebung des Bewufstseins, als wirklich vorhanden gedacht werden kann [1]).

Eben so nothwendig bedingen sich auch die einzelnen Lebensabweichungen gegenseitig, die einen bestimmten Krankheitsprozefs bilden. Das Vorhandensein der einen bestimmten begränzt wieder das Dasein mehrer anderer, wie z. B. gewisse Dyspepsieen zugleich einen riechenden Athem, belegte Zunge, trüben Urin u. s. w. als nothwendige Begleiter in ihrem Gefolge haben.

Die Wesentlichkeit der Verbindung der, eine bestimmte Krankheitsform bildenden Lebensabweichungen und ihrer Symptome ergiebt sich ferner daraus, dafs trotz der mannigfaltigen Veränderungen, welche die Krankheit während ihres Bestehens theils periodisch, theils durch ihre Entwickelung erleidet, der Begriff derselben doch nicht verloren geht, und in den Veränderungen selbst etwas Blei-

1) Freilich sind nicht alle einen Krankheitsprozefs bildende Lebensabweichungen für denselben gleich nothwendig, obschon keine derselben für ihn blofs zufällig oder entbehrlich ist. Es läfst sich hierbei dieselbe gradative Verschiedenheit, wie hinsichtlich der einzelnen normalen Lebensverrichtungen bemerken. Das Leben kann bei dem Fehlen der einen auf eine kärgliche und in seiner Form getrübte Weise fortbestehen, während der Mangel einer anderen es sogleich aufhebt.

bendes und Beharrliches ist. Dies wird aber nur dadurch möglich, dafs sowohl die periodischen, als die Entwickelungsveränderungen Etwas zur Einheit verknüpft, untereinander in eine wesentliche Verbindung setzt, und auch in der Aufeinanderfolge als ein Ganzes erscheinen läfst.

Endlich beweist ja auch die stete Wiederkehr der nehmlichen Krankheitsformen mit demselben Symptomencomplex, die seit Jahrtausenden sich wiederholende Concurrenz der nehmlichen Krankheitselemente, um dieselbe Krankheitsart zu bilden, dafs dieser Verbindung etwas Wesentliches und Nothwendiges zu Grunde liegen müsse.

Die Verbindung, in welcher einfache Lebensabweichungen in einem bestimmten Krankheitsprozesse zu einander stehen, sind wir aber auch genöthigt in Beziehung auf diesen Krankheitsprozefs für eine zweckmäfsige anzuerkennen. Der höchste Zweck des Krankheitsprozesses kann, wie der jedes anderen normalen Lebens, nur Selbsterhaltung sein. Dafs aber jede Krankheit unter bestimmter Form ein Streben zur Selbsterhaltung wirklich besitze, zeigt sich in ihrem Verhalten sowohl gegen den Organismus, in welchem sie existirt, als auch gegen die Aufsenwelt. Sie fristet ihre Existenz nur auf Kosten jenes, lebt mit dieser in einem beständigen Kampfe, und behauptet gar oft ihre Existenz auf die hartnäckigste Weise gegen äufsere, dieselbe gefährdende, ungünstige Einflüsse (Arzneien).

Die innere Zweckmäfsigkeit jedes Krankheitsprozesses spricht sich ferner in dem harmonischen Zusammenwirken seiner einzelnen Lebensverrichtungen und deren Organe für die Erhaltung des Ganzen aus. So wie wir bei in einem hohen Grade verbildeten Organismen, z. B. den Doppelmifsgeburten, nicht umhin können, in der anomalen Form der einzelnen Theile die hohe Zweckmäfsigkeit, die dieselben gerade durch die Formabweichung für die Existenz des Ganzen erhalten, zu bewundern, so läfst sich gleicherweise bei den mehr dynamischen Krankheiten die

große Zweckmäßigkeit der einzelnen, sie bildenden Lebensabweichungen in ihrem Zusammenwirken für die Erhaltung des ganzen Krankheitsprozesses nicht verkennen, wenn wir sie in dieser Hinsicht mit mehr Sorgfalt untersuchen und genauer sowohl unter sich, als mit dem ganzen Krankheitsprozesse vergleichen wollen, als es bisher geschehen ist. So wäre denn auch die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Verbindung pathologischer Elemente zu einem Ganzen nachgewiesen und sowohl durch speculative, als empirische Belege, die für die Krankheit gemachte Forderung der Individualität beglaubigt.

Unterwerfen wir nun die entgegengesetzte Meinung, welche ihr dieses Attribut verweigert, einer kurzen Prüfung.

Ein Theil der Gegner unserer Ansicht spricht der Krankheit überhaupt Individualität gänzlich ab, ein anderer gesteht sie nur bedingungsweise einer gewissen Abtheilung von Krankheiten zu. Diese kommen aber mit sich selbst, jene mit der Natur und mit sich selbst in Widerspruch.

Von letzten zuerst. Eines oder das Andere ist nur möglich. Entweder die Krankheit ist ein lebendiger Zustand und individuell zugleich, oder keines von beiden. Nimmt man der Krankheit die Individualität, so nimmt man ihr auch das Leben. Denn beides sind, wie oben gezeigt worden, unzertrennliche Begleiter, gleichbedeutende Begriffe. Aber nur die Möglichkeit zu denken, es existire in einem lebenden Wesen ein Vorgang, welcher ausschließlich nur bei Lebenden wahrgenommen wird, welcher alle Erscheinungen des Lebens an sich trägt, welcher auf den nehmlichen Bedingungen ruht, den nehmlichen Gesetzen folgt, wie jedes andere Leben, und doch nicht selbst lebendig sei, heißt mit der Natur und mit der Vernunft in den offenbarsten Widerspruch gerathen. Im gleichen Falle befindet sich der, welcher zwar die Krankheit für einen eigentlichen, in einem andern Organismus sich ent-

wickelnden Lebensprozeſs erklärt, ihr aber keinen besondern Organismus, und daher auch keine Individualität zugesteht.

Diejenigen, welche nur einer gewissen Klasse von Krankheiten, nämlich der, den parasitischen Charakter deutlich an sich tragenden, räumlich von ihrem Mutterorganismus mehr gesonderten Exanthemen und Afterorganismen das für alle Krankheiten von uns in Anspruch genommene Attribut der Individualität zugestehen, verfallen in keine geringere Inconsequenz. Denn ist erstlich erwiesen, daſs jeder Krankheitsprozeſs seiner Natur nach ein Parasit sei (wie ich es wirklich in meinen path. Fragm. gethan zu haben glaube), so muſs auch jeder Individualität besitzen, mag sich nun sein parasitischer Charakter mehr oder weniger deutlich ausgeprägt haben.

Leugnet man aber die Allgemeingültigkeit des Satzes: jede Krankheit sei parasitischer Natur; so wollen wir für einen Augenblick diese Behauptung aufgeben und von dem Standpunkte aus, von welchem die Gegner die Krankheit betrachten, den Beweis für die Individualität aller wahren Krankheiten führen.

Die Krankheit erscheint ihnen von diesem aus als eine Störung der Harmonie der Lebensverrichtungen eines gesunden Wesens, als das Abgewichensein einer oder mehrer derselben vom Normal, so daſs dadurch die Lebenserhaltung gefährdet, die diesem bestimmten Leben zukommende Form getrübt wird. Die von der Norm abgewichenen Functionen dienen nicht mehr dem Zwecke, der sie mit den übrigen, nicht abnorm gewordenen zu einem Ganzen vereinigte. Sie haben sich aus diesem Gesammtverbande losgerissen, tragen demnach auch nicht mehr den Typus des concreten Lebens, dem sie angehörten, an sich. Sie sind aus dessen Begriff gefallen, und können daher auch nicht mehr als integrirende Theile dem unter dieser bestimmten Form erscheinenden Lebensprozesse angehören. Denn dieser ist ja nur durch die Verbindung mehrartiger

Gebilde und Verrichtungen gerade unter dieser Form. Die anomal gewordenen Functionen und ihre Organe können daher nicht mehr als wesentliche Theile des erkrankten Organismus angesehen werden, mögen sie sich auch noch fortdauernd innerhalb seiner Gränzen befinden und in einem noch so innigen mechanischen Zusammenhange mit ihm stehen. Denn das geistige Band, das sie vereinte, hat sich gelöst. Sie dienen nicht mehr seinen Zwecken. Was ist nun aus diesen Abtrünnigen geworden? Sie bestehen noch fort. Wem gehören sie jetzt an? Für sich isolirt, können sie nicht als Theile eines Ganzen existiren. Ihre Fortdauer wird nur durch Beziehung auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, durch ein Ganzes, was sie erst durch ihren Verein bilden, gesichert. Die Antwort auf diese Fragen liefert nun die oben gegebene Nachweisung, dafs sie sich wirklich wieder für den gemeinschaftlichen Zweck ihrer eigenen Selbsterhaltung zu einer neuen Totalität vereinigt, und damit auch wieder eigene Individualität erlangt haben. Die gegenseitige Uebereinstimmung, die unter ihnen herrscht, die innere Einheit und das öftere Vorkommen gleichartiger Verbindungen, beweist dies hinlänglich.

Wie wenig aber der aus ihnen gebildete Krankheitsprozefs dem erkrankten Individuum selbst angehören, noch ein integrirender Theil von demselben sein könne, ergiebt sich auch aus Folgendem. In jedem Kranken nehmen wir deutliche Bestrebungen wahr, die vorhandene Krankheit auf jede Weise zu beschränken, und, wo möglich, ganz zu vernichten. Wäre die Krankheit nun aber noch ein wirklicher Theil des Lebensprozesses des Kranken, so kehrte ja dieser die Waffen gegen sich selbst, ginge auf seine eigene Vernichtung aus, eine Voraussetzung, die in offenbarem Widerspruche mit dem Begriffe des Lebens selbst steht!

Endlich, und dies scheint mir nicht der schwächste Grund gegen die nur bedingte Annahme der Individua-

lität der Krankheiten zu sein, ist ja dieselbe nicht etwa wesentliche Eigenschaft lebender Wesen, in sofern sie unter einer bestimmten Form erscheinen, also des Lebens in concreto, sondern sie ist ein Requisit des Lebens überhaupt, von seinem Begriff mit eingeschlossen. Kommt aber Individualität dem Leben als solchem zu; so kann man sie nicht bloſs einem Theile lebender Wesen zugestehen, einem andern entziehen.

Der Grund des Widerstrebens, Individualität, als eine allen Krankheitsprozessen gemeinsame und wesentliche Eigenschaft gelten zu lassen, liegt, wenn ich recht sehe, in der irrigen, aber durch die Art, wie wir Individuen zu erblicken gewohnt sind, tief eingewurzelten Vorstellung, als müsse die das Individuum bildende Totalität auch in der äuſseren Erscheinung räumlich abgegränzt und von anderen Dingen scharf gesondert sein. Parasitischen Aftergebilden, Exanthemen u. dergl. gesteht man allenfalls Individualität zu, weil hier offenbar etwas Fremdartiges, Ueberschüssiges zu dem gesunden Leben hinzugetreten ist, dessen Verschiedenartigkeit und räumliche Absonderung von dem Mutterleben sich auch äuſserlich wahrnehmen, mit den Augen sehen, mit den Händen greifen läſst. Bei den sogenannten inneren und dynamischen Krankheiten aber, wo der Abfall der erkrankten Functionen und Organe sich nicht auf eine so materielle Weise zu erkennen giebt, ihr neuer Verein kein räumlich abgegränztes Ganze darstellt, sondern mit dem Rest des ehemals gesunden Lebens auf das Innigste verflochten, ja scheinbar zusammengeflossen ist, existirt freilich nur eine verborgene, ideelle Scheidelinie zwischen den verschiedenartigen Lebensprozessen, welche nur das tiefer blickende, die Erscheinungen scharf sondernde und auf ihre wahren Quellen zurückführende Geistesauge wahrzunehmen vermag. Nichts destoweniger ist an ihrer Existenz nicht zu zweifeln; denn, haben einzelne Organe eines lebenden Körpers eine, wenn auch nicht immer sinnlich wahrnehmbare Mischungsänderung er-

litten, üben sie ihre Verrichtungen nach einem anderen Typus aus, als es der Gattungscharakter ihres Organismus mit sich bringt, und hören sie dadurch auf seiner Selbsterhaltung zu entsprechen; so ist damit, dem Wegfall dieses gemeinschaftlichen Zweckes auch das Band, was sie zu einem Ganzen vereinte, gelöst, sie haben sich idealiter von ihm losgetrennt, mögen sie auch fortdauernd noch in seinen räumlichen Gränzen enthalten, noch so fest mechanisch mit ihm verbunden sein, und möge keine äufsere Trennungslinie die innere Scheidung bezeichnen. Soll aber blofs die mechanische und räumliche Verbindung darüber entscheiden, ob ein Theil dem Ganzen noch angehöre oder nicht: so ist auch das brandige Glied, die Krebsbrust, als ein integrirender Theil desselben anzusehen. Endlich, und das ist unstreitig die Hauptsache, kommt noch hinzu, dafs die räumliche Absonderung der Individuen gar kein wesentliches Merkmal des Begriffes von Individualität ist, wie ich schon in meinen pathol. Fragm. Th. I. S. 10 nachgewiesen habe. Auch normale, von jedermann dafür anerkannte Individuen erscheinen nicht immer in der Natur als räumlich begränzte und völlig abgeschlossene Körper. Wo läfst sich bei einem Polypen-, Corallen- oder Gorgonienstamme genau die Stelle bezeichnen, an welcher sich die Gränzscheide des einen Individuums von dem übrigen Individuencomplex, aus welchem ein solcher Stamm doch unzweifelhaft besteht, sich befindet? Wer vermag eine mehrfach blühende Pflanze in ihre einzelnen Individuen, die sie doch unstreitig bilden, zu zerlegen, ohne bei dieser Trennung nicht dem Einen einen Theil dessen zu nehmen, was noch zu seiner Integrität gehört, und dem Andern mehr zu lassen, als ihm gebührt? Ja sogar bei den normalen pflanzlichen Parasiten, Flechten, Moosen, Pilzen, Schwämmen u. s. w. ist es höchst schwierig die Gränzlinie scharf zu ziehen, die den Schmarotzer von dem Mutterorganismus scheidet, ohne dabei das Gebiet weder des einen, noch des andern zu verletzen. Eine blofs ober-

flächliche Vergleichung der in der Natur vorhandenen Individuen läſst einen stufenweisen Unterschied der Sonderung und Abgeschlossenheit hinsichtlich ihrer Individualität gar bald wahrnehmen. Bei einigen ist die Verbindung mehrer zu einem Ganzen unverkennbar inniger, bei anderen loser, bei einem dritten Theile derselben, wie bei den höheren Thieren, findet eine solche Verbindung gar nicht mehr statt, und das Individuum lebt völlig frei und getrennt von anderen. Dieser verschiedene Grad der räumlichen Absonderung der Individuen kehrt ganz auf die nehmliche Weise bei den Krankheiten wieder. Bei den Dyscrasieen, Fiebern u. s. w. ist das Krankheitsindividuum mit seinem Träger so innig verschmolzen, daſs eine reelle und räumliche Trennung derselben sich nicht mit unseren Sinnen wahrnehmen läſst, bei mehren Nervenkrankheiten, Epilepsie, Somnambulismus u. s. w. ist dieselbe schon sichtlicher, und bei den Afterorganismen endlich ganz unverkennbar. Wenn also diese äuſserlich sichtbare Abschlieſsung und räumliche Isolirung der Individuen weder wesentlich für den Begriff der Individualität überhaupt ist, noch auch bei einem groſsen Theile unzweifelhafter organischer Individuen wirklich wahrgenommen wird; so kann doch wahrhaftig, weil derselbe Fall auch bei einem Theile der Krankheiten wiederkehrt, demselben aus diesem Grunde jenes wesentliche Prädicat des Belebtseins nicht abgesprochen werden.

Welcher Gewinn mit der Annahme der Individualität des Krankheitsprozesses auch für die Erklärung mancher, sonst nicht zu deutender pathologischer Erscheinungen, ja überhaupt für die Ausübung der Medicin am Krankenbette verbunden sei, mögen folgende Andeutungen beweisen.

Das interessante Phänomen, das Gefühl doppelter Persönlichkeit, was sich bei den verschiedenartigsten Krankheiten und unter den mannigfaltigsten Gestalten und wunderbarsten Prosopopöien zeigt, und gewöhnlich mit gröſster Bestimmtheit sich zunächst auf das er-

krankte Organ bezieht [1]), findet nun eine genügende Erklärung in der Voraussetzung einer Individualität der Krankheit. Denn das Gefühl der Persönlichkeit ist nichts anderes, als das Gefühl, das unmittelbare Innewerden unserer eigenen körperlichen und geistigen Individualität. Das Verdoppeltwerden oder Zerfallen derselben Kraft durch das Kranksein wird dann auch Gegenstand des Gemeingefühls, so wie mit dem Gesundheitsgefühl auch immer die Wahrnehmung innerer Einheit und Ganzheit sich zu verbinden pflegt.

Ohne völlige Abgeschlossenheit des Krankheitsprozesses von seinem Mutterleben würden manche therapeutische Vorgänge gar nicht möglich sein. Wie könnte der Wundarzt einen Polypen durch Unterbindung oder durch ein

---

1) Von phthisischen Kranken habe ich oft die Aeufserung vernommen: nicht sie selbst, sondern ein Anderer huste in ihrer Brust. Andere Kranke behaupten: «sie seien nicht mehr sie selbst, sie hätten sich selbst verloren.» Ein an einem Ganglientyphus Leidender, bei welchem das Hirn nicht ursprünglich afficirt, sondern erst kurz vor dem Tode consensuell ergriffen wurde, das Gemeingefühl im Kopfe aber wegen eintretender Lähmung des Gangliensystems schon fast ganz erloschen war, beklagte sich bitter, dafs weder die Hände, noch die Füfse, ja kein Theil des Leibes ihm mehr gehöre, und wollte durchaus aus dem Bette aufstehen, um seine eigenen, verlorenen Glieder wieder zusammenzusuchen. Bei Typhuskranken kehrt oft die Phantasie wieder, dafs noch ein anderer Mensch ihr Lager mit ihnen theile, und sie von demselben zu verdrängen suche. Bei einer täglich von mir behandelten Kopfverletzung, die erst 14 Tage später eine tödtliche Hirnaffection nach sich zog, kündigte sich der Eintritt derselben, aufser bedeutenden Kopfschmerzen, auch durch das Gefühl des Kranken an, «als wenn er zwei Köpfe habe, wovon der eine für ihn sorge, der andere nicht.» Eine gar nicht seltene Phantasie Wahnsinniger ist es, dafs eine unterirdische oder eine vom Himmel kommende Stimme, oder wirklich sichtbare Geister (wo sich denn jenes Gefühl selbst wieder personificirt) ihnen böse Gedanken, Flüche u. s. w. vorsagen, die sie nach- und auszusprechen gezwungen wären u. s. w.

Aetzmittel, oder eine Balggeschwulst vermittelst einer durch dieselbe gezogenen Haarschnur zu heilen wagen, ohne befürchten zu müssen, dafs sich der dadurch erzeugte Brand, die dadurch hervorgerufene Verschwärung auch auf die benachbarten Theile des Mutterorganismus verbreiteten, wenn nicht zwischen beiden, trotz der mechanischen unter ihnen obwaltenden Verbindung, doch eine organische Trennung bestände? Ohne diese wesentliche Eigenschaft des Krankheitsprozesses bleibt es geradezu unerklärlich, warum, wenn ein glühender Drath oder Troikar in einen Polypen oder eine Warze eingestochen werden, nur diese, nur jener, und ihrer Totalität nach absterben, aber nicht zugleich auch ihre Umgebungen. Giebt man aber auch die Individualität der Afterorganismen zu, so sage ich weiter, warum wird denn durch gewisse Krankheitsspecifica, z. B. durch Quecksilber, Schwefel, durch die China u. s. w. bei gehöriger Gebrauchsweise nur die entsprechende Krankheit, der man in diesen Fällen auch nicht ausnahmsweise Individualität zugesteht, die Syphilis, die Krätze, das Wechselfieber u. s. w. geheilt, d. h. vernichtet, und nicht zugleich auch das Organ oder System, in welchen jene Krankheiten wurzeln?

Warum werden denn nicht mit der Krankheit auch jene normalen Functionen zugleich abgeändert, auf welche diese Mittel doch auch einen specifischen Einflufs ausüben? und warum treten diese specifischen Wirkungen, die die Specifica morbi auf gesunde Organe und Functionen gleichfalls besitzen, gewöhnlich erst nach vertilgter Krankheit ein? Warum endlich werden durch die Hungerkur nur die Krankheitsprozesse, gegen die man sie mit Glück anwendet, zu Tode gehungert und nicht auch das normale Leben, dessen integrirende Theile sie sein sollen? Stellt man die Individualität des Krankheitsprozesses in Abrede, so weifs ich keine Antwort auf diese Fragen.

Endlich bleibt mir ohne dieselbe Voraussetzung es völlig unerklärlich, wie eine rein symptomatische Kur

unter gewissen Umständen doch eine Radicalheilung bewirken könne, ein von Praktikern oft beobachteter Fall! Ohne Individualität des Krankheitsprozesses läſst sich durchaus nicht begreifen, wie durch Vertilgung eines oder höchstens einiger wenigen Symptome des ganzen, die Krankheitsform bildenden Complexes völlige Heilung der Krankheit selbst bewerkstelligt werden könne. Leugnen wir dagegen die nothwendige Verbindung zur Einheit, in welcher die einzelnen Lebenserscheinungen des Krankheitsprozesses oder seine pathognomonischen Symptome zu einander stehen, das heiſst: dessen Individualität nicht ab; so ist die Sache völlig klar. Denn so wie wir auch normale Organismen durch Hemmung oder Vernichtung nur einer ihrer wesentlichen Lebensäuſserungen oder deren materieller Werkzeuge tödten können, z. B. den Baum, indem wir seinen Respirationsprozeſs durch fortgesetzte Entlaubung aufheben, das Thier, indem wir gleichfalls die Ausübung einer zur Fortsetzung seines Lebens unentbehrlichen Function unmöglich machen, wie das Verdauen, Athmen, Excerniren u. s. w., so wird auch nothwendig der Krankheitsprozeſs absterben müssen, wenn auch nur ein einziges seiner wesentlichen Symptome, d. h. seiner nothwendigen Lebensäuſserungen aufgehoben wird. Denn indem dadurch dieses sich aus dem Verbande mit den übrigen löset, so hört ihr Verein auf ein Ganzes zu sein, dessen Existenz eben so sehr von der Anwesenheit und Mitthätigkeit des Einzelnen abhängig ist, als dieses wiederum alle übrigen Glieder des Bundes bedingt, und auch hinwiederum durch sie bedingt wird.

Mit Stillschweigen will ich endlich die Vortheile übergehen (da ich diesem Gegenstande vielleicht schon zu viel Worte und Zeit gewidmet habe), welche diese Sonderung des Krankheitsprozesses von dem ihn beherbergenden Leben dem Arzte am Krankenbette gewährt. Indem er durch diese Ansicht geleitet in den Stand gesetzt wird, das Gewirre so höchst verschiedenartiger, oft sich widersprechender,

auf seine Sinne gleichzeitig eindringender Erscheinungen besser zu sichten und zu sondern, und deshalb auch auf seine wahren Quellen zurückzuführen, und indem ihm durch dieselbe das wahre Object und Ziel seines Wirkens mit viel mehr Bestimmtheit gezeigt wird, als wenn er den ganzen Kranken ohne jene im Geiste vorzunehmende Absonderung des eigentlichen Krankheitsprozesses zum Gegenstande seines Handelns macht; so muſs unstreitig mit dem klarern Ueberblick und der tieferen Einsicht in den ganzen Krankheitszustand, dasselbe auch bedeutend an Sicherheit gewinnen.

Welche nicht unbeträchtliche, aber für das ärztliche Kunstverfahren nur höchst ersprieſsliche Umänderung der allgemeinen Therapie endlich durch diese pathologische Ansicht bevorstehe, hoffe ich, verleibt mir Gott dazu die Kräfte, zu einer anderen Zeit, und zwar bald, durch die That zu beweisen.

Dies sind die Erläuterungen, die ich über meine Ansicht von der Individualität der Krankheit zu geben wünschte. Einsichtige mögen sie nun nach Darlegung aller für sie sprechenden Gründe nochmals prüfen. Ich erwarte ruhig das Resultat dieser Prüfung, sollte es auch gegen mich ausfallen. Denn mir liegt mehr daran, daſs das Wahre gefunden, als meine Meinung verbreitet und geltend gemacht werde.

II.

II.

Beobachtungen über den Indigo als Heilmittel der Epilepsie und anderer Krampfkrankheiten.

Von

Doctor Roth

in Mainz.

Die Menge der sogenannten antepileptischen Mittel, welche ihre Aufnahme in die Heilmittellehre mehr dem Zufall, als einer gediegenen Erfahrung verdanken, ist so außerordentlich groſs, daſs man sich durch Anpreisung einer neuen Arznei gegen die Epilepsie der Gefahr eines Tadels, und wohl gar einer gänzlichen Nichtbeachtung aussetzen dürfte. Diese fürchte ich um so mehr, da es die Aufrechthaltung der rationellen Heilkunde erheischt, dem Empirismus und dem Unwesen der Specifica durch Feststellung der physiologischen Beziehungen der Pathogenie zur Pharmacodynamik zu steuern. Indessen halte ich es für angemessen, die, obgleich nur empirisch darstellbaren Erfahrungen über den Indigo bekannt zu machen, weil die Resultate so glücklich ausgefallen sind, daſs das Mittel der höchsten Beachtung und einer allgemeineren Anwendung als bisher sehr werth ist. Nur alsdann wird es möglich werden, die therapeutische und pharmacodynamische Würdigung dieses Mittels zu bestimmen und obigem Vorwurfe zu entgehen. Bekannt geworden ist die Anwendung des Indigo's als Heilmittel durch einen Aufsatz des Prof. v. Lenhóssek in der Salzburger med. chir. Zeit. Jahrg. 1832, Beilage zu No. 87, in welchem derselbe erzählt, daſs der Professor v. Stahly in Ofen denselben zuerst, und mit Erfolg, gegen manche spastische Krankheitszustände, namentlich die Epilepsie angewandt, und

dafs der Sohn desselben in seiner Inaugural-Dissertation über Epilepsie, Ofen 1832, die günstigen Erfolge des Indigo's erwähnt habe. Gleichzeitig theilt der Professor v. Lenhóssek einige von ihm selbst gemachte Versuche mit, deren glückliche Resultate ihn den Wunsch äufsern lassen, es möchte doch der Indigo recht oft, und namentlich in gröfseren Krankenanstalten versucht werden. Darauf gedachte denn der Regimentsarzt Dr. Grofsheim in Berlin in der Med. Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preufsen, Jahrg. 1833. No. 51, des Aufsatzes von Lenhóssek, und theilte zugleich einen Fall mit, in welchem er mittelst des Indigo's eine epileptische Kranke, bei der schon sehr viele Mittel vergeblich angewandt waren, gänzlich geheilt hatte.

Diese Vorgänge waren die Veranlassung, dafs sich auch der Hr. Dr. Ideler, dirigirender Arzt der Abtheilung für Gemüths- und Krampfkranke der Königl. Charité zu Berlin, entschlofs, die Wirkung und Heilkraft des Indigo's bei den auf seiner Abtheilung vorhandenen Krampfkranken zu erproben. Die Versuche begannen im Anfange des Decembers 1833; später wandte auch der Prof. Wolff, dirigirender Arzt der Abtheilung für innerliche Kranke, den Indigo bei mehren spastisch Kranken an. Auf der Krampfstation leitete zunächst die Versuche der Hr. Stabsarzt Dr. Leinveber. Vom Februar, bis Ende Juli 1834 habe ich alle Patienten, welche den Indigo schon früher, vom Anfange an, und auch während der angegebenen Zeit gebraucht haben, genau beobachtet, und kann nach dem Zeugnisse der angeführten Herrn Aerzte sowohl über den Krankheitszustand der für die Anwendung des Indigo's bestimmten Kranken, wie über die Wirkung und den Erfolg dieses Mittels Auskunft ertheilen.

Auf die Bemerkung des Prof. v. Lenhóssek, dafs der Indigo nur bei denjenigen Epileptischen vortheilhafte, heilende Wirkungen hervorgebracht habe, deren Krankheit man (aus Mangel erkannter anderer Causalmomente) allein in

abnormer Sensibilität und Reaction des Nervensystemes suchen könne; wurden auch in der Charité anfangs nur dahin zu zählende Epileptische für die Anwendung des Indigo's bestimmt. Die Zahl derer aber, bei denen man wohl gern eine directe Behandlung der Krankheit einschlagen möchte, ist bei den Epileptischen nicht gering; da man einmal die Causalität dieser Krankheit wenig kennt, und dann bei denen, wo man dieselbe entdeckt zu haben glaubt, oft sehr wenig durch Verfolgung der Therapia causalis zu Stande bringt. In der Regel nämlich tritt dieselbe deshalb zu spät ein, weil die Patienten zu spät Aerzte zuziehen, und durch Verschleppung ihres Zustandes Gelegenheit geben, dafs sich die anfangs symptomatische Epilepsie in eine idiopathische umwandelt.

Dies zeigt sich am deutlichsten, wo man selbst durch Hebung der veranlassenden Ursachen, z. B. bei organischen Abnormitäten der Unterleibsorgane, die Epilepsie dennoch fortbestehen sieht. In dieser Schwierigkeit einer indicativen Behandlung der Epilepsie liegt auch der Grund der Entstehung einer so übergrofsen Menge sogenannter Antepileptica. Die gewöhnliche Behandlung der Epileptischen besteht darin, zuerst einen rationellen Weg gegen etwa entdeckte Ursächlichkeit zu versuchen, und wenn dies mifsglückt ist, das Heer der antepileptischen Mittel gradatim mit möglichster Berücksichtigung der constitutionellen und Vitalitätsverhältnisse durchzuproben.

Zu der Zeit, als der Indigo in Gebrauch genommen wurde, befanden sich in der Abtheilung für Krampfkranke sehr wenige Epileptische, deren Uebel, rücksichtlich seiner Entstehung und Unterhaltung auf bestimmt erkannte Ursachen zurückgeführt werden konnte. Bei den meisten unterschied sich der Krankheitszustand nur durch die Grade der Intensität der Vitalitätsäufserung des kranken Nervensystems. Bei allen mufste man den nächsten Sitz der Krankheit im Sensorium und Cerebral-Nervensysteme suchen. Bei keinem konnte man annehmen, dafs die Epi-

lepsie durch Vermittelung krankhafter Affectionen des Rückenmarkes bedingt wäre. Der gröfste Theil dieser Epileptischen war schon durch die ihrer Individualität entsprechenden relativ kräftigsten Mittel, und zwar meist ohne Erfolg behandelt worden. Man hielt es dennoch nicht für unrecht, noch ein neues Mittel bei vielen dieser Patienten in Anwendung zu bringen. So erhielten nun gleich anfangs mehre Epileptische den Indigo. Als die Wirkung desselben deutlich hervortrat, so traf man auch unter diesen eine Auswahl, indem man nach der Stärke der Reaction (welche unten näher beschrieben werden wird) entweder manche Patienten von dem Gebrauche des Indigo's ganz ausschlofs, oder denselben durch Regulirung der Dosen in Bezug auf Zeit und Quantität dem Patienten anpafste. Von den Epilepsieen, deren Entstehung und Unterhaltung auf organischen Abnormitäten beruhete, wozu namentlich nicht zu hebende krankhafte Einflüsse auf das Gehirn durch sehr bedeutende Contusionen des Kopfes, und unzertheilbare Indurationen, z. B. der Milz u. s. w. gehörten, wurden später ebenfalls einige für den Gebrauch des Indigo's gewählt. Auf diese Weise blieben von den Epileptischen, welche ich acht Monate lang Gelegenheit hatte in der Charité zu beobachten, nur sehr wenige von dem Gebrauche des Indigo's ausgeschlossen.

Das sich bis jetzt daraus ergebende Resultat stellt sich ungefähr so:

Der Indigo erzeugt bei den Epileptischen fast immer dieselben unmittelbaren Wirkungen; seine späteren Erfolge richten sich nach dem Vitalitätsgrade des Nervensystems der Epileptischen, nach der Art und Dauer der Epilepsie: sie sind vortheilhaft bei allen idiopathischen Epilepsieen, heilend bei denjenigen dieser Art, welche noch nicht sehr lange bestanden; bessernd (die Heftigkeit und Häufigkeit der Paroxysmen mildernd) bei sehr chronischen, idiopathischen Epilepsieen. Von den symptomatischen Epilepsieen

wurden nur wenige durch den Gebrauch des Indigo gebessert, keine geheilt.

Wirkung des Indigo's auf den Organismus.

Zuerst wandte der Prof. Ignat. v. Stahly den Indigo als Heilmittel innerlich an. Ihn soll dazu die Meinung, dafs die Hände kranker Färber, welche mit Indigo zu thun haben, durch diesen blau werden, gesunde Färber aber keine solche Veränderung ihrer Hände erleiden, veranlafst haben. Der Dr. v. Stahly wählte für seine ersten Versuche Nervenkrankheiten, vorzüglich spasmodische, und heilte mehre Epileptische durch innerliche Anwendung des Indigo's. Sein Sohn Dr. Georg v. Stahly machte diese Fälle in seiner Dissertation (De Epilepsia. Badae, 1832.) bekannt. Er sagt darin: «In den ersten Tagen nach der Anwendung des Indigo's leiden die Kranken an einer leichten Diarrhöe, die jedoch, sobald der Indigo begonnen hat, von den Verdauungsorganen leichter assimilirt zu werden, ohne Anwendung eines Gegenmittels, von selbst verschwindet. Selbst bei erhöheter Gabe, bis zu zwei Unzen, ist keine weitere Wirkung zu bemerken, als blaue Färbung des Schweifses und der Excremente.» — Ich gebe zu, dafs sich diese Angaben bei manchen Kranken bewähren, bei den meisten aber treten ganz andere Erscheinungen ein.

Fast bei allen Kranken, mit wenigen Ausnahmen, entsteht nach dem Indigo Würgen, und selbst Erbrechen. In dem Augenblicke, in welchem die Kranken das Mittel einnehmen, empfinden sie fast nichts, da der Indigo weder Geschmack, noch Geruch hat. Kurz darauf aber fühlen sie sich von einer lästigen Empfindung ergriffen, als verengere sich der Schlund, und glauben einen metallischen Geschmack auf der Zunge zu haben. Nach Verlauf einiger Stunden (auch wohl einer halben Stunde) entstehen häufige Vomituritionen, wobei viel Luftentwickelung

aus dem Magen statt findet. Bei einigen geben die Vomiturationen leicht, bei anderen schwer von statten, wenn sie auch alle dieselbe Dose genommen haben. Es scheint hieraus hervorzugehen, dafs diese Wirkung des Indigo's vorzüglich von der Constitution des Kranken und in in specie der Reizempfänglichkeit der Magennerven abhängt. Die weiblichen Personen verfallen leichter, als die männlichen, in Erbrechen. Höchst selten ist es, dafs nach dem Indigo kein Erbrechen erfolgt. In der Regel ist dieses anfangs anhaltend, und wenige Tage darauf fühlen sich die Kranken wohl. Gerade dieser Umstand macht bei der Anwendung des Indigo's Vorsicht und Auswahl nöthig; denn bisweilen ist das Erbrechen so anhaltend und heftig, dafs man dies Mittel aussetzen mufs. Wie lange Zeit die Kranken zum Erbrechen geneigt bleiben, läfst sich im Allgemeinen nicht festsetzen, indem einige drei bis vier Tage, andere weit länger bei anhaltendem Gebrauche des Indigo's zu brechen pflegen. Sehr selten ist es, dafs nicht nach einigen Tagen eine Intermission des Erbrechens einzutreten pflegt.

Ein sehr bemerkenswerther Umstand scheint mir der zu sein, dafs das Erbrechen und seine Zufälle nach dem Indigo in keiner Art denjenigen ähnlich sind, welche wirkliche Brechmittel erregen. Die Contraction der Bauchmuskeln und des Zwerchfells ist bei weitem nicht so heftig; die darauf folgende Dysphorie und Empfindung von Mattigkeit weit geringer. — Die durch das Erbrechen entleerten Contenta des Magens bieten weiter nichts Ungewöhnliches dar, als dafs sie sehr dunkelblau gefärbt sind. Bisweilen ist wenige Stunden nach dem Einnehmen des Indigo's die Flüssigkeit des Ausgebrochenen so innig mit dem Indigo vermischt, dafs derselbe ganz aufgelöst zu sein scheint. Man könnte hieraus schliefsen, dafs der Magensaft sehr viel zur Digestion des Indigo's beiträgt. Bis jetzt hat noch kein Kranker über unangenehmen Geschmack der ausgebrochenen Masse geklagt.

Die zweite Wirkung des Indigo's auf den Darmkanal ist Diarrhöe, welche gewöhnlich dann erfolgt, wenn das Erbrechen aufgehört hat, nämlich am dritten bis vierten Tage nach der Anwendung des Mittels. Gleichwie nicht alle Kranke nach dem Indigo brechen, eben so bleiben auch manche von der Diarrhöe verschont. Ich erinnere mich eines Kranken, welchem man, um ihm täglich Leibesöffnung zu verschaffen, neben dem Indigo noch ziemlich starke Laxiermittel reichen mufste. Doch dies ist selten nöthig. Bei den meisten pflegt drei-, vier-, sechsmal, nicht leicht öfter, an demselben Tage durch den Indigo Leibesöffnung zu erfolgen. Eine ganz bestimmte Regel ist die, dafs bei einmal eingetretener Diarrhöe dieselbe so lange fortdauert, als die Kranken Indigo nehmen; mögen sie auch dessen Gebrauch zwei, drei und mehre Monate fortsetzen. Auch wird sie dabei nicht leichter oder seltener, sondern nimmt noch allmählich zu. Die Stühle sind selten flüssig, in der Regel weich, halbflüssig und so dunkelblauschwarz, dafs sie gestofsener, mit Wasser angefeuchteter Holzkohle ähnlich sehen. Das Erbrechen und den Durchfall begleiten häufig Magen- und Darmkoliken, welche gewöhnlich mild, zuweilen doch auch so heftig sind, dafs man den Indigo aussetzen mufs. Ich habe mehrmals beobachtet, dafs die Kranken, welche vom Erbrechen verschont blieben, von stärkeren Kolikzufällen geplagt wurden. Durch die anhaltende Diarrhöe bildet sich eine Gastrose mit Appetitmangel, Druck und Schwindel des Kopfes, ja zuweilen Flimmern vor den Augen aus. Auch die Störung des Allgemeingefühls ist eine seltene Erscheinung.

Alle Kranke ohne Ausnahme, welche den Indigo gebraucht haben, liefsen einen eigenthümlich gefärbten Urin, nämlich von dunkelvioletter Farbe. Nach der Tageszeit der Absonderung veränderte sich die Farbe. Sie war am dunkelsten am Morgen, viel weniger dunkel am Abend. Auf die Quantität des Urins schien der Indigo keinen Ein-

flufs zu haben. Diese eigenthümliche Färbung des Urins brachte mich auf den Gedanken, denselben chemisch untersuchen zu lassen, um dadurch gewifs zu werden, ob etwa färbende Bestandtheile des Indigo's in dem Urine aufgelöst, und aus demselben wieder darstellbar wären. Der Hr. Prof. H. Rose hatte die Güte, durch den sehr geschickten Pharmaceuten Hrn. Hirschberg in Berlin eine bedeutende Quantität sehr stark gefärbten Urins von mit Indigo behandelten Patienten untersuchen zu lassen. Hr. Hirschberg ist der Meinung, dafs sich aus diesem Urin Indigo-Bestandtheile nicht darstellen lassen, weil jener stets sauer reagire, und also die chemische Untersuchung zu keinem Resultate führen könne. (?)

Dafs der Schweifs durch den Gebrauch des Indigo's blau gefärbt, oder überhaupt gefärbt wurde, habe ich nie gesehen. Noch mufs ich die auffallende Beobachtung mittheilen, dafs einige Patienten nach einem mehrwöchentlichen Gebrauche des Indigo's häufig in leichte Convulsionen verfielen, denen ähnlich, welche bei der Anwendung des Strychninum nitricum zu entstehen, und sich in leichten Zuckungen und Sehnenhüpfen zu äufsern pflegen.

Anwendungsformen und Dosen des Indigo's; Verbindungen desselben mit anderen Arzneien.

Anfangs nahmen die Kranken den im Handel vorkommenden, reinsten Indigo von Guatimala (Guatimala - flora von Indigofera disperma und Ind. argentea) in Pulverform; doch klagten dieselben bald über grofse Schwierigkeit, das Pulver, welches seiner Leichtigkeit wegen viel Raum einnimmt und stark anfträgt, hinabzuschlucken. Indem es nämlich hinter den Isthmus faucium gelangt, müssen sich die Constrictoren des Schlundes so gewaltsam zusammenziehen, dafs dadurch sehr leicht Krämpfe dieser Theile entstehen. Hieraus erklärt sich auch, warum bei Anwendung der Pulverform der Indigo weit mehr Erbrechen erregt, als bei einer anderen Anwendungsart. Es

kommt noch hinzu, daſs das Pulver des Indigo's sich sehr schwer mit dem Speichel mischt, und daher ein Theil desselben an den Zähnen und Weichtheilen der Mund- und Rachenhöhle hängen bleibt. Es nützt den Kranken auch nichts, Wasser nachzutrinken, oder eine andere Flüssigkeit, weil auch damit der Indigo sich nicht verbindet. Die angeführten Gründe veranlaſsten, statt der Pulverform, das Electuarium zu wählen. Wenn man nämlich einen Theil Indigo mit zwei Theilen Syrup und ein wenig Wasser mischt, so entsteht eine sehr gut zu nehmende Latwerge. Diese Form hat nur den Nachtheil, daſs sie die Diarrhöe, welche der Indigo stets erzeugt, vermehrt. Da jedoch die Kranken, besonders die weiblichen, die Latwerge lieber nehmen, und durch die vermehrte Diarrhöe das Erbrechen in gleichem Grade verringert wird, so scheint mir die Latwerge den Vorzug zu verdienen.

Um zu verhüten, daſs die Gastrose, welche das fortdauernde Erbrechen und der Durchfall nach und nach herbeiführen, die Digestion nicht zu sehr störe, und die Kräfte des Organismus schwäche, hielt man es für gut, dem Indigo diese Nachtheile beschränkende Corrigentia zuzusetzen. Man wählte dazu theils sogenannte Stomachica, *theils* gelind stopfende Mittel. Deshalb verband man mit dem Indigo stets den Pulvis aromaticus, und zuweilen Pulvis Doweri, die auch beide der beabsichtigten Wirkung entsprachen.

In Bezug auf die Dosen des Indigo's gilt im Allgemeinen folgende Regel: Man verschreibe einem jeden Kranken so viel vom Indigo, als er verträgt. Man fange mit Granen an, und steige auf Drachmen, ja eine und mehre Unzen täglich. Ich bin der Ueberzeugung, daſs ganz kleine Gaben des Indigo's auch ganz kleine, d. h. gar keine Wirkungen hervorbringen, und daſs es, um nicht die Kur zu sehr auszudehnen, gut ist, sogleich angemessene, d. h. ansehnliche Portionen gebrauchen zu lassen, sobald sie der Kranke verträgt. Es ist jedoch nöthig, mit der gesteiger-

ten Gabe des Indigo's in gleichem Grade auch die angeführten Corrigentia zu vermehren. Gewöhnlich verschrieben wir:

a) In Pulverform: ℞. Indici subtilissime pulverati ʒ ß
Pulveris aromatici Ph. B. gr. v.
Disp. dos. tal. X. S. Zwei, drei bis vier Pulver täglich zu nehmen;

oder: ℞. Indici subtilissime pulverati ℥ ß
Pulveris aromatici ʒ ß.
D. S. Drei bis vier Theelöffel voll täglich zu nehmen.

Einige nahmen täglich anfangs 10 Gran bis zu einem Scrupel, andere eine halbe Unze und noch mehr.

b) In Latwerge: ℞. Indici pulverati aquae guttis nonnullis subacti ℥ ß
Pulveris aromatici ʒ ß
Syrupi simplicis ℥ j

M. f. l. a. Elect. D. S. Den Tag über zu verbrauchen.

Viele verbrauchten auch das Doppelte und Vierfache den Tag über.

Einige Patienten nahmen drei und mehre Monate lang täglich eine halbe, eine ganze, auch wohl zwei Unzen.

Wirkungen des in der Charité zu Berlin gegen Epilepsie innerlich angewandten Indigo's.

Wie der Indigo wirke, und welcher Klasse von Heilmitteln er angehöre, ist schwer zu bestimmen. Die uns bekannten Bestandtheile des Indigo's: Ammonium, Ferrum oxydatum rubrum und einige Salze, sind theils in Bezug auf die ganze Summe der Indigo-Bestandtheile zu gering, als dafs sie die natürliche Familie von Heilmitteln, zu denen der Indigo zu zählen sei, andeuteten; theils erzeugt der Indigo bei den Patienten ganz andere Wirkungen im Organismus, als die sind, welche sonst jene Bestandtheile für sich hervorzubringen pflegen.

Ich möchte, und zwar aus diesem Grunde, annehmen, dafs die Wirkungen des Indigo's nur seinem eigentlichen Färbestoffe (dem reinen Indigo) zuzuschreiben sind. Berzelius nimmt folgende Bestandtheile im reducirten käuflichen Indigo an: Pflanzenschleim, Indigobraun, Indigoroth, einen rothen harzigen Bestandtheil nach Chevreul, und Indigoblau.

Es thut mir leid, die Richtigkeit meiner Meinung nicht durch die Erfahrung nachweisen zu können, da der reine Indigo so schwer darzustellen und so kostbar ist, dafs wir ihn in der Charité nicht anwenden konnten. —

Mit welchem Heilmittel haben die Wirkungen des Indigo's Aehnlichkeit? — Es läfst sich nicht leugnen, dafs der ganze Darmkanal, vorzüglich der Magen und die dünnen Därme, durch den Indigo bedeutend gereizt werden, so zwar, dafs nicht nur die peristaltische Bewegung vermehrt, sondern auch der Magen- und Darmsaft in gröfserer Menge abgesondert werden. Ich glaube, dafs dies beides durch den auf die Nerven des Darmkanals bewirkten Reiz vermittelt wird. Ob jedoch das Wirksame des Indigo's die Nerven unmittelbar, oder mittelbar, durch Einwirkung auf die Secretion der Schleimhäute und Schleimdrüsen des Darmkanals, irritirt, lasse ich dahin gestellt sein. In einiger Rücksicht ist die Wirkung des Indigo's der des Brechweinsteins ähnlich; doch greift er die Kräfte des Organismus weit weniger an, als der Brechweinstein.

Fast alle Kranke, welche den Indigo gebraucht haben, wurden anfangs nach dem Gebrauche desselben weit häufiger von den Krämpfen befallen, als vor demselben. Viele, welche mehre Wochen lang keinen Paroxysmus gehabt hatten, verfielen schon nach dem Genufs einiger Drachmen in so rasch auf einander folgende, so häufige Anfälle, dafs man den Indigo aussetzen mufste. Man liefs diese Kranken einige Tage den Gebrauch dieses Mittels aussetzen, und alsbald wiederholte sich dieselbe Erscheinung. Nur bei sehr wenigen war auch anfangs eine In-

termission zu bemerken. Alle im Anfange hervorgerufenen Anfälle waren weit kräftiger, aber von kürzerer Dauer, als die früheren, so daſs die Krämpfe heftiger, aber abgemessener, gewaltsamer und schneller verliefen. Aus diesem Grunde klagten auch die Patienten über gröſsere Abgeschlagenheit nach den Krämpfen, als früher. Auch das Stadium prodromorum und soporosum verliefen in kürzerer Zeit.

Diese Veränderungen und Abweichungen dauerten 1, 2, 3, ja 8 Wochen lang, je nachdem die Patienten kleinere oder gröſsere Gaben vom Indigo genommen hatten. Nach Verlauf dieser Zeiträume nahmen alle Symptome der Epilepsie nach und nach an Intensität und Dauer ab. Die einzelnen Anfälle wurden immer kürzer, milder und seltener, und verschwanden endlich ganz. Die letzten Anfälle bestanden nur noch in Erscheinungen, welche das Eintreten eines solchen anzukündigen pflegen, z. B. leichten Horripilationen und manchmal äuſserst geringen Zuckungen. Bei einigen Kranken bemerkte ich manche Eigenthümlichkeiten: einige z. B. pflegten im Stadium prodromorum zu singen, andere manche thörichte Handlungen zu verrichten; diese Zustände blieben aus, sobald durch den Indigo eine Erleichterung des Krankheitszustandes hervorgebracht war. Viele wurden in dem Zeitraume der Intermission von Convulsionen ergriffen, die in einem Augenblicke entstanden und wieder vergingen: auch von diesen sahen sich die Kranken von dem Indigo befreit.

Ich habe schon oben erwähnt, daſs bei allen denjenigen Patienten, bei denen wir die Heilkraft des Indigo's versuchten, die Epilepsie in dem Cerebral-Nervensysteme haftete, und wir keinen Fall hatten, in welchem krankhafte Affectionen des Rückenmarkes diese Krankheit bedingten. Bei einigen waren manche Störungen der Baucheingeweide nervöser und organischer Art als Causal-Momente der Fallsucht anzunehmen. Bei manchen lieſs sich dergleichen nicht entdecken. Bei allen diesen brachte der

Indigo gröfstentheils vortheilhafte Veränderungen im Krankheitszustande hervor. Diejenigen jedoch, welche durch den Indigo von der Epilepsie ganz geheilt wurden, litten alle an idiopathischer Epilepsie. Unter denen, die nur gebessert wurden, befanden sich idiopathisch und symptomatisch an der Epilepsie Erkrankte. In einem Falle machte eine, durch eine bedeutende Contusion des Kopfes entstandene Epilepsie, nach Anwendung des Indigo's ziemlich lange Intermissionen.

Ich bedaure sehr, dafs ich während meiner Anwesenheit in der Charité zu Berlin nur bei Epileptischen die Wirksamkeit des Indigo's habe beobachten können. Es scheint mir sehr bemerkenswerth, dafs ein Knabe von 16 Jahren, welcher seit 8 Jahren an Chorea St. Viti gelitten hatte, und dann epileptische Krämpfe bekam, durch einen sechswöchentlichen Gebrauch des Indigo's von allen Zufällen völlig geheilt wurde.

Die Zahl der von mir beobachteten mit Indigo behandelten Epileptischen beträgt 26. Von diesen wurden geheilt: 4 männliche und 5 weibliche; gebessert: 3 männliche und 8 weibliche; ungeheilt blieben: 4 männliche und 2 weibliche.

Es folgen hier einige Beobachtungen:

A. C., 22 Jahre alt, wurde am 6. Februar 1833 in das Charité-Krankenhaus aufgenommen. Er war von wohlhabenden Aeltern, von sehr zarter Constitution und einem so ausgeprägten nervösen Habitus, dafs man ihn auf den ersten Blick für einen Nervenkranken halten mufste. In seiner Jugend hatte er sich einem sehr liederlichen Lebenswandel, vorzüglich der Onanie ergeben, durch welche die Kräfte seines Körpers aufgerieben wurden. Es bildete sich hierdurch auch schon früh eine sehr perverse Nerventhätigkeit aus: eine sehr erhöhte Receptivität mit sehr geringer Reaction der Sensibilität. Mehre Krankheiten, denen der Kranke früher unterworfen war, hatten einen nervösen

Charakter, und erhöhten die durch den Lebenswandel schon herbeigeführte Anlage zu Nervenkrankheiten, die sich nicht bloſs in seinen körperlichen Functionen, sondern auch ganz vorzüglich in seinen geistigen Verrichtungen und Gemüthsäuſserungen ausspricht. Beide sind im höchsten Grade lebhaft, von kurzer Dauer und raschem Wechsel, die Symptome der Krankheit durchaus unbeständig und vielfältig, niemand verfällt leichter und rascher in Leidenschaftlichkeit, bei niemandem geht diese rascher in groſse Abspannung über, als bei unserm C., man mag die Bewegung der Muskeln, das Rollen der Augen, die Beweglichkeit und Schnelligkeit der Sprache betrachten, in allem gewahrt man eine enorme Agilität. Neben dieser ausgezeichneten Nervosität leidet der Kranke auch an einem bedeutenden Gefäſs-Erethismus, durch welchen bei der geringsten Aufregung Blut-Orgasmus entsteht. Da sich nun der Kranke fast immer in einem gereizten Zustande befindet, so leidet er auch fast beständig an Blutcongestionen. Bei diesem schon lange bestehenden Zustande gab eine sehr heftige Gemüthsbewegung die Gelegenheit zum Ausbruche tonischer und klonischer Krämpfe. Diese kehrten einige Tage nach diesem Vorfalle in heftigerem Grade wieder, und hinzugerufene Aerzte erklärten dieselben für epileptisch. Die Symptome der Anfälle sind sich nach der Erzählung des Kranken bis jetzt gleich geblieben; sie sind die der nervösen Epilepsie. Vorboten fehlen; allmählich treten die gewöhnlichen Stadien ein; alsdann erfolgt, wohl zu bemerken, ein Stadium maniacum, in welchem der Kranke bewuſstlos verschiedene thörichte Handlungen ausführt, von denen er nach der Wiederkehr des Bewuſstseins nichts weiſs. Der ganze Anfall dauert etwas über eine Viertelstunde. Nachdem diese epileptischen Anfälle ein Jahr lang, in unbestimmtem Typus, anfangs in jedem Monate mehremale, später an jedem Tage zwei- bis dreimal den Kranken befallen hatten, kam er zur Charité. Bei seiner Aufnahme benahm er sich so, daſs man ihn für geisteskrank

halten konnte; doch erklärte sich dies Betragen sehr bald aus seiner moralischen Versunkenheit, welche die Aerzte nöthigte, ihn oft durch Zwangsmaafsregeln zu einem vernünftigeren Betragen anzuhalten. Am Tage der Aufnahme hatte der Kranke zwei epileptische Anfälle. Plötzlich, ohne Vorboten, stellte sich Gliederrecken ein, der Kranke fiel nieder, verdrehte die Augen, knirschte mit den Zähnen, bekam vielen Schaum vor dem Munde, und verfiel in sehr heftige, auf einander folgende Krämpfe. Die der Willkühr unterworfenen Muskeln waren dabei weit mehr ergriffen, als die vegetativen. Kurz darauf, nach einigen tiefen Athemzügen, erfolgte ein kurz dauernder Sopor, und dann ein sehr langes Stadium maniacum. Der Kranke sprang plötzlich, wie wahnsinnig, aus dem Bette, lief wild umher und sprach, pfiff und sang. Nach einer Viertelstunde kehrte Bewufstsein und Ruhe zurück. — Es scheint mir bemerkenswerth, dafs die Abgeschlagenheit und Hinfälligkeit des Kranken keinesweges so grofs war, als man nach der Heftigkeit des Anfalles hätte erwarten sollen.

Der Kranke klagte damals über keine besonderen Leiden, deren sich auch bei einer genauen ärztlichen Untersuchung keine ergaben. Ein sehr aufgeregter Puls war bei ihm habituell.

Da sich durchaus keine fortwirkende Ursache der Epilepsie auffinden liefs, so glaubte man, vorzüglich auf das Nervensystem die Behandlung richten zu müssen. Man liefs den Kranken sechs Monate lang Nervina nehmen; doch führten diese zu keinem Resultate. Selbst die stärkeren Mittel: blausaurer Zink mit Valeriana und Artemisia, welche im August und September angewandt wurden, brachten weder in der Häufigkeit noch Heftigkeit der Anfälle eine Veränderung hervor. Ja sogar der Höllenstein zu $\frac{1}{16}$ Gran mehremale täglich den ganzen October und halben November über angewandt, vermochte nichts. Die Anfälle kehrten ohne typische Ordnung bald öfter, bald seltener, in jeder Woche und an jedem Tage wieder; nie-

mals dauerte die Intermission über sechs Tage. Das Stadium maniacum wurde sogar so heftig, dafs man den Kranken festhalten mufste, um die anderen mit ihm in demselben Zimmer befindlichen Kranken vor seinen Gewaltthätigkeiten zu schützen. Jetzt wurde nun der Indigo versucht. Der Kranke nahm am 3. December 1833 dreimal ½ Scrupel, und so die folgenden Tage bis zum 19ten. Im Anfange, am 5ten, 6ten, 8ten und 9ten Dec., nachdem leichte Vomituritionen, aber kein Erbrechen eingetreten war, stellten sich sehr häufige und sehr heftige Krämpfe ein, so zwar, dafs während des ganzen Tages fast keine Remission erfolgte. Darauf war in drei Tagen kein Anfall. Man vermehrte die Dosis des Indigo's, und setzte ihm ein Stomachicum zu.

Jetzt erhielt der Kranke, vom 18. December an, dreimal täglich eine halbe Drachme Indigo mit Pulvis aromaticus, worauf häufiges Erbrechen, ein mäfsiger Durchfall und ein gelinder Schweifs erfolgten. Der Kranke hatte stets die Empfindung, als würden in jedem Augenblicke Krämpfe eintreten, aber diese kamen nicht. Nur am 15ten stellte sich ein Paroxysmus ein, jedoch nur eigentlich die Vorboten davon, und der Kranke blieb von diesem Tage an bis jetzt (sieben Monate lang) gänzlich frei.

Die Wirkung des Mittels zu befestigen, fuhr der Kranke noch einige Zeit mit dem Gebrauche des Indigo's fort. Noch jetzt (im October 1834) befindet sich der Genesene vollkommen wohl, und ich bin völlig überzeugt, dafs ihn der Indigo allein von seinem traurigen Uebel befreit hat.

Fr. H., ein Schneider, 30 Jahre alt, von ziemlich robustem Körperbau, sanguinisch-phlegmatischem Temperamente, einem Habitus, welcher zwischen dem apoplectischen und phlegmatischen die Mitte hielt, schien weder in seinen geistigen und körperlichen Functionen, noch in seinem ganzen Aeufseren irgend eine Spur vorwaltender Nervosität darzubieten. Auch gewahrte man bei ihm keine Sym-

Symptome einer früheren oder noch etwa bestehenden Dyscrasie, wenn man nicht etwa von seiner grangelblichen Färbnng des Gesichtes nnd der Bindehaut des Anges auf Störungen in den Abdominalorganen, namentlich auf ein chronisches Leberleiden schliefsen wollte. — Er versicherte, sich in seinem Kindesalter im Allgemeinen wobl befunden zn haben; nur seien ihm in seinem siebenten Jahre die Maxillardrüsen häufig entzündet gewesen nnd unter abwechselndem Uebergange in Geschwüre endlich so stark angeschwollen, dafs man einen Theil der indnrirten Drüsen mit Hülfe des Messers habe entfernen müssen. Die Narben dieser Operation sieht man noch. Von dieser Zeit an zeigte sich kein skrofnlöses Symptom wieder, und der Kranke befand sich bis zum Beginne des Jünglingsalters vollkommen wohl. Als aber in dieser Zeit die Ernährung zu üppig wurde, und die Blutmenge zu sehr zunahm, wnrde er sehr oft von Congestionen belästigt. Dieser Zustand dauerte drei volle Jahre; dann aber trat ein heilsames Nasenbluten ein, das gewöhnlich im Herbst und Winter wiederkehrte, und ihn von seinen Beschwerden gänzlich befreite. Nachdem vor fünf Monaten das heilsame Nasenbluten unterdrückt worden war, traten alsbald auch die Congestionen nach dem Kopfe und der Brust in sehr hohem Grade wieder ein. Der Kopf war schwer, von dumpfem Schmerz und so heftigem Schwindel eingenommen, dafs der Kranke die Täuschung empfand, als bewegten sich alle Gegenstände im Kreise um ihn her, und er sogar bisweilen plötzlich sein Bewufstsein verlor. Nebst diesen Symptomen bestanden gleichzeitig noch mehre andere, welche auf gestörte Hirnfunction hindenteten. Bald darauf begannen auch der Darmkanal und die übrigen Eingeweide des Unterleibes zu leiden. Der Kranke klagte beständig über Abneigung und Ekel vor Speisen und hartnäckige Leibesverstopfung. Nachdem diese Beschwerden einige Monate lang bestanden und die Hirnfunctionen in hohem Grade gestört hatten, brachen plötzlich, ohne

alle Gelegenheitsursachen, epileptische Krämpfe aus. Den ersten Anfall hatte der Kranke im December 1833, den zweiten vierzehn Tage darauf; später erfolgten häufigere Aufälle, so dafs er in der Zeit, als er zu uns kam, dreimal täglich von epileptischen Krämpfen befallen wurde.

Am 21. Februar wurde der Kranke in die Charité aufgenommen. Er bot damals alle schon genannten Symptome dar. Die Eingenommenheit des Kopfes charakterisirte sich mehr als eine nervöse, als eine von Congestionen entstandene. Sein Puls war etwas unterdrückt und frequent, seine Respiration langsam und erschwert; seine Zunge mit einem weifsgelblichen Ueberzuge belegt; sein Stuhlgang träge; der Appetit gering, der Durst nicht sehr vermehrt. Die Bewegungen des Körpers und die Sprache waren sehr matt.

Die Kur begann mit Blutentziehungen und Ableitungen vom Kopfe. Der Kranke erhielt innerlich Glaubersalz mit Brechweinstein; allein obgleich sich durch diese Behandlung das Allgemeinbefinden etwas gebessert hatte, so traten doch in zwei aufeinander folgenden Tagen drei epileptische Anfälle ein, welche sich von den bisherigen durch eine so grofse Heftigkeit unterschieden, dafs sich der Kranke Verletzungen seiner Glieder zufügte. Auch dauerten diese Anfälle länger, und verursachten eine sehr grofse Aufregung im Gefäfssystem. Auch die Abmattung und Zerschlagenheit der Glieder war sehr grofs.

Die antiphlogistische und resolvirende Behandlung wurden zwei Wochen lang fortgesetzt, und dadurch die Congestionsbeschwerden gänzlich gehoben; trotz dem kehrten die epileptischen Anfälle, obwohl etwas seltener, wieder. Man liefs nun dem Kranken etwas Ruhe, unterstützte seine Verdauungskraft, und schritt zur Anwendung des Indigo. Er nahm am 25. Februar: ℞ Indici pulverati ℥ ß, Pulveris aromatici ʒ ß. D. S. dreimal täglich 1 Theelöffel, wiederholt am 4. März. Anfangs vertrug H. dies neue Mittel recht gut, er bekam weder Vomituritionen noch Erbrechen, behielt auch seinen normalen Appetit. Am 28. Februar

trat ein neuer epileptischer Krampfanfall ein, von den früheren durch kürzere Dauer und vorzüglich dadurch verschieden, dafs ihm Gliederrecken und leichte Convulsionen als Vorboten vorausgingen. Am 6. März wurde verordnet: ℞ Indici pulverati ℥j, Pulveris aromatici ʒj., Syrupi communis ℥ß. D. S. während des Tages zu verbrauchen. Sobald der Kranke den Indigo in dieser Latwerge genommen hatte, verminderte sich sein Appetit; er bekam einen widrigen Geschmack; sein Leib wurde nach und nach aufgetrieben; es entstanden krampfhafte Kolikschmerzen, und endlich Durchfall. Die Excremente waren sehr schwarz, der Urin sehr dunkelbraun. Die Zeichen dieser vom Indigo entstandenen Gastrose verschwanden bald darauf wieder, mit Ausnahme der Diarrhöe, welche indefs, obgleich der Kranke an einem Tage sieben- bis achtmal Stuhlgang hatte, weder die Ernährung behinderte, noch die Kräfte herabsetzte. Aus diesem Grunde fuhr man mit der Anwendung des Indigo's nicht allein fort, sondern vermehrte auch noch dessen Gabe, so dafs der Kranke täglich eine Unze erhielt. Dabei stellten sich oft leichte Convulsionen, und zwar in kurzen Intervallen ein, welche hauptsächlich die oberen Extremitäten befielen. Ich glaube, dafs diese directe Wirkung auf das Nervensystem allein dem Indigo zugeschrieben werden mufs, da bei unserem Kranken alle Ursachen, welche die Convulsionen hätten erregen können, gänzlich beseitigt waren. Gegen die Blutüberfüllung des Gehirns sprach auch der Puls des Kranken, und der gänzliche Mangel anderer Symptome, welche mit dergleichen Zufällen gleichzeitig zu bestehen pflegen, wie z. B. Flimmern vor den Augen, Ohrensausen u. s. w.

Am 31. März hatte der Kranke den letzten Anfall von seinen Convulsionen, und blieb von da an von allen spasmodischen Zufällen gänzlich verschont. — Sehr bemerkenswerth ist, dafs das Nasenbluten, durch dessen Unterdrückung die Epilepsie bedingt sein sollte, im Mai und Juni, ohne weiteres Zuthun, wiederkehrte.

Im April, Mai und Juni fuhr H. noch mit dem Gebrauche des Indigo fort, indem er bald geringere, bald gröfsere Dosen desselben nahm, und mitunter ein Stomachicum erhielt. Dann setzte er das Mittel gänzlich aus, und konnte als völlig genesen entlassen werden.

III.

Principles and Illustrations of morbid Anatomy; adapted to the elements of M. Andral, and to the Cyclopaedia of practical medicine, being a complete series of coloured lithographic drawings, from originals by the author; with descriptions and summary allusions to cases, symptoms, treatment, etc. designed to constitute an appendix to works on the practice of physic, and to facilitate the study of **morbid anatomy in connexion with symptoms.** By **J. Hope,** M. D., F. R. S., physician to the St. Mary-le-Bone Infirmary, etc. London, printed for Whittaker et Co. 1834. 8. (Erster Theil: IV u. 305 S. Zweiter Theil, mit 48 colorirten Steindrucktafeln, und XCV S. Erklärung derselben. Preis 5 Ls. oder 36 Thlr.)

Wie alle Disciplinen, die sich auf empirische Wahrnehmung gründen, hat die pathologische Anatomie in der neuesten Zeit aufserordentliche Fortschritte gemacht. Befreit von den Fesseln der Einseitigkeit und einer schwerfälligen Methode, ist sie eine der schönsten Zierden unserer Heilkunde geworden, und hat die lebendige Erkenntnifs der Krankheiten mächtig gefördert, seitdem sie sich den lebendigen Erscheinungen mehr angeschlossen, als sie

früher gewohnt war. Wohl könnte man ihr den Vorwurf machen, dafs sie sich vorgedrängt, und das Gleichgewicht in der Bearbeitung des Ganzen gestört habe. Wenn aber der Eifer für sie alle anderen in sich begründeten Bestrebungen überwog, so trifft dieser Vorwurf weniger sie, als manche ihrer Bearbeiter, die in hergebrachter Weise einem Extrem — für diesmal dem Extrem des Empirismus — gehuldigt haben. Schien es doch zuweilen, als wären die Krankheiten nur der pathologischen Anatomie wegen da, als sollte die Pathologie diesen nur als ein nothdürftiger Commentar dienen. Wenn man indessen dieses noch fortdauernde Bestreben als eine Uebergangsperiode betrachtet, welche in der Entwickelung der Medicin nicht fehlen durfte, so sieht man leicht, dafs es mit dem Vorwalten des Empirismus so viel nicht auf sich hat. Eine Einseitigkeit, die es mit concreten Dingen zu thun hat, kann keinen erheblichen Nachtheil bringen, und die Zeit kann nicht ausbleiben, wo man im Besitze eines grofsen Gebietes von Thatsachen, das sie erobert, begreifen wird, dafs noch mehr zu erforschen ist, als was man mit Händen greift und mit myopischem Blick erkennt. Nie kann der Materialismus das Princip einer Wissenschaft werden, in der es auch auf den Geist ankommt!

Das vorliegende pathologisch-anatomische Werk von Hope, dem Verf. eines Buches über die Herzkrankheiten [1]), in dem die anatomische Richtung vorwaltet, nimmt unter den vorzüglichsten der neuern Litteratur eine würdige Stelle ein. Es recapitulirt die wichtigsten Forschungen und bestätigt sie mit neuen Thatsachen, so dafs kaum irgend ein bedeutender Fortschritt der pathologischen Anatomie unbeachtet geblieben ist, und in der bequemsten Form eines Handbuches versinnlicht es dem Praktiker die Gegenstände so, dafs dieser nicht gezwungen ist, in die künstlichen Formen eines neuen Systemes einzugehen, son-

1) Vergl. Bd. XXVI. H. 3. S. 313. 1833. Juli. d. A.

dern mit Berücksichtigung der bekannten, sehr einfachen Eintheilungen Andral's [1]), in den Stand gesetzt wird, den Kreis seiner, gleichviel wie erworbenen Kenntnisse unter des Verf. Anleitung bedeutend zu erweitern, und in diesem einen treuen Begleiter an das Krankenbett wie in das Studierzimmer findet. Die Anordnung des Ganzen ist die nach den Organen, ohne Zweifel die leichteste und natürlichste, und hier werden denn wieder die Abweichungen der einfachen Gewebe durchgegangen. Die Präparate hat der Verf. selbst angefertigt, zum Theil in England, zum Theil in Frankreich, und die Zeichnungen in den ersten Stunden nach der Section entworfen und colorirt, und was seinem Buche einen vorzüglichen Werth giebt, er hat in den Beschreibungen der Tafeln die vorausgegangenen Krankheiten mit kurzen, aber treffenden Zügen charakterisirt, so dafs eben hierdurch der von ihm vorgetragenen pathologischen Anatomie der Todtengeruch benommen wird, den sie in so manchen früheren Werken athmete. Die Abbildungen, 260 an der Zahl, sind so naturgetreu und instructiv, als ein vorzüglicher Steindruck sie nur liefern konnte, vielleicht hier und da zu glänzend colorirt, was denn aber um so weniger auf sich hat, da Werke dieser Art zu eigenen Untersuchungen auffordern, und das Einzelne danach leicht berichtigt werden kann. Absolut vollkommene Kunstwerke ist es weder billig für einen erschwinglichen Preis zu verlangen, noch sind diese zum pathologisch-anatomischen Studium nothwendig.

Betrachten wir jetzt den Inhalt des Werkes näher. Die Krankheiten der Respirationsorgane bilden das erste abgeschlossene Ganze, und in zwei gesonderten Abtheilungen betrachtet der Verf. die krankhaften Veränderungen des Lungenparenchyms und der Luftwege.

---

1) S. die Rec. von dessen Grundrifs der pathologischen Anatomie, übers. v. Becker, Bd. XIX. H. 3. S. 333. 1831. März.

Nach einer kurzen Einleitung über den Bau der Lungen nach Andral, der die Preisschrift von Sömmerring und Reifseisen benutzt hat, und dem daraus sich ergebenden Entwurf, demzufolge die pathologisch-anatomischen Veränderungen der Lungen in Störungen des Kreislaufes, der Ernährung und der Absonderung zerfallen (die Unterabtheilungen sind ganz nach Andral), wendet sich der Verf. (Kap. 2.) sogleich zur acuten Lungenentzündung. Hier setzt er denn nun das Bekannte billiger Weise voraus, und führt seine Leser, einer sehr gedrungenen Schreibart sich bedienend, mitten in das Gebiet der materiellen Veränderungen ein, abwechselnd mit Bezugnahme auf die Vorgänge während des Lebens, und mit Vorlegung ausgewählter Präparate, deren Abbildungen als sehr gelungen anerkannt werden müssen. So kommen denn zuvörderst die drei Grade der Lungenentzündung zur Sprache, und zwar 1) die Anfüllung (engorgement, einen englischen Ausdruck hat der Verf. nicht finden können), 2) die Verleberung (hépatisation), und 3) die Eiterinfiltration (infiltration purulente). Auch die Betrachtung des Lungenbrandes ist hier angeschlossen, und dieser an einem seltenen Präparate versinnlicht, in dem alle drei Grade der Lungenentzündung sich mit diesem vereint finden. Alle drei Entzündungsgrade sind durch Durchschnitte versinnlicht, und geflissentlich hat der Verf. Präparate von verschiedener Farbe ausgewählt, die bekanntlich von der Färbung und Dichtigkeit der Lungen im gesunden Zustande abhängt. An dem Präparat mit Lungenbrand sind die drei von einander geschiedenen Stadien der Knotenbildung, der Zerfliefsung und der Entleerung nicht zu erkennen. Bei der Seltenheit des Uebels lassen sich indessen instructive Präparate in der nöthigen Verschiedenheit nicht leicht zur Stelle schaffen. Das hier abgebildete betrifft einen secundären Zustand bei einem jungen Engländer, der sechs Wochen früher von einer Pleuroperipneumonie befallen, nicht wieder besser geworden war. Erst

nach dieser Zeit entwickelten sich die Erscheinungen des Lungenbrandes, an dem der Kranke vierzehn Tage später starb. Der Verf. ist geneigt, diesen interessanten Fall von nicht umschriebenem Lungenbrand für eine Folge acuter Lungenentzündung zu halten, was wohl, in Betracht des angedeuteten Verlaufes, offenbar mit Unrecht geschieht. Im vierten Kapitel kommt der Lungenbrand ausschließlich zur Sprache. Die Erfahrung des Verf. hierüber ist verhältnifsmäfsig sehr reich, und die Beschreibung der abgebildeten Präparate, des erwähnten sowohl, wie zweier anderen von umschriebenem Brand, sehr klar und lehrreich. Der eine Fall gehört zu denen, wo durch Abstofsung des Brandigen und Wiederanfüllung der entstandenen Höhle die Heilung möglich ist. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an Balling's lehrreiche Abhandlung über die Lungenerweichung, in diesen Annalen [1]). —

Nächstdem wird die Lungenentzündung nach ihrer verschiedenen Verbreitung über gröfsere Lungenlappen, über abgesonderte Läppchen und in ihrer Beschränkung auf die Luftzellen versinnlicht. Auch hier ist wieder die Auswahl der abgebildeten Präparate sehr zu loben, und was der Verf. über die gleichmäfsige oder ungleichmäfsige Verbreitung der Entzündung sagt, der neuern Erfahrung durchaus angemessen. Seinen Beobachtungen zufolge kann eine Lunge ganz, und die andere zur Hälfte durch Entzündung der Respiration entzogen werden, bevor der Kranke erstickt. Das Präparat zur Versinnlichung der Luftzellenentzündung ist von einem dreijährigen, am Keuchhusten verstorbenen Kinde. Bei Kindern ist überhaupt die auf einzelne Lungenläppchen beschränkte, so wie die Entzündung der Luftzellen häufiger, als bei Erwachsenen, und wird oft durch Keuchhusten erregt. Die bei dieser Entzündung vorkommenden kleinen Verhärtungen von der Gröfse eines Stecknadelkopfes bis zu der einer Erbse ist

1) Bd. XVI. H. 3. S. 257. 1830. März.

der Verf. nicht geneigt, mit Laennec und Louis für Tubercula miliaria zu halten, sondern er erklärt sich ihr Zustandekommen mit Andral so, daſs zuerst die Wände der Luftzellen injicirt werden, dann anschwellen, aber noch ihre rothe Farbe behalten, hierauf diese verlieren und grau werden, während zugleich die Geschwulst zunimmt, und nun die Granulation dadurch vollständig wird, daſs die Luftzellen zugleich oblitterirt werden. Zuweilen erweitern, zuweilen verengern sie sich, verschwären, und sondern in ihre Höhlen Eiter oder Tuberkelmasse ab. Schon Bayle wollte diese eigenthümliche Veränderung der Lungensubstanz von der Tuberkelbildung getrennt wissen, die Wahrheit scheint indessen in der Mitte zu liegen, indem hier noch verschiedene Zustände angenommen werden müssen. Ausführlicher wird dieser Gegenstand in dem fünften Kapitel, über die chronische Lungenentzündung erörtert, wo von der Lungenverhärtung oder harten Verleberung (indurated hepatization), als einem eigenthümlichen Folgezustand derselben, der bei der acuten Entzündung nicht vorkommt, die Rede ist. Hier sind wieder einige sehr instructive Präparate von ganz verschiedener (gelber, rother, eisengrauer, bräunlicher und schwarzer) Färbung abgebildet, deren Entstehung aus der Gegenwart von Blut oder blauer und schwarzer Lungenmaterie nachgewiesen wird. Die schwarze, halbknorpelige Verhärtung kommt sehr häufig in der Nähe alter Tuberkeln oder brandiger Aushöhlungen vor, und scheint zuweilen mehr die Ursache, als die Wirkung von Tuberkeln zu sein, indem vereinzelte kleine Tuberkeln in verhärteten Stellen von groſser Ausdehnung zerstreut gefunden werden, so daſs sie offenbar nicht die Verhärtung veranlaſst haben konnten. Die dunkele Verhärtung ist nicht häufig, die gelbe und rothe aber sind äuſserst selten.

Das dritte Kapitel über Lungenabscesse, ist nicht eben reichhaltig. Laennec's Erfahrungen wiederholt der Verf. mit wenigen Worten, ohne über die Eiterung

nach Lungenentzündung Neues hinzuzufügen, und spricht dann über die Lungenabscesse nach großen chirurgischen Operationen, die zugleich mit Abscessen in anderen Theilen, besonders der Leber, häufig genug vorkommen. Der Venenentzündung erwähnt er kaum im Vorbeigehen, wiewohl diese der wichtigste Krankheitsprozefs ist, auf den hier Rücksicht zu nehmen gewesen wäre. Zwei abgebildete Präparate sind von untergeordnetem Werthe, und müfsten sich bei genauer Nachforschung in den Hospitälern mit besseren ersetzen lassen. Der ganze Gegenstand, über den Arnott viel lehrreicher ist [1]), könnte durch vergleichende Versuche an Thieren nicht wenig aufgehellt werden, da man weifs, dafs nach Eitereinspritzungen in die Venen kleine Abscesse in den Lungen und in anderen Theilen in großer Menge entstehen. — Eben so wenig gehört auch ein Abschnitt über die Brustfellentzündung zu den ausgezeichneten dieses Werkes, denn was der Verf. über die Veränderungen der Pleura durch dieselbe sagt, so wie über die Bildung der Pseudomembranen, die krankhafte serös-lymphatische Absonderung in der acuten und chronischen Pleuritis, ist aus Andral und vielen anderen schon hinreichend bekannt, und Neues wird nicht hinzugefügt, auch werden keine besonderen Abbildungen geliefert. Eine der gehaltreichsten neueren Arbeiten über chronische Pleuritis ist die des für die Wissenschaft leider allzu früh verstorbenen Dr. Becker in der medicinischen Zeitung des Vereins für Heilkunde, 1834. Nr. 22. 23., auf die wir bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen wollen.

In dem siebenten Kapitel, über die Lungenschwindsucht, sind die Ergebnisse neuerer Untersuchungen zu dem hinzugethan, was wir bereits durch Laennec, Bayle u. a. von den Tuberkeln wissen. Nach Laennec war es allgemein angenommen, dafs die Tuberkeln durch Intussusception zunehmen. Indessen meint der Verf.,

---

1) Vergl. Bd. XVIII. H. 1. S. 67. 1830. Sept. d. A.

wäre eine solche Zunahme nur bei einem lebenden, organisirten Theile möglich, welche Eigenschaft dem Tuberkel nicht zukomme. Das Wachsthum desselben wäre daher nur, wie bei einem unorganischen Körper, durch Juxtaposition möglich, und er sucht dies durch Erörterung einiger gut gewählten Präparate zu erweisen, in denen die Tuberkelmasse ganze Läppchen einnimmt, und von rothen oder röthlichen Zwischenwänden, den Resten des Lungengewebes, in abgesonderte Parthieen geschieden wird. Diese Zwischenwände verschwinden endlich, wenn die Ablagerung der Tuberkelmasse einen gewissen Grad erreicht, und sie sind es, in denen man zuweilen Gefäſschen in ausgebildeten Tuberkeln gefunden hat. Eins von den hierher gehörigen Präparaten (Fig. 23.) versinnlicht Laennec's vollendete gelbe tuberculöse Infiltration, und ein groſser Theil der Angaben dieses Forschers hierüber kann ebenfalls hierher gezogen werden. Der Verf. erklärt sich die Sache so, daſs in den Stellen, wo Tuberkelsecretion begonnen hat, jedes lebendige Theilchen seine natürliche Exhalation aufgiebt, und aus dem Blute Partikelchen von Tuberkelmasse absondert, welche, zu den schon abgesonderten hinzugefügt, die Zunahme des Tuberkels bewirken, so daſs also jeder Tuberkel als infiltrirt zu betrachten wäre. Ref. sieht indessen nicht ein, wie dadurch Laennec's Annahme von Intussusception aufgehoben wird. Allerdings darf man sich darunter keine selbstständige, intussuscipirende Thätigkeit, die von dem Innern des Tuberkels selbst ausginge, vorstellen, wenn indessen in dem Tuberculum miliare der Kern einmal gegeben ist, so hat es durchaus nichts gegen sich, in dem Umfange desselben eine fortwährende tuberculöse Absonderung von Seiten der erkrankten Gefäſsenden anzunehmen, deren Resultat das Gewebe aller umliegenden Theile vernichtet und dem Tuberkel einverleibt. Dieser Prozeſs ist aber in der Form, wenn auch nicht im Wesen, von Laennec's Infiltration gewiſs verschieden. Schwerlich aber möchte es der Verf. nach dem,

was wir von dieser letzten wissen, und was auch seine eigenen Präparate augenscheinlich bestätigen, beweisen können, daſs alle Tuberkeln zu Anfang rund sind, und nur durch die Gestalt der Lungenläppchen, welche sie ausfüllen, so wie andere äuſsere Umstände, ihre Umrisse erhalten. Daſs die erwähnten Zwischenwände nach und nach durch Druck verschwinden, ist eine mechanische Ansicht, die bei dem sonst überall hervortretenden rühmlichen Streben des Verf., die Lebensvorgänge im Auge zu behalten, allerdings auffällt.

Die Verkalkung (cretaceous induration) und die Erweichung sind bekanntlich die Ausgänge der Tuberkelbildung. Ueber beide verbreitet sich der Verf. in seiner trefflichen Weise sehr lehrreich. In mehren Präparaten wird die Verkalkung mehr oder minder fortgeschritten versinnlicht, und in Hinsicht der Färbung, so wie der begleitenden organischen Veränderungen, ist hier wieder für eine instructive Verschiedenartigkeit gesorgt.

In Betreff der Erweichung billigt der Verf. Lombard's [1]) Annahme, daſs dieselbe in einer Zertheilung und Auflösung des Tuberkels durch Eiterung erfolge, und diese durch Entzündung der umgebenden Theile zu Stande komme. Warum beginnt sie aber, wenigstens bei groſsen Tuberkeln, von innen? Dies ist eine Thatsache, die dadurch, daſs kleine Tuberkeln zuweilen von auſsen erweicht werden, durchaus nicht beseitigt werden kann, und jener Annahme geradehin widerstreitet. Mindestens wären dann doch verschiedene Arten der Erweichung aufzustellen gewesen, unter denen vielleicht die von Lombard angenommene sich als die seltenere erweisen würde. Die Anatomie der Tuberkelhöhlen wird sehr ausführlich und genau dargestellt, wir wüſsten jedoch keine Ansicht des Verf.

---

1) eines Arztes in Genf, mit dem er viele pathologisch-anatomische Untersuchungen gemeinschaftlich geführt hat.

auszuheben, die sich von denen Laennec's und Andral's wesentlich unterschiede. Die Abbildungen sind leider hier weniger deutlich, als bei anderen Gegenständen, indessen bedürfte man, um dergleichen Dinge ganz anschaulich zu machen, vollendeter Kunstwerke, die bei der Häufigkeit von Sectionen Schwindsüchtiger um so überflüssiger sein würden.

Ueber die Verheilung der Tuberkelhöhlen haben wir schon vor längerer Zeit Andral's überaus schätzbare Erfahrungen mitgetheilt [1]). Der Verf. liefert hierüber die Abbildungen einiger seltenen Präparate. Besonders interessant ist Fig. 31., wo die Umwandlung der Wand einer pommeranzengrofsen Tuberkelhöhle in eine zarte gesunde, theilweise mit Faserstoff bedeckte Schleimhaut vollkommen gelungen war; der Krankbeitsfall wird in der Erklärung der Kupfertafeln mitgetheilt. Ein Fall von Andral's vollkommenster Vernarbung durch Agglutination der Wände ist dem Verf. nicht vorgekommen; die faserknorpelige Ausfüllung ist gewöhnlicher, und es finden sich davon hier mehre Beispiele, wie denn auch der Verf. die verschiedenen Zustände von Degeneration der Lungensubstanz in der Nachbarschaft der Tuberkelhöhlen, gröfstentheils nach Laennec und Andral, ganz vollständig erörtert. In Rücksicht der accessorischen Entzündung und aller sonst zu beachtenden Verhältnisse der Tuberkelbildung finden wir ihn auf dem Wege, den die besten Beobachter vorgezeichnet haben.

Zur Erläuterung des Lungenschlages (Kap. 8.) sind zwei anschauliche Präparate abgebildet, das eine betrifft den Lungenschlag durch Exhalation, das andere durch Zerreifsung. Bei jenem tritt das Blut in die Lungenzellen und Luftröhrenenden aus, und erscheint nach dem Tode, je nach der verschiedenen Zeit seiner Stagnation, mehr oder minder schwarz in den angefüllten, der Luft undurch-

1) Bd. IV. H. 4. S. 521. 1826. April. d. A.

gängigen Theilen, und von den Scheidewänden der Lungenläppchen gewöhnlich scharf begränzt. Mit der Zeit wird es braun oder gelblich. Zerreißung des Lungenparenchyms erfolgt bei gröſserem Andrang, und die gebildeten Höhlen finden sich dann mit geronnenem Blute ausgefüllt, dessen Gegenwart in der Nähe der Pleura wohl auch Entzündung derselben veranlaſst, wie dies hier in einer Abbildung dargestellt wird. Ueber den begleitenden oder nicht begleitenden Bluthusten, der in geringeren Graden aus den Luftröhren, nicht aber aus den Luftzellen erfolgt, und dann mit Lungenschlag nichts zu thun hat, bemerkt der Verf. das Bekannte; weniger bekannt ist es aber, daſs nach seiner reichen Erfahrung die häufigste Ursache des Lungenschlages organische Herzkrankheiten sind, besonders Hypertrophie des rechten Ventrikels mit Contraction der Valvula mitralis.

Das Lungenempbysem (Kap. 9.) zerfällt in das der Luftzellen (vesicular E.) und das des Zellgewebes zwischen den Lungenläppchen (interlobular E.). Von beiden hat der Verf. die anatomischen Charaktere sehr genügend entwickelt, so daſs Laennec's Darstellungen dieses Uebels dadurch nicht wenig erläutert werden. Die Merkmale der ersten Art fallen schon bei der Oeffnung der Brust leicht in die Augen: die Lunge hebt sich, ist elastischer, weniger leicht zusammenzudrücken, auch weniger knisternd und beträchtlich leichter, als im gesunden Zustande. Die ausgedehnten Luftzellen können durch Vereinigung mehrer die Gröſse von Erbsen oder Kirschkernen erreichen, ja es können auf diese Weise selbst groſse Höhlen, die ganze Läppchen einnehmen und die Zwischenwände durchbrechen, gebildet werden; auch ragen zuweilen Blasen, nach der Basis enger werdend, über die Lungenoberfläche hervor. Hypertrophie, Atrophie und übermäſsige Ausdehnung der Luftzellen sind die häufigsten Ursachen dieses Zustandes, der aber gewiſs nicht, wie der Verf. behauptet, in einem ursächlichen Verhältniſs zum Asthma steht, sondern wohl

in den meisten Fällen von diesem erst hervorgerufen wird. Die zweite, seltenere Art von Lungenemphysem hat der Verf. so ausgebildet gesehen, daſs das Zellgewebe der Zwischenwände sich auf fünf bis sechs Linien, ja selbst bis auf einen Zoll ausgedehnt hatte. Ein gut gewähltes Präparat (Fig. 38.) macht diesen Zustand anschaulich.

Ueber den Markschwamm der Lungen (Kap. 10.) haben sich in neuerer Zeit die Erfahrungen gehäuft; schon Laennec's Darstellungen und Unterscheidungen hellten die damals noch sehr dunkele Erkenntniſs dieses Uebels auf, und die Leser erinnern sich, was seitdem in Deutschland für die Anatomie desselben geleistet worden ist. Der Verf. bleibt bei Laennec's ganz zweckmäſsiger Eintheilung (Markschwamm mit einer Kapsel, ohne Hülle, und im Zustande der Infiltration in das Parenchym) stehen, und bildet ein sehr vollständiges Präparat von Lungenmarkschwamm ab, an dem er den Bau und die Stadien des Verlaufes desselben lehrreich erläutert. Von der Melanose (Kap. 11.) spricht der Verf. sehr ausführlich, ohne jedoch von den Früheren irgend abzuweichen. Die Präparate geben keine ganz vollständige Uebersicht über die verschiedenen Formen derselben, in welcher Rücksicht es wohl ganz zweckmäſsig gewesen wäre, von irgend einem glaubwürdigen Beobachter, z. B. von Fawdington [1]), eine und die andere Abbildung zu entlehnen, denn alles bekommt auch der Erfahrenste nicht zu sehen. Ganz kürzlich ist auch (Kap. 12.) Laennec's schwarze Lungenmaterie erwähnt, die derselbe im weichen, schwarzgefärbten Lungengewebe annimmt, während er die schwarze Färbung mit Verhärtung melanotisch nennt. Diesen Unterschied hat bekanntlich Andral mit überzeugenden Gründen umgestoſsen, denen der Verf. beipflichtet. — Das Oedem der Lungen, die Verknöcherung ohne Tuberkelbildung und die Hydatiden in denselben kom-

1) Vergl. Bd. X. H. 2. S. 210. 1828. Februar. d. A.

men zum Schlofs (Kap. 13. 14.) noch ganz kurz zur Sprache.

In der zweiten, ungleich kürzeren Abtheilung, welche nur ein Kapitel über die Bronchitis enthält, sind die Krankheiten der Luftwege ziemlich cursorisch abgehandelt, und der Verf. bezieht sich nur auf eine geringere Anzahl von Präparaten, welche Entzündungszustände, Verschwärungen und Erweiterungen der Bronchien darstellen. Mehr hätte hier offenbar geleistet werden können, wenn der Verf. seinen Fleifs gleichmäfsiger hätte walten lassen. Für eine vollständige Uebersicht der pathologischen Anatomie der Luftwege kann dieser Abschnitt gewifs nicht gelten. Indessen giebt der Verf. nur was er selbst gesehen und untersucht hat, und in der ganzen Darstellung finden sich viele Beweise seiner empirischen Tüchtigkeit.

Ausführlicher ist der Abschnitt über die Herzkrankheiten, vor den übrigen jedoch nicht so vorwaltend, wie man bei einem Monographen über dieselben vermuthen könnte. Nach Aufstellung der Andralschen Eintheilungen (Kap. 1.) wird zuerst die Herzbeutelentzündung (Kap. 2.) an einigen, die nöthige Verschiedenheit darbietenden Präparaten durchgegangen. Röthe, Ausschwitzung von plastischer Lymphe und Ergufs von Flüssigkeit bilden ihre anatomischen Merkmale, nach denen der Vertrag angeordnet ist. Bei der Herzentzündung (Kap. 3.) findet der Verf. Gelegenheit, einiges über die Röthe der inneren Haut als Merkmal stattgefundener Entzündung beizubringen, worüber er sich viel ausführlicher in seinem Handbuche über die Herzkrankheiten verbreitet. Sie kann, mit den nöthigen Einschränkungen, als eine sichere Spur der Entzündung durchaus nicht streitig gemacht werden, nur wäre zu wünschen, dafs wir eine bessere pathologisch-anatomische Kenntnifs vom Scorbut besäfsen, der Färbungen dieser Art, ohne und mit Entzündung, gewifs sehr häufig veranlafst; überhaupt hat man wohl bei dieser Unter-

tersuchung auf die Charaktere der vorausgegangenen Krankheiten noch zu wenig Rücksicht genommen. Jedenfalls bleibt hier noch eine grofse Lücke auszufüllen, was dem Verf. nicht mehr gelungen ist, als seinen französischen Vorgängern. Allgemeine Herzentzündung mit Eitererguſs in das Muskelgewebe hat Hope nicht gesehen, sondern beschränkt sich darauf, den schon in seinem Handbuche angeführten Fall von Latham kürzlich zu beschreiben. Indessen ist die Muskelentzündung des Herzens ohne Eitererguſs in das Gewebe hinreichend constatirt. Ihre Merkmale sind dunkele Röthe, zuweilen ein zimmtfarbenes oder rehfarbenes Ansehn mit Erweichung und Zerreiblichkeit der Muskelsubstanz, während die stattgefundene Entzündung der inneren Haut sich durch dunkele oder lebhafte Röthe verräth, mit krankhafter Zerreiſsbarkeit und Erweichung der Haut, die nur locker auf dem Muskelgewebe aufliegt. — Mit der Erweichung der Herzsubstanz beschäftigt sich der Verf. noch besonders, geht aber zu leicht über ihre Ursachen hinweg, die noch aufser der Entzündung statt finden. Er unterscheidet eine Erweichung mit rother, und eine mit gelblicher Farbe, die nach cacheclischen Zuständen angetroffen worden ist, ganz wie in seinem Handbuche, giebt einige erläuternde Abbildungen, und verfehlt nicht auf Andral zu verweisen, der sich über diesen noch dunkelen Gegenstand ausführlich, wenn auch in seiner Weise ein wenig theoretisch vernehmen läſst. — Die Abscefsbildung in der Herzsubstanz erläutert eine ganz interessante Abbildung aus der Leiche eines an Masern mit hinzugetretener Herzbeutelentzündung verstorbenen Kindes. Eiterablagerungen im Herzen nach der Aufnahme von Eiter in den Kreislauf werden nur kurz erwähnt, eben so die Verschwärungen, die Durchlöcherung, der ganz zweifelhafte Brand, die Verhärtung und die Blutlosigkeit des Herzens (Fig. 55.), mit Beziehungen auf die Schriftsteller, die das Beste darüber mitgetheilt haben.

Ueber Hypertrophie und Atrophie des Herzens (Kap. 4.) erfahren wir das Bekannte, doch versäumt der Verf. nicht, interessante pathologische Beziehungen herauszuheben. Dafs das weibliche Geschlecht im Durchschnitt mit kleineren Herzen versehen ist, als das männliche, ist anerkannt, und vielleicht die Ursache der häufigeren Ohnmacht bei dem ersten. Hier und bei den folgenden organischen Herzkrankheiten waren nur wenige Abbildungen erforderlich, doch werden sie der Vollständigkeit wegen durchgegangen. So (Kap. 5.) die Erweiterung des Herzens und die partielle Ausdehnung oder das wahre Aneurysma desselben, wozu die Abbildung einer eigrofsen, ganz verknöcherten Auftreibung dieser Art (Fig. 67.) geliefert ist. Ferner (Kap. 6.) die krankhaften Ansammlungen von Fett, die Verknorpelungen, Verknöcherungen und die tuberculösen, scirrhösen und markschwammigen Entartungen der Muskelsubstanz, worüber in den neueren Schriften oft und ausführlich die Rede gewesen ist. Zu den Krankheiten und Entartungen der Klappen und Mündungen (Kap. 7.) sind einige ganz interessante Abbildungen geliefert worden. Der Verf. betrachtet die Hypertrophie des Fasergewebes der Klappen, die steatomatösen Ablagerungen, die Verknorpelung, die Verknöcherung und die Auswüchse der Klappen, gröfstentheils mit Beziehungen auf Andral und auf Mason Good's Encyclopädie, welche in England als ein Fundamentalwerk betrachtet wird. Den Beschlufs machen (Kap. 8. 9.) einige sehr kurze Bemerkungen über Wasserblasen und Hydatiden und über angeborene Mifsbildungen des Herzens, die auch nur wieder blofse Beziehungen auf andere Werke enthalten, und füglich hätten wegbleiben können. Empfehlenswerth würde es sein, bei dem Studium dieses Abschnittes des Verf. Werk über die Herzkrankheiten zur Hand zu nehmen, um einige magere Kapitel zu vervollständigen und eine lebendigere Uebersicht des Ganzen zu gewinnen.

Der folgende Abschnitt enthält die Krankheiten der Leber, welche in zwei Abtheilungen zerfallen, je nachdem sie im Parenchym derselben oder in den Gallengängen ihren Sitz haben. Nach der allgemeinen Anordnung, die wieder, wie im ganzen Werke, von Andral entlehnt ist, wendet sich der Verf. zur anatomischen Darstellung des Leberparenchyms (Kap. 2.), wo denn besonders der Unterschied der röthlichen Substanz, die vorzugsweise die Haargefäfse empfängt, vor der weifsen oder gelblichen hervorgehoben wird, die der Gallenabsonderung dient. An einigen Präparaten wird das Verhältnifs dieser beiden Substanzen, vorzüglich im krankhaften Zustande der Hypertrophie der weifsen anschaulich gemacht, nicht ohne Andeutung der noch obwaltenden Dunkelheiten in der Physiologie der Leber, vorzüglich in Betreff der Gallenabsonderung aus der Pfortader oder der Leberarterie, worauf wir um so weniger eingehen wollen, da der Verf. nicht im Stande gewesen ist, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Die Hypertrophie der weifsen Substanz, die sogenannte Muscatnufs-Leber (nutmeg liver) wird nach ihren anatomischen Merkmalen (Kap. 3.) sehr genügend beschrieben, die Rücksicht auf den lebenden Zustand aber bleibt nur eine untergeordnete, indem der Verf. nur anführt, diese mit Erweichung oder Verhärtung und fast immer mit gröfserer Zerreifsbarkeit verbundene Entartung, sei häufig bei Branntweintrinkern und bei Hindernissen des Blutdurchganges durch das rechte Herz; sie bringe durch Zusammendrückung der rothen Substanz oft Wassersucht hervor, und weil dabei die Gallenabsonderung ungestört sein könne, so wäre daraus zu vermuthen, dafs diese von einer natürlichen Blutmenge in der Pfortader unabhängig sei. Laennec's Ansicht, dafs diese Entartung der erste Grund der Entwickelung eines eigenthümlichen, von ihm Cirrhosis genannten Gewebes sei, wird mit guten Gründen beseitigt.

Hope vermuthet, dafs die Hypertrophie der weifsen

Substanz häufig die Grundlage eben dieser Cirrhosis sei, über welche er im vierten Kapitel noch ausführlichere Untersuchungen anstellt. Es kommt diese Degeneration bei den Schriftstellern unter sehr verschiedenen Namen vor (the granulated, tuberculated, lobulated, mammellated liver), und die Art ihres Zustandekommens, so wie selbst der Bau der so veränderten Leber war immer noch sehr streitig, weshalb denn der Verf. zuerst eine Uebersicht der abweichenden Meinungen verschiedener Aerzte giebt, und vor allen Andral beipflichtet, der von einem eigenthümlichen, von Laennec angenommenen krankhaften Gewebe nichts wissen wollte. Durch eine Reihe von Abbildungen verschiedenen Colorits wird zuvörderst versinnlicht, was bei dieser Entartung Gegenstand der äußern Wahrnehmung sein kann; dann stellt der Verf. eigene Untersuchungen über dieselbe an, die bei entsprechender Vervielfältigung der Gesichtspunkte, und besonders durch Betrachtung der Entwickelungszustände der körnigen Degeneration der Leber am Ende das Resultat ergeben, daſs dieselbe nicht durch bloſse Hypertrophie der weiſsen Substanz, sondern durch eine interstitielle Ablagerung innerhalb der letzten, mit krankhafter Absonderung zu Stande komme. Ob das Abgelagerte eine Art accidentelles Gewebe sei, oder nicht, wagt er indessen nicht zu entscheiden, es scheint ihm jedoch mehr von einer Veränderung in der Form, als von einer Veränderung in dem Wesen der Secretion herzurühren, da die Granulationen in Rücksicht des Baues wie der Function der weiſsen Substanz analog bleiben, und nur ein höherer Grad von Dichtigkeit den Unterschied zu machen scheint. Diese Anologie weist er denn an den Präparaten ganz überzeugend nach, und so scheint die ganze Frage von der pathologisch-anatomischen Seite ihrer Entscheidung um einen Schritt näher gerückt zu sein. Die Diagnose des Uebels im Leben liegt freilich noch ganz im Dunkeln, wie bei den meisten organischen Leberkrankheiten.

Dem fünften Kapitel, über den Markschwamm der Leber (cancerous tubera), sind lehrreiche Abbildungen in großer Zahl beigegeben. Baillie nennt dies Uebel large white tubercle und reddish tumours, Farre Tubera circumscripta et diffusa. Cruveilhier spricht viel darüber, und ist der Meinung, daſs von 20 Fällen innerer Markschwammbildung, die Allgemeinleiden verursacht, 19 auf die Leber kommen. Auch sonst ist es hinreichend bekannt, daſs dies immer tödtliche Uebel eine groſse Affinität zur Leber hat. Form, Gröſse, Zahl, Lage, Bau und Consistenz der in Rede stehenden Geschwülste geben dem Verf. die Gesichtspunkte seiner mit groſsem Fleiſse durchgeführten Untersuchung. Den von Cruveilhier nach der Consistenz angenommenen Unterschied der scirrhösen von den markschwammigen Geschwülsten, der von anderen nur durch die Annahme von Crudität und Erweichung bezeichnet wird, hält er für verwerflich, weil jene in diese übergehen, vermeidet dabei absichtlich die gebräuchlichen Namen von Markschwamm, Scirrhus u. s. w., durchgängig nur bemüht, die Gegenstände so zu beschreiben, wie er sie gefunden hat, und stellt endlich als das Resultat seiner Forschungen heraus, 1) daſs jene Geschwülste durch Infiltration cancröser Masse in die Acini (weiſse Substanz) der Leber entstehen; 2) daſs diese Masse wesentlich von derselben Beschaffenheit in den harten sowohl wie in den weichen Geschwülsten ist, indem die Härte nur für eine Folge chronischer, mit trägem und spärlichem Erguſs der Materie verbundener Verhärtung des Zellgewebes anzusehen sei, und die Weichheit in den entgegengesetzten Bedingungen ihren Grund habe; 3) daſs die Beobachtung von Fällen und die Analogie mit traumatischen Abscessen es nicht unwahrscheinlich machen, daſs die Krankheit in der Pfortader beginnt; 4) daſs welche Geschwülste mit einer stärkeren krebshaften (cancerous, d. h. markschwammigen) Diathese verbunden sind, und davon die Schnelligkeit in ihrer Entwickelung, so wie die Entstehung von Geschwül-

sten derselben Art in anderen Theilen abhängt. Was noch zum Schluſs über die Symptome dieses Uebels, die Ursachen desselben und die Behandlung gesagt wird, ist kaum der Rede werth, und hätte füglich wegbleiben können.

Die nun folgende Untersuchung (Kap. 6.) über Leberabscesse nach groſsen Operationen, Verwundungen, Venenentzündungen im Uterus und in den Schenkeln, Abscessen in anderen Theilen u. s. w. ist wieder sehr gehaltreich, und ganz geeignet, die hierüber obwaltenden Streitfragen ihrer Entscheidung näher zu bringen. Die gelieferte Abbildung von Eiterablagerungen in der Leber in Folge eines groſsen chronischen Abscesses in der Blasengegend gehört demselben Falle an, den wir oben bei den Lungenkrankheiten (Kap. 3.) erwähnt haben, und zeigt auf eine sehr anschauliche Weise, wie diese Ablagerungen dem Bau der Leber so ganz entsprechen. Eine genaue Beschreibung davon, so weit sie das Anatomische betrifft (die Darstellung des Krankheitsfalles läſst vieles zu wünschen übrig), ist in der Erklärung der Abbildungen enthalten. Hier beschäftigt sich der Verf. hauptsächlich mit der Theorie dieser Art Eiterablagerungen, wo er denn auf die wichtigsten Ansichten der Schriftsteller eingeht, mit denen er unbekannt gewesen zu sein versichert, als er denselben Gegenstand bei den Lungenkrankheiten ausarbeitete. Er bezieht sich auf die Versuche mit Eiter- und Quecksilbereinspritzungen bei Thieren, und unterschreibt die Ansicht von Blandin, Dance und Cruveilhier, daſs secundäre Abscesse in Eingeweiden die Folgen von umschriebener Entzündung in denselben sind, diese durch Ablagerung von Eiterpartikelchen hervorgerufen wird, und hierbei die Phlebitis als der Fundamentalprozeſs zu betrachten ist.

Die Anatomie der Leberentzündung (Kap. 7.) hat der Verf. wahrscheinlich wegen Mangel an geeigneten Fällen, nur sehr kurz und ganz im Allgemeinen abgehandelt, was um so mehr auffallen muſs, da die englischen Aerzte unstreitig die meiste Erfahrung über diese Krankheit haben.

Aus irgend einem Werke über Krankheiten in den Tropenländern hätte sich das Nöthige über diese wichtige Krankheit leicht beibringen lassen. Abbildungen fehlen. Auch nur im Vorbeigehen wird von dem Congestionszustande der Leber gesprochen, welcher der chronischen Leberentzündung ähnliche Symptome hervorbringen soll (Kap. 8.), und eine Abbildung von Extravasat in das Leberparenchym gegeben. Was über die Hypertrophie, die Atrophie, die Verhärtung und die Erweichung der Leber (Kap. 9.) gesagt wird, bezieht sich gröfstentheils auf die schon durchgegangenen Degenerationen. Wichtig ist die Abbildung (Fip. 112.) des sehr seltenen hypertrophischen Zustandes der rothen Substanz. Im Uebrigen kommt hier nur Bekanntes vor, so wie in den folgenden Artikeln über die Fett- und Gallenfettanhäufung (Kap. 10.), die Melanose (Kap. 11.) und die Wasserblasen und Hydatiden der Leber (Kap. 12.). Die Abbildung einer von Fett durchdrungenen Menschenleber (Fig. 107.) versinnlicht den Zustand, den man bei den Gänsen durch das Mästen hervorzubringen pflegt. Die zuweilen vorkommenden isolirten Fettablagerungen bedurften keiner Abbildung. Ein Leberstück mit ziemlich grofsen Wasserblasen findet sich Fig. 108.; Hydatidensäcke sind schon oft genug abgebildet worden.

Die zweite Abtheilung, über die Krankheiten der Gallenwege, ist sehr aphoristisch, man könnte wohl behaupten, etwas mager ausgefallen. Man findet hier nur das schon oft Abgehandelte. Gewifs hätten aber die Gallensteine eine genauere Beachtung erfordert, als welcher sie der Verf. hier gewürdigt hat, denn die Diagnose der verschiedenartigen Leiden, die sie veranlassen, steht keinesweges so fest, um als bekannt vorausgesetzt werden zu können; auch ist durchaus nicht immer die Entzündung der Schleimhaut der Gallenblase als veranlassende Ursache der Gallensteinzufälle zu betrachten, zu welcher Annahme der Verf. geneigt ist. Was derselbe sonst noch Eigenes

giebt, gehört zu dem längst Bekannten, um so mehr aber sind Cruveilhier's durch eine gute Abbildung erläuterten Angaben über die Bildung von Gallenbehältern innerhalb der Lebersubstanz zu beachten.

Die Krankheiten des Magen und Darmkanals boten nach den zahlreichen und gediegenen Vorarbeiten der letzten zwanzig Jahre einen überaus reichhaltigen Stoff für die bildliche Darstellung, und der Verf. verdient reichlichen Dank für die sehr gelungene Bearbeitung seiner nicht leichten Aufgabe. Hätte eine solche Arbeit, wie die vorliegende, vor oder mit dem Broussaisschen System erscheinen können, so hätten wir schwerlich die Uebertreibungen desselben erlebt; die Entwickelung der Medicin brachte es indessen so mit sich, daſs eben dieses System durch seine Extreme gründlichere Untersuchungen veranlassen, und durch diese die Erkenntniſs der Krankheiten mächtig fördern muſste. Zuerst kommt die Andral'sche Uebersicht, dann wendet sich der Verf. zur Blutüberfüllung (Hyperaemia) des Darmkanals, beschreibt hier dessen natürliche Farbe, und dann die von Krankheit unabhängige Blutüberfüllung desselben, nämlich die durch die Verdauung bewirkte, die von Hinderungen des Blutrückflusses herrührende, und die nach dem Tode durch Senkung des Blutes und Decomposition eintretende, wozu um so weniger Abbildungen nothwendig waren, da dieser Gegenstand in anderen Schriften schon oft zur Sprache gekommen ist, am besten namentlich bei Billard [1]), dessen vortreffliche Tabelle über die Merkmale der congestiven und entzündlichen Röthe des Darmkanals verschiedener Beziehungen wegen hier eine Stelle gefunden hat. — Bei der krankhaften Blutüberfüllung wird zuerst die entzündliche Röthe sehr umsichtig abgehandelt, an einem abgebildeten Magen eines an Arsenikvergiftung Verstorbenen die gradweise verschiedene Intensität der Ent-

1) Vergl. Bd. VI. H. 1. S. 40. 1826 Sept. d. A.

zündung gezeigt, und an vorzüglichen Abbildungen eine Uebersicht der einzelnen Arten von Röthung gegeben, deren Benennungen ziemlich allgemein angenommen sind, namentlich 1) der rothen Verästelung (ramiform injection), 2) der Haargefäfsinjection (capilliform injection), 3) der Röthe in Flecken (rednefs in patches), 4) der verfliefsenden Röthe (diffuse rednefs), 5) der punktirten Röthe (speckled rednefs), und 6) der streifigen Röthe (streaky rednefs), eine seltene Art, die auf den Rändern der Schleimhautfalten des Magens, so wie der Kerkring'schen Klappen vorkommt. Die Berücksichtigung der krankhaften Zustände während des Lebens läfst hier manches zu wünschen übrig, was durch eigene Beobachtung und das Studium anderer Schriften zu ersetzen sein möchte, indessen kann doch diese Abhandlung um so mehr als ein guter Leitfaden benutzt werden, als die beigegebenen Abbildungen an Zartheit und Richtigkeit die meisten von anderen Schriftstellern gelieferten weit hinter sich zurücklassen. — Die Blutüberfüllungen der Darmzotten und der Schleimhöhlen werden noch als besondere Varietäten der Röthung des Darmkanals an einigen vorzüglich gelungenen Abbildungen anschaulich gemacht, indem der Verf. sich durchweg auf Andral bezieht, und zum Schlufs kommen noch die braune, die graue oder Schiefer- (slate colour) und die schwarze Farbe in Erwägung, wo denn nur wieder die Annahmen von Andral und Billard bestätigt werden. So vollständig und lobenswerth, was das Concrete betrifft, diese Darstellung ist, so hätte sie doch durch Angabe der Beziehungen auf die Krankheitsformen lebendiger werden können.

Das dritte Kapitel enthält Untersuchungen über die Erweichung des Darmkanals, wo denn der Verf., mit gründlicher Kenntnifs des über diesen schwierigen Gegenstand Vorhandenen das Thatsächliche und Concrete wiederum mit musterhafter Klarheit auseinandersetzt. Nach Billard theilt er zuerst das Nöthige über die natürliche

Consistenz der Darmschleimhaut mit, spricht dann von der Erweichung durch Fäulnifs, welche in der Regel erst vom zehnten Tage an erfolgt, und ferner von der Auflösung der Magenhäute durch den Magensaft, wo sich nach den Beobachtungen und Versuchen der bekannten Schriftsteller folgende Ergebnisse herausstellen: 1) die Lebenskraft des Magens schützt denselben gegen die auflösende Kraft des Magensaftes; 2) wenn diese erloschen ist, so kann der Magen durch den Magensaft erweicht und durchlöchert werden; 3) diese Auflösung findet im höchsten Grade statt, wenn der Magensaft in gröfster Vollkommenheit und Menge abgesondert worden ist, wie namentlich bei gesunden Thieren, die während der Verdauung plötzlich getödtet worden sind; 4) wenn der Tod durch Krankheit und allmählich erfolgt, so äufsert der Magensaft, wahrscheinlich wegen zu geringer Menge oder schlechter Beschaffenheit, seine auflösende Kraft nur in einem sehr geringen Grade, oder gar nicht; 5) Mangel an Nervenkraft disponirt den Magen wahrscheinlich während des Lebens zur Auflösung durch den Magensaft. — Zu der krankhaften Schleimhauterweichung sind einige vorzüglich gut colorirte Abbildungen gegeben, und was hier über den Antheil der Entzündung an diesem Prozesse nach den vorhandenen Erfahrungen sich ermitteln läfst, hat der Verf. sehr beifallswürdig dargestellt. Die nicht entzündlichen Erweichungen aber ist es ihm nicht gelungen mehr aufzuhellen, als dies von seinen Vorgängern geschehen ist. Die Symptome der recht häufigen Schleimhauterweichung alter Leute werden nach Andral angegeben; noch besser und lebendiger hat sie indessen Nagel in seiner trefflichen Schrift über das Entkräftungsfieber der alten Leute dargestellt, die wir unseren Lesern hierbei ins Gedächtnifs zurückrufen wollen [1]). Zur Erweichung aller Magen- und Darmhäute, die der Verf. blofs

1) S. Bd. XVI. H. 1. S. 68. 1830 Januar d. A.

im Allgemeinen nach Cruveilhîer abbhandelt, sind keine Abbildnngen geliefert worden.

Bei der Verschwärnng des Darmkanals (Kap. 4.) war es erforderlich, zuvörderst eine Ansicht des gesunden Zustandes der Darmschleimdrüsen zu geben. Hier hohlt der Verf. bei Brunner und Peyer aus, liefert wiederum vorzügliche Abbildungen, nnd führt die Untersnehung, die Alterszustände sorgsam erwägend, bis auf die neueste Zeit, in der die Cholera die über diesen Gegenstand obwaltenden Streitigkeiten zum Abschlufs gebracht hat. Hierauf handelt er von der entzündlichen Vergröfserung der Darmschleimdrüsen, der Brunnerschen sowohl wie der Peyerschen, die Entzündung in die einfache und die specifische eintheilend. Ref. erinnert sich nicht, irgendwo eine bessere und durch deutlichere Abbildungen versinnlichte Darstellung dieses oft besprochenen Gegenstandes gelesen zu haben, die mehr geeignet wäre, den vielen Krankbeitsformen zur Erläuterung zu dienen, in welchen Entzündungen dieser Art vorkommen. Besonders lobenswerth ist es, dafs der Verf. die Entzündung der Darmschleimdrüsen in ihren verschiedenen Stadien und Graden darstellt, woraus sich die Bedingungen ihres Ueberganges in Verschwärung und chronische Hypertrophie leicht ergeben, die so oft die Veranlassung bedenklicher Durchfälle wird. Besondere Aufmerksamkeit hat er überdies den so verschiedenen Zuständen der Mündungen der Drüsen gewidmet, die, wenn sie erweitert waren, so oft zur Annahme von nicht vorhandener Verschwärung verleitet haben. Die Verengerung, die Erweiterung und die verschiedenen Färbungen der Mündungen sind sehr gut dargestellt, und die Präparate sind alle von Leichen am Typhus oder mit Durchfällen Verstorbener entnommen. Ueber die gleichzeitige Affection der Gekrösdrüsen sagt der Verf. mit einigen Worten das Bekannte, und burkundet seine Freiheit von Vorurtheilen, die hier so oft hinderlich gewesen sind, dadurch, dafs er die Dothinenteritis keinesweges als eine

nothwendige Begleiterin des Typhus gelten läfst. Zwei Abbildungen entzündeter Peyerscher, noch nicht in Verschwärung übergegangener Drüsen sind besonders interessant, wenn wir aus dem wohlgeordneten und reichhaltigen Ganzen Einzelnes herausnehmen sollen. Was über specifische Entzündung gesagt wird, bezieht sich auf scrofulösen und tuberculösen Zustand, wobei die fehlenden Abbildungen doch sehr wünschenswerth gewesen sein würden.

Nach diesen Erörterungen wendet sich nun der Verf. zu den Verschwärungen selbst, indem er wieder die von einfacher acuter Eetzündung herrührenden von denen unterscheidet, welche von chronischer specifischer Entzündung verursacht werden. Die Uebergänge von der Entzündung zur Verschwärung, das verschiedene Ansehn der Geschwüre nach ihren Stadien, ihrer Ausbreitung, Tiefe, Localität, Färbung u. s. w., alles dies erläutert der Verf. mit grofser Umsicht, und durchweg das Wesentliche aus dem Unwesentlichen heraushebend; denn gewifs ist es, dafs hier bei weitem mehr Varietäten, als eigentliche Arten vorkommen. Die Entzündung und Vereiterung der Gekrösdrüsen kommt hier ausführlicher zur Sprache, als bei der Schleimdrüsenentzündung, und wird an einigen Abbildungen anschaulich gemacht, wo zugleich die tuberculösen und von Entzündung begleiteten geschwürigen Degenerationen jener Drüsen damit verglichen werden können, welche die chronischen Verschwärungen begleiten. Sehr genau wird aber der Unterschied der chronischen. specifischen Geschwüre von den einfachen acuten, im Typhus vorkommenden nachgewiesen, und indem sich der Verf. auf Billard's allgemeine Erfahrungssätze über beide Arten von Verschwärung bezieht, geht er zu den Geschwüren über, die als häufige Begleiter der Schwindsucht, von tuberculöser Ablagerung in dem Zellgewebe zwischen Schleim- und Muskelhaut herrühren. Die hierzu beigegebene Abbildung läfst nichts zu wünschen übrig, und kaum war es bei unserer gegen-

wärtigen Kenntnifs der Schwindsucht nöthig zu bemerken, dafs die Darmverschwärungen in derselben durchaus nicht immer tuberculöser Natur sind, sondern bei weitem häufiger von chronischer Entzündung der Schleimdrüsen herrühren. — Die Geschwüre von umschriebener Erweichung der Schleimhaut werden mit ihren leicht in die Augen fallenden Charakteren an einem seltenen Präparate dargestellt, in dem die Erweichung offenbar entzündlichen Ursprungs war. Da diese Geschwüre so oft den Tod durch Perforation herbeiführen, so macht der Verf. darauf aufmerksam, dafs sie eben so wie die Tuberkelerweichungen in der Pleura, eine secundäre Entzündung im Peritonäum veranlassen, die in Verwachsung übergeht und dadurch den Kranken rettet. Von ihnen unterscheiden sich die Geschwüre von entzündlicher Excoriation der Schleimhaut, die nach Darmentzündungen aller Art, so wie nach Ruhren so oft zurückbleiben, ganz deutlich; die abgebildeten Präparate geben ihre Merkmale leicht zu erkennen. Die Diagnose der schon lange bestandenen Geschwüre, die, gleichviel aus welcher Ursache entstanden, sich einander sehr ähnlich sind, wird nach Billard angegeben, der sie auf die noch bestehenden, gleichzeitigen Veränderungen des Darmkanals zurückführt, auch wird eine sehr einfache und erfahrungsgemäfse Symptomatologie der chronischen Darmverschwärung im Allgemeinen aufgestellt. Die vereinzelten Geschwüre von dunkeler Ursache und die von Brand herrührenden werden noch weiterhin betrachtet. In Betreff der ersten bezieht sich der Verf. vorzüglich auf Cruveilhier, der die beste Beschreibung der jetzt auch sonst hinreichend bekannten, nicht carcinomatösen Magengeschwüre geliefert hat; die Bemerkungen über den Brand sind aber verhältnifsmäfsig kurz ausgefallen, da derselbe nicht blofs nach acuter Entzündung verschiedener Art die Ursache chronischer Verschwärung werden kann, sondern auch zu schon bestehenden anderen Darmgeschwüren hinzukommt. Bei-

gegeben ist die Abbildung eines scirrhösen, am Ende brandig gewordenen Magens, von dem ein anderes Stück (Fig. 145.) zur Erläuterung der Schleimhöhlenentzündung gedient hat (Fig. 167.). Recht gehaltreich sind die Mittheilungen des Verf. über die Geschwürnarben des Darmkanals, deren Möglichkeit von einigen bezweifelt worden ist, wiewohl es doch am Tage liegt, dafs alle vom Abdominaltyphus Genesenen dergleichen zurückbehalten haben müssen. Schon Howship hat eine sehr naturgetreue Beschreibung davon geliefert [1]), die nur aber, wie es scheint, ganz in Vergessenheit gerathen, und auch wohl dem Verf. unbekannt geblieben ist, dessen drei Abbildungen, die eine von einem in der Verheilung begriffenen Geschwür, die andere von einer glatten Narbe (die Darmzotten gehen bei der Narbenbildung immer verloren), die dritte von einer wulstigen Narbe eines Geschwüres, das auch die Muskelhaut mit zerstört hatte, allein hinreichen würden, die Zweifler von der Existenz der Vernarbungen in der Darmschleimhaut zu überzeugen.

Hypertrophie, Scirrhus und Krebs hat der Verf. sehr zweckmäfsig in der folgenden Untersuchung (Kap. 5.) zusammengestellt, indem es darauf ankam, die mancherlei vagen Bestimmungen älterer Schriftsteller über krebshafte Verderbnifs zu berichtigen. Besonders genau geht er bei der Hypertrophie zu Werke, deren Vorkommen er in den einzelnen Häuten und Zellgewebslagen nach eigener und fremder Beobachtung nachweist. So zuerst in der Schleimhaut, deren einfache und warzenartige Verdickung (muqueuse mammelonnée) er beschreibt. Die flachen umgränzten, den geschwollenen Peyerschen Drüsen ähnlichen Verdickungen werden nur kurz erwähnt, dagegen die unter verschiedenen Namen (Polypen, Excrescenzen, Schwämme) vorkommenden Gewächse ausführlicher durchgegangen. Gutartiges und Bösartiges, und überhaupt ganz Verschiedenes

1) Vergl. Bd. I. H. 1. S. 115. 1825 Januar d. A.

wird hier von den Autoren zusammengeworfen, der Verf. aber folgt der meisterhaften Darstellung von Cruveilhier, dessen Angaben über Magenexcrescenzen er durch eigene Untersuchung bestätigt gefunden hat. Das Resultat derselben ist: 1) dafs einige dieser Gewächse in der Schleimhaut entstehen, andere in dem unterliegenden Zellgewebe; 2) dafs im ersten Falle das unterliegende Zellgewebe mit ergriffen wird, sobald das Gewächs einen gewissen Umfang erreicht hat; 3) dafs das Uebel zuweilen in nichts weiter besteht, als in einfacher Hypertrophie der Schleimhaut; 4) in anderen Fällen dagegen Markschwammbildung zum Grunde liegt. An lehrreichen Abbildungen fehlt es hier nicht; sie sind so deutlich und wahr, dafs man die frischen Präparate nicht zu entbehren glaubt. Als mangelhafte Anordnung könnte es indessen getadelt werden, dafs bei der Hypertrophie der Schleimhaut auch die Markschwammbildung mit abgehandelt wird. Hypertrophie des Zellgewebes zwischen Schleim- und Muskelhaut, so wie der letzten, kömmt vorzüglich an den der chronischen Entzündung am meisten ausgesetzten Stellen vor, d. i. im Magen, dem Mastdarm, dem Dickdarm und dem Ende des Dünndarms; die erste gewöhnlich sehr stark entwickelt in den Stricturen; beide erhellen aus den Abbildungen, von denen eine die Magenhäute sämmtlich im hypertrophischen Zustande zeigt (Fig. 178.). Auch zu den nicht syphilitischen Condylomen am After ist eine Abbildung gegeben, und nachdem nun der Verf. für die weitere Untersuchung den Boden geebnet hat, beschreibt er den Scirrhus und Krebs, die Charaktere derselben, so wie sie jetzt von allen Autoren aufgestellt werden, festhaltend und den Zustand der reproductiven Functionen, namentlich in Betreff des Blutes, bei allgemeiner Scirrhosität, berücksichtigend. Von allen vorgekommenen Varietäten, deren Anzahl nicht unbedeutend ist, hebt er nur den von Cruveilhier beschriebenen Cancer areolaris gelatiniformis heraus, und entlehnt von ihm einige Abbildungen, an denen er dieses

furchtbare Uebel darstellt. Die secundären Zustände, wie Erweiterung des Magens, Verengerung des Pylorus, Theilnahme des Netzes an der scirrhösen Verderbnifs u. s. w. und die, der Verwechselung leicht Raum gebenden Symptome während des Lebens werden nach den vorhandenen Erfahrungen ausführlich und genau durchgegangen. — Bei den Krankheiten der Bauchhaut, die hier noch in einem Anhange ihre Stelle finden, übergeht der Verf. die bekannten Erscheinungen acuter Entzündung, die mit denen in anderen serösen Häuten übereinstimmen, indem er seine Aufmerksamkeit mehr den selteneren Entartungen zuwendet, die in Folge chronischer Entzündung, Scirrhescenz, Markschwammbildung, Melanose u. s. w. entstehen. Hierher gehört die Abbildung (Fig. 189.) von einer verdickten Bauchhaut mit Granulationen auf ihrer ganzen Oberfläche, welche durch Absatz plastischen Stoffes vermittelt waren, so wie eine Entartung (Fig. 191.), welche französische Aerzte für Laennecsche Cirrhosis erklärt hatten, Hope aber für scirrhös zu halten geneigt ist.

Den äufseren krebshaften Geschwülsten hat der Verf. noch einen besonderen Abschnitt gewidmet, weil sie mit inneren Entartungen so häufig in Verbindung treten. Er bezieht sich hier besonders auf ein Präparat einer exstirpirten weiblichen Brust, in der Scirrhus und Markschwamm neben einander vorkamen, zeigt an diesem und an anderen Beispielen die verschiedenen Verhältnisse der Erweichung, so wie der Gestaltung der in Rede stehenden Geschwülste nach ihrer Lage und dem Druck, der während ihrer Entwickelung auf sie einwirkte, und beweist, besonders aus dem gleichzeitigen Vorkommen von Geschwülsten, die der Theorie nach ganz von einander verschieden waren, die Schwierigkeit, oder Unmöglichkeit, genauer wissenschaftlicher Unterschiede zwischen den « organisirbaren krankhaften Productionen » anzugeben. Mit der Bescheidenheit eines wahren Naturforschers spricht er hier die Ansichten der Erfahrensten auf diesem dunkeln

Gebiete

Gebiete aus, namentlich Andral's und Lawrence's, die wohl geeignet sein möchten, den festen Glauben an die apodictischen Aussprüche der Compendienschreiber wankend zu machen.

Die nun folgende Abhandlung, über die Krankheiten des Uterinsystems, bei deren Ausarbeitung der Verf. einige noch nicht herausgegebene Abbildungen von Robert Lee benutzt hat, enthält zuvörderst einige einleitende Bemerkungen über die Physiologie der weiblichen Geschlechtstheile, von denen der Ausspruch des genannten verdienstvollen Arztes, dafs nicht sowohl der Gebärmutter, als vielmehr den Eierstöcken die Veränderungen des weiblichen Körpers während der Pubertätsentwickelung zuzuschreiben seien, und dafs während der Menstruation gewisse wesentliche Veränderungen in den Graafschen Bläschen statt finden, welche zu diesen in einem ursächlichen Verhältnifs stehen, beachtenswerth ist. Es knüpft sich hieran die Beschreibung eines vor sehr kurzer Zeit geschwängerten Uterus, der mit den zugehörigen Theilen hier abgebildet ist; ein interessantes Gegenstück zu der von Seiler kürzlich gelieferten Abbildung [1]). Von Lee ist eine andere Abbildung entlehnt, welche die während der Menstruation erfolgte Ruptur der Bauchhaut durch ein Graafsches Bläschen versinnlicht. Von den Krankheiten der Eierstöcke (Kap. 1.) wird nun zuerst die chronische Entzündung mit ihrem häufigen Ausgang in Eiterung betrachtet; dann kommen die mancherlei anderen organischen Veränderungen derselben zur Sprache, die der Verf. mit gewohnter Klarheit, ohne jedoch Neues hinzuzufügen, darstellt. Seine Meinung über die in den Eierstöcken vorkommenden Wasserblasen geht dahin, dafs diese, sie mögen einfächerig oder mehrfächerig sein, nichts weiter sind,

1) Die Gebärmuter und das Ei des Menschen in den ersten Schwangerschaftsmonaten, nach der Natur dargestellt von B. W. Seiler. Dresden, 1832. fol.

als erweiterte Graafsche Bläschen, wie sich auch schon Andral darüber geäufsert hat. Ueber den Markschwamm und die anderen bösartigen Krankheiten der Ovarien, so wie über die noch ziemlich dunkele Diagnose der Wassersucht und der übrigen Auftreibungen derselben, sind seine Mittheilungen sehr beachtenswerth.

Bei den Krankheiten der Gebärmutter (Kap. 2.) wird die Entzündung derselben nach Lee's Eintheilung abgehandelt, der aufser der Entzündung des Peritonäalüberzuges der Ovarien, Fallopischen Röhren und breiten Bänder, und der Substanz des Uterus mit seiner Schleimhaut, noch die Entzündung und Eiterung der lymphatischen Gefäfse und Venen der Uterinorgane als eine eigene Form aufgestellt hat. Zu dieser letzten gehört die von Lee entlehnte Abbildung Fig. 202., die eine in Eiterung übergegangene Entzündung der lymphatischen Gefäfse in den breiten Bändern versinnlicht. Hier war indessen eine Vereiterung des Eierstocks vorausgegangen, als deren Folge dieser Zustand betrachtet werden mufs, der mithin als eine eigenthümliche Krankheitsform mindestens noch so lange zweifelhaft bleibt, als ihn die Erfahrung nicht vielseitiger als primär bestätigt hat. So viel steht nach Tovellé's und Dupley's Beobachtungen fest, dafs die beschriebene Affection der lymphatischen Gefäfse den Wöchnerinnen dieselbe Gefahr bringt, als die von Dance so trefflich beschriebene Venenentzündung des Uterus, vermöge der Aufnahme des Eiters in die Wege des Kreislaufes, und so haben bei der Wichtigkeit des Gegenstandes die Vorsteher von Entbindungsanstalten hinreichende Aufforderung, die vier bereits vorhandenen Beobachtungen Lee's durch neue Untersuchungen zu beleuchten. Die Venenentzündung des Uterus, eine der gefährlichsten Krankheiten der Wöchnerinnen, stellt der Verf. nach eben diesem verdienstvollen Beobachter dar, von dessen kürzlich erschienenem Werke über die Weiberkrankheiten wir nächstens Rechenschaft geben werden, ohne dabei der

Untersuchungen von **Dance** zu gedenken. Nach **Lee** bilden sich nach jeder (?) Geburt in den Uterinvenen Blutpfropfe von Faserstoff, mit welchen die Natur den zu grofsen Blutflüssen vorbeugt; an der Befestigungsstelle des Mutterkuchens hat er sie noch vier Wochen nach der Geburt beobachtet, und er vergleicht den Zustand der Uterinvenen nach der Lösung des Mutterkuchens mit dem der Venen in einem amputirten Stumpf, deren Entzündung an den Enden sich leicht weiter hinauf verbreiten kann. Die gewöhnlichste Gelegenheitsursache nun zu dieser Entzündung ist nach ihm die Gegenwart von faulenden Blutgerinnseln oder Stücken des Mutterkuchens. Sonst stimmen die hier mitgetheilten Angaben mit denen von **Dance** überein, aufser dafs noch eine weitere Verbreitung der Phlebitis bis in die Venae spermaticae, die hypogastricae, ja selbst die cava nachgewiesen, und durch Abbildungen versinnlicht wird. In die Beschreibung der übrigen Uterinentzündungen sind ebenfalls die Ergebnisse der neueren Erfahrungen, besonders **Lee's**, **Husson's** und auch **Danse's** mit aufgenommen, so dafs dies Kapitel zu den inhaltreichsten des ganzen Werkes gerechnet werden kann. — **Das fressende Geschwür des Muttermundes** (corroding ulcer of the os uteri), von **Baillie** schlechtweg das **bösartige** (malignant) genannt, wird von dem eigentlich krebshaften gebührend, und wie dies schon von Früheren geschehen ist, unterschieden, weil bei ihm keine scirrhösen oder markschwammigen Ablagerungen statt finden, und sich keine so heftigen Schmerzen äufsern, wenn auch die grofse Zerstörung des Uterus am Ende tödtlich wird. Abbildungen sind dazu nicht gegeben. — Bei dem **Mutterkrebs** kommt der Verf. mit Uebergebung des Bekannten auf seine erfahrungsgemäfse Ansicht zurück, dafs Scirrhus und Markschwamm sehr nahe verwandte Productionen sind, und weist diese auch hier wieder an einem Präparate nach, in dem beide zugleich vorkamen. — Die **fibrösen Geschwülste** des Uterus, oder sogenann-

ten Fleischtuberkeln, sind in verschiedener Gröfse und Lage (aufserhalb, unter dem Peritonäum, in der Substanz und innerhalb der Gebärmutter) abgebildet. Schon Baillie hat diese an sich ganz gutartigen Gebilde genau untersucht, und der Verf. fügt dessen Erfahrungen die seinigen und die der übrigen neueren englischen Schriftsteller hinzu. — Von einigen kurzen Bemerkungen über Mutterpolypen wüfsten wir nichts herauszuheben, was nicht in allen Compendien enthalten wäre; indessen ist die Abbildung eines Blasenpolypen in seiner Lage (Fig. 218.) sehr gelungen. Das Blumenkohlgewächs des Muttermundes konnte nicht abgebildet werden, weil es dem Verf. nicht gelang, ein geeignetes Präparat aufzufinden, und schliefslich sind die Entartungen der Fallopischen Röhren (Kap. 3.) nur kurz erwähnt, mit Beifügung zweier Abbildungen tuberculöser Geschwülste derselben.

Die Krankheiten der Nieren und der Blase werden nur ganz cursorisch durchgegangen, nachdem die Andralsche, zwar nützliche, im Allgemeinen aber doch etwas einseitige Anordnung gegeben worden ist. Was der Verf. über Entzündung, Hypertrophie und Atrophie, Erweichung und Verhärtung der Nieren mittheilt, bewegt sich nur im Kreise des Bekannten. Am längsten verweilt er noch bei der körnigen Degeneration der Nieren (granular kidney), einer Entartung der Corticalsubstanz, die von Bright am genauesten beschrieben, von ihm mit der Hypertrophie der weifsen Lebersubstanz (nutmeg liver) verglichen wird. Die Berücksichtigung der Krankheiten, mit denen sich dieser Zustand verbindet, ist nicht genügend. Die Angabe Bright's, dafs der Abgang von eiweifshaltigem Harn ein sicheres Merkmal von jener Entartung sei, welche hier einige Abbildungen anschaulich machen, ist von dem verstorbenen Gregory dahin berichtigt worden, dafs man sich darauf nicht verlassen könne, wenn nicht der Harn auch zugleich specifisch leichter sei. Die Blasen-, Hydatiden-, Markschwamm- und Tu-

berkelbildung in den Nieren werden die erste nach Cruveilhier ausführlicher, die letzten aber nur im Vorbeigehen betrachtet. Was endlich über die Blasenkrankheiten auf einer Seite gesagt wird, kann nur für ein kurzes Bruchstück gelten, in dem selbst eine ganz gute Abbildung einer in allen Häuten hypertrophischen und auf der inneren Fläche mit Geschwülsten besetzten Blase allzu aphoristisch ausgefallen ist.

Die Milzkrankheiten, mit einigen einleitenden Bemerkungen über den Bau dieses Eingeweides, sind ganz nach Andral dargestellt, auf den wir also verweisen können; unter den Abbildungen, die nur wenige Zustände erläutern, möchte die einer tuberculösen Milz die interessanteste sein.

Von den Hirnkrankheiten sind nur die wenigsten bildlich darstellbar, die gegebenen Abbildungen aber sind fast durchgängig sehr werthvoll, und die pathologischen Darstellungen des Verf. gehaltreich. An die Eintheilungen Andral's hat er sich hier eben so wenig gehalten, wie in den übrigen Abschnitten des Werkes, sondern die vorkommenden materiellen Veränderungen den concreten Krankheitsformen untergeordnet. Ein darstellbares Präparat von einer entzündeten harten Hirnhaut fand sich nicht, die Arachnitis aber ist durch mehre Abbildungen anschaulich gemacht. So ist (Fig. 238.) ein Stück Arachnoidea mit rothen Gefäſschen abgebildet; so ferner ein seltener Fall von Verdickung derselben in Folge chronischer Entzündung (Fig. 248.); sie hatte hier die Dicke einer Oblate, und war stark getrübt. Auch von der Entzündung der weichen Hirnhaut, auf ihrer Höhe sowohl, wie in ihren Folgen (Erguſs trüber, serös-lymphatischer Flüssigkeit unter die Arachnoidea), finden sich einige ganz lehrreiche Exemplare. Das wichtigste Präparat aber betrifft die Entzündung des Longitudinalsinus mit Phlebitis der einmündenden Hirnvenen, in denen man die eiterigen Massen ganz deutlich sieht. Die Abbildung ist von Cruveilhier ent-

lehnt, und eben so vortrefflich copirt, als gut erläutert. — Den Angaben über die Merkmale der Congestion nach dem Gehirn ist eine genaue Schilderung der Farben desselben im gesunden Zustande vorausgeschickt; auf die Verschiedenheiten der Congestionsröthe und ihre Bedeutung wird durch besonders zarte Abbildungen aufmerksam gemacht, und ihre sehr verschiedenen Nüancen werden vollständig dargestellt. Die Unterschiede der Congestion von der Entzündung (der Name Cerebritis hätte nicht gebraucht werden sollen) fallen nicht ganz deutlich in das Auge, sind wenigstens nicht in allen Abstufungen versinnlicht, indessen giebt doch die Abbildung eines stark gesprenkelten Kindergehirns, in dem eine Parthie der Marksubstanz wie roth marmorirt war, einen guten Typus der entzündlichen Veränderungen im Innern des Gehirns. — Von der Erweichung des Gehirns, die als eine Folge von Entzündung dargestellt wird, unterscheidet der Verf. drei Grade: den ersten, wo sie nur bei der Berührung wahrnehmbar ist; den zweiten, wo sich die Auflösung in eine Breimasse schon dem Auge zu erkennen giebt; den dritten, wo alles ineinander fliefst. Eigene Untersuchungen fehlen; man findet nur die Meinungen von Billard, Rostan, Laennec, Abercrombie u. a., und die Dunkelheit, welche die entzündliche sowohl wie die nicht entzündliche Hirnerweichung noch immer umgiebt, ist wenig gelichtet. Dasselbe gilt von den folgenden Kapiteln über Eiterung, Abscesse, Geschwüre und Verhärtung des Gehirns. Wo indessen der Verf. eigene Untersuchungen angestellt hat, da zeigt sich denn auch sein vorzügliches Talent, concrete Erscheinungen in ihrer Verschiedenartigkeit aufzufassen und mit den vorausgegangenen Krankheiten in eine lebendige Verbindung zu bringen. So ist namentlich das Kapitel über die Apoplexie, in dem alles Bekannte vorausgesetzt wird, ganz ausgezeichnet, indem hier durch eine Reihe von Abbildungen die Art und Weise anschaulich gemacht wird, wie die Natur die Extravasate in der

Hirnsubstanz, die Folgen des von den französischen Beobachtern so erfahrungsgemäſs dargestellten Hirnblutflusses, nach und nach zu beseitigen weiſs. Wie viel Zeit sie bedarf, um eine vollständige Vernarbung in der Hirnsubstanz zu Stande zu bringen, kann für jetzt noch unmöglich angegeben werden, — der Verf. vermuthet, mindestens einige Monate — auſser allem Zweifel ist es aber, daſs ihr eine solche Vernarbung nicht eben selten gelingt. Beachtenswerth ist die Bemerkung des Verf., daſs von etwa hundert Fällen von Apoplexie und Hemiplegie, die er in den letzten zwei Jahren beobachtet, zwei Dritttheile von organischen Herzkrankheiten begleitet waren, besonders von Hypertrophie mit Erweiterung und einfacher Hypertrophie; oftmals war das Hirnleiden mit organischen Veränderungen der Herzklappen verbunden, durch welche der Rückfluſs des Blutes vom Kopfe gehindert wurde. Was noch sonst über Hypertrophie, Atrophie und die mancherlei organischen Productionen des Gehirns vorkommt, kann hier füglich als bekannt übergangen werden.

Es ergiebt sich aus unserer Darstellung leicht, daſs die Abschnitte über die Lungen- und Darmkrankheiten ohne Vergleich die reichhaltigsten und gediegensten des ganzen Werkes sind. Dies liegt aber auch ganz in der Natur der Sache, denn die Untersuchungen des Verf. konnten sich an die gelungensten Vorarbeiten anknüpfen, welche die neuere pathologische Anatomie nur irgend darbietet. In dieser Rücksicht war also einige Ungleichmäſsigkeit in der Bearbeitung der einzelnen Abschnitte nicht zu vermeiden, und keine billige Kritik könnte diese Hrn. Hope zum Vorwurf machen. Er hat mit seltenem Aufwand von Talent und Kraft Auſserordentliches geleistet, was ihm alle Dank wissen werden, denen das Beste der Wissenschaft und das Gedeihen des medicinischen Studiums am Herzen liegen. Wer irgend mit richtigen Ansichten über den Standpunkt der pathologischen Anatomie sein Werk beim Studium der Krankheitslehre sorgsam benutzt, der wird, ohne

Gefahr, in einseitigen Materialismus zu verfallen, lebendige und klare Begriffe von den Krankheiten sich zu eigen machen, und in den Geist der ernsten, gründlichen Forschung eingeweiht werden.

H.

IV.

Kleine pathologisch-anatomische Schriften.

---

1. Augustissimi Regis Württembergiae Guilelmi festum natalitium die XXVII. Septembris post concionem sacram in aula nova oratione solenni celebrandum indicit Rector et Senatus literarum Universitatis Tubingensis. **Praemittuntur Annotationes practicae de vera interpretatione observationum anatomiae pathologicae, praesertim morbos acutos spectantium.** Tubingae, 1834. 4. pp. 25.

Hr. Professor Rapp, der Verf. dieser Abhandlung, breitet seinen Wirkungskreis mit geistvollem Eifer über verschiedenartige Fächer aus, und gehört namentlich zu den wenigen Anatomen in Deutschland, denen man auch am Krankenbette begegnet, und die dem Lebendigen wie dem Todten mit gleicher Wifsbegier zugewandt, eine Vereinigung von Kenntnissen verwirklichen, die in Frankreich und England schon längst weniger selten, die pathologische Anatomie in diesen Ländern zu so grofser Vollkommenheit erhoben hat, während bei uns die meisten Kliniker, ihren Beruf verkennend, dieses ergiebige Fach entweder vernachlässigten und es den Anatomen überliefsen, oder es doch wenigstens nicht in der reinen Absicht bearbeiteten, der Natur neue Seiten abzugewinnen, sondern es nur allenfalls benutzten, um ihre Meinungen und Diagno-

sen zu bestätigen. Der Verf. erörtert nun hier einige zum Theil noch sehr streitige Gegenstände mit vieler Umsicht und Kenntnifs; zuerst die krankhafte Färbung der Organe, vorzüglich die Röthung, die zur Annahme von Entzündung so häufig verleitet hat. Die Umstände, unter denen die Schleimhäute nach dem Tode geröthet sein können, ohne dafs eine solche statt gefunden hat, werden genau angegeben, mit Bestätigung der wichtigsten Erfahrungen von Andral, Chaussier, Billard u. a., die graue Schieferfarbe wird als ein sicheres Merkmal chronischer Entzündung bezeichnet, und der Leichenbefund nach der Ruhr geschildert, worüber der Verf. in der vorjährigen bedeutenden Epidemie im südlichen Deutschland Erfahrungen einzusammeln ergiebige Gelegenheit gefunden hat. Er sah die Schleimhaut des ganzen Dickdarms, oft auch die des untersten Theiles vom Dünndarm stark geröthet, mit deutlichem Gefäfsnetz, angeschwollen, erschlafft und mit Flocken, wie mit feinem Moose bedeckt. Diese Flocken bestanden offenbar aus organisirtem, ausgeschwitzten Faserstoff, und hatten oft eine graue oder grüne Färbung angenommen. Die Schleimdrüsen des Dickdarms waren aufgetrieben und grau, also im Zustande chronischer Entzündung; die Muskelhaut verdickt und sehr roth, jedoch ohne Gefäfsnetz; das Peritonaeum auf dem Dickdarm immer mit einem feinen Gefäfsnetz durchzogen; auch fanden sich die bekannten Verdickungen und Verhärtungen aller Häute, niemals aber Verschwärungen anders, als im chronischen Zustande. Ein Affe bekam während der Epidemie ebenfalls die Ruhr, und zeigte bei der Section dieselben Erscheinungen. — Hierauf folgen einige Bemerkungen über die Entzündung der Arterien und Venen, welche eine Uebersicht des hierüber Bekannten geben. Die Vermuthung, dafs der in den Venen und lymphatischen Gefäfsen des Uterus und der benachbarten Theile nach dem Kindbettfieber aufgefundene Eiter nicht immer in diesen selbst entstanden sei, sondern auch wohl aus der Unterleibshöhle aufgesogen sein könne,

scheint einiges für sich zu haben, und verdient beachtet zu werden. Bei der Röthung des Herzens und der grofsen Gefäfsstämme durch das zersetzte Blut hält sich der Verf. lange auf, beschreibt sie nach eigenen Untersuchungen sehr genau, giebt die Zustände an, bei denen sie vorgekommen ist, und erklärt sie durch Transsudation, indem er sie mit der gelben Färbung der Gallenblase und der umliegenden Theile durch transsudirte Galle vergleicht. Bei dieser Gelegenheit kommt er auch auf die Blutleerheit der Arterien nach dem Tode, indem er auf die Fortbewegung des Blutes durch Gasbildung, und Verminderung desselben durch Transsudation vielen Werth legt, die weit natürlichere Erklärung dieses Phänomens aber aus der in den ersten Stunden nach dem Tode, vermöge der noch nicht erloschenen Contractilität, erfolgenden Zusammenziehung der Arterien, — eine Erklärung, die schon Parry gegeben — unberücksichtigt läfst. Die Röthung der Aorta bei beginnender Verknöcherung, die hier im Vorbeigehen erwähnt wird, ist nicht leicht mit einer andern zu verwechseln. — In der äufsern Haut hinterlassen einige Entzündungen, z. B. der entzündete Hof der Pocken, keine Spur nach dem Tode; wenn der Verf. aber auch die Scharlabröthe für entzündlich hält, so möchten sich dagegen unabweisbare Einwendungen machen lassen. — Die Merkmale der Entzündung in den serösen Häuten werden mit Berücksichtigung einiger ungewöhnlichen Erscheinungen durchgegangen. So wirft namentlich der Verf. die Frage auf, ob die graue Färbung der Bauchhaut, bekanntlich ein Merkmal der chronischen Entzündung, nicht zum Theil auch von der Wirkung der in der Bauchhöhle entwickelten Luft, besonders des Schwefelwasserstoffgases herrühren möge, da man ähnliche Farbenveränderungen von derselben Ursache auch an der Leber wahrnehmen könne. — Ueber die verschiedenen Färbungen der Lungen, insofern sie von normalen Zuständen abhängen, und über die Blutaufüllung derselben, theilt der Verf. zunächst seine Wahrnehmungen mit.

Bei Thieren, denen er vor der Tödtung beide Pleurahöhlen geöffnet hatte, so dafs die Lungen zusammengefallen waren, fand er die Arterien angefüllt; wahrscheinlich sind sie dies aber unter allen Umständen, wenn die Section unmittelbar nach dem Tode vorgenommen wird, so dafs von dieser Seite sich schwerlich Zweifel gegen die Parrysche Erklärungsweise der Blutleerheit der Arterien nach dem Tode erheben würden. — Die Annahme einiger, dafs das schwarze Lungenpigment von äufserlich aufgenommenem Kohlenstoff, besonders vom Einathmen des Rauches entstehe, widerlegt der Verf. durch die Wahrnehmung desselben bei Thieren, die von menschlichen Wohnungen weit entfernt leben, z. B. beim Biber. Indessen hat diese Ursache allerdings in manchen Fällen den Hauptantheil an der schwarzen Färbung der Lungen, wie noch kürzlich Carswell, mit dessen pathologischer Anatomie wir unsere Leser nächstens bekannt zu machen gedenken, dargethan hat. — Zum Schlufs folgen noch einige gehaltreiche Bemerkungen über die Erweichung der Organe, besonders des Magens, in Bezug auf welche wir auf die obigen Erörterungen (S. 58.) verweisen. Die Abhandlung, auf welche wir unsere Leser aufmerksam machen wollten, weil sie als academische Gelegenheitsschrift leicht in Vergessenheit gerathen könnte, trägt ihr Motto mit Recht: „Pauca, sed vera."

---

2. Joanni de Wiebel, chirurgorum castrensium reique omnis medicae exercitus Borussici praefecto summo, Archiatro etc. etc. d. 1. M. Octobris MDCCCXXXIV decem lustra post munus medici castrensis susceptum, felicissime et summo reipublicae emolumento peracta celebranti oblata Commentatiuncula de ossis metatarsi primi exostosi gratulatur Robertus Froriep. Berolini, 1834. 4. pp. 8. Cum tab. aen.

Diese Gelegenheitsschrift enthält eine sehr genaue, durch treffliche colorirte Abbildungen erläuterte Untersu-

chung eines sehr häufigen, lästigen und schmerzhaften Fuſsübels, der Vergröſserung des Ballens durch Exostose des ersten Mittelfuſsknochens. So bekannt die Verunstaltung ist, welche dadurch herbeigeführt wird, so wenig hat man sie bis jetzt der gebührenden Aufmerksamkeit gewürdigt, so daſs die sehr gründliche und gute Arbeit des Verf. als sehr erwünscht erscheinen muſs. Er betrachtet zuerst die normale Beschaffenheit der Stelle, an der die in Rede stehende Exostose zu erscheinen pflegt, giebt dann die äuſseren Merkmale derselben und ihre Diagnose an, sammt den begleitenden Symptomen, welche durch jede starke Anstrengung und davon herrührende Entzündung verschlimmert werden; hält dafür, daſs in zu groſser Anstrengung des Ballens beim Heben und Tragen groſser Lasten die Ursache der Exostosenbildung zu suchen sei, während äuſserer passiver Druck mehr Hühneraugen veranlasse, woraus es zugleich erklärbar werde, warum barfuſs Gehende, oder wenigstens Menschen, die keine enge Fuſsbekleidung tragen, so häufig dem Uebel ausgesetzt sind. Bei der anatomischen Untersuchung zeigte sich unter der harten Haut, auf der Spitze des aufgetriebenen Ballens, eine groſse Bursa mucosa, welche die leichte Beweglichkeit jener auf dem verdickten Gelenke auſser Zweifel setzte. Unter der Bursa mucosa, an seiner Insertionsstelle an den ersten Mittelfuſsknochen, zeigte sich das Ligamentum laterale internum ungewöhnlich dick und von Knorpelmasse aufgetrieben. Aeuſserlich war die Structur desselben faserknorpelig, in der Tiefe aber hatte die Verknöcherung bereits begonnen. Die Textur des Knochens selbst war keinesweges krankhaft, sondern nur hypertrophisch; die Exostose aber war eine sogenannte Knochenbandexostose, von welcher der Verf. zwei Arten unterscheidet, eine unter dem normalen Periosteum, die andere unter der Insertion einer Sehne oder eines Bandes gebildete. Ueber die Entwickelung der Exostose an der bezeichneten Stelle, die auch jederzeit von einer Vergröſserung der Sesambeine begleitet

ist, macht der Verf. ganz beifallswürdige Bemerkungen, und die beigegebene Kupfertafel, welche 1) die äufseren Umrisse eines durch Exostose des ersten Mittelfufsknochens entstellten Fufses, 2) einen Horizontaldurchschnitt dieses Knochens mit dem grofsen Zeh und sämmtlichen Weichtheilen, 3) zwei Ansichten der Knochenwucherung ohne die Weichtheile, und 4) zwei normale erste Mittelfufsknochen, den einen ganz, den andern der Länge nach durchsägt enthält, läfst über die Natur des abgehandelten Fufsübels keinen Zweifel übrig. Die Berücksichtigung desselben bei der Rekrutenaushebung ist begreiflich von grofser Wichtigkeit, die Kur kann sich indessen nur darauf beschränken, die etwanigen entzündlichen Zustände des leidenden Theiles zu beseitigen.

---

3. Inauguralabhandlung über das Asthma thymicum, von Ernst Kornmaul, Dr. der Med., Chir. u. Geburtshülfe. Mit einer Abbildung. Zweibrücken, 1834. 8. 31 S.

Bei den mancherlei Zweifeln, welche von Praktikern über Kopp's Asthma thymicum [1]) erhoben worden sind, ist das vorliegende Schriftchen nicht ohne Interesse. Einigen Werth erhält dasselbe besonders durch die Abbildung einer hypertrophischen Thymusdrüse, die einen unzweifelhaften Fall jener Krankheit betrifft. Das Kind, ein Knabe, war sieben Monate alt, und das Asthma hatte, genau so wie Kopp es beschreibt, drei Monate gedauert, nur konnte freilich die Beobachtung nur aus der Erzählung der Aeltern vervollständigt werden, denn kein Arzt war Zeuge gewesen. Bei der Section zeigte es sich, dafs die sehr grofse, 3½ Loth, oder 840 Gran wiegende Thy-

---

1) Vergl. Bd. XVIII. H. 3. S. 348. 1830. November. d. A.

musdrüse, welche dicht unter der Schilddrüse mit zwei Zacken begann, und die Luftröhre bedeckend, mit zwei Lappen endigte, von denen der eine auf dem Zwerchfell aufstand, und der andere das Herz bis zum untern Dritttheil bedeckte, die rechte Lunge ganz seitwärts und nach hinten gedrückt hatte, so dafs sie bei der Besichtigung erst hervorgezogen werden mufste. Die Brusteingeweide waren durchaus normal, und das Foramen ovale fest verschlossen. Zur Vergleichung wird neben diesen Fall ein tödtlich verlaufener von Cyanose gestellt, in dem die (ziemlich oberflächliche) Section ein offenes Foramen ovale zeigte, und die Thymus bei einem Gewichte von 150 Gran die normale Gröfse hatte. In einem dritten Falle, der ganz wie ein reines Asthma thymicum verlief, und ohne alle Symptome von blauer Krankheit, wog die Thymus 392 Gran. Bei der Section fand sich auch ein noch zum Theil offenes Foramen ovale; der Ductus arteriosus war durch ein Versehen verloren gegangen. Die auf diesen ganz unvollkommenen Fall gegründete Annahme eines Asthma thymico-cyanoticum, die gewifs besserer Bestätigung bedürfte, als der hier gegebenen, müssen wir ganz auf sich beruhen lassen. Die Schreibart könnte gebildeter sein.

---

4. De Melanosi. Diss. inaug. medico-chirurgic. auctor. Jul. Carol. Guilelm. Ludovic. Roemhild, Posnaniens. Halis, d. 2. Febr. 1833. 4. pp. 40. Acc. 3 tabb. lithographic.

Bei der Dunkelheit, welche die Lehre von den bösartigen krankhaften Productionen noch immer umgiebt, kann nichts Besseres geschehen, als gute Beobachtungen über dieselben zu sammeln, und die Gesichtspunkte ihrer Untersuchung möglichst zu vervielfältigen. Fälle von allgemeiner Melanose sind glücklicherweise sehr selten, indessen besitzen wir schon einige in guten Schriften bear-

beitete, unter denen die von Fawdington und Schilling [1]) obenan stehen. Diesen beiden schliefst sich zunächst ein von dem Verf. der vorliegenden Inauguralabhandlung beobachteter Fall von allgemeiner Melanose eines vierzigjährigen Mannes an, die nicht wie bei Fawdingtón von einem Auge, sondern von einer äufseren Geschwulst in der Schläfengegend ausging, welche von einem berühmten Wundarzte mit so ungünstigem Erfolge exstirpirt wurde, dafs die Operation, gerade so wie die Exstirpation des Auges bei Fawdington, die tödtliche Entwickelung des Allgemeinleidens offenbar beschleunigte. Der Fall ist sehr vollständig und in einer gebildeten Sprache beschrieben, und die exulcerirte Geschwulst in der Schläfengegend, wie sie sich während einer ganz nutzlosen Zittmannschen Kur gestaltet hatte, abgebildet. Aufserdem ist das mit melanotischen Geschwülsten bedeckte Herz uneröffnet und in zwei Durchschnitten durch gute Zeichnungen dargestellt. Den Bergemannschen Fall [2]) hat der Verf. der Analogie mit dem seinigen wegen vollständig wiedergegeben, und noch einen dritten sehr interessanten von gleichzeitigem Vorkommen von Melanose und Markschwamm in der linken Brusthöhle einer Frau hinzugefügt. Käme es bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse noch darauf an, die Beispiele von gleichzeitigem Vorkommen dieser Productionen zu häufen, so würden wir an Zimmermann's Beobachtung erinnern, wo Markschwamm, Blutschwamm und Melanose in einem exstirpirten Auge nebeneinander entwickelt vorkamen [3]). Die weitere wissenschaftliche Erörterung des Gegenstandes in dieser Abhandlung ist sehr gründlich, und zeugt von vieler Belesenheit.

1) Bd. XXI. H. 3. S. 367. 1831. November. d. A.

2) Nasse's Jahrbücher für Anthropologie u. s. w. Leipzig 1830. S. 272.

3) Bd. XIII. H. 1. S. 125. 1829. Januar. d. A.

V.

Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin von **Adolph Henke**, Königl. Baiersch. Hofrathe, ord. öffentl. Prof. an der Universität Erlangen u. s. w. Fünfter Band. Leipzig, bei Brockhaus. 1834. 8. XX u. 319 S. (1 Thlr. 20 Gr.)

Der berühmte Verf., dem wir unter den gegenwärtigen Schriftstellern über gerichtliche Medicin unbedingt die erste Stelle einräumen, liefert hier eine Revision mehrer schon früher von ihm dargestellten Lehren. Nicht Neues will er aufstellen, sondern was er seit einer geraumen Reihe von Jahren in den schnell auf einander folgenden Auflagen des Lehrbuchs der gerichtlichen Medicin, in den beiden Auflagen der ersten vier Bände dieser Abhandlungen, und in seiner nun schon seit vielen Jahren fortlaufenden Zeitschrift für die Staatsarzneikunde gleichmäfsig vorgetragen, erscheint hier nochmals und mit Berücksichtigung der neuesten Litteratur. Ueberall sehen wir den Verf. auf dem Wege, den eine gesunde Philosophie unter Benutzung der Erfahrung betritt. Wir sehen, dafs er schon viele Siege erfochten hat, und müssen uns wundern, dafs ihm noch in manchen Beziehungen widersprochen wird, wo bei schlichter Würdigung der Thatsachen es längst keinen Kampf mehr geben dürfte.

Die vorliegenden Abhandlungen betreffen die Lieblingsgegenstände des Verf., und haben daher eine gröfsere Ausführlichkeit erhalten, als sie vielleicht bedurften. Der Kenner des Fachs weifs schon bei der Ueberschrift jedes Thema's, was er zu erwarten hat; ihm bestimmen wir diese Anzeige nicht; er kennt den Inhalt aus dem Studium des Originals. Unser Bestreben ist vielmehr, für diejenigen Leser

Leser unserer Annalen, welche das Original nicht lesen, eine gedrängte Ansicht dessen zu geben, was hier geleistet worden. — Die gerichtliche Medicin ist, was eigentlich nicht erst erwähnt werden dürfte, keine selbstständige Lehre; sie besteht nur dadurch, daſs der Richter zur Kenntniſs der Thatsachen und ihres Zusammenhanges zuweilen ärztlicher Auskunft bedarf. Wird diese nun ohne alle Rücksicht auf das eigentliche Bedürfniſs des Richters gegeben, so wird der Zweck ganz verfehlt. Ohne sich in das eigentliche Geschäft des Richters zu mischen, muſs der Arzt also wissen, was der Richter eigentlich begehrt. Um dies zu vermögen, muſs man wenigstens die allgemeinsten Rechtsbegriffe namentlich das Criminalrecht, kennen. Zu diesem Zwecke hat Henke mächtig beigetragen. Er hat zugleich die bedeutenden Fortschritte benutzt, welche in der Theorie und Praxis dieser Lehre neuerdings gemacht worden sind. Diese Richtung tritt nun vorzüglich hervor in

I. Vergleichung der älteren und der neueren Theorie des Criminalrechts vom Thatbestande der Tödtung, in Bezug auf gerichtlich-medicinische Beurtheilung der Tödtlichkeit der Verletzungen. Während man sich in früherer Zeit in der Bestimmung der sogenannten Grade der Tödtlichkeit erschöpfte, und auf diese Weise zu Ausnahmen gelangte, vermöge deren auch der bösartigste Mörder Entschuldigungen zu finden vermochte, ist durch neuere Gesetzbücher ein Weg gebahnt worden, der der Gerechtigkeit vollkommen entspricht, und zugleich den Gutachten der gerichtlichen Aerzte den richtigen Weg anweist. Wir stimmen ganz mit dem Verf. überein, daſs auch die in der preuſsischen Criminal-Ordnung aufgestellten drei Fragen nicht vollkommen genügen; wir erwarten mit ihm, daſs bei der neuen Gesetz-Revision ähnliche Bestimmungen hervortreten werden, wie in Baiern. Es kann hiernach zunächst keine andere Eintheilung der Verletzungen gemacht werden, als in tödtliche und nicht tödtliche. Tödtlich ist aber jede

Verletzung, welche in einem gegebenen Falle die Ursache des Todes ist, wobei es gar nicht darauf ankommt, ob eine solche Verletzung unter anderen Umständen geheilt werden konnte. Ist keine Gewifsheit zu geben, so wird die Wahrscheinlichkeit, Unwahrscheinlichkeit oder Ungewifsheit mit Gründen angegeben. Wird die Verletzung als tödtlich bezeichnet, so ist denn in weiterer Erörterung anzugeben, in wiefern die Individualität des Verletzten, oder besondere Umstände die Tödtlichkeit begünstigt oder selbst herbeigeführt haben, wobei dann der weiteren Untersuchung des Richters die Entscheidung überlassen bleibt, ob die ärztliche Auseinandersetzung dem Angeklagten günstig sei. Wenn sich aus der Angabe der Tödtlichkeit die Imputatio facti ergeben mag, so ergiebt sich aus der weiteren Erörterung die Imputatio juris. Die Verschiedenheit beider Verhältnisse mufs der Arzt kennen, obgleich er in seinem Gutachten sich nicht darauf beziehen darf. Es fällt hiernach auch der Ausdruck der zufälligen Tödtlichkeit hinweg, indem dieselbe theils als Nichttödtlichkeit zu bezeichnen ist (d. h. Umstände, die mit der That gar nicht zusammenhängen, haben den Tod erzeugt), theils aber als wirkliche Tödtlichkeit betrachtet werden mufs, indem das, was den Anschein des Zufälligen gab, in Folge der That eingetreten war. — Ref. ist jedoch überzeugt, dafs trotz der Klarheit des Prinzips dennoch, und zumal wegen der auf die That folgenden Zwischenursachen, Fälle eintreten können, wo es dem Arzte sehr schwer sein wird, das Wort **tödtlich** auszusprechen, obgleich es nach den hier entwickelten Grundsätzen ausgesprochen werden mufs.

II. **Zur Lehre von den Zeichen des Lebend- und Todtgeborenseins der todt gefundenen und neugebornen Kinder.** Der schon vor vielen Jahren von **Henke** aufgestellte Satz, dafs man durch die Lungen- und Athemprobe in den Leichen der Neugebornen fast nie mit Gewifsheit, sondern nur mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit auf das Leben und Athmen nach der

Geburt, oder auf den vorher erfolgten Tod schliesfsen könne, steht noch immer unerschüttert da, und die von Wildberg und Bernt vorgeschlagenen Leberproben und Messungen sind eben so wenig, und zum Theil noch weniger zu einer sichern Ausmittelung geeignet. Da es einerseits keinem Zweifel unterliegt, dafs in einzelnen, wenn auch seltenen Fällen ein Kind kurz vor der Geburt geathmet haben kann, und da andererseits ein Kind, welches nicht geathmet hat, doch lebend zur Welt gekommen sein kann, so ergiebt sich von selbst, dafs die Zeichen des erfolgten Athmens eben so wenig mit Sicherheit das Leben nach der Geburt, als die des nicht erfolgten Athmens den Tod vor der Geburt erweisen. Wenn der Gerichtsarzt sich daher hier bescheiden mufs, nur Wahrscheinlichkeit nachweisen zu können, so wird doch das Gericht zuweilen auf anderem Wege Gewifsheit auszumitteln vermögen.

III. Ueber die plötzlichen Ausbrüche einer nur kurze Zeit dauernden Wuth, Mania transitoria. Es werden hier die von Heim, dem Ref. u. a. erzählten aufsergerichtlichen Fälle zusammengestellt, wo eine Mania transitoria statt fand, bei der nur durch eine besondere Gunst des Geschicks Verletzungen anderer Personen abgewandt wurden. Unter anderen Umständen, und bei Ermangelung unmittelbarer ärztlicher Beobachtung, hätten dieselben Personen vor dem Richter als Mörder gelten können, und kein Arzt hätte auszumitteln vermocht, ob die Behauptung der Angeklagten, dafs die That, deren sie beschuldigt worden, in Bewufstlosigkeit geschehen sei, wirklich Grund habe. Wenn eine solche Behauptung, in sofern sie ungegründet ist und dennoch angenommen wird, den Schuldigen der gerechten Strafe entzieht, und so den Arm der Gerechtigkeit lähmt, so kann auch eben dieselbe, wenn sie gegründet ist und nicht anerkannt wird (weil es an genügenden Beweisen fehlt, und die von dem Arzte angegebene Möglichkeit nicht als Wirklichkeit angesehen werden kann), den Richter mit unschuldigem Blute besu-

deln. Solche Zustände hinterlassen oft durchaus gar keine Zeichen; eine scharfsinnige Zusammenstellung aller Verhältnisse läfst zuweilen den wahren Zusammenhang erkennen; dafs aber manches unschuldige Individuum in früherer Zeit für solche That mit dem Leben büfsen mufste, und dafs mancher Schuldige der neueren Zeit durch irre geleitete Humanität der Aerzte und Kniffe der Defensoren entschuldigt worden, ist leicht zu erweisen.

IV. Ueber die Mania sine delirio. Auch hier befindet sich der Verf. auf einem Felde, welches er unserer Meinung nach längst siegreich erkämpft hat, ohne dafs jedoch die Gegner aufgehört haben, dasselbe zu bestreiten. Es wird nämlich behauptet, dafs es Fälle gebe, wo bei einem Wuthanfalle der Verstandesgebrauch ungestört, folglich der Wille allein erkrankt sei. Jedoch ist diese Behauptung weder aus Vernunftgründen, noch aus den dafür angeführten Thatsachen zu erweisen. Allerdings ist nicht bei jedem Wuthanfalle aller Zusammenhang der Gedanken, Delirium im ausgedehntesten Sinne, vorhanden; vielmehr ist, wie Shakespeare sagt, Methode darin; geht man aber genauer ein, so findet man doch immer ein Irresein, verkehrte Gedanken, ohne welche es keinen kranken Willen giebt. Die Fälle der sogenannten Mania sine delirio kommen selten zur unmittelbaren Beobachtung, und sind in sich selbst von sehr verschiedener Art. Namentlich gehören sie in folgende Abtheilungen: 1) Mania transitoria, wobei der Mangel eines Delirs nach dem Anfalle den Anschein gewährt, als ob ein solches gar nicht vorhanden gewesen; 2) fixe, noch nicht bekannt gewordene Ideen, welche bei übrigens scheinbar ungestörter Verstandesthätigkeit zu einer gewaltsamen That Veranlassung geben; 3) Anfälle von Zornwuth, Platner's Excandescentia furibunda, wobei ein scheinbar verständiger Mensch in einem bis zur Krankheit gesteigerten Affecte einem Rasenden gleich wird; und 4) krankhafte Triebe (Mordlust, Feuerlust), wo der Mensch einer That, die er selbst verabscheut,

nicht widerstehen zu können scheint. Daß jedoch in allen diesen Fällen kein ungestörter Verstandesgebrauch statt finde, wird vom Verf. aufs Einleuchtendste erwiesen. Gelegentlich werden phantasirende Psychologen, die entweder die moralische Zurechnung auf die äufserste Spitze treiben, oder ihre Grundlage, und eben damit alle Strafbarkeit der Verbrechen aufheben, auf eine solche Weise zurechtgewiesen, dafs, wenn hier Besserung denkbar wäre, sie erwartet werden müfste.

Lichtenstädt.

VI.

Die Gefäfsdurchschlingung. Eine neue Methode, Blutungen aus gröfseren Gefäfsen zu stillen. Von Fr. B. Stilling, Gehülfsarzt am Landkrankenhause zu Marburg. Erste Abtheilung. Monographie der Operation. Mit Abbildungen. Marburg, Druck und Verlag von N. G. Elwert. 1834. 8. 152 S. (18 Gr.)

Ref. beeilt sich, die Fachgenossen auf das Vorhandensein dieser Schrift, in der ein hochwichtiger Gegenstand der Chirurgie verhandelt wird, aufmerksam zu machen. Ueber den Werth dieses neuen Blutstillungsmittels läfst sich natürlich a priori nichts bestimmen, erst die Erfahrung mufs darüber entscheiden, nur so viel kann Ref. nicht unterdrücken zu bemerken, dafs ihm der Vorschlag des fleifsigen, umsichtigen Verf. sehr plausibel scheint, und dafs er ihn bereits an Leichen mit Glück versucht hat, mit Glück in sofern, als kein eingespritztes Wasser aus einer Oeffnung an der durchschlungenen Arterie drang.

In der Einleitung setzt der Verf. kurz die mannigfachen üblen Ereignisse, die nach der Unterbindung der

Gefäfse und nach der Torsion entstehen können, auseinander; sodann kommt er zu seiner Methode selbst. Gefäfsdurchschlingung nennt er dasjenige heilkünstlerische Verfahren, durch welches, vermöge mechanischer Hülfsmittel, ein zertrenntes Blutgefäfsende durch einen, in seinen eigenen Wandungen gebildeten Spalt hindurchgeschlungen und so verschlossen wird, um einen Bluterguſs aus demselben zu verhindern oder zu stillen. Alles was er über die Geschichte der Operation, über das allmähliche Entstehen und die endliche Ausbildung derselben sagt, übergehen wir und verweisen auf das Lesen dieses interessanten Abschnittes selbst. Der Verf. will, so spricht er sich über den Zweck seines Verfahrens aus, die Nachtheile der Ligatur und der Torsion vermeiden, indem er das Gefäfs so wenig in seiner Lebensthätigkeit beeinträchtigt und eben so seine Umgebung so wenig beleidigt, auch gleichfalls in der Wunde so wenig einen fremden Körper zurückläfst, dafs, wo nicht zu Eiterungen oder exulcerativen Prozessen im Körper eine besonders ausgesprochene Neigung vorhanden ist, durch diese Operation weder Eiterung der Wunde oder der Umgebung des Gefäfses, noch Nachblutung u. s. w. verursacht wird. In Betreff der Indication für die Operation, so gesteht er ihr den Vorzug vor Torsion und Ligatur bei Arterien, deren Lumen mehr als eine Linie im Durchmesser hat, zu, so wie sie auch natürlich nur dann ihre Anwendbarkeit findet, wenn die Arterien oder Venen, bei letzteren wendet er sie auch an, unsern Augen sowohl, als unsern Händen leicht zugänglich sind. Hinsichtlich der Wunden empfiehlt er die Gefäfsdurchschlingung bei reinen Schnitt- und Hiebwunden, insbesondere bei Gesichtswunden, bei penetrirenden Unterleibswunden und Verletzungen der Arter. mesenterica, epiploica u. s. w., ferner wenn bei Eiterversenkungen am Halse oder Unterleibe heftige Blutungen aus grofsen Gefäfsen entstehen; bei Verletzungen der Arter. mammaria interna (?), bei allen Wunden der Extremitäten, bei Stichwunden, nach der Exstir-

pation von Geschwülsten, so wie nach Amputationen und Exarticulationen, sogar bei der Operation der Pulsadergeschwülste nach der Hunterschen Methode. Sind die Häute der Arterien krank, so behauptet der Verf., seine Methode könne mit mehr Sicherheit angewandt werden, als die andern, nur dürfen die Arterien nicht in ihrem ganzen Umfange verknöchert oder verknorpelt sein. Für nicht anwendbar hält er sie bei sehr kleinen und solchen Gefäfsen, deren Lumen nicht mehr als eine halbe bis eine Linie enthält, und bei allen tief liegenden Arterien, also bei der Aorta, der Iliaca communis, der Carotis und Subclavia nahe an ihrem Ursprunge, und der Anonyma.

Bei der Prognose und Würdigung der Operation hebt er folgende Punkte heraus: 1) die Durchschlingung als verletzende Potenz. Die Gefäfsstrecke, die dabei blofsgelegt werden mufs, ist unbedeutend, insbesondere viel unbedeutender als bei der Scarpaschen Methode. Es läfst sich nicht läugnen, dafs, nachdem man die Arterien getrennt hat, eine heftige Blutung entstehen kann, wenn ein oder das andere Arterienende der es gefafst habenden Pincette entschlüpft, und nach der Durchschlingung, wenn diese unglücklich verrichtet worden ist, was sich oft erst nach zurückgezogenem Arterienende offenbart. Ersterem Zufalle will er durch geschickte Gehülfen aus dem Wege gehen; letzterem dadurch, dafs er die zurückweichende Arterie mit der Pincette begleitet, diese einige Sekunden in der angegebenen Lage erhält und erst entfernt, wenn keine Blutung sich zeigt. Auch sucht der Verf. zu zeigen, wie die Nachtheile aus zwei angelegten Ligaturen und der Zertrennung des Gefäfses zwischen beiden, vom theoretischen Gesichtspunkte aus keinesweges von der Durchschlingung zu erwarten sind. — Das Hervorziehen der Arterien z. B. bei einer Amputation Behufs der Durchschlingung, ist nicht im mindesten bedeutender, als zur Ligatur nöthig ist; es braucht dieselbe auch nicht mehr vom Zellstoff gereinigt zu werden, als zur Ligatur. Die

Compressionspincette kann an eine, nicht einmal ganz isolirte Stelle der Arterie angelegt werden, und daher bedarf man zur Durchschlingung noch eine geringere Strecke, als zur Ligatur. Die Pincette, womit der Operateur das abgeschnittene Gefäfsende hält und abplattet, übt keinen nachtheiligeren Druck auf dasselbe aus, als die zur Ligatur es anziehende und haltende Pincette. Wird der seitliche Einschnitt mit einem feinen, scharfen Messer gemacht, so hat man eine reine, zur adhäsiven Entzündung neigende Wunde. Nur das gebildete Arterienbändchen kann beeinträchtigt werden; wahrscheinlich wird dasselbe mit plastischer Lymphe umgeben, und nach und nach resorbirt. Die Operation ist nicht schmerzhaft, und andere Theile können nicht mit durchschlungen werden. 2) Die Durchschlingung als Heilmittel. Eine Nachblutung scheint dem Verf., wenn die Operation richtig vollführt ist, nicht möglich zu sein. Keine Methode der Blutstillung durch operative Eingriffe setzt nach ihm der Heilung durch die erste Vereinigung so wenig Hindernisse entgegen, als die seinige. 3) Die Durchschlingung hinsichtlich der erforderlichen technischen Manipulationen. Der Verf. verhehlt es nicht, dafs Operateur und Gehülfen sehr geübt sein müssen, wenn sie mit Erfolg diese Operation vornehmen wollen.

Beschreibung der Operation. Die Verschliefsung der Arterien oder Venen durch ihre eigene Masse, um einen Bluterguſs aus denselben zu hindern, geschieht dadurch, dafs man aus der Masse der Gefäfswandung ein schmales Bändchen bildet, ohne den Canal derselben an verschiedenen und entfernten Stellen zu eröffnen, und dafs man durch dieses Bändchen das Gefäfs so zu umschlingen sucht, dafs hierdurch die Gefäfshäute, zusammengefaltet, in inniger Berührung erhalten werden; die, durch Abtrennung des Bändchens von den Gefäfshäuten aber gebildete, schmale, längliche Oeffnung in dem Gefäfscanale mufs ebenfalls geschlossen erhalten werden, und dies bewerkstelligt

man dadurch, dafs man das Gefäfsende durch jenen Spalt hindurchschlingt; hierdurch werden die nahe aneinander befindlichen Wundränder des geöffneten Gefäfscanales aneinander gedrückt, und durch das Bändchen in ihrer unverrückten Lage erhalten. — Ist das Gefäfs schon getrennt, in einer Wunde sichtbar, so wird dasselbe mit einer Pincette, wie zur Anwendung der Ligatur, etwas hervorgezogen und eine Compressionspincette (die des Verf. ist ähnlich der v. Gräfeschen Pincette zur provisorischen Blutstillung) über der verletzten Stelle so angelegt, dafs vom Rande der Gefäfsmündung bis zur Compressionspincette ein Stück des Gefäfsendes frei ist, das doppelt so lang als der Durchmesser seines Lumens, oder wo möglich noch etwas länger ist. Der Operateur ergreift nun mit einer, nahe am durchschnittenen Ende quer angelegten anatomischen Pincette das Arterienstückchen, plattet es dadurch ab, zieht es etwas an, so dafs es gespannt wird, und sticht eine halbe, bei mittleren Arterien von 2 bis 3 Linien im Durchmesser, bis eine Linie, bei gröfseren von 4 bis 5 Linien, von einem Seitenrande der Arterienwandung entfernt, und so weit oberhalb des durchschnittenen Endes, als der Durchmesser des Gefäfses beträgt, die Spitze des (einem Staarmesser ähnlichen) Messerchens, die Schärfe dem Herzen zugekehrt, so in die obere Wand der Arterie ein, dafs die beiden Flächen seiner Klinge nach beiden Rändern der Arterie gerichtet sind, die Klinge selbst also parallel mit der Längenaxe der Arterie steht. Alsdann schiebt der Operateur die Klinge des Messerchens durch die obere und untere Arterienwand, in der angegebenen Haltung, gerade nach unten so weit hindurch, dafs an dem Seitenrande der Arterie eine, der Längenaxe derselben parallele Spalte, deren Länge dem Durchmesser des Lumen der Arterie gleich ist, in der oberen und unteren Arterienwand gebildet ist. Das Messerchen wird nun aus der Spalte zurückgezogen, und während des Zurückziehens kann man den Spalt an der unteren Fläche des Gefäfses,

wenn es nöthig sein sollte, etwas vergröſsern, da dieser bei dicken Arterienwänden etwas kleiner ausfällt, als der der oberen Wandung, vermöge der Einrichtung des Messers. Man führt nun eine, der Gröſse des Spaltes angemessene Durchschlingungspincette von der unteren Fläche der Arterie durch den unteren Spalt ein, so, daſs die geschlossenen Spitzen der Pincette auf der oberen Fläche der Arterie, durch den oberen Spalt hindurch, zum Vorschein kommen, und eine bis drei Linien, je nach der Gröſse der Arterie, auf der oberen Fläche der Arterie hervorragen. Die Spitzen müssen deswegen so weit hervorstehen, damit man den gröſsten Theil des Gefäſsumfanges zwischen ihnen fassen kann. Die Hülfspincette kann jetzt entfernt werden, da die Durchschlingungspincette das Entschlüpfen hinlänglich verhütet. Die bisher noch geschlossen gewesenen Spitzen der letzten werden jetzt, indem man den Fingerdruck auf deren Branchen etwas nachläſst, geöffnet und ein pfriemenartiges Instrument mit seiner stumpfen Spitze in das Lumen des Arterienendes, 1 bis 2 Linien tief, eingeführt. Mit diesem Instrumente sucht man nun eine Falte des Durchschnittrandes des Arterienendes zwischen die hinlänglich geöffneten Pincettenspitzen einzuführen, indem man vermittelst desselben das Arterienende über seine obere Fläche zurückbeugt und zwischen die Pincettenspitze gleichsam einklemmt. Hat man nun den gröſsten Umfang des Arterienrandes zwischen die zu diesem Behuf gekrümmten Pincettenspitzen gefaſst, so schlieſst man diese durch Zusammendrückung der Branchen, und führt zu gleicher Zeit das pfriemenartige Instrument zwischen jenen heraus und entfernt es. Das sicher gefaſste Arterienende wird nun, indem man die Pincettenspitzen aus dem oberen Arterienspalt zurück, nach unten aus dem unteren herauszieht, durch die Arterienspalten nach unten hindurch, und etwas angezogen, um hierdurch die Umkehrung des Arterienbändchens, und dessen Anlegung an der möglichst höchsten Stelle des Gefäſsendes zu bewirken.

Die Durchschlingungspincette hält das durchschlungene Arterienende fest, die Compressionspincette wird entfernt, und das Gefäſsende seiner Zurückziehung überlassen, indem man die Durchschlingungspincette mit ihm in den Grund der Wunde zurückführt. Entsteht keine Blutung, so wird auch diese Pincette entfernt, und die Operation ist beendigt. — Will man eine in Continuität befindliche Arterie durchschlingen, so wird dieselbe wie zur Anlegung einer Ligatur entblöſst; beide Compressionspincetten an den Gränzen der isolirten Gefäſsstrecke angelegt, die Arterie in der Mitte durchschnitten, und zuerst das Herzende, alsdann das andere durchschlungen. — Zur Durchschlingung von Venen, z. B. der Jugularis interna, bedarf man nur einer verhältniſsmäſsig kleinen Gefäſsstrecke. Hülfspincetten sind dabei gar nicht nöthig. Ihre Wandungen werden von den Compressionspincetten hinlänglich fest gehalten. Den seitlichen Längenspalt vollführt man so, als habe man eine Arterie vor sich, deren Lumen eben so groſs im Durchmesser ist, als das des Cylinders, welcher die zusammengedrückten Venenwandungen ausfüllen würde. Man durchschlingt zuerst das peripherische Ende, das Herzende nachher, oder auch wohl gar nicht. (Die Beschreibung der Operation ist, wie erhellet, klar und deutlich. Sie wird es noch mehr durch die erläuternden Abbildungen auf der beigegebenen Tafel.)

S. 132 kommt der Verf. zu den übeln Ereignissen während und nach der Operation. Der seitliche Längenspalt kann entweder zu groſs, zu weit vom Seitenrande gegen die Mitte der Gefäſsoberfläche hin entfernt, oder dem Seitenrande zu nahe, oder zu klein gemacht worden sein. In den ersten beiden Fällen wird die Durchschlingung fruchtlos sein, im dritten wird das Bändchen zerreiſsen oder so ausgedehnt werden, daſs es seine Wirkungskraft verliert, und im letzten wird die Durchschlingung erschwert, vielleicht unmöglich sein, man erweitere daher den Spalt. In den ersten drei Fällen bleibt

nichts übrig, als die Operation von Neuem an einer höheren Stelle des entgegengesetzten Seitenrandes des Gefäſses zu machen. — Der Spalt kann zu nahe am durchschnittenen Ende angefangen sein, so daſs nach der Durchschlingung das Arterienende sich wieder von selbst oder durch den Andrang des Blutes aus dem Spalte zurückschlingt. Der Spalt muſs dann am anderen Seitenrande höher gemacht werden. — Der entgegengesetzte Fall schadet gerade nicht, indessen ist dabei das Gefäſs entweder zu sehr hervorgezogen, oder in zu groſser Strecke bloſsgelegt worden. — Die Hülfspincette fasse beide Arterienwände wie zur Anlegung einer Ligatur, weil man sonst leicht eine Zerreiſsung bewirkt. Bei dem Versuche, die Durchschlingungspincette durch den unteren Spalt zu führen, ist man oft an dessen Ausführung durch Zellstoff gehindert; man mache alsdann mit der Spitze der Pincette einige Seitenbewegungen, um den Zellstoff wegzuschieben, führe auch wohl die Pincette durch den oberen Spalt ein. Zerreiſst das Bändchen dadurch, daſs man die Branchen der Pincette vom Fingerdrucke befreiet, so bilde man ein neues. Man quetsche und zerreiſse nicht das mit der Pincette gefaſste Arterienstück, zerschneide es auch nicht etwa beim Hineinführen in die Pincette. Die Arterie darf der Pincette beim Durchschlingen nicht entschlüpfen. — Wenn das ganze Lumen des Arterienendes durch den Spalt hindurchgeschlungen ist, so folgt das übrige oft nicht weiter, sondern es bildet sich am unteren Ende des Arterienbändchens durch den Rand der Arterie von der jenem entgegengesetzten Seite ein runder, fester Wulst über dem oberen Spalt; dieser entsteht daher, daſs das Arterienbändchen sich nicht umkehrt, d. h. seine innere Seite nach auſsen, seine äuſsere nach innen umgeschlagen hat, und so dem Durchgange des Arterienstückes hinderlich ist. War die Arterie nicht vom Zellstoff befreit, so ereignet sich dies leicht. Hilft ein Fingerdruck und leises Anziehen des Arterienbändchens mit der Pincette nichts, so

mufs man, zumal wenn man den Arterienrand zu nahe an dem der Spalte entgegengesetzten Seitenrande, oder ein zu grofses Stück gefafst hat, das Arterienende wieder aufschlingen und von neuem, besser gefafst, durchschlingen. Entschlüpft nach der Operation das Arterienende, und entsteht eine Blutung aus demselben, so findet man dasselbe leicht durch Einführen eines Fingers in den Grund der Wunde, indem man das Ende wie einen Pfropf oder einen festen Knopf fühlen und mit einer Pincette vorziehen kann. Eine geringe Blutung hört oft auf, wenn man das Gefäfs seiner Contraction überläfst. — Nach glücklich vollbrachter Operation ist für das durchschlungene Gefäfs durchaus keine weitere Sorge nöthig, da ja Fäden u. dergl. nicht an ihm befindlich sind.

Der Verf. fand diese seine Methode nicht blofs bei Versuchen an Thieren höchst vortheilhaft, sondern er übte sie auch einmal bei einem Menschen aus, und zwar bei einem Schreinergesellen, der sich die Arteria radialis angeschnitten hatte. Am zwölften Tage nach geschehener Verwundung wurde der Kranke vollkommen geheilt aus dem Hospital entlassen.

Mit Vergnügen sehen wir der zweiten Abtheilung, welche Untersuchungen über den Prozefs, den die Natur zur Verwachsung und Regeneration der durchschlungenen Gefäfse einschlägt, enthalten soll, entgegen, und empfehlen nochmals den Fachgenossen diese Schrift zum sorgfältigen Studium.

—o—

VII.

Lehrbuch der operativen Chirurgie. Von Dr. Ernst Leopold Grofsheim, Leibarzt Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preufsen,

Regiments-Arzt, Mitglied der medic. Ober-Examinations-Commission, Ritter des Königl. Preufs. rothen Adler- und des Kaiserl. Russ. St. Wladimir-Ordens vierter Klasse u. s. w. Dritter Theil. Berlin, Verlag von Theod. Chr. Fr. Enslin. 1835. 8. 237 S. (1 Thlr.)

Zur Feier des funfzigjährigen Dienst-Jubiläums des Herrn Joh. Wilh. von Wiebel beschenkt uns der Hr. Verf., seinem Versprechen gemäfs, mit diesem dritten Theile seines Lehrbuches, welcher die allgemeine Operationslehre enthält, an deren Bearbeitung es bisher so gut als ganz fehlte.

In der Einleitung stellt der Verf. zuerst den Begriff der operativen Chirurgie fest; — er versteht darunter diejenige Wissenschaft, welche lehrt, durch bestimmte, kunstmäfsig vorschreitende Handwirkungen mechanisch oder chemisch in den Organismus eindringende Agentien zur Beseitigung von Abnormitäten anzuwenden — sodann läfst er sich über die nähere Bestimmung des Gegenstandes der operativen Chirurgie aus, erörtert den Standpunkt derselben zu den übrigen Heilwissenschaften, führt die Hülfswissenschaften, zu denen er sogar reine und angewandte Mathematik rechnet, an; erwähnt der verschiedenen Bearbeitungsweisen der operativen Chirurgie, und kommt sodann zur Geschichte derselben, die er von S. 9 bis S. 58 sehr passend, in sechs Perioden abgetheilt, schildert. Dieser folgt bis S. 123 eine Angabe der Litteratur, und zwar nicht blofs der generellen Operationslehre, sondern auch die der einzelnen Operationen. Beim Durchsehen dieses Abschnittes hat Ref. kein wichtiges Werk vermifst.

S. 126 kommt der Verf. zur allgemeinen operativen Chirurgie selbst, und beschreibt diese in folgenden Abtheilungen: I. Begriff von chirurgischer Operation, eine Wiederholung des in der Einleitung Gesagten. II. Der Operateur. III. Zweck der Operation. Indicatio vitalis. In-

dicatio contra morbum. Indicatio cosmetica. IV. Pathologische und therapeutische Würdigung der Operationen. V. Indicationen und Contraindicationen. Zu letzten rechnet er unter andern (ob mit Recht, dagegen ließe sich manches erinnern): « wenn durch die Operation wichtige, zum Bestehen des Lebens überhaupt, oder eines Organes insbesondere, erforderliche Theile zerstört oder außer Thätigkeit gesetzt werden würden. In dieser Rücksicht muß man die Unterbindung der Aorta abdominalis für contraindicirt ansehen; eben so Operationen an den Extremitäten, bei welchen der Hauptnervenstamm durchschnitten werden müßte, vorausgesetzt, daß die beabsichtigte Operation nicht in Amputation besteht. » VI. Operationsplan und Operation. 1. Bestimmung der Methode. 2. Bestimmung der Körperstelle. 3. Bestimmung der Zeit zur Operation. 4. Vorbereitung des Kranken zur Operation. 5. Mittel zur Ausführung von Operationen: a) Operationslocal. b) Die Beleuchtung. c) Lagerung des zu Operirenden. d) Gehülfen. e) Bedarf zur Verrichtung der Operation selbst. Bei Gelegenheit der Angabe der blutstillenden Mittel läßt sich der Verf. nachträglich über die Torsion der Arterien, ein Verfahren worüber die Acten noch keinesweges als geschlossen anzusehen sind, aus. f) Stellung des Operateurs und der Gehülfen gegen den Kranken. 6. Die Operation. A. Der Stich. I. Punction in weichen Theilen mit der Nadel, der Lancette, dem Troicart und dem Messer. II. Punction in und durch Knochen. Ref. vermißt hier die Anführung der nadelartigen Instrumente. B. Der Schnitt. a) Schnitt in weichen Theilen mit dem Messer, mit der Scheere und mit dem Meißel. Die Gebrauchsart des ungeknöpften, spitzen Pottschen Fistelmessers, eines sehr brauchbaren Instrumentes, ist vom Verf. nicht beschrieben, und doch verdiente sie es gewiß bei weitem eher, als die, wenn auch nur sehr kurze, Hinweisung auf den Meißel. b) Schnitt in Knochen, und zwar mit dem Messer, der Säge, der Scheere und Zange, und dem Meißel.

C. Das Reifsen und Ziehen. 1. Das Zerreifsen. 2. Das Aus- und Abreifsen. 3. Das Ausziehen. D. Das Abbinden und Unterbinden. E. Die Ausdehnung. F. Das Brennen.

VII. Ereignisse während und unmittelbar nach der Operation. 1. Blutung. 2. Nervenzufälle während der Operation. VIII. Verband. IX. Die Lagerung des Operirten. X. Nachbehandlung von Operirten. Bei der Erwähnung der allgemeinen Zufälle, welche nach Operationen sich einstellen können, erwähnt der Verf. auch das sogenannte intermittirende Wundfieber. Die wahre Natur und die ursächlichen Momente desselben, sagt er, sind noch nicht zureichend aufgehellet; doch unterliegt es keinem Zweifel, dafs verschiedene Krankheitszustände demselben zum Grunde liegen. Es ist nämlich entweder 1) als reine Nervenaffection zu betrachten, und Lüders nennt sogar ein solches, von ihm selbst beobachtetes, einen verlarvten Wundstarrkrampf oder vielmehr Metaschematismus des Wundstarrkrampfes; oder 2) als Begleiter eines serösen oder lymphatischen Exsudates in inneren Theilen, sei es in Folge einer Metastase des Wundsecretes, oder der Ablagerung eines Ueberschusses an Faserstoff im Blute, welcher sich bei der fortwährend in der Wunde unterhaltenen Exsudation oder Eiterung bildet; oder 3) das intermittirende Fieber ist Begleiter einer Venenentzündung, welche von der Operationswunde aus gegen das Herz vorschreitet; oder es ist 4) als Metaschematismus des Eiterungs- und hectischen Fiebers anzusehen, und in allen diesen Fällen von zufälligen Complicationen mit einem gewöhnlichen Wechselfieber, leicht zu unterscheiden. — Ueber die Verhütung und Behandlung des Decubitus läfst sich der Verf. noch zuletzt aus. Als Anhang spricht er, von S. 228 an, über das Einbalsamiren.

Diese Inhaltsanzeige wird genügen, um zu beweisen, dafs der Verf. sein Thema zweckmäfsig abgehandelt hat. Wir fügen nur noch hinzu, dafs er sich, wie dieses auch nicht

nicht anders zu erwarten war, klar und deutlich ausgesprochen hat, so dafs wir auch das Studium dieses Theiles mit Fug und Recht, besonders Anfängern, nicht genug empfehlen können.

—o—

VIII.

Alf. A. L. M. Velpeau, Embryologie ou Ovologie humaine contenant l'histoire descriptive et iconographique de l'oeuf humain. Paris. 1833. fol.

A. A. L. M. Velpeau, Die Embryologie und Ovologie des Menschen u. s. w.; übersetzt von Dr. C. Schwabe. 1834. fol. (2 Thlr.)

Dr. Th. L. W. Bischoff, Beiträge zur Lehre von den Eihüllen des menschlichen Fötus. Bonn. 1834. 8. (16 Gr.)

Zu denjenigen naturwissenschaftlichen Disciplinen, welche in der neuesten Zeit von Jahr zu Jahr mit innigerer Liebe gepflegt und mit glänzenderem Erfolge bearbeitet werden, gehört die Physiologie überhaupt, und die Entwickelungsgeschichte insbesondere. Die letzte, welche früher theils nur bruchstückweise gekannt, theils mehr als Nebenzweig der Anatomie betrachtet wurde, hat in unseren Tagen nicht nur einen aufserordentlichen Umfang erreicht, sondern auch einen so bedeutenden Einflufs erlangt, dafs sie die Grundfeste eines grofsen Theiles unserer heutigen Physiologie ausmacht, und Dinge aufzustellen vermag, welche ohne ihre Hülfe uns entweder gänzlich entgehen, oder wenigstens der nothwendigen Bestimmtheit und Sicherheit der Erkenntnifs ermangeln würden. Die

edelsten Geister unserer Zeit haben ihre Kräfte auf diesem Gebiete versucht; ja man kann wohl sagen, dafs es kaum einen berühmten Physiologen des letzten Jahrzehents geben mag, welcher nicht mehr oder minder wichtige Beiträge zur Lehre der individuellen Entwickelung geliefert hätte.

Ein so allgemeines Streben ist aber nicht aus der Willkühr eines Einzelnen hervorgegangen; sondern ruht und erhält sich durch die Tendenz der Zeit, welche diese Art von Leistungen vor allen anderen fordert. Sehen wir ja auch diese höhere Auffassung der Dinge, als solcher nämlich, welche nie wahrhaft ruhen, sondern als bewegter, stets veränderter, nicht blofs in der Physiologie, sondern auch in der Behandlung der Philosophie, Geschichte u. dergl. hervortreten; ja selbst die Gebiete der theoretischen Wissenschaften überschreiten. Man kann wohl sagen, dafs hierin das Moment liege, welches unserer Zeit ihren eigenthümlichen Charakter aufdrückt, und dieselbe von dem letztverflossenen Jahrhundert wesentlich unterscheidet.

Die sich so häufig darbietende Gelegenheit, unreife Früchte des Menschen und der Thiere zu erhalten, mufste natürlich von dem Beginne der scientifischen Anatomie und Physiologie an dazu aufmuntern, den Unterschieden und Eigenthümlichkeiten des Embryonalkörpers nachzuforschen. So haben auch schon die Väter der Anatomie und deren unmittelbare Nachfolger einzelne Beschreibungen von Früchten des Menschen und der Thiere geliefert. Wiewohl die meisten dieser Relationen von untergeordneter Bedeutung sind, so haben doch einige von ihnen, wie die von Harvey, Hohoken, Regner de Graaf u. a., klassischen und bleibenden Werth. In dem achtzehnten Jahrhundert wurden zwar die einzelnen Beobachtungen rüstig fortgesetzt, manche neue und wichtige Erfahrungen gewonnen, manche eingewurzelte Vorurtheile widerlegt, da besonders die herrschenden Theorieen vielfache

Gelegenheit zu Untersuchungen der Art gaben. Aber man kann behaupten, dafs die Theorieen damals die Erfahrungen vernichteten, und so pafste selbst E. Fr. Wolff seine vortrefflichen Beobachtungen subjectiven Ideen an; so sah Haller zum Theil das Richtige, nahm es aber als unfehlbar nicht an, weil er an das Unrichtige glaubte. Einige Naturforscher, wie Wrisberg, Ph. Fr. Meckel, Sömmerring u. a. gingen zwar die ruhigere Bahn nüchterner Beobachtung. Sie erwarben sich das unläugbare Verdienst, bestimmte Facta aufzufinden; diese Facta aber zu einem Ganzen zu verbinden, aus ihnen eine Wissenschaft zu gestalten, war nicht in ihren Kräften, oder nicht ihre Absicht. Auch Hunter, dessen unermüdlicher Fleifs die wichtigsten Punkte über die Eiverhältnisse genauer erforscht hatte, vermochte nichts mehr als Einzelnheiten, als eine Reihe interessanter Details, als Materialien zu künftiger scientifischer Benutzung zu liefern. Die im Anfange unseres Jahrhunderts die Gemüther anregende Naturphilosophie vereinigte bald Freunde und Feinde auf dem einen Gebiete der Evolutionsgeschichte, und sie gab als primäres, wiewohl untergeordnetes Moment, zu dem Aufschwunge dieser wichtigen Disciplin Anlafs. Ist aber die Geschichte eines Zweiges des menschlichen Wissens zu beweisen geeignet, wie sehr trotz allen Fleifses, aller Gunst äufserer Verhältnisse, scheinbar untergeordnete Dinge, wie Methode, Anwendung u. dergl. von wesentlichem Einflusse sind, so vermag dieses die Entwickelungsgeschichte. Hunderte von menschlichen Früchten waren zergliedert, und sorgfältig zergliedert worden, ohne dafs man einen Hergang genügend kannte; eine nicht geringere Zahl von Früchten der Säugethiere und Embryonen der Vögel war untersucht und beschrieben worden, ohne dafs man stringente Hauptsätze der Entwickelung herzuleiten wagen konnte. Die an den Menschen beobachteten Facta einerseits, so wie die aus den niederen Thieren gekannten Data andererseits, standen als zerrissene Glieder einer Kette da, welche niemand zu einem

vermochte. Da betrat Döllinger den glücklichen Weg, die frühesten Stadien der Entwickelung des Hühuchens wissenschaftlich zu bearbeiten, und mit seiner lichtvollen Darstellung der drei Blätter der Keimhaut beginnt eine neue Aera der Entwickelungsgeschichte. Es wäre überflüssig, die Fortschritte speciell darzustellen, welche die Entwickelungsgeschichte durch die in seinem Sinne arbeitenden Forscher, wie Pander, v. Bär, Burdach, Rathke und Huschke gemacht hat; wie mit jedem Jahre diese treffliche Disciplin ihrer Vollendung näher tritt und immer herrlichere Früchte trägt. Selbst die Gegner aller solcher Ansichten gerathen unbewufst in die Bahnen, welche sie zu meiden vorgeben.

Wir sehen aber auch, dafs diese wissenschaftliche Entwickelungsgeschichte eine Frucht deutschen Bodens ist, können mit Recht behaupten, dafs sie in unserem Vaterlande bis jetzt vorzüglich gepflegt worden. Doch liefern die neueren Abhandlungen von Thomson den erfreulichen Beweis, dafs diese vielversprechende Richtung auch jenseits des Kanales sich zu verbreiten beginne. In Frankreich steht aber zur Zeit die Sache noch anders. Hier, wo die von Deutschland aus aufgenommene Naturphilosophie, wenn wir so sagen dürfen, einen fast romantischen Charakter angenommen, hat auch unsere Disciplin ihre Gestalt wesentlich umgeändert. Der Einflufs den die Schriften eines Bär, Rathke und Burdach auf die Behandlung der Entwickelungsgeschichte dort gehabt, ist zwar keinesweges zu verkennen. Aber nicht die Gründlichkeit der Bearbeitung, nicht der genial unterscheidende Blick, der unsere deutschen Forscher so sehr auszeichnet, leuchtet aus den neuesten französischen Beobachtern, Coste und Delpech hervor, sondern ein kleinliches Haschen nach Entdeckungen, eine Sucht, Neuigkeiten und bisher unerhörte Dinge hervorzuheben, ohne gediegene Kenntnifs der früheren Leistungen, wiewohl die Autoren selbst und deren Schriften ihnen keinesweges entgangen sein konnten.

Man thäte der französischen Nation unrecht, wenn man diese Charaktere allen ihren Arbeiten zuschreiben wollte. Auch in ihrer Litteratur prangen Entdeckungen und Schriften, die denen keines anderen Volkes nachstehen, und selbst auf dem Felde der Entwickelungsgeschichte haben Pariser Gelehrte Werke geliefert, denen man Mangel und Armuth der Beobachtungen am wenigsten vorzuwerfen vermag. Aber sie stehen auch andererseits nicht auf jenem generellen scientifischen Standpunkte, den die Entwickelungsgeschichte durch Döllinger und dessen Nachfolger gewonnen, sondern gleichen jenen oben genannten Forschern des vorigen Jahrhunderts, welche einzelne Thatsachen nüchtern und treu dargestellt zu haben, das Verdienst besitzen. Zu dieser Reihe französischer Gelehrten gehören vor allen Breschet und Velpeau.

Die Entwickelungsgeschichte enthält zwei verschiedene Theile, welche besonders bei minder tief eingehender Betrachtung in ziemlich losem Zusammenhange zu einander zu stehen scheinen; nehmlich 1) die Geschichte des Eies, und 2) die des Embryo. Wenn die des letzteu in neuester Zeit nicht blofs an Material und an Consequenz der Darstellung gewonnen, sondern überhaupt eine ganz andere Form, als früher angenommen, so ist die des Eies in ihrer Gestalt ziemlich dieselbe geblieben, und hat nur in dem Punkte der Geschichte der Fötalhäute einige wesentliche Veränderungen, die von der Entwickelungsgeschichte des Embryo herrühren, erlitten. Daher auch die Lehre vom Eie auf eine mehr gleichmäfsige Weise in Frankreich und Deutschland behandelt wird. Einen Beweis hiervon geben uns auch die in der Ueberschrift verzeichneten Schriften.

Velpeau, der vermöge seiner Stellung in Paris die günstige Gelegenheit hatte, eine sehr grofse Zahl menschlicher Eier zu untersuchen, war seit dem Jahre 1821 bemüht, die speciellen Verhältnisse des Eies des Menschen und der Säugethiere kennen zu lernen. Zu diesen Unter-

suchungen trat anfangs Breschet hinzu. Aber bald entzweiten sich die beiden französischen Gelehrten; jeder setzte dann auf eigene Faust seine Untersuchungen fort, und eine nicht ganz geringe Animosität zwischen ihnen, die sich sowohl in Breschet's Abhandlung über die Decidua, als auch in der vorliegenden Schrift von Velpeau an vielen Stellen deutlich kund giebt, war die Folge dieses persönlichen Zwistes. Es ist und bleibt immer unangenehm, wenn solche Dinge, welche dem Gebiete der Wissenschaft am wenigsten angehören, veröffentlicht werden, und wir können den Uebersetzer deswegen nur loben, dafs er in seiner Bearbeitung die Polemik gegen Breschet ganz hinweggelassen habe. Ueberhaupt kann man ohne Unrecht behaupten, dafs Velpeau in seinen meisten Urtheilen über Vorgänger und Zeitgenossen nichts weniger, als gerecht sei. Auch bei ihm finden wir den in neuester Zeit bei so vielen physiologischen Schriftstellern wiederkehrenden Fehler, dafs das liebe Ich vor den Bemühungen Anderer zu sehr hervorgehoben wird, dafs man es vorzieht, sich als grofsen Mann darzustellen, anstatt die Resultate seiner Bemühungen einfach und schlicht zu geben, und das Urtheil von der Zeit, Mit- und Nachwelt zu erwarten. So unendliche Vortheile die anatomischen und physiologischen Disciplinen aus ihrem heutigen, mehr öffentlichen Leben ziehen, so ist andererseits doch nicht zu leugnen, dafs gerade jenes unglückselige, grofssprecherische Wesen, jene Sucht durch viele Entdeckungen zu glänzen und vermittelst der Beobachtung von Dingen, die am Ende jeder mit gesunden Augen versehene Mensch bei vorkommender günstiger Gelegenheit zu sehen vermag, als Wunderkind angestaunt zu werden — eine unmittelbare Folge dieser Protection der Physiologie sei. Möchten doch alle Männer der Art wohl bedenken, dafs das Merkwürdige ihrer Erfahrungen nicht sowohl ihnen, als dem Gegenstande angehört, den sie behandeln, der Natur selbst, deren unergründliche Tiefe unserem Geiste so wunderbar erscheint.

Dadurch, dafs nun Velpeau in seinen Urtheilen mehr dem subjectiven Gefühle, als dem Gegenstande folgt, ist auch die in der Einleitung gegebene historische Uebersicht nichts weniger, als zuverlässig. Ohne Dutrochet's übrigen Verdiensten um die Physiologie zu nahe zu treten, so dürfte doch dieser ausgezeichnete französische Physiolog selbst zugeben, dafs gerade seine Untersuchungen über die Eihüllen von mehr untergeordnetem Werthe sind, und selbst von den dadurch angeregten Cuvierschen Forschungen um vieles übertroffen werden. Am wenigsten aber können sie, wie Velpeau will (Embryologie p. III. Uebers. S. 2.), an die Spitze gestellt werden. Eben so ungerecht ist der Verf. in seinem Urtheile gegen die Deutschen, besonders gegen Burdach, der gerade in diesem Punkte (nehmlich in seinen Angaben über die Verhältnisse der Decidua) auch als selbstständiger Forscher erscheint. Das etwas günstigere Urtheil über Bock scheint nur darin seinen Grund zu haben, dafs B. sich auch zur Einstülpungstheorie, wie Velpeau, bekennt.

Wiewohl Velpeau's Ansichten über die verschiedenen Verhältnisse des Eies schon früher bekannt geworden sind, und auch aus den Ann. des sc. natur. in Heusinger's Zeitschrift übergegangen waren, so dürfte es doch von Interesse sein, dieselben hier einer kurzen Prüfung zu unterwerfen, da sie theils von dem Verf. selbst geändert, theils auch durch andere Erfahrungen rectificirt worden sind. 1. Die Decidua hält V. für eine blofs ausgeschwitzte, coagulable Lymphe, welche vor der Ankunft des Eichens in die Gebärmutter schon existire. Ihre beiden Blätter, die Decidua vera und reflexa bilden sich nach der bekannten, von Burns zum Theil schon angedeuteten, von Moreau durchgeführten, von Bojanus schematisch abgebildeten, von Seiler, Burdach, Bock und anderen angenommenen Theorie der Einstülpung. Sie ist nach V. ohne alle organisirte (nicht organische, wie es in der Uebersetzung heifst) Structur, wiewohl sie sich von den Pseudomembranen we-

sentlich unterscheidet. Ihr Nutzen ist nicht sowohl die früheste Ernährung des Eies, als anfangs der, daſs das Eichen in der Gebärmutter fixirt, und später, daſs der Placenta ihre bestimmte Stelle angewiesen werde. In allen Thieren finden sich Analoga der Decidua, wiewohl sie nirgends so sehr ausgebildet ist, als in dem Menschen und vielleicht den Quadrumanen (p. 1 — 10. Uebers. S. 15.). Vergleichen wir hiermit die Resultate anderer Forscher sowohl, als unsere eigenen Beobachtungen, so müssen wir zuvörderst bemerken, daſs die Einstülpungstheorie mit solcher Evidenz keinesweges erwiesen ist, als V. sie darzustellen sich bemüht. Es kann nicht geleugnet werden, daſs alle anderen über die Bildung der zufälligen Häute aufgestellten Theorieen ihre fast unlöslichen Schwierigkeiten und Widersprüche haben, sei es um die Bildung der beiden Lamellen, oder die anderen Verhältnisse des Eies und der Placenta hinreichend zu erklären. Aber auch der Einstülpungstheorie ermangeln nicht wichtige Einwürfe. So läſst sich zwar behaupten, daſs bei dem Menschen die Stelle, welche durch das Ei eingedrückt worden, durch die Placenta ausgefüllt und später vielleicht durch eine eigenthümliche Lamelle, die sogenannte Decidua serotina geschlossen werde. Aber wie läſst sich, wie Breschet schon mit Recht einwirft, derselbe Prozeſs bei den Affen erklären, wo die doppelte Placenta durch die zwischenliegenden hinfälligen Häute geschieden wird? Wie die so verschiedene Textur der beiden Deciduae? Die Untersuchung abortirter Eier, welche sowohl im Allgemeinen, als auch besonders in diesen Häuten pathologische Veränderungen in der Regel zeigen, können diese Zweifel nie mit aller Bestimmtheit heben. Nur die Untersuchung von Gebärmüttern, welche Eier der ersten Schwangerschaftsmonate enthalten, können und dürfen zu Beweisen gebraucht werden. Wir müssen nun freilich offen bekennen, daſs wir selbst in einem Uterus aus dem fünften Monate der Schwangerschaft, den wir frisch zu untersuchen

Gelegenheit hatten, den exacten Beweis für die Einstülpungstheorie zu finden glaubten. Denn an dem Rande der Placenta schien sich die wahre hinfällige Haut, wie wir noch mehren ärztlichen Freunden gezeigt haben, unmittelbar in die umgeschlagene hinfällige Haut umzubiegen. Allein die Umbiegungsstelle war hier nicht, wie es erwartet werden sollte, frei, sondern beide Lamellen zeigten sich von dem ziemlich scharf markirten Umschlagungsrande 2 bis 3 Linien weit mit einander verwachsen, so dafs sie nur durch vorsichtige Trennung vermittelst des Scalpellstieles voneinander geschieden werden konnten. In einem anderen, ebenfalls von uns frisch untersuchten Falle aus dem vierten Schwangerschaftsmonate, wollte es uns auf keine Weise gelingen, die Einstülpung nachzuweisen. Wer sagt uns aber, ob jene erste scheinbare Einstülpung nicht auch eine blofse Verklebung der an dem Rande der Placenta aneinander gränzenden Enden der beiden hinfälligen Häute war? Auch R. Wagner scheint bei seinen früheren zahlreicheren Untersuchungen nicht glücklicher als wir gewesen zu sein, und überhaupt dürfte sich nur der Anatom und Physiolog zur decisiven Entscheidung des fraglichen Gegenstandes eignen, welcher eine schwangere Gebärmutter aus dem zweiten oder dritten Monate zu untersuchen das Glück und unpartheiisch zu beobachten den Sinn hätte. Ein anderer, eben so nachdrucksvoll von Velpeau vertheidigter Satz ist der, dafs die Decidua nicht organisirt sei. Diesem Punkte scheinen unsere Erfahrungen mit Bestimmtheit zu widersprechen; und wir müssen der Meinung derer beitreten, welche Blutgefäfse in derselben annehmen. Die Behauptung, dafs sie der Placenta ihren Ort bestimme, widerlegt sich durch die vergleichende Entwickelungsgeschichte der Säugethiere von selbst. Dagegen wird ihr mit vollem Rechte ihre Selbstständigkeit als eigenthümliches, normales organisches Produkt vindicirt. — 2. Das Chorion. Dafs das Chorion auf seiner äufseren Fläche flockig, auf seiner inneren dagegen glatt sei, ist

eine an jedem gesunden Eie des Menschen oder der Säugethiere zu verificirende Behauptung. Dagegen haben E. H. Weber's genauere Beobachtungen gelehrt, daſs eine flockenleere, oder vielmehr genauer gesagt, eine an Flocken ärmere Stelle des Chorion von sehr früher Zeit existire, und sich im Laufe der Entwickelung unverhältniſsmäſsig stark vergröſsere. Blutgefäſse dringen, wie man bei Säugethieren mit Bestimmtheit verfolgen kann, nur secundär von dem Endochorion in dasselbe ein. Auch nach unseren Erfahrungen an dem Menschen und den Thieren müssen wir dem Verf. beistimmen, wenn er das Chorion nur aus einer Lamelle bestehen läſst. — Einen deutlichen Beleg für die oben ausgesprochenen Ansichten über den verschiedenartigen Charakter der Behandlung der Entwickelungsgeschichte in Frankreich und Deutschland, geben Velpeau's schwankende Ausdrücke über die Genese des Chorion und dessen Verhältnisse zu den Theilen des Embryo. In Deutschland zweifelt keiner daran, daſs das Chorion ein selbstständiges, unabhängig von und vor dem Embryo existirendes Gebilde sei, daſs es Nabelblase, Allantois, Amnion und Embryo in seiner Höhlung enthalte, und daſs es sich nicht in die Haut der Frucht unmittelbar fortsetze. Das letzte behauptet auch V. nach seinen neuesten Untersuchungen, und rectificirt auf diesem Wege einen früher begangenen Irrthum; daſs dagegen die Nabelblase auch innerhalb des Chorion liege, soll nach ihm wenigstens bisweilen vorkommen. Wenn übrigens V. angiebt, daſs bei den Vögeln das Chorion (die Eischaalenhaut) durch mehre andere Häute von dem Embryo getrennt sei, so entsteht hierdurch nur eine Verschiedenheit von den Säugethieren und dem Menschen, wenn man den Sac reticulé als Allantois, und nicht als Eiweiſs deutet. Daſs aber das letzte wahrscheinlich das Richtigere sei, soll bald erwähnt werden.

3. Das Amnion. — Das einzig Neue, welches hier angeführt wird, ist der offenbar unrichtige, auf die Untersuchung eines ganz frischen, 4 bis 5wöchentlichen Eies ge-

gründete Satz, dafs vor der Entwickelung der Bauchdecken keine Continuität des Amnion mit der Haut des Embryo sich vorfinde. Die Geschichten des Hühnchens und die der Säugethiere, so wie in neuester Zeit sogar die des Menschen, haben das Entgegengesetzte aufser allen Zweifel gesetzt. Vollkommen richtig ist es, wenn V. es nachdrücklich vertheidigt, dafs das Chorion das Amnion nie unmittelbar berühre. 4. Das Nabelbläschen. — Unbedingt den interessantesten und wichtigsten Theil der ganzen Schrift bilden die Relationen der über das Nabelbläschen angestellten Untersuchungen. Es giebt in jedem Zweige der Naturwissenschaften Gegenstände, welche an und für sich weniger schwierig zu erkennen, als durch unzweckmäfsige und schädliche Emsigkeit der Forscher unzugänglich gemacht werden, welche zeigen, dafs Fehler, die entweder durch grofse Autoritäten sanctionirt sind, oder allgemein eine Reihe von Jahren hindurch begangen werden, die Erkenntnifs der Wahrheit durch die Trugbilder des Irrthums und der Täuschung kräftig zurückhalten. Das Verhältnifs des Dotters zu dem Darmkanale des Vogels ist so leicht zu eruiren, dafs es schon den ersten Beobachtern deutlich wurde. Auch die dem Dotter analoge Nabelblase der Säugethiere wurde von dem gediegenen Forscher Graaf, und vor allen von Needham fast richtiger gedeutet, als es von den meisten Schriftstellern bis auf die neueste Zeit geschehen. Wenn im vorigen Jahrhundert Ph. Fr. Meckel und Sömmerring an ihre Analogie mit dem Dotter des Vogeleies wiederum erinnerten, wenn Oken die Genefe des Darmes aus ihr vertheidigte, und in Kieser und J. Fr. Meckel thätige Vertheidiger, in Emmert besonders einen nachdrücklichen Gegner seiner Ansicht fand, so waren doch die Data, welche allen diesen und ähnlichen Behauptungen zum Grunde lagen, keinesweges vollständig genug, um über diesen Punkt mit einiger Bestimmtheit nur zu entscheiden. Und am Ende ist und bleibt es doch wesentliches und Hauptverdienst, in den Naturwissenschaf-

ten überhaupt und der empirischen Physiologie insbesondere, die Facta festzustellen. Denn aus vollständig existirenden Thatsachen ergiebt sich die Theorie von selbst; während alle Ansichten, welche der nothwendigen vollkommenen Reihe von unzweifelhaften Thatsachen ermangeln, das Gepräge der Subjectivität, der Phantastik an sich tragen, und auf allgemeine, vorzüglich den Stürmen der Zeit trotzende Gültigkeit keinen Anspruch machen dürfen. Um nun wieder auf das Nabelbläschen zu kommen, so mufs, wenn es dem Dotter der Vögel entsprechen soll, in frühester Zeit seine Höhlung mit der des Darmes in offener Verbindung stehen. Bei den Säugethieren ist dieses durch die Erfahrungen von Bär, Joh. Müller und Ref. selbst aufser Zweifel gesetzt. Unendlich schwieriger ist der Beweis aus dem Menschen zu führen, wiewohl man auch hier der definitiven Lösung der Aufgabe sehr nahe getreten ist. Velpeau gehört unleugbar zu der Zahl derer, welche hier die Bahn gebrochen haben, so dafs es in der That merkwürdig bleibt, wie selbst in der allerneuesten Zeit noch Mayer in Bonn die Emmertsche Ansicht unermüdlich zu vertheidigen übernimmt. So hat Velpeau schon im Jahre 1825 in zwei Eiern aus dem Nabelbläschen die Contenta desselben durch Druck längs des Stieles befördert. Rechnet man dazu noch die schon veröffentlichten Beobachtungen von K. E. v. Bär vom Jahre 1828, und die von Joh. Müller von den Jahren 1830 und 1834, so dürfte schon, abgesehen von unseren eigenen hierüber gemachten Erfahrungen, unser obiger Ausspruch gerechtfertigt sein. Andererseits müssen wir aber Mayer gegen Velpeau u. a. nach unseren eigenen Beobachtungen vollkommen beistimmen, dafs das Nabelbläschen wahrscheinlich im Normale während des gröfsten Theiles des Fruchtlebens verharre. So hat auch schon Hoboken ein Nabelbläschen aus einer reifen Nachgeburt beschrieben und abgebildet. — Velpeau's übrige wichtigste Angaben über das Nabelbläschen sind folgende: Es ist

wahrscheinlich in der zweiten bis dritten Woche am gröfsten, und befindet sich bis zum 30sten bis 40sten Tage innerhalb des netzförmigen Körpers. Der Stiel ist bis zum 20sten, auch 30sten Tage ein offener Kanal, und wird vom ersten Monate an länger und dünner. Mit Unrecht wird dem Nabelbläschen abgesprochen, dafs es aus mehren Lamellen bestehe. Eben so unwahr scheint uns die Behauptung, dafs die Gefäfse des Nabelbläschens blofs zur Ernährung desselben, und nicht zur Aufsaugung der darin enthaltenen Flüssigkeit dienen. Denn, wie man sich leicht überzeugen kann, persistiren diese selbst dann noch, wenn das Nabelbläschen schwindet und einschrumpft. Sie scheinen vielmehr dann, wenn der Ductus omphalo-entericus schon oblitterirt ist, die in dem Bläschen noch enthaltenen tauglichen Stoffe aufzufangen und in den Embryonalkörper überzuführen, bestimmt zu sein. — 5. Allantois. — Dafs der netzförmige Körper, d. h. der gallert- oder vielmehr emulsionsähnliche, mit feinen Fäden durchzogene, zwischen Chorion und Amnion befindliche Körper die Allantois des Menschen sei, führt V. selbst als eine ihm nur im höchsten Grade wahrscheinliche Hypothese an. Ueber die wahrscheinlichere Deutung dieses Stoffes als Eiweifs werden wir bald, bei Gelegenheit der Schrift von Bischoff, zu reden Veranlassung finden. Vorläufig genüge nur zu bemerken, dafs der Beweis der freien Communication mit der Harnblase des Embryo zur Erhärtung eines solchen Ausspruches unerläfslich wäre. Andererseits mufs aber lobend erwähnt werden, mit welchem vorsichtigen, jedem ächten Naturforscher ziemenden, zum Theil limitirenden Tone, V. seine Beobachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse anführt. Auch wird mit Recht gegen die Deutung der Allantois als eines zur blofsen Aufnahme des Harnes des Fötus bestimmten Organes gestritten. — 6. Die Nabelschnur wird fast vollständig nach ihren physiologischen und den wichtigsten pathologischen Momenten beschrieben, wobei man freilich ungern die Hauptmomente ihrer Entwickelungs-

geschichte, die Verhältnisse derselben zum Endochorion — eine nothwendige Folge der oben bezeichneten, in dem ganzen Werke herrschenden Tendenz — vermifst. — 7. Die Placenta. Zuvörderst bemüht sich V., die von Bojanus als selbstständige Membran angenommene Decidua serotina aufser Credit zu bringen. Bei Beschreibung der Blutgefäfse sieht man bald, dafs dem Verf. feinere Injectionen kaum zu Gebote standen, besonders wenn man diese Relationen mit den trefflichen Darstellungen von Haulik und E. H. Weber vergleicht. Dagegen wird jede unmittelbare Einmündung der Gefäfse der Frucht in die der Mutter mit Nachdruck geleugnet.

Wenn wir nun gern dem Verf. durch seine vielen Angaben über die Theile des Eies gefolgt sind, theils um manche gründliche Ansichten hervorzuheben, theils um berichtigende Momente anzudeuten, so mufs unsere Relation über den zweiten Theil der Schrift, welche die sogenannte Embryologie behandelt, einen durchaus verschiedenen Charakter annehmen. Denn hier ist von keinem systematischen Gange, ja von keinem höheren scientifischen Standpunkte die Rede, sondern der Verf. begnügt sich, die Data nach den einzelnen ihm zu Gebote stehenden Embryonen zu beschreiben. Aber selbst gegen die Richtigkeit solcher Beobachtungen lassen sich die gegründetsten Einwendungen machen. 1. sind die Zeitbestimmungen bei allen Eiern aus den frühesten Zeiten der Schwangerschaft überaus precär, ja die seinigen, wie wir fest überzeugt sind, für die ersten Wochen sogar offenbar unrichtig. 2. werden die Beschreibungen selbst zum gröfsten Theile von kranken Eiern entlehnt, die fast in der Regel nur Embryonen enthalten, welche entweder an und für sich mifsgebildet (was jedoch der seltenste Fall ist), oder secundär nach Degeneration der Eihäute entartet, oder gar durch Fäulnifs angegriffen und theilweise zerstört sind. Von diesem allen ist nicht blofs Unsicherheit, sondern fast gänzliche Unbrauchbarkeit der Resultate für Physiologie, und besonders für

scientifische Entwickelungsgeschichte, die nothwendige Folge. Den Beschreibungen der äufseren Theile des Embryo kann Treue der Darstellung keinesweges abgesprochen werden.

Die von Hrn. Dr. Schwabe gelieferte Uebersetzung empfiehlt sich durch Deutlichkeit und Flufs des Vortrages, und Correctheit des Druckes. Nur stören einige besonders im Anfange vorkommende Fehler in den Namen auf eine unangenehme Weise. Die Steinzeichnungen stehen freilich den im Ganzen vortrefflichen lithographischen Blättern des Originales bei weitem nach, doch ist auch der Preis der Uebersetzung unverhältnifsmäfsig billiger. Auf diese Art wird jedem die Anschaffung einer Schrift um vieles erleichtert, die in keiner Bibliothek eines wissenschaftlichen Geburtshelfers oder Physiologen fehlen sollte.

Herr Bischoff, der sich schon durch seine Untersuchungen über den Inhalt der Spiralgefäfse der Pflanzen dem naturforschenden Publikum ehrenvoll bekannt gemacht hat, liefert in der oben genannten Schrift eine Arbeit, die sich eng an die eben besprochene Leistung von Velpeau anschliefst. Leider ist uns die Habilitationsschrift des Verf., welche für sich und unabhängig von Velpeau's Leistungen erschienen war, noch nicht zu Gesichte gekommen Wir müssen uns daher seines Verhältnisses zu dem genannten französischen Gelehrten nach Billigkeit überheben. Jedenfalls dürfte aber die Uebereinstimmung der Resultate der Forschung beider ein erfreuliches Zeugnifs für die Richtigkeit der gemachten Beobachtungen geben, und dürfte am wenigsten den unpartheiischen Richter zu verleiten im Stande sein, hämische Ausfälle über Plagiate u. dergl. zu machen. Schon von vorn herein flöfst die in der Einleitung gegebene Methode der Darstellung für die Zuverlässigkeit der Data Vertrauen ein. Der Gegenstand selbt wird nun in folgenden vier Kapiteln abgehandelt: 1. Von der Decidua Hunteri. Mit Recht erklärt sich der Verf. gegen die Ansicht, dafs die Decidua die sich häutende

Schleimhaut der Gebärmutter sei. Allein unrichtig ist es, wenn viele Schriftsteller hier jede Häutung während der Schwangerschaft und nach der Geburt leugnen. Nur trifft dieses freilich nicht die Schleimhaut selbst, sondern das die Flimmerbewegungen erzeugende Epithelium, wie aus unseren neuesten Beobachtungen deutlich erhellt. Auch hier wird der Einstülpungstheorie das Wort geführt, freilich ohne die oben schon postulirten definitiven Beweise. Dafür wird aber die von Velpeau angenommene Structurlosigkeit der Decidua, besonders der Mangel an Blutgefäfsen, nach eigenen Erfahrungen ebenfalls widerlegt. Eben so nachdrucksvoll vertheidigt der Verf. die richtige Behauptung, dafs die Decidua bis zum Ende der Schwangerschaft verharre, und als äufserste Membran an der Nachgeburt des reifen Kindes zu finden sei. — 2. Von dem Chorion. Zuvörderst wird mit v. Bär angenommen, dafs die äufserste Membran des in dem Folliculus Graafianus befindlichen Eichens das Chorion sei. Wir haben schon an einem anderen Orte gezeigt, dafs diese Annahme nach unseren genaueren Erfahrungen über diesen Gegenstand höchst wahrscheinlich unrichtig ist, dafs diese äufsere Membran vielmehr Dotterhaut sei und bleibe (vergl. Ad. Bernhart symbolae ad ovi Mammalium historiam ante praegnationem. Vratisl. 1834. 4.). — Was aber die Gefäfse des Chorion betrifft, so stimmen die Beobachtungen und Ansichten des Verf. mit der genetischen Auffassung dieses Gebildes vollkommen überein. Wenn jedoch der Verf. das Chorion aus zwei Blättern bestehen läfst, während wir demselben oben nur ein Blatt zugeschrieben haben, so dürften unsere Erfahrungen bei näherer Betrachtung nichts weniger, als einander widerstreiten, sondern vielmehr sich gegenseitig bekräftigen. Denn die Beobachtung, dafs sich zwei feine Lamellen lostrennen lassen, ist unbedenklich richtig, gelingt aber an jedem anderen flockigen Theile, wie der Darmschleimhaut u. dergl. eben so bestimmt. Wir glauben aber hier nicht nach den einzelnen Fetzen, die sich

sich lostrennen lassen, die Selbstständigkeit einer Lamelle annehmen zu dürfen, sondern nach den genetischen Momenten des Gebildes überhaupt. Dafs dieses aber an dem Chorion nicht statt finde, wird binnen kurzem von uns ausführlich gezeigt werden. — 3. Von der mittleren Haut der Vesicula umbilicalis, der Allantois und dem Endochorion Burdachii. Die mittlere, zwischen Chorion und Amnion befindliche, und bald an diesem, bald an jenem hängen bleibende Haut, ist nach Bischoff dünn, vollkommen durchsichtig, meist glänzend und glasartig, und leicht zerreifsbar. Unter dem Microscope zeigt sie vielfach einander durchkreuzende Fasern von der Dicke eines Froschblutkörperchens, und noch dicker. Der Verf. ist geneigt, die genannten Fäden für oblitterirte Gefäfse zu halten. — Dafs die Nabelblase mit dem Darme des Embryo communicire, wird vom Verf. mehr durch stringente theoretische Gründe, als durch entscheidende Erfahrungen dargethan. Allein die über das unbefruchtete Eichen aufgestellten Ansichten — in einem Gebiete also, wo der Verf. nicht nach eigener Anschauung, sondern nach fremden Relationen urtheilt — dürften keinesweges haltbar sein, wie unsere in der oben angeführten Dissertation enthaltenen Beobachtungen hinlänglich darthun. — Bei Gelegenheit der Beschreibung des zwischen Chorion und Amnion in frühester Zeit befindlichen netzförmigen Körpers führt der Verf. seine wichtige, der neuesten Zeit angehörende Beobachtung an, dafs von der Nabelschnurscheide nach dem Chorion hin, in dem netzförmigen Körper Gefäfse verlaufen. Dieses dürfte ein ganz wesentliches Moment für die Deutung dieses Theiles, als des Eiweifses, sein, und die Annahme, als entspreche das genannte Gebilde der Allantois, in ihren Grundfesten erschüttern. Im Laufe der Entwickelung wird aber dieses Gewebe zu der mittleren Haut umgewandelt. Die Ansichten über Allantois und Endochorion stimmen mit den bekannten von Burdach überein. — 4. Von dem Amnion. Zuvörderst wird auch in

Bezug auf die Urformation des Amnion die Analogie mit der aus dem Hühnchen bekannten Entstehung desselben vertheidigt. Dem Amnion selbst werden mit Recht eigenthümliche Gefäfse abgesprochen; dagegen beschreibt der Verf. eine besondere, aus kleinen Körperchen bestehende Schicht an der inneren Oberfläche der Schafhaut. Die Körperchen lassen sich abschaben. Das Amnion verliert hierdurch das ihm sonst hier eigene matte Aussehen, wird glatter und durchsichtiger. In dem Anhange, der « Ansichten von der ersten Ernährung des Fötus » enthält, sucht der Verf. den Gefäfsen des Endochorion den bedeutendsten Einflufs auf die Ernährung der Frucht, so wie auf die Entstehung der Amnionsflüssigkeit zu vindiciren. Unter den 22 unter der Rubrik « Rückblick » befindlichen Schlufssätzen befinden sich manche, die nur aus fremder Anschauung und Beobachtung entlehnt, und zum Theil auch unrichtig, oder wenigstens nicht hinlänglich begründet sind (No. 6. No. 15. No. 16. No. 17. No. 20.).

Die beiden Steintafeln, welche die mittlere Haut, Theile des Sac reticulé, die Körnerschicht auf der Innenfläche des Amnion, und die Verhältnisse des Chorion zur Placenta und Decidua erläutern, sind, wie die meisten Arbeiten von Henry's Hand, lobenswerth. Auch die übrige Ausstattung der kleinen Schrift entspricht billigen Forderungen.

Valentin.

IX.

Dr. Ch. F. C. Winter's Abhandlung über die Magenerweichung. Eine von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen am 7. December 1833 gekrönte, und von dem Verfasser aus dem Lateinischen übersetzte Preisschrift. Lüneburg, bei Herold und Wahlstab. 1834. 8. 156 S.

Es war von Anfang an zu vermuthen, dafs die von Hunter angeregten Verhandlungen über die Magenerweichung zu keinem ganz genügenden und mit wenigen Worten auszudrückenden Ergebnisse führen würden, weil es sich bald zeigte, dafs die Erweichung an sich die Folge ganz verschiedener krankhafter Vorgänge ist, und durchaus nicht auf eine Ursache zurückgeführt werden kann, — dafs mithin die den beschränkten menschlichen Sinnen erscheinende Auflösung fester organischer Materie, als Ausgang mannigfacher Leiden, nicht füglich als eine abgeschlossene Krankheitsform betrachtet werden darf. Indessen haben diese Verhandlungen den Kreis unserer Kenntnisse nicht wenig erweitert; sie haben gediegene Beobachtungen und treffliche Versuche veranlafst, welche das reproductive Leben anschaulicher machten, wenn sie auch nicht den Schleier zu heben vermochten, der das Wesen der Dinge verhüllt; sie haben werthvolle negative, selbst auch einige positive Entscheidungen herbeigeführt, und dies alles durch den Geist der Untersuchung, der unter allen Umständen unser Führer sein soll, wenn auch oft das Aufgefundene ein ganz anderes ist, als das Gesuchte. Die von der genannten Societät gestellte Preisfrage war folgende: « Ut gastromalaciae ratio accuratius exploretur, atque certis observationibus adhibitis exponatur, quatenus fere illam post mortem demum oriri, aut quatenus per morbum quendam effici, vel morbum saltem aliquid ad illam gignendam conferre ponendum sit, tum quaenam eius morbi conditio sit, quibus indiciis cognosci et quam curationem recipere possit. » Der Verf. hat zu ihrer Beantwortung einen aufserordentlichen Fleifs angewandt, und man kann ihm nachrühmen, dafs er durch das gründlichste Studium der vorhandenen Materialien mächtig geworden ist, wenn auch freilich von der anderen Seite zu wünschen gewesen wäre, dafs er auf die theoretischen Aussprüche seiner Schule weniger Werth gelegt hätte.

Im ersten Kapitel handelt er von der Malacie

im Allgemeinen, wo denn das Bekannte sehr theoretisch durchgegangen wird, vornehmlich aber die vielen Krankheiten charakterisirt werden, in deren Verlaufe die Erweichung beobachtet worden ist. Einzelnes kommt hier vor, womit der Verf. seine Hinneigung zu hypothetischen Annahmen recht deutlich beurkundet, z. B. folgende Aeufserungen: «die contagiös-fieberhaften Exantheme scheinen nicht so streng (wie Zellgewebverhärtung, Gelbsucht, Aphthen u. s. w.) an Mischungsveränderung der Lymphe und des Blutes gebunden zu sein, obwohl ihr Generations- und Regenerationsprozefs nach neueren Untersuchungen im Lymphsysteme (??) vor sich geht, indem (welcher Grund!) sie fast zu jeder Zeit durch mittelbare oder unmittelbare Uebertragung fortgepflanzt werden können, wie dies namentlich bei der Vaccine und den Variolis der Fall ist.» «Die scrofulöse Cachexie ist Krankheit des Lymph- und Drüsensystems, und ihr Wesen begründet durch ein Ausschweifen der egoistischen Richtung des vegetativen Systems mit ebenfalls vorwiegend venöser Beschaffenheit der Blutmasse.» «Das Wesen der intermittirenden, meseraischen und gastrisch-nervösen Fieber besteht in einem kranken Mischungsverhältnisse der Blut- und Säftemasse.» «Die Phthisis pulmonalis und mesenterica sind nach den bündigsten Untersuchungen und Erfahrungen, so wie auch nach den Grundsätzen einer rationellen Pathologie, Krankheiten des vegetativen, des Blut- und Lymphsystems.» Was dieses Dogmatisiren der Wissenschaft auf ihrem jetzigen Standpunkte nützen soll, nachdem man schon längst eingesehen hat, dafs ganz andere Hebel als Schulhypothesen zu ihrer Förderung in Bewegung gesetzt werden müssen, ist schwer zu begreifen, und gewifs auch selbst dem Verf. nicht klar geworden. Die Argumentation, die ihn zum Ziele führt, ist nun folgende: Das Zellgewebe ist für den Träger der krankhaften Metamorphose in sofern anzusehen, als es das Capillargefäfssystem in sich schliefst. In diesem beginnt ursprünglich und zu allererst die Meta-

morphose der Erweichung, und dehnt sich von hier aus auf das zunächst umgebende Zellgewebe aus. Der eigentliche Ursprung des Uebels aber ist in dem Blute zu suchen, das bei der vorgehenden Metamorphose das Principium agens abgiebt, und nun folgt es ganz von selbst (?) dafs der pathologische Prozefs, durch den die Erweichung zu Stande kommt, kein anderer sein kann, als die Entzündung, unter den ihr eigenthümlichen Abstufungen und Ausgängen. Natürlich kommt der Verf. dadurch sogleich ins Gedränge, dafs die Erweichung oft genug ohne die leisesten Spuren von Entzündung beobachtet worden ist, indessen weifs er sich zu helfen; er macht die Congestion, das Erythem und den Erethismus zu niederen Stufen der Entzündung, und rettet dadurch sein Hauptaxiom, das sich durch das ganze Buch hindurchzieht. So flieht er denn in die Arme einer für alle Krankheiten fügsamen, freilich aber schon längst verbrauchten und verabschiedeten Entzündungstheorie!

Das zweite Kapitel enthält Untersuchungen über die Natur der Gastromalacie. Diese Krankheit, oder vielmehr dieser Ausgang von Entzündung, denn es hat sich bereits ergeben, dafs sie als solcher nie ein primäres, sondern immer nur ein secundäres Leiden sei, und daher weder als Genus, noch als Species morbi in die specielle Pathologie aufgenommen werden könne, — beruht auf einer, auf verschiedenen Wegen hereinbrechenden Cachexie und Atonie, die jedoch überall nicht zu einem hohen Grade gestiegen zu sein braucht, und an keinen Typus gebunden ist. Die Heilkraft der Natur macht dagegen Reactionen, unter der Form von Congestion, Erethismus und Entzündung, welche, so glauben wir den Verf. verstanden zu haben, eben jener Cachexie und Atonie wegen nicht die gewöhnlichen Ausgänge nehmen, sondern in Erweichung übergehen. Vieles andere kommt noch aufserdem vor, in dialektisch-theoretisirender Weise vielfach ver-

schlungen und verwebt, doch glauben wir so ziemlich das Wesentliche von dem angedeutet zu haben, was über die Natur der Gastromalacie ermittelt wird.

Die Untersuchung der Frage (Kap. 3.), ob die Gastromalacie erst nach dem Tode entstehe, oder noch während des Lebens durch einen kranken Zustand bewirkt, oder ihre Entstehung wenigstens befördert werde, fällt dahin aus, dafs die Gastomalacie, abgesehen von der Hunterschen Beobachtung und Erklärung derselben, niemals erst nach dem Tode entstehe, sondern dafs ihre Bildung immer durch einen kranken Zustand des gesammten Organismus noch während des Lebens vorbereitet und befördert werde, und ihre Ausbildung unter den Reactionserscheinungen völlig zu Stande komme, u. s. w. Ueber die Beschaffenheit jenes kranken Zustandes, in seiner acuten sowohl wie in seiner chronischen Form, erfahren wir im vierten Kapitel das Bekannte aus den fleifsig benutzten und sorgfältig angeführten Schriftstellern über die Gastromalacie, deren oft besprochene Symptome alsdann noch im fünften Kapitel ausführlich erörtert werden, mit dem ausdrücklichen Beifügen, dafs es keine charakteristischen Symptome der Gastromalacie giebt, und dafs sie demnach als solche während des Lebens nicht zu erkennen ist, ja kaum in den Fällen, wo die meisten Symptome zugegen sind, vermuthet werden kann. — Bei der Behandlung (Kap. 6.) verbreitet sich der Verf. zum Theil mifsbilligend, aber fast durchweg wieder theoretisirend über die chaotische Masse der vorgeschlagenen Arzneimittel, und zieht endlich (Kap. 7.) Folgerungen aus dem Vorgetragenen, nach denen die Untersuchung der Gastromalacie auf demselben Standpunkte zurückbleibt, den sie längst schon vor dem Erscheinen dieser Preisschrift einnahm.

H.

X.

Bemerkungen über den Brand der Kinder. Von Dr. Adolph Leopold Richter, Königl. Preuſs. Regimentsarzte des fünften Ulanen-Regiments, Mitgliede gelehrter Gesellschaften u. s. w. Berlin, Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin. 1834. 4. VI u. 22 S. (9 Gr.)

Der eifrig forschende und auf dem Felde der Wissenschaft unausgesetzt thätige Verf. hat die brandigen Zerstörungen bei Kindern, von deren Hauptform, dem Wasserkrebs, wir von ihm eine gediegene Monographie besitzen [1]), nicht aus den Augen verloren, und giebt nun in der vorliegenden Abhandlung Vervollständigungen zu dieser Monographie, welche, das Gepräge der reiferen Erfahrung tragend, einer vielseitigen Erkenntniſs des Gegenstandes förderlich sind. Daſs die Zerstörung der organischen Substanz beim Wasserkrebs nicht, wie Hesse, Klaatsch und Wiegand glauben, durch Erweichung (Malacie), sondern durch Brand des Gewebes vor sich gehe, hatte er bereits überzeugend dargethan, und stellt nun die verwandten, oder vielmehr die identischen Formen des Hautbrandes der Kinder mit jenem zusammen. Es sind diese 1) der Brand der äuſseren Geschlechtstheile junger Mädchen, Gangraena orificii vaginae puellarum, Aedoeoitis gangraenosa, Sphacelus labiorum pudendi, und 2) der Hautbrand Neugeborner, Gangraena infantilis nach Martini, Necrosis infantilis nach Müller und Sauvages, Gangraena neonatorum nach Billard. Sämmtliche drei Formen des Kinderbrandes unterscheiden sich nur durch auſserwesentliche, von der Localität abhängende Erscheinungen, und sind um so mehr für identisch zu halten, da sie sich zuweilen gleichzeitig an demselben Individuum

---

1) S. Bd. XI. H. 4. S. 487. 1828 August d. A.

ausgebildet haben. Den Wasserkrebs beschreibt der Verf. mit Bezugnahme auf seine Monographie nur ganz aphoristisch, seine drei Hauptarten, die scorbutische, gastrische und metastatische andeutend; den Brand der äufseren Geschlechtstheile kleiner Mädchen genauer, und zwar zum Theil nach einer eigenen Beobachtung, zum Theil nach Fällen von Isnard-Cevoule und Wiegand. Bei der Kranken des Verf. gelang wider Vermuthen die Heilung durch Holzessig, und die Wiederherstellung des beträchtlichen Substanzverlustes geschah mit überraschender Schnelligkeit. Im Ganzen ist diese Form bei weitem weniger lebensgefährlich, als der Wasserkrebs. Ueber den Hautbrand der Neugebornen sind nur erst wenige Beobachtungen bekannt geworden; am vorzüglichsten hat ihn Billard in seinem trefflichen Werke über die Krankheiten der Neugebornen [1]) bearbeitet, dessen Angaben der Verf. mit den Resultaten eigener Beobachtungen, und dem was sich bei den übrigen Schriftstellern findet, sorgsam zusammenstellt. In einem eigenen Kapitel über die Natur der Krankheit ergeben sich freilich nur mehr Lücken in unserer Kenntnifs des Kinderbrandes, als gediegenes und vielseitiges pathologisches Wissen. Die ersten deutet der Verf. mit der einem Naturbeobachter gebührenden Bescheidenheit an, und so wird sich das letzte allmählich abrunden. — Die Aetiologie des Leidens ist noch ziemlich dunkel, indem sich nur herausgestellt hat, dafs schlechte Kost, vorangegangene Krankheiten und zarte Constitution am meisten in Betracht kommen; bei der Prognose und Kur findet der Verf. nur Gelegenheit, seine in der Monographie des Wasserkrebses ausgesprochenen Ansichten zu bestätigen. Im nächstfolgenden Hefte dieser Annalen werden wir einen Aufsatz des Verf. über den Brand der Geschlechtstheile junger Mädchen mittheilen, und wünschen

1) Vergl. die ausführliche Recension dieses Werkes: Bd. XVI. H. 3. S. 339. 1830 März d. A.

mit ihm, dafs die vorliegende Abhandlung weitere und förderliche Untersuchungen des Gegenstandes derselben anregen möge.

H.

XI.

Die Heilung der Scrofeln durch Königshand. Denkschrift zur Feier der funfzigjährigen Amtsführung ihres hochverehrten Mitgliedes, des Herrn Dr. Johann August Wilhelm Hedenus, Hof- und Medicinalrath, Leibarzt, Ritter u. s. w. herausgegeben von der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden. Am 16. Julius 1833. 4. 17 S.

Unter den Wunderkuren des Mittelalters standen die Kropfheilungen durch die Handberührung der Könige von Frankreich und England im gröfsten Ansehn, ein conventioneller Aberglaube heiligte sie selbst noch in der neuern Zeit, so dafs ein Arzt, der freilich nicht von Johann Wier's Geist und Gesinnung beseelt war, die Heilkraft der Könige von Frankreich als eine göttliche, ihnen durch die Salbung mitgetheilte in allem Ernste vertheidigen konnte. Dieser treffliche Mann war André Dulaurens († 1609), Leibarzt Heinrich's 4., der sich vielleicht durch seine Stellung berufen fühlte, den Heiligenschein seines Königs durch eine gelehrte medicinische Beistimmung zu verherrlichen. Viermal des Jahres, zu Ostern, Pfingsten, Allerheiligen und Weihnachten, bisweilen auch noch ausnahmsweise an einem anderen Feste, schickte sich der König zur Berührung der Scrofelkranken durch Gebete an, empfing während einer feierlichen Messe das heilige Abendmahl, und begab sich an den Ort, wo die Kranken

in zwei Reihen aufgestellt, seiner warteten. Hinter jedem Kranken, welchem sich der König in feierlichem Zuge näherte, stand der königliche Leibarzt, und der König berührte das Gesicht des Kranken mit der flachen Hand kreuzweis, indem er die Worte sagte: « le Roi de touche, Dieu te guerit », worauf der Kranke ein kleines Geldgeschenk aus der Hand eines den König begleitenden Beamten erhielt. Das Zeichen des Kreuzes bei der Berührung, und die zuletzt zu sprechenden Worte: Im Namen Gottes des Vaters u.s.w. führte erst Ludwig der Heilige († 1270) ein, während früher blofs die krankhafte Stelle von der königlichen Hand einfach berührt wurde. Aehnlich waren die Gebräuche in England, wo erst die gegenwärtige Dynastie die Wunderheilungen des Kings Evil aufgegeben hat. Hierüber belehrt uns der berühmte Verf. Hr. Prof. Choulant auf eine sehr interessante Weise, indem er die in Rede stehenden Wunderkuren in Frankreich bis auf Philipp I. († 1108), und in England bis auf Eduard den Bekenner († 1066) zurückführt, und den scandinavischen Ursprung derselben aus nordischen Quellen wahrscheinlich macht. An und für sich stehen diese königlichen Wunderheilungen in der Kategorie aller anderen Wunderkuren, die das Mittelalter in unerschöpflicher Menge, und die neuere Zeit in besserer Beleuchtung darbietet; sie gehören in das Gebiet des Aberglaubens, dessen Geschichte, mit flammender Schrift geschrieben, und in die Falten des menschlichen Gemüthes tief eindringend, diesem hochgepriesenen und allen folgenden Zeitaltern zum Nutzen und Frommen gereichen würde! Findet sich einst ein Kenner des menschlichen Gemüthes, dessen Geist so hell, und dessen Kraft so gewaltig ist, um einem solchen Riesenwerke gewachsen zu sein, so wird er auch diese werthvolle Untersuchung in den Zusammenhang des Ganzen verweben. Möchte es dem gelehrten Verf. gefallen, uns bei anderer Gelegenheit über die mittelalterlichen Formen der Scrofelkrankheit (Ecrouelles, Kings Evil, Struma, Scrofulae) zu

belehren, und somit die Beantwortung einer der schwierigsten Fragen der historischen Pathologie zu übernehmen, über welche Licht zu verbreiten höchst verdienstlich und der Wissenschaft förderlich sein würde.

H.

XII.

Neue Zeitschriften.

---

1. L'Observateur médical Belge, Journal de médecine et des sciences accessoires, fondé par la Société encyclopédique, et publié par une Société de professeurs et de médecins. Tome I. Avril — Juillet pp. 384. Tome II. Août — Octobre pp. 283. Bruxelles, chez P. J. Voglet. 1834. 8.

Die Bemühungen der encyclopädischen Gesellschaft in Brüssel, nach der neuen Gestaltung der Dinge eine eigenthümliche belgische Litteratur ins Leben zu rufen, fanden in sofern Anklang, als das Recueil encyclopédique dieser Gesellschaft sich bald einer nicht geringen Theilnahme zu erfreuen hatte, und die Menge der eingehenden Beiträge eine Theilung der Fächer nothwendig machte. So entstand diese medicinische Zeitschrift, von der wir die ersten 7 Hefte vor uns haben. Sie enthält Originalabhandlungen, größtentheils von belgischen Aerzten, und unter der Ueberschrift «Revue étrangère» Auszüge aus deutschen, französischen und englischen Zeitschriften, so wie kritische Anzeigen neu erschienener Werke, welchem Artikel sich noch mehr oder weniger zahlreiche Miscellen anschließen. Die vorliegenden Hefte sind mit Einsicht redigirt, so daß man deutlich sieht, wie die vorhandenen Kräfte benutzt und zusammengehalten werden. Der Observateur verspricht,

durchaus eklektisch bleiben zu wollen, und keine Fahne irgend eines Systems oder einer Parthei aufzustecken, alle Polemik auszuschliefsen, wenn sie nicht der Wissenschaft irgend einen directen Nutzen verspricht, und seine Leser beständig von dem, was für die Heilkunde irgend Interessantes geschieht, in Kenntnifs zu setzen. Unter den bemerkenswerthen Aufsätzen zeichnen wir folgende aus: van Esschen über den gegenwärtigen Zustand der Medicin; Vleminckz Bericht über die epidemische Augenentzündung (die Abhandlung unseres Landsmannes Jüngken wird gebührend anerkannt), und de Block historische Skizze über Vesal; klinische Berichte aus verschiedenen Städten nehmen den meisten Raum ein, auch sind, dem Eklekticismus zu Ehren, einige homöopathische Aufsätze mit eingeschlichen. Dieser Synkretismus ist durchaus nicht zu billigen, indem die Homöopathie nicht in der Kategorie einer wissenschaftlichen Untersuchung steht, sondern im Gebiete des medicinischen Aberglaubens liegt, der von der rationellen Heilkunde durch eine hohe Scheidewand getrennt ist. Der Fortsetzung dieser interessanten Zeitscrift sehen wir erwartungsvoll entgegen.

---

2. Schweizerische Zeitschrift für Natur- und Heilkunde. In Verbindung mit mehreren Gelehrten dieser Fächer herausgegeben von Dr. Christoph Friedrich v. Pommer, ordentl. Professor der Physiologie, allgemeinen Pathologie, Therapie und Staatsarzneikunde, Ritter des Ordens der Württembergischen Krone u. s. w. Bd. I. H. 1. 2. 302 S. Zürich, bei Orell, Füfsli u. Comp. 1834. 8.

Nach der Gründung der Universität in Zürich war es zur Belebung des wissenschaftlichen Verkehrs unter den schweizerischen Aerzten und Naturforschern höchst wünschenswerth, eine eigene Zeitschrift zu besitzen, welche

bei zweckmäfsiger Einrichtung einen Vereinigungspunkt gemeinsamer Thätigkeit darbieten konnte. Eine solche ist nun unter der einsichtsvollen Redaction des um die Heilkunde hochverdienten Hrn. Professor v. Pommer ins Leben getreten, und die Gediegenheit der Beiträge zu den vorliegenden ersten beiden Heften (vier Hefte sollen einen Band ausmachen, und in der Regel soll vierteljährlich eins erscheinen) berechtigt zu den schönsten Erwartungen. Der Inhalt der bis jetzt gelieferten zwölf Aufsätze ist vielseitig, und wir wüfsten keinen einzigen Beitrag zu bezeichnen, der nicht sein besonderes Interesse darböte. Vorzüglich zeichnen sich die Arbeiten des Hrn. Herausgebers aus, über die künstliche Berauschung pflanzen- und fleischfressender Säugethiere, eine andere über Selbstmord, dann historische Nachrichten über Entstehung, Veränderungen und bisherige Leistungen der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft des Cantons Zürich; eine ausführliche Abhandlung von Bobrik über den Wahnsinn, vom philosophischen Standpunkte, ein Beitrag von Heyfelder über Zungenkrebs u. s. w. Wir wünschen dieser gehaltreichen Zeitschrift eine immer regere Theilnahme der schweizerischen Aerzte, von deren Bildung und wissenschaftlichem Sinne zu hoffen steht, dafs sie den verdienstvollen Bemühungen des Hrn. Herausgebers mit Bereitwilligkeit und Eifer entgegenkommen werden.

---

3. Beiträge zur praktischen Heilkunde, mit vorzüglicher Berücksichtigung der medicinischen Geographie, Topographie und Epidemiologie. Herausgegeben von Dr. J. Chr. A. Clarus, ord. öffentl. Prof. der Klinik, Königl. Sächs. Hof- und Medicinalrathe, Ritter u. s. w., und Dr. J. Radius, aufserordentl. öffentl. Prof. der Medicin u. s. w. Erster Band. Heft 1 bis 3. VIII und 564 S. Leipzig, Fr. Fleischer. 1834. 8.

Diese in Vierteljahrsheften, deren vier einen Band bilden, erscheinende Zeitschrift ist eine Fortsetzung der Beiträge zur medicinischen und chirurgischen Klinik, welche von denselben Hrn. Herausgebern redigirt, bogenweise in Form einer medicinischen Zeitung erschienen, und als Fortsetzung der Mittheilungen des Neuesten und Wissenswürdigsten über die asiatische Cholera, der gehaltreichsten Cholerazeitung des Jahres 1831, sich allgemeinen Beifall erwarben. Geist und Gesinnung der Redactoren, Theilnahme einer grofsen Anzahl gelehrter und ausgezeichneter Mitarbeiter, und das gediegene Wirken der medicinischen Gesellschaft in Leipzig begründen diese Zeitschrift in sich so vollkommen, dafs wir ihr Erscheinen für einen um so gröfseren Gewinn für die Wissenschaft halten, als eine ziemliche Anzahl korsarenartiger Journale von angeblich praktischer Tendenz recht eigentlich zu bezwecken scheinen, die praktische Heilkunde mit ihren zahllosen Auszügen und in die Breite gehenden klinischen Berichten zu verflachen. Möchte die Redaction in ihrem Vorhaben, die Epidemieen einer fortwährenden Bearbeitung zu unterwerfen, recht eifrig unterstützt werden. Keine einzige von den vielen medicinischen Zeitschriften in allen Landen nimmt sich ihrer an, und wiewohl es offenbar am Tage liegt, dafs die eminentesten Aerzte aller Zeiten den schönsten Theil ihres Ruhmes der Betrachtung der Krankheiten im Grofsen verdanken, so findet doch jetzt das Beispiel von Stoll und Lentin, die uns noch so nahe stehen, keine Nachahmung mehr, und über alle praktisch-klinische Tendenz scheinen unsere Zeitgenossen die grofsartige und allgemeine Auffassung der Natur mehr und mehr zu verlernen.

H.

XIII.

Medicinische Bibliographie.

Gurlt, E. F., Handbuch der vergleichenden Anatomie der Haus-Säugethiere. 2r Bd. Zweite Auflage. gr.8. Berlin, Logier. 2 Thlr. 16 Gr.

Harnisch, G., de remediis nonnullis, quorum effectus in sano corpore humano symptomatibus quibusdam morborum similes sunt. 4. Göttingen, Dieterich. 1 Thlr.

Langenbeck, C. J. M., Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten. 5r Bd. 1ste Abthlg. gr.8. Göttingen, Dieterich. 2 Thlr.

Mende, L. J. C., die Geschlechtskrankheiten des Weibes. Herausgeg. vom Prof. F. A. Balling. 2r Theil. 1ste Abtheilung. gr.8. Göttingen, Dieterich. 1 Thlr. 12 Gr.

Archiv, antihomöopathisches, von Fr. Alex Simon jun. 1r Bd. 3s Heft. gr.8. Hamburg, Hoffmann und Campe, br. 1 Thlr.

Armamentarium chirurgicum, oder Sammlung von Abbildungen chirurgischer Instrumente. Herausgeg. von A. W. H. Scerig. Lieferung 1. Royal-Fol. Breslau, Gosohorsky. 2 Thlr. 12 Gr.

Auszüge aus den Protokollen der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden. Jahr 1833. gr.8. Dresden, Arnold. br. 1 Thlr.

Kraus, L. A., medicinisches Handlexicon. 1s Heft. 4. Göttingen, Dieterich. br. 8 Gr.

Ott, Fr. A., Handbuch der chirurgischen Instrumenten- und Verbandlehre. Dritte Auflage. 2s Heft. gr.8. München, Franz. br. 8 Gr.

Pitzner, Fr., die Pulsadern des menschlichen Körpers. Mit 22 Tafeln Abbildungen in Folio. 8. Landshut, Manz. n. 5 Thlr. 12 Gr.

Schlemm, Fr., observationes neurologicae. Cum III tabulis aeri incisis. 4maj. Berlin, Hirschwald. br. n. 20 Gr.

Wahrbold, E. F., auch etwas über die Homöopathie. 8. Nürnberg, Stein. br. 6 Gr.

Weg, der, zum Grabe der Homöopathie; kritisch beleuchtet. 8. Dresden, Arnold. br. 12 Gr.

Weifs, Ludw. Sam., die Geburtskunde, mit Einschlufs der wichtigsten Krankheiten der Schwangeren. gr. 8. Berlin, Enslinsche Buchhdlg. 22 Gr.

Berends, C. A. W., Vorlesungen über praktische Arzneiwissenschaft. Zweite Auflage. Neu durchgesehen und berichtigt von J. C. Albers. 1r Bd. A. u. d. T.: Handbuch der Semiotik u. s. w. gr. 8. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin. 2 Thlr. 12 Gr.

Boyer, Handbuch der Chirurgie; übersetzt von C. Textor. Dritte Aufl. 2te u. 3te Liefrg. gr. 8. Würzburg, Stahel'sche Buchhdlg. br. n. 16 Gr.

v. Froriep, L. F., Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde. 42r Bd. gr. 4. Weimar, Landes-Industr.-Comptoir. n. 2 Thlr.

Hygea, Zeitschrift für Heilkunst. 2r Bd. gr. 8. Carlsruhe, Groos. br. n. 2 Thlr.

Kupfertafeln, chirurgische. Herausgegeben von R. Froriep. 65s Heft. gr. 4. Weimar, Landes-Industr.-Comptoir. br. 12 Gr.

Le Roy, die heilende Medicin. 2 Theile. Zweite Auflage. gr. 12. Leipzig, Michelsen. br. 2 Thlr. 12 Gr.

Textor, C., Grundzüge zur Lehre der chirurgischen Operationen. 2te Liefrg. gr. 8. Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung. n. 8 Gr.

I.

Die Physiognomik des Scipio Claramontius,

dargestellt

von

Ideler.

Das allgemein und tief gefühlte Bedürfnifs, die anthropologische Forschung nach allen Richtungen hin auszubreiten, rechtfertigt wohl die Mittheilung eines gedrängten Auszuges aus der wichtigsten Schrift über Physiognomik aus dem siebzehnten Jahrhundert, welche uns unter dem Titel vorliegt: Scipionis Claramontii Caesenatis de conjectandis cujusque moribus et latitantibus animi affectibus libri decem. Opus novi argumenti et incomparabile, cura H. Conringii recensitum. Helmstadii 1665. 4. In der medicinischen Litteratur ist dies bedeutende Werk so gut wie verschollen, und doch verdient es vor vielen andern der Vergessenheit entrissen zu werden, nicht nur weil es für die Geschichte der physiognomischen Anthropologie die reichste Quelle eröffnet, sondern auch weil es einen Schatz von scharfsinnigen Bemerkungen enthält, welche nur aus der feinsten und umfassendsten Menschenkenntnifs geschöpft werden konnten. Den letzten Vorzug verdankt es unstreitig der klassisch durchgebildeten Gelehrsamkeit des Verfassers, welcher in der praktischen Philosophie des Alterthums einheimisch, aus ihr die rein objektive Lebensan-

schauung sich aneignete, welche noch jetzt in den unsterblichen Werken der griechischen und römischen Weltweisen uns die tiefste Bewunderung abnötbigt, indem sie sich uns als ein bis jetzt unübertroffenes Vorbild darstellt. Ueberdies hatte der Verf., wie alle grofsen Gelehrten seiner Zeit, sich jene encyklopädische Gelehrsamkeit erworben, welche, indem sie alle Richtungen des Denkens verfolgt, am sichersten gegen Einseitigkeit und Beschränktheit des Geistes schützt, wodurch dermalen selbst ausgezeichnete Köpfe nicht selten ihren Gesichtskreis dergestalt einengen, dafs alle in denselben nicht einfallenden Lebenserscheinungen von ihnen entweder geläugnet, oder wenigstens als aufserwesentliche betrachtet werden. Daher denn das Menschenleben jetzt vielleicht mehr als jemals in seine Elemente zersplittert, kaum in die Einheit der die membra disjecta zusammenfassenden wissenschaftlichen Betrachtung zurückgeführt werden kann.

Ueber das Leben des Verf. theilt der gelehrte Herausgeber nur wenige Nachrichten mit. Sc. Claramontius wurde am 21. Juni 1565 zu Cesena im Kirchenstaate geboren, und brachte daselbst den gröfsten Theil seines Lebens zu; nur eine Zeit lang trat er als Professor der Philosophie in Perusia auf, dafs er aber auch in Pisa gelehrt habe, beruht auf einer unverbürgten Nachricht. Seine vier Söhne traten in den Orden der Capuciner ein, und auch er soll im späteren Alter die priesterlichen Weihen empfangen haben. Im Jahre 1651 war er noch als rüstiger 86jähriger Greis am Leben, jedoch scheint er nicht lange nachher gestorben zu sein. Wir übergehen seine astronomischen Schriften, in denen er besonders als Gegner des Tycho Brahe auftrat, und überhaupt die astronomischen Vorstellungen der Alten zu vertheidigen suchte, worüber er mit Keppler, Galiläi und anderen in Streit gerieth, desgleichen sein physikalisches Werk « de universo » und seine Politik, welche in italienischer Sprache erschien; mehre Abhandlungen, z. B. Curationum moralium libri,

scheinen ungedruckt geblieben zu sein. — Indem Ref. sich zum eigentlichen Gegenstande der Betrachtung zurückwendet, schickt er die Bemerkung voraus, daſs er sich kritischer Randglossen möglichst enthalten will, um den gegebenen Raum bloſs den Aussprüchen des Verf. zu widmen.

Der Verf. führt in der Vorrede die gerechte, und auch jetzt noch durchaus gültige Klage, daſs die Menschen auf die Künste und Wissenschaften, welche die äuſseren Güter des Lebens zum Gegenstande haben, den gröſsten Fleiſs verwenden, eben deshalb aber die Erkenntniſs ihrer selbst, als die wichtigste unter allen, weil sie die Grundbedingung der Sittlichkeit enthält, nur allzusehr vernachlässigen. Anhaltend mit dieser groſsen Angelegenheit beschäftigt, überzeugte er sich, daſs die Moralphilosophie in eben so viele Theile zerfällt, als die Heilkunde, welche nach der Bestimmung der Griechen die Physiologie, Hygieine, Pathologie, Semiotik und Therapie umfaſst. Zuerst nämlich soll die praktische Philosophie die Kräfte der Seele in Beziehung auf die Sitten, ihre Bedingungen und die Ursachen der Affekte erforschen; der zweite Theil stellt die vollkommenste Verfassung der Seele, nämlich die gesammte Tugendlehre, der dritte dagegen ihre Entartung in den sittlichen Gebrechen dar. Der vierte beschäftigt sich mit den Kennzeichen der Sitten und der verborgenen Affekte, und giebt dadurch Anleitung zur Entfernung, oder doch zur Beschränkung der Seelenkrankheiten; endlich der fünfte hat die Heilung der letzten zum Gegenstande, und gründet diese auf die Tugendlehre. Nur die psychische Hygieine ist in den übrig gebliebenen Schriften der Alten vollständiger behandelt worden, die übrigen Theile der praktischen Philosophie aber gar nicht, oder nur mangelhaft. Vielleicht waren Chrysippus und Posidonius als Seelenärzte ausgezeichnet, und auch in den verloren gegangenen Schriften des Aristoteles und der übrigen Peripatetiker mag manches auf die Seelenheilkunde Bezüg-

liche enthalten gewesen sein. Der Verf. entschlofs sich daher, zuvörderst seine psychische Semiotik herauszugeben, weil sie nicht nur zu dem angegebenen Zweck nöthig ist, sondern auch die jedem thätigen Menschen unentbehrliche Lebensklugheit und Weltkenntnifs begründet; die angeregte Hoffnung, dafs die übrigen Theile der Philosophie nachfolgen würden, ist leider nicht in Erfüllung gegangen.

Im ersten Buche giebt er mit scharfsinniger Dialektik, welche indefs hier, wie überall, einen etwas scholastischen Beigeschmack hat, eine nähere Bestimmung der psychischen Symptome und ihrer mannigfachen Unterscheidung (Signa dividuntur trifariam: cum signum est causa effectus, cum effectus est signum causae, cum effectus est signum effectus), und läfst hierauf die Eintheilung seines Werkes folgen. Gleichwie die Aerzte verborgene Krankheiten sowohl an den vorangegangenen Ursachen, als an den Erscheinungen, welche sie hervorbringen, zu erkennen suchen; eben so mufs die psychische Semiotik auf beide Momente Rücksicht nehmen. Die Ursachen der Sitten sind theils natürliche: Temperament, Conformation der Theile und die äufseren Bedingungen derselben, Klima, Boden, Luft, Winde, Ortslage, Alter; theils zufällige: Macht, Reichthum, Glück, und die Gegensätze der Lebensweise, Müfsiggang und Fleifs, die liberalen und illiberalen Künste. Alle diese Momente stimmen entweder in ihrer Wirkung überein, oder sie stehen im Widerstreit; im ersten Falle ist die Erkenntnifs leicht, im zweiten schwierig, und fordert dann eine Ausgleichung der sich beschränkenden Gegensätze.

Zu der Verschiedenheit der Sitten nach den Temperamenten übergehend, bestimmt der Verf. den Begriff der Sitten: Mos est propensio ad aliquem affectum, qui est mos naturalis, vel dispositio ad affectum aliquem assuetudine contracta, qui est mos moralis et acquisitus. Der Satz, dafs die Sitten vom Temperament des Herzens ab-

hängen, bezieht sich nur auf die natürlichen Sitten, dagegen bei den angenommenen immer die Freiheit vorausgesetzt werden mufs. — Das Temperament des Herzens bezieht sich unmittelbar auf die Sitten, weil das Herz Subjekt der Affekte, oder der Disposition zum Handeln, oder deren ursprüngliches Instrument ist. Das Temperament des Herzens richtet sich nach seinen festen Theilen und nach den ihm eingepflanzten Lebensgeistern, weil es vermittelst derselben das primum sensitorium, oder das Instrument des empfindenden Begehrens ist. Keine animalische Function nimmt aber an den Störungen des übrigen Körpers Theil, wenn nicht das ihr zugehörige Organ verändert wird. Jene Theilnahme eines empfindenden Organs an den Störungen des Körpers wird durch Consensus vermittelt. Also die Sitten verändern sich nur dann bei körperlichen Zuständen, wenn diese auf das Herz Einflufs haben. Ein fleischiger Brustkasten z. B. macht zur Kühnheit geneigt, weil sein Fleisch die Wärme des Herzens vermehrt. Der Lehre Galen's getreu, nach welcher jeder Körpertheil sein eigenes Temperament hat, fügt der Verf. hinzu, dafs das Temperament der äufseren Gliedmafsen meistentheils keinen Einflufs auf das Temperament des Herzens ausübt, mit welchem es gewöhnlich nicht übereinstimmt. Zum Beweise führt der Verf. mehre berühmte Männer an, welche der verschiedensten Körperconstitution ungeachtet an Vortrefflichkeit des Verstandes, an Herzensgüte, Charakterstärke und Tapferkeit einander gleich waren. Von gröfserer Bedeutung für das Temperament des Herzens sind dagegen die übrigen Eingeweide, vorzüglich die Leber, je nachdem sie ein heifses oder kaltes Blut bereitet, und das Hirn, je nachdem seine von Aristoteles ihm beigelegte Kraft, das Herz abzukühlen, gröfser oder geringer ist.

Am Herzen müssen zuvörderst die ersten oder activen Qualitäten, Wärme und Kälte, in Betracht gezogen werden; diese richten sich nach einer zwiefachen Verschiedenheit, in sofern sie theils aus der Mischung der vier Ele-

mente, aus denen das Herz zusammengesetzt ist, theils aus der eingebornen Wärme hervorgehen, welche das ursprüngliche und vornehmste Instrument der Seele ist. Sodann sind die secundären Qualitäten zu berücksichtigen, nämlich Dichtigkeit oder Lockerheit, Härte oder Weichheit, Dicke oder Dünnheit; endlich drittens die Figur, Gröſse oder Kleinheit des Herzens. Aus der mannigfachen Verbindung dieser verschiedenen Qualitäten erklärt sich die Verschiedenheit der Sitten. Hierauf wird das Herz seiner Natur nach als warm bestimmt, weil es aus Fleischsubstanz besteht, welche nach Galen blutreich, und daher warm ist. Doch kann jene Wärme des Herzens verschiedene Grade annehmen, und nur in diesem relativen, nicht im absoluten Sinne darf von einem kalten Herzen die Rede sein, da es immer noch wärmer, als das Gehirn ist. Herrschen im Blute die eigentlichen Bluttheile und die Galle vor, dergestalt, daſs beide in der Mischung des Herzens das Uebergewicht haben, so geht daraus das warme Temperament hervor; das Gegentheil erfolgt, wenn die schwarze Galle und der Schleim überwiegen, weil diese kalten Säfte dann die Mischung des Herzens bestimmen, und demselben ein kaltes Temperament verleihen, welches nach dem Vorwalten des einen oder anderen, ein trockenes oder feuchtes sein wird. Zu dieser verschiedenen Mischung des Herzens tritt nun entweder ein gröſseres oder geringeres Maaſs der angebornen Wärme hinzu, welche um so stärker hervortritt, wenn das Herz eine warme Mischung hat, im umgekehrten Falle aber gemäſsigt wird. Der Verf. ist zweifelhaft, ob er die eingeborne Wärme für identisch mit den Lebensgeistern, oder für verschieden und nur für innig verbunden mit denselben halten soll; auf jeden Fall, meint er, müsse sich eine groſse Verschiedenheit daraus ergeben, ob die Lebensgeister durch die secundären Qualitäten mehr gebunden, getrübt und verunreinigt, oder mehr frei gelassen, hell und gereinigt erhalten würden. Auf die Gestalt des Herzens legt der Verf. keinen groſsen Werth; doch

bemüht er sich auf eine spitzfindige Weise nach Aristoteles glaubhaft zu machen, dafs ein grofses Herz bei Thieren auf Kälte und Muthlosigkeit, ein kleines dagegen auf Wärme und Kühnheit hindeute.

Galen, welcher bei der Bestimmung der Temperamente nur auf die Elementarqualitäten des Herzens, Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit Rücksicht nahm, stellt demgemäfs folgende Sätze auf: Die Wärme des Herzens bringt Kühnheit und Thätigkeit hervor, daher sich ihr Uebermaafs durch Jähzorn und wilde Verwegenheit ankündigt; Kälte des Herzens erzeugt dagegen Furchtsamkeit und Trägheit. Bei einem trockenen Herzen bricht der Zorn schwer aus, aber er ist dann wild und unversöhnlich; umgekehrt erfolgen bei einem feuchten Herzen die Aufwallungen des Zorns leicht, aber sie lassen bald nach. Diese einfachen Qualitäten verbinden sich mit einander, woraus sich folgende Bestimmungen ergeben: Trockenheit und Wärme des Herzens bringen ein thätiges, schnell zum Handeln entschlossenes, zornmüthiges, unversöhnliches, anmaafsliches Temperament hervor, welches am leichtesten einen tyrannischen Charakter annimmt. Bei dem warmen und feuchten Temperament fehlt dem leicht ausbrechenden Zorn das Gepräge der Wildheit. Dem feuchten und kalten Herzen mangelt es in jeder Beziehung an Kühnheit, statt deren nur Furchtsamkeit und Trägheit sich zeigen; ein kaltes und trockenes Herz geräth nur gezwungen in Zorn, hält ihn dann aber hartnäckig fest. Ein neuerer Schriftsteller fügt noch folgende Bestimmungen hinzu: ein warmes Temperament kündigt sich durch Kühnheit im Handeln, rauhe Worte, durch Kargheit im Gehen, Hartnäckigkeit, Stolz, Zornmüthigkeit, Neigung zum Luxus an. Ein kaltes Temperament zeigt aufser Trägheit und Furchtsamkeit auch noch eine ungefällige Sprache und Abneigung gegen Luxus. Ein feuchtes Herz soll sehr furchtsam und schreckhaft, stumpfsinnig und schwach im Handeln machen.

Dem Verf. genügen diese Unterschiede nicht, sondern er stellt mit Aristoteles mehre dergleichen auf, indem er zuvörderst nach demselben die Weichheit des Herzens von einer reichlicheren Feuchtigkeit, und die Härte desselben von einer gröfseren Trockenheit ableitet. Nun bestimmt er die Sitten des warmen Herzens, und zwar zuerst ohne Berücksichtigung der passiven Qualitäten der Weichheit und Härte. Jene Wärme zeichnet sich vornämlich durch ein starkes und heftiges Begehren aus, welches sich auf verschiedene Gegenstände richten kann, je nachdem diese an sich gut sind, oder von dem begehrenden Subjekte dafür gehalten werden. Dazu trägt nun besonders die Beschaffenheit der Organe bei, welche den einzelnen Arten des Begehrens dienen, z. B. wenn die Genitalien im aufgeregten Zustande sind, so wird das warme Herz eine starke Geschlechtslust hervorbringen. Wenn dagegen Gewohnheit und Erziehung den Menschen für Ehre empfänglich gemacht haben, oder der Reichthum beim Volke im hohen Ansehen steht; so wird das warme Herz ein leidenschaftliches Bestreben nach jener oder diesem erregen. In sofern die Wärme das Herz als Sensorium im Zustande der Anspannung erhält, auf welche die Kraft und Ausdauer des Gemüths sich gründet, bringt jene eine hoffnungsvolle und kühne Stimmung desselben hervor. Gesellt sich zur Wärme des Herzens noch Härte desselben, so steigt die Heftigkeit und Hartnäckigkeit des Begehrens, weil jene Härte eine gröfsere und ausdauerndere Spannung der Herzsubstanz unterhält, weshalb dann die Wärme intensiver wirken kann. Dann zeigt sich eine geringe Neigung zu weichen und schmelzenden Gefühlen; ist aber die Liebe erwacht, so beharrt sie, ohne ihren Gegenstand zu wechseln, in fester Treue, welche daher die Dichter mit Recht ihren Helden beilegen. Aus jener Beschaffenheit des Herzens entspringt auch die Unbeugsamkeit des Charakters, die Unerschrockenheit in Gefahren, und der harte, unversöhnliche Zorn, den Hektor dem Achill vorwarf:

Certe enim tibi ferreus intus animus. Alle diese Eigenschaften des Gemüths erreichen den höchsten Grad, wenn das harte und warme Herz zugleich ein dichtes Gefüge hat. Die scholastische Bestimmung, dafs in diesem Falle die Wärme am wenigsten entweichen könne, nebst anderen ähnlichen Angaben, wollen wir dem Verf. erlassen. — Ein warmes und weiches Herz neigt sich zu den sanfteren Arten des Begehrens, insbesondere zur Liebe, welche ein weiches Gemüth voraussetzt, daher Tibull von einem Liebenden sagte:

— Non tua sunt duro praecordia ferro
Vincta, nec in tenero stat tibi corde silex.

Denn die Liebe ist ein schmelzendes Gefühl, und als solches besonders denen eigen, deren weiches und warmes Herz am leichtesten erweicht und ausgedehnt werden kann, im Gegensatz zu einem harten Herzen. Ueberdies hat der Saame eine feucht-warme Natur, daher er sich bei jener Beschaffenheit des Herzens am reichlichsten erzeugt, und am stärksten reizt. Gedachtes Temperament flöfst überdies eine Abneigung gegen Geschäfte und Sorgen aller Art ein, welche eine Anspannung des Herzens erfordern. Uebertrifft aber die Wärme des Herzens dessen Weichheit, so kann sie eine zur Thätigkeit aufgelegte Spannung hervorbringen, welche wenigstens bei wichtigeren Veranlassungen sich bemerklich macht. Der Weichheit des Herzens entspricht auch die Stimmung zum Mitleiden, welches sich gern in Thränen auflöset. Es findet demnach eine grofse Uebereinstimmung dieses Temperaments mit dem Jünglingsalter statt.

Imberbis juvenis tandem custode remoto
Gaudet equis canibusque, et aprici gramine campi:
Cereus in vitium flecti, monitoribus asper:
Utilium tardus provisor, prodigus aeris,
Sublimis, cupidusque, et amata relinquere pernix.

Horat.

Hierauf wird der Einflufs, den die verschiedene Beschaf-

fenheit der Lebensgeister haben soll, in Betracht gezogen. Sind diese z. B. trübe und unrein; so fallen die Bilder der Gegenstände, zumal wenn sie sich auf Neigungen beziehen, entstellt und verkehrt aus, und erwecken daher Vorstellungen von Feindschaft und Widerstreit, welche, wenn der Hafs mit Wärme und Härte des Herzens zusammentrifft, besonders wenn die Lebensgeister dick sind, jene dem Proknstes und Sinis eigene Wildheit erzeugen; wobei denn das Erkenntnifsvermögen beschränkt zu sein pflegt. Klare und reine Lebensgeister dagegen haben einen freundlichen und wohlwollenden, zur Menschenliebe geneigten Sinn zur Folge, weil sie den Verstand zu richtigen Anschauungen, und insbesondere zu Vorstellungen von Rechtschaffenheit und Ehre leiten. Sind die Lebensgeister dick, so bleiben die Eindrücke der Dinge lange haften, und der Verf. bringt hiermit den Ausspruch des Thucidides in Verbindung: Hebetiores, quam acutiores, utplurimum melius rempublicam administrant.

Die Kälte des Herzens schränkt das Begehren ein, und steigert dasselbe nur unter gewissen Bedingungen, nämlich durch das Gefühl der Dürftigkeit. Daher sind die kalten Greise geizig, weil sie die Vergänglichkeit der Dinge am besten kennen; gleichwie auch alle aus der Furcht entstehenden Affekte durch die Kälte als Ursache der Furcht begünstigt werden. Das Nämliche gilt von dem Verlangen nach Abhülfe von innerer Pein, wie sie den Melancholischen eigen ist, welches gleichfalls durch die Kälte befördert wird. Auch hat die Furcht eine moralische Entartung zur Folge, wie man dies bei der Mifsgunst und dem Neide deutlich sehen kann. Aufserdem ist das Begehren aber wegen seiner bewegenden Kraft mit der Wärme verbunden, welches bei der Charakteristik der Lebensalter noch deutlicher erhellen wird. — Ist das kalte Herz zugleich weich, so nimmt die Furchtsamkeit noch zu, weil dasselbe wegen seiner Weichheit erschlafft und zusammenfällt. Deshalb ist dies Temperament zum Mitleiden geneigt,

da das Gefühl für fremde Leiden mit der Vorstellung der Möglichkeit, sie selbst zu erdulden, sich paart; auch klagen und betrüben sich solche Menschen gern, deren Gemüthsart Cicero aegritudo flebilis nennt, weil sie gern in Thränen ausbrechen. Wegen ihrer Kälte ist der Trieb zur Ehre und Liebe bei ihnen gering, und aus Weichheit des Herzens sind sie wenig beständig. Die Kälte begünstigt bei ihnen den Geiz; doch sind sie aus Mitleid nicht so karg im Geben. Dagegen hat ein kaltes und hartes Herz einen starken Hang zum zähen Geiz, so wie überhaupt sein Begehren sehr hartnäckig, obgleich aus Kälte nicht lebhaft ist; auch zeigt es wegen seiner Härte keinen so hohen Grad von Furchtsamkeit.

Der Verf. bestimmt nun einen Mittelzustand des Herzens, wo alle jene Elementarqualitäten sich das Gleichgewicht halten, und dadurch gemäfsigt sind, als die beste (eukratische) Beschaffenheit, und sucht dabei noch einige feinere Unterschiede hervorzuheben. So wird z. B. ein zu warmes, aber in Bezug auf Härte und Weichheit gemäfsigtes Herz zwar zu Sitten, welche aus übermäfsiger Wärme entspringen, geneigt sein, aber sich rücksichtlich der Sitten von Härte und Weichheit wohl verhalten u. s. w.

Im zweiten Buche erörtert der Verf. die übrigen natürlichen Ursachen der Sitten. Wir wollen zur Bezeichnung seiner Ansicht nur einzelne Sätze hervorheben, da sie zu sehr im Sinne der alterthümlichen Physik gehalten sind, als dafs sie unserer jetzigen Vorstellungsweise zusagen könnten. Bei dem Einflufs des Clima's auf die Sitten beruft sich der Verf. besonders auf die Aussprüche des Aristoteles: efferis moribus et aspectibus esse, qui in nimio vel aestu vel frigore colunt — qui loca fervida colunt timidos esse; qui gelida fortes. Vitruv macht dabei den Unterschied, dafs die Nordländer zwar unerschrocken bei Wunden und Waffen, dagegen furchtsam im Fieber sind, weil sie wegen Reichthum an Blut der Wunden nicht achten, dagegen der Hitze ungewohnt, die ihnen fremde

Fiebergluth fürchten. Die Südländer sind dagegen wegen Mangel an Blut feige in der Schlacht, und fürchten sich vor Wunden; das Fieber verachten sie, weil sie der Wärme gewohnt sind. Aristoteles schreibt den Nordländern vielen Muth, aber wenig Geist und Kunstsinn zu; den Bewohnern des heifsen Asiens rühmt er Geist und Kunstsinn nach, spricht ihnen aber den Muth ab; die zwischen beiden wohnenden Griechen zeichnen sich durch Geist und Muth aus, wie denn überhaupt in temperirten Himmelsstrichen Menschen von gemäfsigten Sitten leben. Der Verf. schränkt indefs diese Sätze ein, weil unter denselben Parallelkreisen die gröfsten Verschiedenheiten der Sitten angetroffen werden; dagegen räumt er der Beschaffenheit des Bodens einen weit gröfseren Einflufs auf dieselben ein. Die Wirkung der Wärme sucht er dahin zu bestimmen, dafs sie im höheren Grade die Poren erschlaffe, und mit den ausdünstenden Flüssigkeiten auch die innere Wärme ausströmen lasse; wenn sie aber den höchsten Grad erreiche, so constringire sie die Poren, und halte dadurch die innere Wärme zurück. Deshalb müfsten die Bewohner des inneren Afrika's sehr zum Zorn geneigt sein, gleichwie daselbst auch die giftigsten Schlangen vorkämen. Die gröfste Kälte soll austrocknend, abmagernd wirken, und den Körper durchdringend die Leber erkälten, so dafs sie nur ein kaltes Blut erzeuge, daher die Bewohner des höchsten Nordens feige seien, und sich deshalb der Zauberformeln und Gifte als Waffen bedienten. Nur die gemäfsigte Kälte mache den Körper wohlbeleibt, und das Gemüth stark. Blofs aus zufälligen Ursachen könne es geschehen, dafs auch in nördlichen Gegenden geistreiche Menschen, z. B. Copernikus, Albertus Magnus, geboren würden.

Ueber den Einflufs des Bodens bemerkt der Verf. zuvörderst, dafs Fruchtbarkeit desselben zum Müfsiggang verleite, daher den Kunstfleifs ersticke, Geist und Körper verweichliche, und zugleich dem Stolz und der Arroganz Nahrung gebe; während ein unfruchtbarer Boden zum

Fleiſs und zur Industrie antreibe, und deshalb abhärte. Auſser diesem mehr moralischen Einflusse berücksichtigt er aber auch die physischen Bedingungen, zu welchen zunächst die Speisen gehören, deren Verschiedenheit zur Bereitung eines verschieden gemischten Blutes Veranlassung giebt, da sie durch ihre Eigenthümlichkeit die assimilirende Thätigkeit der Leber bestimmen, bald ein kräftigeres und heiſseres, bald ein kraftloses und kälteres Blut zu bilden. Die aus dem Boden aufsteigenden Dünste werden theils eingeathmet, und wirken dadurch auf die Erzeugung der Geister ein, theils erschlaffen und feuchten sie den Körper an, indem sie ihn umströmen, und geben dadurch Veranlassung, daſs er zu einer bedeutenderen Gröſse anwächst. Daher waren die Bewohner des wasserreichen Galliens gröſser, als die aus einer trockeneren Gegend stammenden Römer, und verachteten diese wegen ihrer Kleinheit. Wenn die Franzosen jetzt kleiner sind, so rührt dies von ihren häufigeren Mahlzeiten her, weil die Menge der Speisen die eingeborne Wärme vermindert, und dadurch dem Wachsthum schadet. Wie denn auch Plutarch die Gröſse der Spartaner von ihrer schmalen Kost ableitet. Ist die Erde dicht und mager, so erheben sich aus ihr weit feinere und gereinigtere Dünste, und erzeugen Geister von entsprechender Beschaffenheit, und umgekehrt; daher die Bergbewohner scharfsinnig und zum Zorn geneigt sind u. s. w. Auf ähnliche Weise ist von der Wirkung der Luft und der Ortslage, je nachdem sie sich dieser oder jener Himmelsgegend zuneigt, der Wässer, Sümpfe, des Meeres, der Winde u. s. w. auf die Sitten die Rede.

Hiernach sucht der Verf. die natürlichen Sitten und Neigungen der Völker zu bestimmen, jedoch mit der ausdrücklichen Bemerkung, daſs die angenommenen Sitten (mores adventitii) sich nach dem Geschick der Völker, nach ihrer Staatsverfassung und Disciplin richten, und daſs diese den früheren Nationalcharakter umzuändern vermögen. So sind z. B. die den Römern ehemals unterworfenen

Spanier, nachdem sie selbst viele Völker sich unterthänig gemacht haben, jetzt weit stolzer, als jene geworden; desgleichen die Franzosen. Daher verfahre man weit sicherer, wenn man die Volkssitten nach der Beobachtung, als wenn man sie nach den Ursachen bestimme. Seine Schilderung derselben dürfte noch jetzt nicht ohne Interesse sein.

Die Spanier sind stolz und hochmüthig, im Umgange mit Fremden jedoch mehr ernst als schmähsüchtig. Ohne Disciplin zeigen sie mehr Ehrgeiz als Tapferkeit und Gleichgültigkeit gegen Gefahren, daher die spanische Jugend zum Kriege nicht taugt; hat man sie aber an militärische Zucht gewöhnt, so sind sie unüberwindlich. Den Künsten nicht sehr ergeben, bearbeiten sie die Wissenschaften mehr mit Ausdauer und Aufmerksamkeit, als mit reichem und fruchtbarem Geiste. Sie taugen daher mehr zur Weltklugheit, als zu speculativen Forschungen, und zeichnen sich besonders durch Selbstliebe aus; doch haben sich unter ihnen viele in der Wissenschaft, besonders in der Theologie hervorgethan.

Die Franzosen sind leichtfertig, und ein wenig insolent gegen Fremde, den Wissenschaften und Künsten ergeben; ihr Verstand zeichnet sich durch Scharfsinn, nicht aber durch Ausdauer aus. Heftig und kriegerisch von Natur, sind sie doch mehr aufbrausend, als aus nachhaltiger Kraft tapfer, daher sie muthlos werden, sobald ihr Ungestüm gedämpft wird; denn sie sind ihrem früheren Charakter treu geblieben. Sie fangen alles mit mehr als männlicher Kraft an, und hören schwächer als Weiber auf. Nach fremdem Gut trachten sie mit frecher Begierde, um es leichtsinnig zu verschwenden. An vorsichtiger Besonnenheit kommen sie den Spaniern nicht gleich, daher sie ihre Eroberungen nicht so lange zu behaupten wissen. Doch gab es unter ihnen auch Männer mit jeder Tugend und Wissenschaft geschmückt, wie es ihnen namentlich zum Ruhm gereicht, daſs aus der Pariser Akademie wie aus dem trojanischen Pferde die Scholastik hervorströmte,

und dafs sich bei ihnen noch jetzt gediegene Gelehrsamkeit mit Beredtsamkeit paart.

Die Deutschen sind stolz, werden aber Barbaren genannt; muthig im Kriege, übertreffen sie an Geschicklichkeit in Führung desselben die Franzosen. Weniger als andere Nationen hegen sie Begierde nach fremdem Gut, und neigen sich daher mehr zur Gerechtigkeit hin. Ausgezeichnet in Künsten, gelten sie in der Wissenschaft und Weltklugheit nicht so viel; weniger in Geschlechtsliebe entbrennend, übernehmen sie sich dagegen im Essen und Trinken. Doch sind unter ihnen ausgezeichnete Gelehrte, treffliche und staatskluge Herrscher aufgestanden.

Die Italiener haben, die Priester abgerechnet, mit der Herrschaft auch ihren Hochmuth verloren; nur die Veneziauer haben einen höheren Grad von Stolz beibehalten, der indefs vor einem Jahrhundert noch weit gröfser war. Gegen Fremde zeigen sie sich wohlwollend, wie sie denn auch zur Zeit ihrer Weltherrschaft gastfrei waren. An kriegerischem Werth stehen sie den Spaniern am nächsten, denn nur durch militärische Zucht werden sie die trefflichsten Soldaten, woher auch ihre Gemüthsstärke stammt, welche sie befähigte, die ganze Welt zu bekriegen. An Scharfsinn übertreffen sie die Spanier, denen sie jedoch an Aufmerksamkeit nachstehen; an Ausdauer sind sie den Franzosen überlegen. Im thätigen Leben und in den Künsten, die Malerei abgerechnet, worin sie das Vorzüglichste leisten, werden sie von den Deutschen übertroffen; aber in der natürlichen Klugheit zeichnen sie sich vor allen übrigen Völkern aus. Uebrigens stehen sie den Sitten nach gleichsam zwischen den Spaniern und Franzosen.

Die Engländer sind stark an Geist und Gemüth; Wissenschaften und Künste blühen bei ihnen; sie sind gastfrei und der Liebe ergeben, theils wegen ihres sanguinischen Temperaments, theils wegen der reizenden Schönheit beider Geschlechter.

Zu den Verschiedenheiten der Sitten nach dem Lebens-

alter übergehend, bezeichnet er den Charakter der Kindheit durch rastlose Beweglichkeit, Unbeständigkeit und Sprechlust. Die feuchte Wärme dieses Alters ist die Ursache ihres schnell auflodernden aber bald vorübergehenden Zorns; auch befördert sie die Verdauung, wie denn überhaupt der Appetit wegen des schnellen Wachsthums und der steten Körperbewegung sehr grofs ist. Das Gefühl für alle Arten der sinnlichen Lust und des Schmerzes, die physische Liebe abgerechnet, erreicht den höchsten Grad. Daher ist das Kind zu Klagen und mürrischer Laune sehr geneigt, wenn seine lebhaften Begierden nicht sogleich befriedigt werden. Plato sagte: Est autem puer omni bestia intractabilior; nam cum prudentiae fontem nondum perfectum habeat, insidiosissimus est, acerrimusque, et petulantissimus omnium bestiarum. Der Verf. erklärt dies so, dafs die Petulanz aus der heftigen Begierde entstehe, und letzte, da sie mit einem Funken von Intelligenz gepaart sei, zur List und Verschmitztheit führe, um sich Befriedigung zu verschaffen.

Die Sitten der Jünglinge schildert er nach Aristoteles. Heftig in ihrem Begehren, beeilen sie sich, demselben Befriedigung zu verschaffen; unter den körperlichen Begierden besonders der Wollust ergeben, ermangeln sie doch des Vermögens dazu. Unbeständig im Charakter, fassen sie leicht Abneigung gegen die begehrten Gegenstände, daher ihr heftiges Verlangen leicht gestillt wird. Denn ihr Wille ist lebhaft, aber nicht energisch (nachhaltig) gleich dem Hunger und Durst der Kranken; daher sind sie zum Aufbrausen, und dem Ungestüm nachzugeben geneigt, folglich zum Zorn aufgelegt. Aus Ehrbegierde ertragen sie Geringschätzung nicht, und werden unwillig, wenn sie Kränkungen zu erleiden glauben. Ehre und Ansehen, in sofern diese durch beschwerliches Streben errungen werden sollen, gelten ihnen daher weniger, als der Ruhm, weil dieser Glanz verbreitet, und auf diesen legen sie gröfseren Werth, als auf den Besitz. Denn da sie die

Dürf-

Dürftigkeit noch nicht erfahren haben, so achten sie das Geld nicht. Böse Gesinnung, welche darauf ausgeht, alles ins Schlimme zu deuten, ist ihnen fremd; vielmehr hegen sie eine wohlwollende Denkart, weil sie die Schlechtigkeit noch nicht erkannt haben. Deshalb sind sie leichtgläubig, weil sie noch nicht oft hintergangen wurden, und zugleich hoffnungsvoll, weil sie gleich den Betrunkenen von warmer Natur sind. Ueberdies ist das Leben den Jünglingen mehr Zukunft als Vergangenheit, deshalb überwiegt bei ihnen die auf jene gerichtete Hoffnung. Stark von Gemüth neigen sie zum Zorn, der die Furcht nicht kennt, und ihr hoffnungsvoller Sinn öffnet sich dem Vertrauen, welches das Gute erwartet. Sie sind grofsmüthig, weil das Schicksal sie nicht niederbeugte, und sie in nothwendigen Dingen unerfahren sind. Auch ist der Hoffnungsvolle zur Grofsmuth aufgelegt, welche sich zu edlen Thaten berufen fühlt. Sie ziehen das Ehrenvolle dem Nützlichen vor, weil sie mehr im Gefühl als in der Reflexion leben, welche dem letzten zugewandt ist, dagegen die Mannhaftigkeit (virtus) sich zur Ehre hinneigt. Nach Freundschaftsbündnissen hegen sie ein gröfseres Verlangen, als die übrigen Lebensalter, weil sie eine Vorliebe für das gesellige Leben haben, und den Maafsstab des Nutzens an nichts, also auch nicht an die Freundschaft legen. In allen Dingen ist ihr Streben ungestüm, sie halten deshalb weder in Liebe noch in Hafs das richtige Maafs, und so in allem übrigen; auch glauben sie alles zu wissen, daher sie in allem Thun sich übereilen. Sie beleidigen nicht aus Bosheit, sondern um sich auf Kosten anderer zu erheben. Sie sind barmherzig, weil sie andere Menschen für gut und besser halten, und ihre eigene Unschuld zum Maafsstabe der Beurtheilung anderer machen, denen ihrer Meinung nach oft Unrecht geschieht. Die Fröhlichkeit flöfst ihnen Redseligkeit ein.

Der Charakter des Greisenalters wird nach **Aristoteles** als Gegensatz der Jugend dargestellt, weil in jenem

die Kräfte sinken. Die Greise nämlich, eben weil sie lange lebten, oft getäuscht wurden und fehlten, und das Meiste verloren haben, behaupten nichts, sondern sprechen nur Meinungen, aber kein Wissen aus, daher sie beim Streit alles durch ein Vielleicht einschränken. Alles deuten sie im schlimmen Sinne, denn sie sind argwöhnisch aus Ungläubigkeit, und ungläubig aus Erfahrung, weil sie die Schlechtigkeit der Menschen kennen gelernt haben. Deshalb lieben sie weder, noch hassen sie sehr, sondern nach der Bemerkung des Bias lieben sie wie Hassende, und hassen wie Liebende. Engherzig, weil das Leben sie niederdrückte, tragen sie kein Verlangen nach dem Grofsen und Ausgezeichneten, sondern nur nach dem, was zum Leben nöthig ist. Sie sind illiberal, weil die Erfahrung sie lehrte, wie schwer der Erwerb, und wie leicht möglich der Verlust ist. Aus vorahnender Furcht sind sie zaghaft, weil ihr kaltes Gemüth dem warmen der Jünglinge entgegengesetzt ist, und die Furcht mit der Kälte sich paart. Noch in den letzten Tagen begehren sie sehnlich zu leben, denn man trägt nur ein lebhaftes Verlangen nach dem, was fehlt. Ihr kleinlicher Sinn gefällt sich in Zänkereien, und da sie nur sich selbst lieben, folglich ihren eigenen Nutzen vor Augen haben; so trachten sie mehr nach dem Nützlichen, als nach dem Edlen, welches seinen Werth in sich hat. Auch kümmern sie sich wenig um die Meinung anderer. Sie leben mehr in der Erinnerung, als in der Hoffnung, weil ihr Leben meist Vergangenheit, wenig nur noch Zukunft ist; sie erzählen daher gern von ihrem verflossenen Leben, und werden aus Behagen daran geschwätzig. Die Begierden fehlen ihnen ganz, oder sie haben keine Kraft dazu mehr, daher sie aus Mangel an derselben mäfsig, und nur dem Gewinn ergeben sind. Sie leben mehr in der Reflexion, als im Gemüth. Ihre Beleidigungen entspringen aus bösem Willen, weil sie sich selbst dadurch nützen wollen. Ihr Mitleid, welches sie mit der Jugend gemein haben, entsteht aber nicht,

wie bei dieser aus Menschenfreundlichkeit, sondern weil sie das Leiden für das Schicksal aller halten, daher sie gern wehklagen, und dem Lachen abgeneigt sind.

Multa senem circumveniunt incommoda, vel quod
Quaerit, et inventis miser abstinet, ac timet uti:
Vel quod res omnes timide, gelideque ministrat.
Dilator, spe longus, iners, avidusque futuri,
Difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, censor, castigatorque minorum.

Horat.

Nach Aristoteles wird der Charakter des männlichen Alters als das Mittel bezeichnet, in welchem sich die Gegensätze der vorigen beiden Lebensalter ausgleichen. Der Mann hegt weder zu großen Muth, welches Verwegenheit anzeigen würde, noch fürchtet er allzusehr. Eben so wenig faßt er zu allen Vertrauen, als er dasselbe allen verweigert, sondern er beobachtet darin das richtige Maaß. Sein Streben ist eben so sehr auf das Edle (Glänzende und Schöne), als auf das Nützliche gerichtet; eben so neigt er weder zur Kargheit, noch zur Verschwendung. Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Begierden und aufbrausenden Affekten. Mäßigung paart er mit Kraft, dagegen Jugend und Greisenalter nur die eine auf Kosten der andern besitzen. Mit einem Worte, der Mann vereinigt die Vorzüge jener beiden, und vermindert ihre Mängel und Excesse. Diese Eigenschaften werden aus der gemäßigten Wärme abgeleitet, welche in der Jugend zu lebhaft, im Greisenalter zu schwach ist; desgleichen aus der allmähligen Austrocknung des Körpers, oder der Abnahme der angeborenen Feuchtigkeit, welche im Mannesalter nur so weit gediehen ist, daß das organische Gewebe einen ausdauernden Tonus erlangt.

Im dritten, den zufälligen Ursachen der Sitten gewidmeten Buche, spricht der Verf. zuerst vom Erbadel, und stellt dabei dialektische Bestimmungen der Adelsproben auf, die dem strengsten Heraldiker nichts zu wünschen

übrig lassen dürften. Dennoch tritt er im Geiste der klassischen Philosophie mit angemessener ethischer Strenge gegen den nachtheiligen Einfluſs des Erbadels auf die Sitten auf, den er nach Aristoteles theils als die unmäſsige Begierde nach Vermehrung der von den Ahnen überkommenen Ehre, theils als die Neigung zur Geringschätzung der Bürgerlichen schildert. Hieraus folgert er den allgemeinen Satz, daſs der Besitz äuſserer Güter eine Aufgeblasenheit erzeuge, weil der Affekt der Selbstschätzung wegen eines Gutes die Verachtung derer nach sich zieht, die desselben entbehren. Dies führt zur Ueberschätzung der eigenen Güter, ein Irrthum, der aus der Selbstliebe entspringt, und nach Aristoteles die Ursache aller bürgerlichen Unruhen und Aufstände ist. Denn die Reichen glauben, weil sie in einer Beziehung andere übertreffen, daſs sie über alle hervorragen, und daſs ihnen daher alle Aemter und Würden gebühren; so wie die Adlichen aus der nämlichen Selbstliebe wähnen, daſs sie allein Ansprüche auf alle Auszeichnungen haben. Gesellt sich nun zu dieser aus innerstem Grunde stammenden Leichtgläubigkeit die öffentliche Verehrung; so wächst der Dünkel bis ins Unendliche, wie dies von dem venezianischen Adel, da derselbe die Leitung der Republik in Händen hatte, und von den römischen Patriciern, welche alle Würden auf sich übertrugen, galt, bis Marius sie züchtigte. Daher Sallust vom Metellus sagte: inerat contemptor animus, et superbia, commune nobilitatis malum. Da die Adlichen vor Begierde brennen, die ererbten Würden mit neuen Ehren zu häufen, und vermehrt ihren Nachkommen zu hinterlassen; so erhalten sich kriegerische Sitten in einigen und litterarischer Ruhm in andern Familien, und in andern staatskluge Tüchtigkeit, so lange sich der Adel unbefleckt erhält, und sich auf die ursprünglichen Tugenden stützt. Aber mit dem Verfall des Adels verschlechtern sich die Sitten:

Aetas parentum, pejor avis, tulit

Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Horat.

Da doch der Adel die wohlthätige Folge haben soll, daſs er Abscheu vor schlechten Sitten, welche von denen der Ahnen abarten, einflöſse. Auch theilt sich denen Urbanität mit, die in berühmten Häusern erzogen wurden; im Gegensatz zu den Neulingen, welche durch übermäſsige Gunst des Schicksals emporgekommen sind. Asperius nihil est humili, cum surgit in altum. Claudian.

Die Reichen sind nach Aristoteles schmähsüchtig und stolz. Sie wähnen, daſs alles Gute ihnen zuflieſse, weil der Reichthum ihnen einen Maaſsstab für die Schätzung aller übrigen Dinge darzubieten scheint, daher sie glauben, daſs alles für Geld käuflich sei, eben aus Selbstliebe, welche alle eigenen Güter überschätzt, und sich zum Verdienst anrechnet. Sie sind weichlich wegen schmeichelnder Genüsse, arrogant, und suchen durch Pracht und Aufwand aller Art ihre Glückseeligkeit zur Schau zu stellen. Ihre Arroganz und Aufgeblasenheit rührt daher, daſs sie glauben, alle ringen nach dem, was sie mit Liebe und Bewunderung umfassen, daher sie das zu besitzen glauben, dessen die meisten bedürfen. In dieser bethörten Leichtgläubigkeit werden sie durch Huldigung und Schmeichelei anderer bestärkt, so daſs sie der Herrschaft würdig zu sein glauben. Daher der Charakter der Reichen der des glücklichen Wahnsinns ist.

Stultitiam patiuntur opes. —
Fortuna quem nimium fovet, stultum facit.

Horat.

Die Sitten der Mächtigen stimmen nach Aristoteles mit denen der Reichen überein; doch sind sie noch edler. Denn sie sind ehrgeiziger, und haben einen thatkräftigeren Charakter, weil sie mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt, sich gröſserer Anstrengung und gröſserem Fleiſs ergeben, um alles wahrzunehmen, was ihres Amtes ist. Sie sind

herablassend und höflich, weil sie durch Freundlichkeit gegen Niedere nichts an ihrer Würde verlieren; wenn sie aber beleidigen, so ist ihre Beleidigung schwer, weil sie nicht durch geringfügige Dinge zum Zorn gereizt werden. Der Charakter der Tyrannen ist aber weit schlimmer, denn sie entbrennen zum höchsten Zorn, und ihr Luxus kennt keine Grenzen, theils um ihre Glückseeligkeit zu zeigen, theils damit andere die Augen vor ihnen niederschlagen. Ihre Aufgeblasenheit und ihr Dünkel geht so weit, daſs sie göttliche Verehrung fordern, daher sie die freimüthige Sprache nicht ertragen. Durch Schmeichler verdorben wähnen sie alles zu verstehen, worauf sie nur Acht geben, obgleich sie Wissenschaft und Nachdenken verschmähen.

Der Charakter der Glücklichen ist nach Aristoteles dem vorigen gleich; jedoch sind sie noch stolzer, unvorsichtiger, und im Vertrauen auf ihr Glück nachlässiger, weshalb sie alles ohne fremden Rath durch eigene Ueberlegung erreichen zu können glauben. Zu der Bemerkung des Aristoteles, daſs die Glücklichen zum religiösen Cultus geneigt sind, weil sie auf Gott vertrauen, fügt der Verf. die inhaltschwere Erläuterung hinzu, daſs das Glück vielmehr von Gott ablenke, und die Menschen zu groſsen Vergehungen verleite. Denn die wahre Religion, welche die Sünde abwehren, zur wahrhaften Verehrung Gottes und zu einem lautern und heiligen Lebenswandel führen soll, verträgt sich nicht wohl mit dem Glück, welches zum Sündigen so viele Anlockung giebt. Vexatio dat intellectum. Die Afterreligion dagegen, welche nur den äuſsern Cultus begünstigt, gestattet im Uebrigen Licenz des Handelns. Und in sofern bringt das Glück Devotion gegen Gott hervor, weil durch Opfer die Sünde gesühnt werden kann, ohne Vorsatz zur Besserung. Wenn daher der Sünder an keine Verpflichtung zur Besserung gebunden, vielmehr die Willkühr zu handeln ihm verstattet ist, und er bloſs zu dem kirchlichen Pomp mit Opfern bei-

steuern soll; so wird sich der Glückliche sehr gern dazu verstehen.

Die Sitten der entgegengesetzten Lebensverhältnisse ergeben sich aus einer Umkehrung der bisherigen Charakterzüge. So ist der Sinn der Menge auf den Nutzen und Gewinn, nicht auf Ehre gerichtet. Arme sind abgehärtet, karg; die Geringen sind niedergebeugt, eingeschüchtert durch den Glanz der Vornehmen, daher sie diesen sich nahend, ihre Zaghaftigkeit durch zitternde, unterdrückte Stimme verrathen. Die Unglücklichen sind hoffnungslos, weil sie oft Verlust erlitten, und werden leicht Gotteslästerer. Doch muſs man unterscheiden. So fehlt es den Geringen nicht an angebornem Ehrgefühl, nur entbrennt dasselbe nicht zu einem heftigen Streben.

Omnes, quibus res sunt minus secundae, magis sunt, nescio quomodo
Suspiciosi; ad contumeliam omnia accipiunt magis
Propter suam impotentiam: se semper credunt negligi.
Terent.

Bei Bestimmung des Einflusses der Beschäftigungen auf die Sitten, muſs man darauf sehen, ob sie mit einer sitzenden Lebensweise, oder mit Bewegung verbunden sind. Denn letzte macht den Körper robust und den Geist herzhaft, dagegen die illiberalen Künste, wenn sie mit Sitzen verbunden sind, den Muth nicht befördern, und keinen tüchtigen Krieger bilden. Die römischen Soldaten wurden mehr unter den Landleuten, als unter den Städtern ausgewählt, eine Regel, die auch Aristoteles anräth. Die illiberalen Künste, unter denen der Verf. alle diejenigen versteht, welche unter der Würde des Adels sind, gehen auf Gewinn zur Erwerbung des Lebensunterhaltes aus, und machen daher habgierig. So ist der Kleinhandel stets illiberal, dagegen der Groſshandel durch manche Völker über die illiberalen Künste hinausgesetzt wird.

Unter den liberalen, mit Bewegung verbundenen Künsten wird zuerst die Jagd angeführt, welche, wenn sie

mit starker Körperbewegung und Gefahr verbunden ist, die Stärke des Körpers und der Seele steigert; wenn sie ohne Gefahr ist, nur den Körper kräftigt; und wenn sie nicht einmal Bewegung fordert, zu nichts taugt. Plato lobt daher bloſs die Jagd zu Fuſs, weil sie durch Anstrengung und Gefahr den Muth erhöht, dagegen er die Fischerei tadelt, weil er überdies die Fischnahrung nicht billigt. — Das Waffenhandwerk wird entweder im Frieden oder im Kriege geübt. Plato schreibt jede Waffenübung vor, welche mit Anstrengung und Gefahr verbunden ist. Die Kriegführung macht muthig, bringt aber durch Licenz und Gewalt, wo die Disciplin fehlt, einen räuberischen und frechen Sinn, so wie auch wollüstige Begierden hervor, daher die Dichter Mars mit der Venus verbanden. Plato tadelt die Fechtübungen, weil die Fechter sich im Kriege niemals ausgezeichnet haben, obgleich sie im Gebrauch der Waffen sehr geschickt sind. Der Verf. erwiedert hierauf, daſs die Waffenübungen den Körper stärken und den Muth erhöhen, daſs aber letzter erprobt werden müsse. Die bloſsen Uebungen können die Tapferkeit nicht ersetzen, daher der Fechter, aus dem gefahrlosen Kampfe in die Schlacht versetzt, nicht tapfer sein wird, wenn er nicht von Natur dazu aufgelegt ist. Furchtsame, welche das Fechthandwerk übten, haben daher dasselbe in schlimmen Ruf gebracht. Durch Neuheit und Ungewohntheit der Gefahr wird der Mensch überrascht, bestürzt; wenn er also aus gar keiner Gefahr in die dringendste sich versetzt sieht, so wird er, wenn nicht fliehen, doch von seiner Geschicklichkeit keinen Gebrauch zu machen wissen. Denn nicht von seiner Geschicklichkeit rührt das Zaudern her, weil der Ungeübte noch mehr wanken wird. Ferocia corda longa pace mollescunt. Cavete subito in aleam mittere, quos constat tantis temporibus exercitia non habere. Terribilis hominibus est conflictus, si non sit assiduus. Cassiodorus.

Bei der Ausübung der Musik kommt sowohl die Kör-

perruhe oder geringe Bewegung, als die Lust an den musikalischen Figuren, welche den Geist abspannt und das Herz erweitert, in Betracht. Zu den musikalischen Figuren gehören der Rhythmus und die Harmonie, welche klagend, bacchantisch, schmelzend, kräftig und gemäfsigt sein können. Der Verf. bezeichnet ihren Einfluſs auf das Gemüth mit den Worten: singulae figurae in spiritus sui similitudinem imprimunt. — Figurantur vario modo spiritus nostri ab harmonia pro varia ipsius figura. Plato legte hierauf ein solches Gewicht, daſs er behauptete, die Veränderung der Musik könne nicht ohne eine Veränderung der Staatsverfassung geschehen. Diejenigen, welche sich ganz der Musik ergeben, nehmen wegen Ruhe des Körpers und steter Einwirkung der Lust schlaffe und träge Sitten an; sie werden unkriegerisch und feige, besonders wenn die harmonischen und rhythmischen Figuren weichlich sind. Quicunque permittit, ut Musica animum suum assidue circumsonans occupet ac demulceat, per quem aures veluti per infundibula harmonias infundat, quas supra commemoravimus blandas, suaves, molles ac flebiles, atque aetatem suam in modulis animum deliniendibus consumit, is primum quidem, si quid iracundum habet, tanquam ferrum demollit, et utile ex inutili duroque efficit. Quando autem incumbit diutius, magis demulcet: post hoc magis jam liquefacit animum et resolvit; donec destillando exhauriat animositatem omnem, excidatque tanquam nervos ex animo, ex quo animum quasi segnem militem efficit. Plato. Der Verf. bemerkt dazu: eine kriegerische (dorische und phrygische) Musik kann zwar einen kriegerischen Affekt hervorbringen; indeſs Ruhe des Körpers und stete Lust erweicht doch den Geist und macht ihn unkriegerisch. Während auch der Trompetenschall den Feigen nicht zur Tapferkeit stimmt, sondern ihn kalt läſst, wird er bei einem kriegerischen Menschen die gröſste Wirkung hervorbringen. Die Musik entnervt und erschlafft daher alle, welche sie anhaltend treiben, und stimmt bloſs

die, welche sie zuweilen hören, nach Maafsgabe ihrer Figuren. Die weichliche Musik mufs jene Wirkung noch früher hervorbringen. Der Verf. entlehnt vom **Plato** noch folgende Stelle: At si a principio musica perpetua uncta sit hominem natura sive animi robore, cito hoc perficit: sin autem animosum, vires animi frangens, ad iram reddit praecipitem, ut nimis quibusque offensiunculis irritetur, ac facile iterum effervescat, unde ex animosis iracundi et morosi effecti sunt, molestia et fastidio pleni.

Von der Philosophie gilt im Allgemeinen dasselbe, wie von allen übrigen litterärischen Beschäftigungen. Zuvörderst wird durch die Mufse des ruhigen Studiums der Körper entnervt und der Geist abgespannt. Sodann bestimmen die Studien den Geist in dem Sinne der in ihnen enthaltenen Lehrsätze; wer sich z. B. mit den Künsten beschäftigt, die zum Gewinn anlocken, wird diesen lieb gewinnen, dagegen eine Lektüre, welche zum Ruhme begeistert, ehrgeizig macht. Endlich ist zu bemerken, dafs die Freude an dem Studium solider ist, als die sinnliche Lust, welche Musik und Tanz verschaffen, daher sie den Geist weniger abspannt. Doch in Bezug auf die Charakterfestigkeit (tenor), welche für kriegerische Gefahren erforderlich ist, erschlaffen die Studien zu sehr.

Zuerst von der spekulativen Philosophie (Philos. inspectrix), welche die reinste und schönste Freude gewährt, deren der Geist theilhaftig werden kann, da sie von den Lockungen der sinnlichen Wollust und Unmäfsigkeit ableitet, desgleichen von der Begierde nach Reichthum, dessen der Denker nicht bedarf. In objektiver Beziehung auf ihre Lehren beschwichtigt und mäfsigt sie freilich nicht das Gemüth, da sie sich nicht auf die Sitten bezieht (**Aristoteles**). Doch hat sie nach **Plato** durch die Erkenntnifs der Ursachen und durch die Vorstellung der Ideale Einflufs auf die Sitten, weil in ihnen und in der Gesetzgebung sich das Ideal der Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit abspiegeln soll. **Plato** verlangt von den Philoso-

phen, dafs sie sich von Kleinmüthigkeit entfernt halten sollen, da ihnen die Herrlichkeit der Erkenntnifs einwohnt und die Betrachtung aller Zeiten und Dinge, weshalb ihnen das menschliche Leben nicht als etwas Grofses erscheinen und der Tod ihnen nicht furchterweckend sein kann. Auch sollen sie wahrheitsliebend, mäfsig und liberal sein. Doch mifst Plato diese Vorzüge nicht der Erkenntnifs selbst, sondern dem Streben nach Wahrheit und nach universaler Wissenschaft bei. Themistius und andere sagten: der Philosoph sei gerecht, weil er sieht, dafs die Elemente und übrigen Theile des Universums sich nachgeben und ihre Ordnung und ihr Gleichgewicht zu behaupten streben; daher soll er von Geiz frei sein, und gemäfsigt, da er einsieht, dafs die Wollust als ein Accidens nicht ihrer Natur nach ein Gut, sondern nur etwas Nachfolgendes, und dafs das, woraus sie entspringt, mit vielem Schmutz, der Natur zuwider, vermischt und befleckt sei. Der Philosoph sei stark, weil er erkennt, dafs der Mensch nur ein kleiner Theil der Welt, und sein Leben gleich einem Punkte ist; wobei wenig darauf ankommt, ob er sich wenige Jahre länger erhalte, oder ob er seinem Schicksale zuvoreile; auch verachte er das Leben, weil dasselbe in sich nichts Grofses enthalte, daher sei er stark und hochherzig. Auch trage die Erkenntnifs der vernünftigen Seele zur Klugheit bei, und die Betrachtung der göttlichen Werke führe zur Liebe gegen Gott. — Der Verf. bemerkt hierauf, dafs der angegebene moralische Einflufs der spekulativen Philosophie auf den Charakter mehr ein entfernter, als ein unmittelbarer, und dafs die Erkenntnifs der Seele noch fern ist von der Klugheit, welche sich auf die einzelnen Lebensverhältnisse richtet. Zur Verehrung, Liebe und Gehorsam gegen Gott führt sie allerdings, aber das, was Gott gebietet und verbietet, und daher auf die menschlichen Sitten Bezug hat, lehrt jene Philosophie nicht erkennen, aufser nur den Principien nach. Die Naturphilosophie thut dar, dafs die Vernunft edler ist als die begeh-

rende und verabscheuende Seele, und dafs jene mehr gepflegt, diese aber auch geübt, und nicht ertödtet werden solle, da die Natur nichts umsonst erschaffe. In wieweit aber dies gültig sei, lehrt die Spekulation nicht.

Die praktische Philosophie (phil. activa) beschäftigt sich unmittelbar mit den Sitten, und zeigt den Unterschied zwischen Rechtschaffenheit und Schlechtigkeit, da sie zum Guten ermahnt, und die Bösen verurtheilt, und durch ihre Lehren reine Sitten einflöfst.

Laudis amore tumes? Sunt certa piacula, quae te
Ter pure lecto poterunt recreare libello.
Invidus, iracundus, iners, vinosus, amator,
Nemo adeo ferus est, ut non mitescere possit,
Si modo culturae patientem commodet aurem.

Horat.

Die Klugheit lehrt sie nach allgemeinen Principien; doch ist diese unvollkommen, zum Handeln unzureichend, wenn nicht Uebung und Erfahrung hinzutreten, daher wer aus der Mufse moralischer Studien ins thätige Leben übergeht, wenn er nicht an sich hält, und nicht nach Erfahrung strebt, oft sehr arge Verstöfse begehen kann. Es ist hier überhaupt nur im formalen Sinne von der Philosophie, nämlich in wiefern sie an sich Einflufs auf die Sitten haben könne, die Rede, da viele andere Ursachen, Temperament, öffentliche Erziehung u. s. w. gleichfalls in Betracht gezogen werden müssen. Ja in Beziehung auf die Gemüthsstärke kann das anhaltende Studium der praktischen Philosophie sogar durch die lange Mufse der Kraft des Körpers und dem Muth Eintrag thun. Schon Plato behauptet, und wir sehen es bestätigt, dafs die Lehrer der Philosophie zum thätigen Leben gewöhnlich nicht taugen, und in ihren Sitten ausarten, und Sokrates sagt beim Plato, dafs diejenigen, welche sich der Philosophie ganz ergeben, gewöhnlich absurd, den menschlichen Angelegenheiten fremd und unbillig sind. Plato sucht die Ursache darin, dafs schiefe Köpfe, welche für die Philosophie nicht

taugen, sich mit ihr beschäftigen. Dies gilt auch für unsre Zeiten, wo die Philosophie für das bürgerliche Leben als unbrauchbar erachtet wird, weil die durch Adel und Verstand ausgezeichneten Männer, welche nach Aemtern und hohen Würden begierig sind, eine verachtete, von bürgerlicher Auszeichnung zurückgewiesene Lehre gering schätzen. In Italien widmen sich diese der Jurisprudenz, dagegen engherzige, gewinnsüchtige Menschen sich zur Philosophie wenden, oder sie vielmehr zerstücken, gleichwie sie auch die Medicin und andere Wissenschaften des Gewinns wegen treiben. So geschieht es, daſs ausgeartete Menschen aus schlechten Zwecken sich einem heiligen und ehrwürdigen Gegenstande widmen, und ihn herabwürdigen. Dazu kommt, daſs diese Afterphilosophen die praktische Philosophie nicht einmal an ihren Grenzen kennen gelernt haben. Wer sich ganz dem kontemplativen Leben ergiebt, muſs nothwendig ein Fremdling im thätigen Leben bleiben; aber wer einen wahrhaft philosophischen Geist besitzt, und sich die spekulative und praktische Philosophie angeeignet hat, wird, wenn er auch ohne Erfahrung sich zum thätigen Leben anschickt, sehr tüchtig für dasselbe sein, weil er aus seinen Studien schon die Erkenntniſs der leitenden Principien und Grundsätze mitbringt. Nach Plato rührt auch eine Gefahr für die Philosophen daher, daſs sie sich auf verkehrte Weise und zur unpassenden Zeit mit der Dialektik und Metaphysik beschäftigen. Denn wenn jemand, mit philosophischem Geist und Eifer ausgerüstet, wegen zu groſser Begierde nach Wahrheit grüblerisch, gleichsam vom Winde getrieben wird, so geräth er leicht in Skepticismus. Verläſst ihn dann die Hoffnung, zur Wahrheit zu gelangen, und daraus eine reine Freude zu schöpfen; so ergiebt er sich noch als Greis den sinnlichen Lüsten, welche er als Jüngling vermied. Denn ganz ohne Wollust kann niemand leben. So war Phavorinus in der Jugend keusch, und führte im Alter ein obscönes Leben.

Die Rechtsgelahrtheit erfordert körperliche Ruhe, und macht daher den Körper träge und den Geist unkriegerisch; sie gewährt geringere Freude, als die Philosophie. Auch hat sie die Bestrafung der äufseren, die bürgerliche Ordnung störenden Frevel zum Gegenstande, aber mit den Sitten beschäftigt sie sich nicht viel, denn sie schreibt nur im Allgemeinen die Grundsätze vor, rechtschaffen zu leben, niemanden zu beschädigen, jedem sein Recht widerfahren zu lassen. Sie verheifst denen, die sich ihr weihen, öffentliche Ehre, und flöfst ihnen Begierde danach ein. Die Rechtsconsulenten werden aber auch noch durch Begierde nach Gewinn gelockt. Auch geben sich die Juristen gern dem Dünkel hin, dafs sie Politiker zu sein glauben, so wie sie wegen der häufigen Gelegenheit zu disputiren leicht streitsüchtig werden.

Im Alterthum übernahm die Rhetorik das Patrocinium für die Prozefsführenden und für die Schuldigen, wie jetzt die Juristen; zugleich hatte sie Theil an den öffentlichen Versammlungen und Berathungen, und flöfste dadurch grofsen Stolz und Dünkel ein. Wie denn Gorgias beim Plato behauptet, die Rhetorik nehme alle Kräfte und Vermögen in Anspruch, wogegen letzter stritt. Aristoteles sagte, die Rhetorik sei ein Sprösling der Dialektik und Politik, schliefse aber nicht die Kenntnifs der letzten völlig in sich. In Venedig hat die Rhetorik noch dieselbe Sphäre, wie im Alterthum, maafst sich deshalb viel an, und erzeugt dieselben Sitten, wie die Jurisprudenz. Heutiges Tages beschränkt sie sich auf das Lob der Gelehrsamkeit, und gesellt sich zur Poesie und zur Kenntnifs der alten Litteratur. Sowohl die Rhetorik, als die Poesie gehen darauf aus, die Affekte zu erregen, welches ihnen auch im hohen Grade gelingt, daher Plato sie von seiner Republik ausschlofs. Quae Musae dolores ejus non modo nullis foverunt remediis, verum dulcibus insuper alerent venenis. Hae sunt enim, quae infructuosis affectuum spinis uberem fructibus rationis segetem necant. Boëtius.

Vorzüglich aber hegt und pflegt Poesie die Liebe, und zwar nicht im didaktischen, sondern mehr im darstellenden Sinne. Griechen, Römer, Italiener, alle schildern die Liebe, jene auch noch die schmachvolle der Männer zu einander. Daher litt die Poesie fast an einem schimpflichen Rufe. Denn unstreitig mufs die Lektüre schmutziger Reizmittel eine unreine Gesinnung erzeugen. Aristoteles verlangte, dafs Jünglinge und Knaben nie schmutzige Darstellungen lesen und sehen sollten. Beredte Männer hätten nur Reines und Heiliges schildern sollen.

Den Begriff der Erziehung (disciplina) nimmt der Verf. in einem sehr weiten Sinne, da er zu ihr nicht blofs die häusliche, sondern auch die öffentliche, oder die Bildung nach den herrschenden Sitten rechnet. Letzte haben natürlich einen grofsen Einflufs auf den Charakter, der denselben nur schwer widerstehen kann. Deshalb sagt Seneca: certe ubi luxuriae et libidinis undique exempla occurrunt, rarum et admirandum erit, si quis castus conspiciatur — Vere probus Atheniensis probus est. Plato. Daher hat das Beispiel der Fürsten so viel verführerisches, weil es ein öffentliches ist.

Im vierten Buche stellt der Verf. eine Menge von Regeln auf, nach denen die Bedeutung der bisher betrachteten Momente, wenn sie zusammenwirken, bestimmt werden soll. Stimmen die Ursachen in Hervorbringung einer Sitte überein, so wird der Erfolg um so sicherer sein; umgekehrt aber, wenn einige dieselbe begünstigen, andere aber ihr widerstreben, dann mufs man beide Theile gegen einander abwägen, und den Schlufs aus dem überwiegenden Theile ziehen. Wir überschlagen dies Buch, weil es sich nicht zur Mittheilung eignet, und schalten nur noch die Bemerkung des Verf. ein, dafs nach Aristoteles die Sitten leichter, als die einzelnen Handlungen sich erkennen lassen. Denn wenn der Mensch auch eine gewisse Sitte angenommen hat, die er dann schwer oder gar nicht ablegen kann, folglich unwillkührlich äufsert; so ist er

doch Herr seiner einzelnen Handlungen, die er also nach Willkühr einrichten kann. Der Verf. definirt daher auch die Sitte als eigenthümliche Disposition des Begehrens.

(Schluſs folgt.)

II.

Ueber Aedoeoitis gangraenosa puellarum.

Von

Dr. A. L. Richter,

Königl. Regimentsarzt in Düsseldorf.

Als ich in einer vor kurzem erschienenen kleinen Abhandlung: «Bemerkungen über den Brand der Kinder, Berlin 1834» [1]), den Brand der äuſseren Geschlechtstheile kleiner Mädchen (von anderen Gangraena orificii vaginae puellarum, oder Sphacelus labiorum pudendi genannt) als eine Form der Gangraena infantilis darzustellen suchte, und den Wasserkrebs, so wie den Hautbrand bei Neugebornen, unter diese allgemeine Bezeichnung subsumirte, indem nur auſserwesentliche Erscheinungen, bedingt durch den Boden, auf welchem der Brand auftritt, eine scheinbare Verschiedenheit dartellen; muſste ich auf die Benutzung der lehrreichen Erfahrungen Kinder-Wood's [2]) (nicht Underwood's, wie Seite 7 gedruckt steht) Verzicht leisten, indem mir die Abschrift dieses Aufsatzes erst zu Gesichte kam,

---

1) Vergl. das vorige Heft d. A.

2) History of a very fatal affection of the Pudendum of female-children, by Kinder-Wood, communicated by Abernethy; in den medico-chirurgical Transactions. London, 1816. Vol. VII. p. 84 — 102.

kam, als der Druck schon beendigt war. Der Zweck meiner Arbeit ist daher, bei der dürftigen Litteratur über diese Krankheit die Erfahrungen Kinder-Wood's mit denen von Isnard-Cevoule, James und den meinigen zu vergleichen und in Parallele zu stellen, und somit einen Nachtrag zu den Mittheilungen über die in Rede stehende Krankheit zu liefern, um die Aufmerksamkeit des ärztlichen Publikums auf dieselbe hinzuleiten und Veranlassung zur Erweiterung des Wissens über dieselbe zu geben.

Uebereinstimmend wurde von den Beobachtern bemerkt, daſs die Erscheinungen eines allgemeinen Unwohlseins mit fieberhaften Symptomen vorangingen. Frösteln, Hitze, Kopfschmerz, Mattigkeit, Trägheit, Verdrossenheit, Uebelkeit, Mangel an Appetit, Durst, belegte Zunge, Beschleunigung des Pulses und unruhiger Schlaf bildeten die Vorläufer der Krankheit während dreier Tage, ohne daſs die Aeltern die Ausbildung der Krankheit und deren Gefahr ahnen konnten. In der Regel wurden die Aeltern erst auf die Localaffectionen durch die Klagen über Schmerzen und durch das Schreien bei dem Uriniren aufmerksam, worauf sich dann bei Untersuchung der Geschlechtstheile ergab, daſs dieselben entzündet, angeschwollen und hochroth von Farbe waren. Diese Entzündung verbreitete sich nicht bloſs über die gröſseren Labia, sondern auch über die Nymphen, die Clitoris, das Hymen, und selbst bis in die Urethra und die Vagina. Im Entstehen der Entzündung wurden ältere Mädchen, wie Isnard-Cevoule berichtet, zum Reiben und Kratzen, und selbst zum Onaniren aufgefordert. Hinsichtlich der Form des zerstörenden Prozesses selbst, weicht Kinder-Wood in der Beschreibung von Isnard-Cevoule, James und von der Erfahrung, welche ich gemacht habe, etwas ab. Jener nehmlich, welcher zwölf Fälle beobachtete, sah auf dem entzündeten Boden sehr schnell Blasen entstehen, welche zuweilen mit falschen Pocken Aehnlichkeit hatten, dann platzten, in confluirende Geschwüre übergingen,

welche tiefer oder oberflächlicher, und unrein auf ihrem Grunde, eine scharfe, die nahe gelegenen Theile corrodirende Jauche entleerten, wodurch die Krankheit auf das Perinäum, die Umgegend des Afters und auf den Mons Veneris verbreitet wurde. Die Schnelligkeit der Verbreitung wurde durch die Heftigkeit der Entzündung, durch die Lebensenergie und Constitution der kleinen Kranken bedingt.

Von dieser Angabe weicht die Beschreibung anderer Beobachter in sofern ab, als nicht ein Ulcerationsprozefs, sondern die Entwickelung des Brandes durch die Entstehung von grauen und aschfarbigen Flecken auf dem entzündeten Boden wahrgenommen wurde, die an ihrer Gränze einen rothen Saum bildeten, bald ein schwarzes, trockenes Ansehen erlangten, und eine schnelle Verbreitung nach allen Richtungen bemerken liefsen. Diese Verschiedenheit hinsichtlich der Beschreibung des Zustandekommens des Zerstörungsprozesses erfährt man auch bei den Mittheilungen mehrer Fälle von Wasserkrebs, woraus hervorzugehen scheint, dafs die organische Masse zuweilen durch Gangraen, einen Prozefs, welcher der Ulceration nahe steht, und den Uebergang von dieser zum wirklichen Sphacelus bildet, zuweilen durch unmittelbares Auftreten dieses letzten zerstört wird. Val. Ign. Wiegand ist aufser Kinder-Wood der einzige, welcher durch die Benennung eines solchen Falles von Zerstörung mit Aedoeoitis ulcerosa zu erkennen giebt, dafs er eine gleiche Erfahrung zu machen Gelegenheit hatte; Kinder-Wood gesteht aber selbst an einer Stelle, dafs Mortification den Verlauf der Krankheit und den tödtlichen Ausgang beschleunigen.

Als secundäre Erscheinungen dieses Stadiums der Krankheit führen die Beobachter an: Verhinderung und wohl gänzliche Unterdrückung des Urins, Nachlafs der Geschwulst der Umgebung, wächserne Blässe des Gesichts, Schnelligkeit und Schwäche des Pulses, Zusammenfallen des Turgors der Haut, Durchfall, Hinfälligkeit des Körpers, und,

wenn der Zerstörung nicht Einhalt gethan werden kann, Tod durch Erschöpfung, ohne Trübung des Bewufstseins. Wenn dagegen der Krankheit Gränzen gesetzt werden können, wie Kinder-Wood zweimal und ich einmal zu beobachten Gelegenheit hatte, so steigerte sich in der Umgebung des Brandschorfes die Entzündung, es bildete sich eine Demarcationslinie, und unter Zusammenschrumpfung der gangränösen Theile, wozu vielleicht in meinem Falle der Holzessig beitrug, trat eine gutartige Eiterung ein, erfolgte die Losstofsung der zerstörten Masse, fiel die Geschwulst der Umgebung zusammen, und durch eine üppige Granulation bei Contraction der nachbarlichen Gebilde, erfolgte mit unglaublicher Schnelligkeit der Wiederersatz und eine Wiederherstellung der Form, ohne grofse Entstellung zu hinterlassen, obgleich die inneren Flächen der Labia vaginae, die Nymphen, das Hymen und selbst der Introitus vaginae theilweise zerstört worden waren. Kinder-Wood will dann bei älteren Mädchen noch einen copiösen Schleimflufs zurückbleiben gesehen haben, der besonders noch zum Gegenstande der Behandlung gemacht werden mufste.

Ueber das Ursächliche dieser verderblichen Krankheit vermag man sehr wenig auszusagen. Nicht immer gingen Krankheiten voran, die man als ursächliche Momente dieses örtlichen Uebels, oder als hinreichende Bedingung zur Entstehung desselben betrachten konnte. Nur Isnard-Cevoule sah Masern, Keuchhusten und Scrofulosis vorangehen; ich fand die Lungenentzündung als Vorläufer. Auch läfst sich nicht behaupten, dafs schwächliche, schlecht genährte, unter dürftigen Verhältnissen erzogene Kinder vorzugsweise von diesem Uebel befallen wurden, obgleich in einigen Fällen dasselbe zum Wasserkrebs, dessen Entstehen diese Umstände begünstigen, hinzutrat. Auch waren nicht allein Neugeborene dieser Krankheit unterworfen, denn häufiger beobachtete man sie im zweiten und dritten Lebensjahre, zuweilen im sechsten,

und selbst im zehnten noch. Meine Kranke war sechs Monate alt; Kinder-Wood sah das Uebel nie vor dem ersten Lebensjahre.

Ueber die Natur dieser Krankheit läſst sich gleichfalls bis jetzt sehr wenig bestimmen; unwillkührlich wird man jedoch, wie schon Isnard-Cevoule vermuthete, zu der Meinung hingezogen, daſs sie mit dem Wasserkrebse der Kinder identisch ist, in sofern Aehnlichkeit der Verhältnisse, unter denen beide entstehen, der Prozeſs der Zerstörung, die Form des Destructionsheerdes, der schnelle Verlauf, der gröſstentheils tödtliche Ausgang und besonders das gemeinschaftliche Vorkommen beider Krankheitsformen darauf hindeuten, und diesen Brand für ganz verschieden von dem halten lassen, welcher Ausgang der Rose neugeborener Kinder am Unterleibe ist. Sauvages hat auf Aehnlichkeit mit dem Wasserkrebs schon hingedeutet, und einige spätere Erfahrungen haben dies bestätigt, wobei sich gleichzeitig herausstellte, daſs nur in dem zartesten Kindesalter diese Verbreitung der Krankheit wahrgenommen wurde, und der Tod dann nie ausblieb.

Die Obductionen der an dieser Krankheit Verstorbenen, welche bisher nur Isnard-Cevoule anstellte, haben auch zu keinem Resultate geführt, oder in den Cavitäten eine die Krankheit bedingende Ursache nachgewiesen. Man fand die zerstörten Theile schwarz, teigig, leicht zerreiſsbar, oder vertrocknet, und nicht nur eine Vernichtung der äuſseren Geschlechtstheile und des Einganges der Scheide, sondern selbst der Weichgebilde bis zu dem Sitzknorren, dem After und dem oberen Theile des Schenkels. Die der Zerstörung entgangenen Theile lieſsen, wie beim Wasserkrebse, die Infiltration einer serösen, gelblichen Flüssigkeit ins Zellgewebe wahrnehmen. — In wiefern der Brand an den Geschlechtstheilen mit dem der Haut Neugeborner Aehnlichkeit hat, und dieser die dritte Form der Gangraena infantilis darstellt, habe ich in der angeführten Abhandlung nachzuweisen gesucht. Die bisherigen

Erfahrungen über diese Krankheit sind jedoch noch so dürftig, dafs alle Andeutungen der Art nur Vermuthungen sein können.

In prognostischer Hinsicht hat sich den bisherigen Erfahrungen zufolge herausgestellt, dafs die Aedocoitis gangraenosa puellarum zu den schnell verlaufenden und lebensgefährlichen Krankheiten gehört, welche in der Regel tödtlich endigen. Isnard-Cevonle rettete kein einziges Kind; Kinder-Wood nur zwei, obgleich von allen zwölf kranken keines unter einem Jahre war, und das zarte Kindesalter eine gröfsere Gefährlichkeit zu bedingen schien. Aufser dem zarten Alter scheint noch die Verbindung mit dem Wasserkrebs, das Vorkommen in Findelhäusern, und die späte Entdeckung der Krankheit durch die Aeltern sehr viel zum tödtlichen Verlaufe beizutragen, der in der Regel in den ersten acht Tagen nach dem Ausbruche des Brandes erfolgte. Zog sich die Krankheit in die Länge, so wurde vom 17ten bis 22stenTage an die Neigung zur Besserung bemerkt. In zwei Fällen trat ein Rückfall ein, und Kinder-Wood konnte nur in einem das Kind vom Tode retten.

Die Behandlung betreffend, mufs neben Beseitigung der entfernten Ursachen und der Complicationen, mit Rücksicht auf die individuelle Beschaffenheit der Kranken, die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf Beschränkung der Zerstörung durch ein örtlich reizendes Verfahren, welches die Lebensthätigkeit anregt und somit dem Brande Einhalt thut, gerichtet werden, wie der Wasserkrebs auch erforderlich macht. Brech- und Laxiermittel, und örtlich aromatische Fomentationen mit spirituösen Flüssigkeiten in ihrer Wirksamkeit erhöht, sind beim Bestehen der Entzündung, wenn man zeitig genug gerufen wird, die zweckmäfsigsten Arzneien, die jedoch bis jetzt der Entwickelung des Destructionsprozesses noch nicht Einhalt gethan haben. Kinder-Wood wandte unter diesen Verhältnissen innerlich Calomel mit Rheum, und äufserlich den Li-

quor plumbi acetici, zum Theile mit Beimischungen, ohne Erfolg an. Besteht schon Gangrän, so macht sich zur Aufrechthaltung der Kräfte der Gebrauch von milden Mineralsäuren und flüchtigen, gelind tonisirenden Mitteln nothwendig, wobei aromatische Bäder von mir mit Erfolg angewandt wurden. Oertlich haben sich, sobald sich Gangrän zeigte, die Mineralsäuren, die Holzsäure und der Chlorkalk in concentrirter Auflösung am wirksamsten gezeigt, welche Mittel jedoch selbst, wenn sie mit Sorgsamkeit und Ausdauer angewandt wurden, der Macht der Krankheit nicht immer zu widerstreben vermochten. Ich fand in meinem Falle die Holzsäure hülfreich. Ob das Kreosot etwas leisten wird, mufs die Zukunft lehren. Dafs man, sobald der Brand steht, von diesen scharfen Mitteln abstehen und zu balsamischen übergeben mufs, versteht sich wohl von selbst.

Kinder-Wood spricht sich über die örtliche Behandlung nicht aus, und wenn er bei dem Ausbruche der Zerstörung noch bei der Anwendung des Bleiwassers blieb, so läfst sich leicht erklären, wie er unter zwölf Kindern nur zwei vom Tode retten konnte; denn die inneren Mittel allein äufsern nur eine geringe Wirksamkeit. Er wandte eine Abkochung der China mit Confectio aromatica, Tinctura Calumbo, und kleine Gaben der Tinctura Opii bei dem Gebrauche des Rothweines an.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch die Bemerkung, dafs die Nichtkenntnifs dieser Krankheit, wie Kinder-Wood mittheilt, in medicinisch-gerichtlicher Hinsicht ein Gegenstand wurde. Ein vierjähriges Mädchen, welches sich bisher stets gesund befunden hatte, wurde am 11ten Februar 1791 wegen einer heftigen, plötzlich aufgetretenen Entzündung der äufseren Geschlechtstheile in das Krankenhaus zu Manchester aufgenommen. Da die Mutter keine Ursache der plötzlich entstandenen Krankheit aufzufinden wufste, so vermuthete sie, dafs ein vierzehnjähriger Knabe mit dem Mädchen, welches mit ihm zwei oder drei Nächte

in einem Bette geschlafen hatte, Unzucht getrieben habe. Das Kind starb am 20sten Februar, und da die Obduction keine innere Ursache des Todes nachwies, so wurde jene Beschuldigung die Veranlassung, dafs der Knabe gefänglich eingezogen wurde. Er suchte jedoch zu entfliehen, und steigerte hierdurch die Vermuthung zur Gewifsheit. Der Zufall wollte, dafs einige Wochen später ein ähnlicher, tödtlich werdender Fall vorkam, wobei der Verdacht einer äufseren Verletzung gar nicht obwalten konnte, und wodurch der behandelnde Hospitalarzt veranlafst wurde, sein Gutachten zu ändern, auf Grund dessen der Knabe von jeder Beschuldigung freigesprochen wurde. (Medical Ethics, by Dr. Percival, p. 231.)

III.

Die gesammte Anthropologie neu begründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemäfse Grundlage der Medicin im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft. Für Aerzte und Nichtärzte von Dr. J. M. Leupoldt, Professor in Erlangen u. s. w. Erlangen, in der Palmschen Verlagsbuchhandlung. 1834. 8. Zwei Bände. Erster Band: XXXII und 528 S. Zweiter Band: 652 S. (4 Thlr.)

Der gelehrte Verf. spricht den Geist, in welchem er dies Werk gedacht hat, in der Vorrede so treffend aus, dafs die Wiederholung einiger Sätze aus dieser denselben am besten bezeichnen wird: „Wir leben unverkennbar in einer höchst bedeutungsvollen Zeit. Noch immer giebt sie sich aber leicht mehr als eine schlimme, denn als eine gute zu erkennen, und dafs es besser werde, als es eben

ist, wünschen und hoffen dermalen die Meisten sehnlicher und dringender, als in manchem anderen Zeitpunkte. Daſs am Schlimmerwerden auch die Wissenschaft Antheil hatte, leidend und thätig, ist nicht unerkannt geblieben. Sie muſs und wird aber auch, und wohl noch viel mehr, Antheil haben am Besserwerden. Daſs dieses jedoch nicht bloſs vom Wissen nur so überhaupt zu erwarten sei, erhellt schon daraus, daſs es uns am Wissen im Ganzen nicht fehlt, und schon länger nicht gefehlt hat. Mehr kommt dabei darauf an, was und wie wir wissen. Was? — Unser Wissen schweift im Ganzen schon lange zu sehr nur auf die Erscheinung, auf das mehr nur als Mittel dienende, auf das Natürliche und Weltliche gerichtet am Himmel und auf Erden herum, und ist dagegen zu wenig dem Wesen, dem eigentlichen Endzwecke, dem Geistigen und Göttlichen zugewandt; ja diesem zum Theil feindlich entgegengekehrt — der Mensch wurde bis in die letzte Zeit theils überhaupt zu wenig, theils zu einseitig zum Gegenstande der Erkenntniſs gemacht. Letztes am häufigsten so, daſs er, in Folge der im Ganzen überhaupt vorherrschend auf die Natur gerichteten Forschung selbst zu sehr nur als Naturding, somit aber von Seiten des eigentlich erst Menschlichen zu wenig in Betracht gezogen wurde. Zwar bewährte sichs einigermaaſsen auch hierbei, daſs eine Einseitigkeit die andere hervorruft; allein hier wie überall, ist weder mit dieser, noch mit jener Einseitigkeit gedient. Und was das Wie? unseres Wissens anlangt, so ist es leider häufig schon seit geraumer Zeit allzuüberwiegend empirisch vereinseitigt, erniedrigt, verseichtet und zersplittert, als daſs es ein hinlänglich gründliches, lebendiges und organisch zusammenhängendes, oder mit Einem Worte ein wahrhaft wissenschaftliches sein könnte. So muſste es aber auch hauptsächlich darum kommen, weil es uns überdies gar sehr, ja im Ganzen und wenigstens verhältniſsmäſsig wohl noch mehr an *religiösem Leben*, so wie an *sittlicher Kraft und Reinheit* ge-

brach. Und wie alles vor- und rückwärts in einander greift, so mufste es an diesen eben darum gebrechen, weil man sich zu wenig oder unzureichend auf ihren eigentlichen Gegenstand bezog, auf Geist, auf wahre Freiheit und Persönlichkeit, die zugleich erst das wahrhaft Menschliche und Göttliche sind. Wo man aber, mit Vernachlässigung der Religion, nicht mehr sicher auf dem Urgrunde ruht, und das lebendigste und wesentlichste Band mit der Ureinheit gelockert oder gar zerrissen hat, da kann es auch keine rechte Gründlichkeit und lebendige Einheit des Wissens geben; und wo es an Sittlichkeit fehlt, die auf Religiosität beruht, da ist man der Lüge so offen und fähig, als der Wahrheit — — — Da und dort sind übrigens einzelne Erscheinungen der Wendung zum Bessern der Veredlung, Berichtigung und Ergänzung sehr bedürftig, und oft sind sie mit der älteren, schlimmeren Richtung noch gar wunderlich verbunden. So namentlich in jenem so ungestümen und rebellischem Streben nach persönlicher Freiheit und was sich daran zunächst anknüpft, das aber leicht mehr noch von Knechtschaft ausgeht und auf Knechtschaft hinführen müfste, als dasjenige, wogegen es ankämpft. So in jenem Reden von sittlicher Erhebung, die uns noth thue, die man aber ohne Religion will, womit man edle Früchte von einem Wildlinge reifen sehen möchte, dem die innerste Lebenskraft und die Sonne fehlen. So in der Meinung, Religion sei, zwar die Grundkraft der Welt und müsse auch in der gegenwärtigen kritischen Epoche der Weltgeschichte hauptsächlich heilsamen Ausschlag geben, allein die christliche Religion habe ihre Rolle ausgespielt und es müsse daher eine andere, neue Religionsform ins Mittel treten, als welche man jedoch bisher fast nur Lächerliches und Erbärmliches bezeichnen konnte. So endlich selbst in dem hie und da fast zur Modesache gemachten und sonst mehrfach getrübten, veräufserlichten und vereinseitigten Wiederaufleben des Christenthums selbst.»

Der Verf. nimmt den Begriff der Anthropologie im weitesten Sinne, in sofern er sich die Betrachtung des geistigen und körperlichen Menschenlebens, im gesunden, wie im kranken Zustande zur Aufgabe macht, um daraus die praktischen Regeln für die Erhaltung und Wiederherstellung der normalen Beschaffenheit desselben abzuleiten. Für ihn spricht nicht nur die etymologische Bedeutung jenes Begriffs, sondern auch der innige Zusammenhang aller Erscheinungen des Menschenlebens, welche in ihrer Vereinzelung nothwendig einseitig und verkehrt aufgefafst werden, und dadurch zu den endlosen Streitigkeiten Veranlassung geben, welche die Wissenschaft mehr zurück als vorwärts gebracht haben. Wie wären wohl die demoralisirenden Lehren des Materialismus so weit ausgebreitet worden, wenn nicht der Sensualismus, welcher den Epikuräern und Eudämonisten die beste Rechtfertigung ibres eifrigen Strebens nach behaglich-egoistischem Lebensgenufs darbietet, das Denken dergestalt absorbirt hätte, dafs jede entgegengesetzte Betrachtung als ein bodenloser Wahn erscheinen mufste? Umgekehrt, aus welchem anderen Grunde haben die ethischen Philosophen nicht volle Anerkennung ihres an sich rühmlichen Bestrebens gefunden, als weil sie hartnäckig darauf bestanden, dafs die aus apodiktischen Principien a priori gefolgerten Lebensregeln eine absolute Gültigkeit behaupteten, auch wenn sie gar keine Anwendung in der Erfahrung finden, ja dem Widerstreit mit derselben nicht ausweichen konnten? Man kann sich beim Anblick dieses unfruchtbaren, ja sinnverwirrenden Partheienkampfs einer unwillkührlichen Vergleichung mit den französischen Kammern nicht erwehren, wo zwischen den starren Absolutisten und zügellosen Liberalen niemals eine Vereinigung zu Stande kommen wird, weil man von beiden Seiten auf eine vollständige gegenseitige Verneinung ausgeht, und in der Hitze des Streites vergifst, dafs das Wohl des Vaterlandes durch alle dialektischen Spiegelfechtereien nicht um ein Haar breit gefördert wird. Hätte

die Natur nicht so mächtige Triebe in der Menschen Brust gelegt, welche das Nothwendigste schon von selbst hervorbringen, spornten die unabweisbaren Bedürfnisse nicht zu ihrer Befriedigung an; wahrlich das nach anthropologischen Vorschriften eingerichtete Leben wäre das hohlste und verfehlteste, was im Reiche der wirklichen Dinge angetroffen werden könnte. Dafs hierin keine Uebertreibung liegt, davon kann sich jeder leicht überzeugen, der den Versuch machen will, seine eigene Lebensentwickelung nach irgend einer transcendentalen oder streng materialistischen Theorie unter allen Beziehungen folgerecht durchgeführt sich zu denken. Wählt er die erste, so mufs er damit den Anfang machen, allem, was Natur in ihm heifst, den Krieg anzukündigen, weil, wenn er nicht schlechthin aus dem Bewufstsein abstrakter Regeln handelt, vielmehr durch Motive der Ehre, Liebe, Religion sich bestimmen läfst, seine Handlungen nicht absolut frei, sondern nur durch einen Naturmechanismus bedingt sein würden. An der Möglichkeit einer solchen Selbstverleugnung mufs man billig zweifeln, weil der Mensch sich nicht willkührlich in ein reines Verstandeswesen umwandeln kann; auch sind wir oft genug Zeugen von den Verlegenheiten oder halsbrechenden Theorieen gewesen, welche aus einem, den unbeugsamen Dogmatismus mit der Empirie verschmelzenden Synkretismus hervorgegangen waren, indem man das Urtheil über die Leidenschaften nach dem Maafsstabe der absoluten und unveränderlichen Willensfreiheit einrichten wollte. Würde aber die Aufgabe gestellt, aus materialistischen Sätzen einen Lebensplan zu entwerfen; so müfste man zuvörderst dem Denken entsagen, durch welches die Vitalität des Gehirns geschwächt, und der entnervte Körper einem vorzeitigen Greisenalter entgegengeführt werden soll. Ueberhaupt bietet sich gar keine Aussicht zu einem folgerechten sittlichen Leben dar, weil nicht blofs alle sinnlich wahrnehmbaren körperlichen Anomalieen, sondern noch eine Menge versteckter physischer Antriebe einen

pathologischen Einflufs auf den Willen ausüben können, gegen welche niemand, auch der Beste nicht gesichert sein soll, und weil das Heer der angeblich zum gröfsten Theil somatisch bedingten Leidenschaften theils als ein natürliches Erbtheil der Menschen betrachtet, theils zu ihrer Bekämpfung kaum irgendwo eine gründliche Anleitung gegeben wird. Der Mensch müfste sich daher seinem Schicksal gleichsam auf Diskretion ergeben; denn dafs er jenen pathologischen Antrieben habe widerstehen können, und dafs er im Unterlassungsfalle den Gesetzen dafür verantwortlich sei, dagegen protestiren die Aerzte wie gegen einen Angriff auf die überzeugendsten Thatsachen, deren Deutung sie allein sich vorbehalten haben.

Jede anthropologische Lehre, die nicht blofs ein Collectaneum einseitig aufgefafster Sätze sein will, ist verbunden, die Elemente darzulegen, durch deren organische Verknüpfung sie den Gehalt und die Bedeutung der einzelnen Erscheinungen des Menschenlebens zur Erkenntnifs erheben, und ihren wissenschaftlichen Zusammenhang zu Stande bringen will. In Bezug auf vorliegendes Werk sind jene integrirenden Bestandtheile schon angedeutet worden. Die Kritik kann sich sodann eines zwiefachen Verfahrens bedienen, das Geleistete einer Prüfung zu unterwerfen; entweder sie sucht die systematische Gliederung des Ganzen gleichsam mit dem anatomischen Messer zu verfolgen; oder sie stellt die wichtigsten Ergebnisse zusammen, um zu zeigen, auf welches Ziel der Verf. hinarbeitete. Das erste Verfahren würde als ein methodisches unstreitig den Vorzug verdienen, wenn wir in der Menschenkunde schon einen hinreichenden Vorrath an streng erwiesenen Begriffen gewonnen hätten, bei denen es nur noch auf die wissenschaftlich-inductive Verknüpfung ankäme. So wie aber die Sachen jetzt noch stehen, müssen wir uns für den zweiten Weg der Betrachtung entscheiden; denn da bisher kein anthropologisches System durch seine blofse Form sich eine bleibende Anerkennung zu er-

werben vermochte, so mufs uns für jetzt am meisten daran gelegen sein, welche Thatsachen der Verf. als die wichtigsten hervorhebt, in welchem Sinne er also das Leben zur Anschauung bringt. Im vorliegenden Falle bestimmt Ref. sich besonders deshalb zur zuletzt genannten Darstellungsweise, weil die Theorie des Verf. ein künstlich verflochtenes dialektisches Gewebe darbietet, welches nur durch ein eindringendes Studium seines Werkes, nicht aber durch abgerissene Andeutungen zum deutlichen Bewufstsein erhoben werden kann.

Auszuzeichnen ist zuvörderst das Bestreben des Verf., sich auf dem welthistorischen Standpunkte zu behaupten, um das Menschengeschlecht als ein in fortschreitender Entwickelung begriffenes Ganzes zu erkennen, in welchem jede einzelne Thatsache nur durch ihre Stellung, welche sie darin einnimmt, ihre wahre Bedeutung findet. Unter den Ergebnissen, zu denen er auf diesem Wege gelangt, scheinen dem Ref. besonders folgende der ernstesten Beherzigung würdig zu sein: Die Bezeichnung des Christenthums als des Mittelpunkts der ganzen Geschichte, auf welchen sich alle übrigen Erscheinungen als Mittel zum Zweck beziehen; und die Ueberzeugung, dafs der germanische Volksstamm vorzugsweise den Beruf habe, die sittliche Pflege der Seelenkräfte wissenschaftlich zu behandeln. Der erste Satz ist gleichbedeutend mit der Erkenntnifs, dafs selbst die klassische Philosophie, als geistiger Ausdruck des griechischen Volkslebens, die Aufgabe nicht lösen konnte, ein Entwickelungsgesetz aufzustellen, in dessen Bewufstsein alle menschlichen Bestrebungen ihren Einklang zu finden vermögen; denn ein solches kann allein in dem Gebot der christlichen Liebe enthalten sein, deren schaffende Kraft seit Jahrtausenden an dem Aufbau einer auf Reinheit der Gesinnung, Freiheit des Geistes, Bewufstsein sittlicher Würde, auf Ordnung und Eintracht gegründeten Wohlfahrt der Menschen gearbeitet hat, während die schimmernden Werke der egoistischen Triebe stets in

Trümmer zerfielen, weil die Maximen des Ehrgeizes, der Herrsch- und Gewinnsucht den Keim der unvermeidlichen Selbstzerstörung in sich tragen. Der Verf. erläutert es sehr gut, dafs griechische Kultur blofs eine Vorbereitung sein konnte, um die Gemüther für die Aufnahme des Christenthums empfänglich zu machen, weil sie geistig-sittliche Bedürfnisse anregte, deren Befriedigung nur im letzten zu finden war, und dafs sie nach Erreichung dieses Zwecks, zu dessen weiterer Beförderung hellenische Wissenschaft so wesentlich beigetragen hat, wie jedes überflüssig gewordene Entwickelungsglied abstarb. Im gleichen Sinne verfolgt der Verf. den ferneren Bildungsgang des Menschengeschlechts, welcher nur deshalb unter so furchtbaren Erscheinungen auftrat, weil er das Christenthum in sich aufgenommen hatte, ohne sich mit dem Geist desselben durchdringen zu können, mit welchem die wilden Begierden der in Barbarei zurückgesunkenen, oder eben erst aus ihr hervortretenden Völker in den heftigsten Kampf gerathen mufsten, der sich durch die ganze Geschichte der Hierarchie und aller an sie geknüpften Ereignisse fortsetzte.

Ist man hierüber mit dem Verf. einverstanden, so wird man ihm auch rücksichtlich des anderen Satzes beipflichten können, ohne den Vorwurf des verblendeten Nationalstolzes auf sich zu laden. Eine Thatsache reicht wohl hin, seine Gültigkeit zu beweisen, die nämlich, dafs alle sittlichen Reformen in Deutschland im stillen Entwickelungsgange fortgeschritten, nicht aber unter den furchtbaren Zuckungen der Bürgerkriege erfolgt sind, von denen die Wohlfahrt unserer Nachbaren so oft zerstört wurde. Nie war bei uns die Aufklärung eine zündende Fackel, welche das Vaterland in Brand gesetzt hätte; ohne blutige Kämpfe weichen vor ihr die Furien des Aberglaubens und des Feudalrechts in die Nacht des Mittelalters zurück. Denn wie entsetzlich auch die Religionskriege auf unserm heimathlichen Boden gewüthet haben, nie vermochte der Dämon der Revolution mehr als einzelne Aufstände der Bauern

und geringe Schaaren von sinnlosen Schwärmern (Wiedertäufern) in Bewegung zu setzen, welche durch die vereinte Kraft der Besseren bald erstickt wurde. Deutsche Treue ist zu allen Zeiten auch im Auslande anerkannt worden, und sie allein giebt die Bürgschaft eines fortschreitenden sittlichen Gedeihens, welches, wenn auch nicht gegen jede Verirrung geschützt, doch niemals in einer, seinem Ziel entgegengesetzten Richtung angetroffen wird. Nur dann nahm deutsche Kulturgeschichte einen Krebsgang, wenn die verblendeten Stimmführer ausländischen Götzen huldigten, z. B. in dem sinnbethörenden und entsittlichenden Glanze des Siècle de Louis XIV das Licht ächter Lebensweisheit erblickten, und eine Akademie für die höchste Richterin in Sachen des guten Geschmacks hielten, welche sich eine Reihe von Jahren hindurch die Bestimmung gab, die Poeten ihrer Nation durch Preise für die beste Bearbeitung solcher Themata, wie z. B.: le roi en repos, le roi en courroux u. dergl. zu den insolentesten Lobhudeleien eines Despoten anzufeuern, der die Aufgabe lösete, Eitelkeit, Ruhm- und Herrschsucht auf den Gipfel der Selbstvergötterung zu treiben, ohne wahnwitzig zu werden. Wie wären wir wohl von dieser Barbarei errettet worden, wenn nicht der zürnende Genius Deutschlands sich mächtig in Klopstock, Lessing, Göthe, Schiller und andern geregt hätte? Ferner, was sollen wir von der Lebensanschauung der Franzosen halten, wenn sie uns jetzt noch ihren Rosseau, der sich niemals gefunden und selbst verstanden hatte, als einen Priester der Natur anpreisen, wenn sie uns aus der Anatomie des Gehirns die Psychologie vordemonstriren, und nur aus Leichenöffnungen die Erkenntnifs der Geisteskrankheiten schöpfen wollen?! Mit ernstem, edlem Sinn tritt der Verf. gegen diesen Unfug auf, und hieraus erklärt es sich, warum er dem Titel seines Werkes die Worte einschaltete: «im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft.» Ref. theilt mit ihm die innigste Ueberzeugung, dafs wir

erst dann für unser Heil sorgen werden, wenn wir jeder ausländischen Afterweisheit für immer entsagen, und den gesunden Kern deutscher Gesinnung den sittlichen Naturgesetzen gemäfs zur volksthümlichen Entwickelung aufschliefsen. Nur darin kann er mit dem Verf. nicht einverstanden sein, dafs dieser seine ethischen Sätze mit der religiösen Dogmatik in engsten Zusammenhang bringt; denn obgleich er bei sich den Grundsatz festgestellt hat, mit niemandem über Glaubensartikel zu rechten, weil diese j der wissenschaftlichen Kritik sich entziehen, so kann er sie doch, eben aus diesem Grunde, nicht als wissenschaftliches Princip gelten lassen, weil die Quelle des Denkens nicht aus dunkeln Gefühlen entspringen darf, die sich bei jedem, nach Maafsgabe seiner Individualität, anders ordnen. Der Streit über die Person Christi hat nichts mit der Ueberzeugung von der Göttlichkeit seiner praktischen Lehre gemein, weil deren thatsächlich erwiesene Vollkommenheit keiner orthodoxen Bürgschaft bedarf, und weil dem Rationalisten in jedem deutlich erkannten Naturgesetz eine göttliche Offenbarung verkündigt wird. Doch sei es zur Rechtfertigung des Verf. ausdrücklich bemerkt, dafs er jede mystische Gefühlsschwärmerei gewissenhaft von sich fern gehalten hat, und dafs er entschieden auf thatkräftig begründete sittliche und geistige Freiheit hinarbeitet.

So viel zur vorläufigen Andeutung des ethischen Gesichtskreises des Verf.; wir wenden uns jetzt zu seinen anthropo-physiologischen Ansichten über das Verhältnifs der geistigen Kräfte zu den körperlichen. Auch hier müssen wir ihm freudig die Anerkennung zollen, dafs er diese Aufgabe, welche der Materialismus in die Gemeinheit der sinnlichen Antriebe hinabzieht, gleichviel ob dadurch die erhabene Bestimmung des Menschen als Vernunftwesen zerstört wird, sittlich streng behandelt, ohne die Gränzen der Naturordnung zu überschreiten. Dies gilt zuvörderst vom Gattungsleben, welches er als ein solches bezeichnet, wobei das Individuum weniger etwas für sich ist und thut, als

als für sein Geschlecht. Er erinnert dabei an Plato's, mit dem biblischen Ausspruch: « es ist nicht gut, dafs der Mensch allein sei », übereinstimmende Aeufserung, dafs beide Geschlechter nur Hälften eines Ganzen ausmachen, welches erst durch die Vereinigung beider zu Stande kommt, und zieht daraus den Schlufs, dafs letzte zwar vorzugsweise mittelst einer besondern Region des Organismus bewirkt wird, dafs aber dennoch die ganze Individualität eines männlichen und weiblichen Wesens dabei betheiligt ist. Hieran knüpft er Betrachtungen über die Befähigung zur Zeugung, bei der es nicht blofs auf physische Verhältnisse, sondern gar sehr auch auf geistige ankommt. Denn die anfängliche Zeugung mehr durch die niedere Einheit der Organismen, hat später eine zweite höhere Nachzeugung und Wiedergeburt von Seiten der höheren Einheit des menschlichen Wesens, von Seiten des geistigen Lebens (Erziehung) nöthig. Dazu wird aber eine höhere Reife der Zeugenden als Erziehenden erfordert, welche, eben wie sie erst im späteren Leben eintreten kann, auch nur in einer monogamischen Ehe, als der innigen Vereinigung zweier Individuen in höheren Lebensbeziehungen möglich ist. Daher ist ein schlechter Zustand der menschlichen Bildung die nothwendige Folge der Vielweiberei, und die Vielmännerei mufs die abscheulichste Entartung der menschlichen Natur und Verhältnisse nach sich ziehen. Denn bei Polygamie findet Incongruenz, Disharmonie, Heterogeneität zwischen beiden Aeltern nothwendig statt, und überträgt sich unfehlbar auf das neue Wesen, dessen erste Grundlage dann eine disharmonische, zwiespältige sein wird. Zudem ist bei Polygamie das Familienleben nothwendig ein getheiltes, zerrissenes, in welchem mancherlei Feindschaft, Neid, Eifersucht und jedenfalls mehr niedere Sinnlichkeit, als höhere, edlere Beziehungen herrschen, und ist also auch die Erziehung übel bestellt. Denn nur die Liebe wirkt veredelnd, segnend auf das, was nächste Grundlage des neuen Wesens ist, und sodann auch auf

dieses selber. In gleicher Reinheit ist die Betrachtung der übrigen geschlechtlichen Verhältnisse in Bezug auf Alter und Tüchtigkeit der Individuen gehalten, wohin z. B. die Bemerkung gehört, daſs der Mann, dessen Begattungstrieben keine bestimmten zeitlichen Grenzen gezogen sind, nach Ablauf von etwa zwei Drittheilen der gewöhnlichen Lebenslänge auf die Befriedigung desselben freiwillig Verzicht leisten solle, was ihm die Natur durch eigenen Nachlaſs zu erleichtern bereit ist. Auch der wohl schon im Jünglingsalter, und mehr oder weniger durch das ganze Leben gegen den Geschlechtstrieb zu führende Kampf dient ganz besonders zum Gedeihen freier oder mannhafter geistiger Thätigkeit. Mit kräftigen, aber nicht zu grellen Farben schildert der Verf. die physischen und moralischen Folgen des naturwidrig befriedigten Geschlechtstriebes, wodurch z. B. bei Weibern im späteren Alter Afterbildungen der Genitalien, Krebs des Uterus, Verhärtung, Hydatidenbildung in den Ovarien hervorgerufen werden. Von Nachtheilen der Nichtausübung des Geschlechtslebens, heiſst es ferner, kann im Allgemeinen nur sehr relativer Weise die Rede sein. Der Mensch kann des Geschlechtslebens ohne wahrhaft nachtheilige Folgen für ihn selber entbehren. Dergleichen treten nur ein nach vorausgegangener desfalsiger Abnormität und bei gleichzeitig falschem Verhalten, wenn das Geschlechtsleben vorher lange und oft widernatürlich aufgeregt und übermächtig geworden war. Dann muſs ihm eine sparsamere, reizlosere, mäſsig bewegte, und überhaupt ernst thätige, doch nicht übermäſsig anstrengende Lebensweise, und besonders geistige Energie entgegengestellt werden. Ueberhaupt ist das Verhalten gegen das Geschlechtsleben eine Hauptquelle vom Wohl und Weh der Menschen. — Diese aus einer Fülle ähnlicher Betrachtungen ausgehobenen Bemerkungen mögen zum Zeugniſs dienen, wie der Verf. darauf hinarbeitet, die Heilkunde von der Schmach jener Frivolitäten zu reinigen, welche nur zu oft den Begierden der Lüderlichen das

Wort geredet haben; und wie seine ganze Darstellung den Beweis liefert, dafs keine organische Thätigkeit ohne ihre allseitige Beziehung auf das geistige Leben ihrer wahren Bedeutung nach erkannt werden kann.

Zum Beweise, wie der Verf. die letzte Beziehung als die nothwendige Bedingung jeder gründlichen Physiologie festhält, möge noch folgende Aeufserung über das Verdauungsgeschäft dienen: « Mangel an gehöriger Würdigung der höheren, edleren, und erst wesentlichen Lebenszwecke, Vernachlässigung derselben, und das dann nie ganz ausbleibende Gefühl der Nichtbefriedigung verleitet oft zu Uebermaafs im Essen und Trinken; als könnte dadurch das Fehlende ersetzt werden, obwohl sich der Mensch dadurch von demselben nur noch mehr entfernt, und gegen dasselbe entfremdet. Wie Gewohnheit überhaupt zur anderen Natur werden, d. h. wie an die Stelle der richtigen, ursprünglichen Einrichtung eine falsche willkührlich gesetzt werden kann; so wird auch übermäfsiges Essen und Trinken häufig zur Gewohnheit und anderen Natur, und mit ihnen dann auch selbst das Hungern und Dursten abnorm gemacht. Nicht selten verleitet zu solchem Uebermaafse insbesondere Vergeudung von Kraft und Substanz durch Geschlechtsausschweifungen, die aber dadurch rückwärts selbst stets von Neuem befördert werden. Jedenfalls ist dann den Empfindungen des Hungers und Durstes nicht ohne Weiteres zu trauen, und sich von ihnen bestimmen zu lassen, sondern sollten auch sie einer höheren Bestimmung unterstellt werden. Denn selbst im besten Falle, wenn nämlich die Verdauung, Bluthereitung und Umwandlung des Blutes in feste Substanz des Organismus auch noch so gut von statten geht, führt der Mensch bei solcher Unmäfsigkeit doch einseitig ein niedrigeres Pflanzenleben auf Kosten seines animalischen und humanen, die vom Uebergewichte des ersten stets mehr oder weniger niedergehalten und herabgezogen werden. So kann mehr oder weniger der Bauch zum Gotte gemacht und

mit Saufen und Fressen jene Saat aufs Fleisch gesäet werden, von der das Verderben geerndtet wird. Es trifft nämlich übrigens auch dabei das Sprüchwort ein: viel und gut ist selten beisammen. Das viele der Verdauung Unterworfene wird nicht gehörig verdaut und gewährt dem Organismus keine ihm innig genug assimilirbare Substanz, sondern eine solche, die mehr oder geneigt ist, eine von der lebendigen Individualität des Menschen abgesonderte, selbstständigere, niedrigere Daseinsform einzugehen. Derlei Substanz beharrt dann auch um so leichter mehr nur im flüssigen Zustande, als sie zur Festbildung weniger fähig und geneigt ist, und die festen Theile einen immer gröfseren Theil auch davon nicht bedürfen. Und das giebt dann den vielgestaltigen Zustand der Vollblütigkeit mit all den mannigfachen üblen Folgen im Physischen und Psychischen, unter denen hier nur Hämorrhoiden, Gicht, Hypochondrie, Lungenleiden und Schlagflufs namhaft gemacht werden mögen.» — Was werden hierzu jene Aerzte sagen, in deren Leben Diners und Soupers eine so wichtige, wenn nicht die Hauptrolle spielen, zu deren Bekehrung ein Hahnemann aufstehen mufste, weil die Lehren der Natur und des Hippokrates ihnen trivial und bedeutungslos geworden waren?! —

Den Anfang des zweiten Bandes macht die Psychologie im engeren Sinne, von deren Bearbeitung folgende Bruchstücke eine Probe geben mögen, um das gründliche und tüchtige Urtheil des Verf. in dieser hochwichtigen Angelegenheit zu bewähren. «Es gehört wenig dazu, um sich zu überzeugen, wie Vieles von den Begriffen unsers Verstandes, von seinem Abstrahiren, Urtheilen und Schlüssen abhängt, zunächst in unserem Erkennen, mittelbar aber auch in unserem Gefühl und Wollen, und sodann zuletzt auch in unserm Handeln und ganzen Leben. Der Verstand ist wahrlich eine wichtige Macht unseres Lebens; aber nicht weniger zum Schlimmen, als zum Guten. Erstes am meisten, wenn es an hinreichender Entwickelung des

humanen Seelenlebens, und vollends des Geistes (Vernunft) fehlt. Dieser hat, wie das ganze Seelenleben, so auch den Verstand insbesondere zu bevormunden und zu leiten. Ohne diese Bevormundung und Leitung kann zwar der Verstand sehr thätig sein, aber ohne, ja gegen den wahren Endzweck. Fehlt es zu sehr am humanen Seelenleben, und ist der Verstand in Bezug auf seinen höheren Inhalt mehr nur auf Surrogate der Abstraktion für lebendige Ideen verwiesen; so kann sich der Mensch vermittelst seines Verstandes mitten in der mannigfaltigsten Wirklichkeit des Alltagslebens aus der rechten menschlichen Wirklichkeit hinaus in eine abstrakte Schattenwelt hineinleben, wenn er nicht gar fast nur als Thier existirt. Es hat in dieser Hinsicht eine ähnliche Bewandtnifs mit dem abstrahirenden Verstande, wie mit der blofs subjektiv wirkenden Einbildungskraft. Dann heifst es nicht blofs:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth;

sondern sogar:

Als sie sich weise dünkten, wurden sie Narren.

Ja, Narrheit im bestimmtesten und regsten Sinne des Worts ist wesentlich die Frucht solcher auf die Spitze getriebenen Einseitigkeit des abstrahirenden Verstandes. Sie wird nicht übel auch Verrücktheit genannt, sofern es ihr keineswegs an Gedanken fehlt, die aber, wie der Verstand selbst nicht die gehörige Richtung haben, oder nicht gehörig orientirt sind, auch selbst nur einen verrückten und verzerrten Reflex oder Schattenrifs der wirklichen Ordnung und Beschaffenheit gewähren. Auch ist die blofse, mehr nur abstrakte Verständigkeit als Klugheit so weit von Weisheit entfernt, die erst eine Frucht des gehörigen Verhältnisses vom humanen Seelenleben und vom Geiste zum Verstande ist, dafs selbst in der entschiedenen Narrheit oder Verrücktheit recht viel Klugheit, List u. dergl. obwalten kann.» — — — «In mannigfachen Verhältnissen verbunden spricht sich das Streben der Willkühr

nach Sein und Haben auch aus im Dringen auf Gedanken- oder Meinungs-Gewissensfreiheit, Gewerbs- und Handelsfreiheit u. s. w. Vielfach hängt sich dabei an Richtiges auch gemeines Interesse, blofser Kitzel der Eitelkeit und des Dünkels, zum Theil (bei Gedanken-, Gewissens-, Religionsfreiheit) gar das übel genug begründete Verlangen nach Befreitsein von der ganzen Sache, um deren gehörige Entwickelung es sich eigentlich nur handeln sollte; oder es wird wenigstens das rechte Maafs solchen Strebens nicht beobachtet, und dasjenige mehr oder weniger als alleiniger Zweck betrachtet und behandelt, was mehr nur Mittel zu einem höheren Endzweck zu sein bestimmt ist, wie es in unserer Zeit oft in Beziehung auf Handelsfreiheit, Industrie u. s. w. der Fall zu sein scheint. Ueberhaupt hat es in unserer letzten Zeit leider an Mifsverständnissen und Excessen solcher Art nicht gefehlt.»

Die verschiedenen Gemüthszustände werden zwar nur kurz angedeutet; doch kommen dabei mehre treffende Bemerkungen vor. Dahin gehören z. B. folgende: «Allerdings ist mit unangenehmen Gemüthsbewegungen, entsprechend einer gewissen mit ihnen gegebenen Entmuthigung einerseits auch Sinken, Erschlaffung u. dergl. in anderen Lebensbeziehungen verbunden, wohingegen mit der in angenehmen Gemüthsbewegungen gegebenen Bestätigung und Begünstigung zunächst des Gemüths selber, auch Bestätigung, Begünstigung und Erhebung anderer Beziehungen des individuellen Lebens verknüpft ist. Allein andererseits gesellt sich dem Gewahren eines Mangels bei unangenehmen Gemüthsbewegungen meistens zugleich auch theils ein entsprechendes Streben der Selbsterhaltung und der Behauptung und Rettung wenigstens des Uebrigen, theils sogar nach Ersatz des Fehlenden bei. Beides letzte erregt und bethätigt auch andere Theile und Thätigkeiten des Individuums; nur im ersten Falle mehr in receptiver, centripetaler Weise. Solche Wirkungen treten aber ihrer Natur nach weniger äußerlich in die Erscheinung hervor, und

indem man sie dann übersieht und leugnet, behauptet man von unangenehmen Gemüthsbewegungen fälschlich zu viel deprimirende Wirkungen. Nur in den höchsten Graden unangenehmer Gemüthsbewegungen giebt sich das Individuum im Ganzen sogleich zu sehr auf, verziehtet zu sehr auf sich selbst, und dann sind natürlich auch die einzelnen Wirkungen gleicher Art, also Nachlafs und Verlust.» (Den letzten Satz möchte Ref. indefs nicht uneingeschränkt zugestehen, da wenigstens in einzelnen Fällen Angst und Verzweiflung als die höchsten Grade deprimirender Gemüthsaffekte eine wahre Löwenstärke verleihen.) — — «Uebrigens handelt es sich bei Gemüthsbewegungen überhaupt nicht blofs um quantitative, sondern gar sehr auch um qualitative Wirkungen. In letzter Hinsicht wird das Wohlthätige, Harmonische, Congruente von angenehmen Gemüthsbewegungen, so wie das Gegentheilige von unangenehmen, auch auf Anderes in demselben Individuum, ja unter gewissen Bedingungen selbst auf andere Individuen übertragen. Namentlich werden dadurch vor Allem einerseits die Verdauungssäfte, die Verdauungseingeweide, und was ihnen zur Assimilation unterworfen ist, so wie der Athmungsapparat und das seiner Vollendung nahe Blut, und andererseits das Nervensystem, zunächst das Rumpf- oder Gangliensystem, entweder heilsam verbessert, oder bis zu einer Art Vergiftung nachtheilig verändert. Ja es ist bei näherer Betrachtung weit weniger übertrieben, als es in dem ersten Augenblicke erscheinen mag, wenn behauptet wird, die meisten Krankheiten gingen ursprünglich aus lüsterner Begierde, Unruhe und Wildheit des Gemüths hervor, welcher Zustand des Gemüths selbst durch feindliche Trennung und Entgegensetzung zwischen Natur und Geist im Menschen und durch zu einseitige Richtung desselben auf das Endliche bedingt sei. Aber theils können unangenehme Gemüthsbewegungen schon in der organischen Sphäre des Menschen in einzelnen Beziehungen und unter gewissen Verhältnissen ähnlich heilsam werden,

wie Gift sich als Arznei bewähren kann; theils werden sie insbesondere dem menschlichen Geiste Zeugen und An-Ankläger seines ungeeigneten, bestimmungswidrigen Zustandes und Verhältnisses, Wecker und Mahner zum Richtigeren und Besseren, Arznei gegen das Entgegengesetzte.» — Ref. unterschreibt aus voller Ueberzeugung das bei dieser Gelegenheit ausgesprochene Urtheil des Verf. über die Schrift von Windischmann: «Ueber etwas, das der Heilkunde noth thut u. s. w.», dafs dieselbe bei vielem Vorzüglichen auch auffallende Einseitigkeiten und Uebertreibungen darbietet.

Aus der Pathologie des Verf. wählt Ref. folgende Sätze aus, die ihm namentlich in gegenwärtiger Zeit der Partheiungen sehr beherzigenswerth erscheinen: «Fieber hat von jeher als eine Hauptform von Krankheiten gegolten. Es wurde dabei stets vorherrschend als wenigstens mittelbar an Herz und Arterien geknüpft erkannt, und späterhin mehr und mehr für einen Kampf des Lebensprincips gegen anderweitig Abnormes gehalten. Allein man konnte nicht umhin zu erkennen, dafs es auch Fieber gähe, bei welchen Hirn und Nervensystem wenigstens eben so sehr, ja noch mehr, als Herz- und Gefäfssystem betheiligt erscheinen. Es sind daher Gefäfs- oder Blutfieber und Nervenfieber ziemlich allgemein als zwei Gattungen anerkannt worden. Mit Recht aber wird die erste für die Ur- und Grundform angesehen, von der das Nervenfieber mehr nur eine Nachahmung ist, die vom Original so verschieden ist, als Blut- (namentlich aber arterielles) und Nerven-System verschieden sind. Indessen kommen sie beide, bei aller übrigen Verschiedenheit, doch darin überein, dafs sie beide ein Allgemeineres, verhältnifsmäfsig mehr zu herrschen Bestimmtes sind, was am wenigsten vom Nervensystem bezweifelt werden dürfte. Weil nun aber Fieber häufig gleichzeitig mit anderem Krankhaften im Organismus vorhanden ist, und zwar durch dieses andere Kranksein als Gegenstreben gegen dasselbe hervorgerufen; so hat

man neuerlich Fieber hier und da gar nicht mehr als Krankheit wollen gelten lassen, sondern es bloſs als Erscheinung oder Symptom anderweitigen gleichzeitigen Krankseins angesehen wissen wollen, als Ausdruck allgemeinen Mitleidens oder allgemeinen Gegenwirkens des Organismus mit und auf Kranksein irgend eines besondern Theils desselben. Allein, wenn auch Fieber immer nur mit anderweitigem mehr örtlich beschränktem Kranksein zusammen, und von diesem veranlaſst vorkämen; so wäre es aber doch von solchem Kranksein zu unterscheiden, keinesweges eigentlich als eine Erscheinung oder ein Symptom von diesem anzusehen, sondern als etwas Eigenthümliches und in Bezug auf das andere Kranksein so Selbstständiges, daſs es sich ja sogar wirklich als ein Ankämpfen gegen jenes, und zwar nicht so selten als ein siegreicher Gegner desselben darstellt. Fieber kommt jedoch auch für sich und rein ursprünglich vor. Das ist gerade auch von der reinsten Fieberform, vom einfachen Blut- oder Gefäſsfieber, Reizfieber, am wenigsten zu leugnen, das bei zarteren und gefäſsreizbaren Menschen, besonders bei Kindern durch Entwickelungsvorgänge, Temperaturwechsel, Erkältung, Erhitzung von starker Bewegung u. s. w. nicht so selten vorkommt. Ein ihm wesentlich analoger, wenn auch meistens noch rascher vorübergehender, und dann gar nicht für Krankheit gehaltener Zustand wird auch oft durch ganz direkte Aufregung des Herzens, der Arterien und ihres Blutes erzeugt, z. B. durch heftige Bewegung und Erhitzung, durch reichlichen Genuſs erregender Getränke, durch Gemüthsbewegungen excitirender Art u. s. w. Wenn man aber bei oder nach einfachen Blut- oder Gefäſsfiebern hier und da die Arterienwände höher geröthet fand, so sind weniger Gründe dafür aufzubringen, daſs da Entzündung statt gefunden habe, die als das Primäre das Fieber erst hinterdrein erregt hätte, als dafür, daſs eben wegen der überall anzuerkennenden innigen Gemeinschaft zwischen Blut und Gefäſs entweder beide gleich ursprünglich in höhere Erre-

gung getreten sind, und dadurch eben die Erscheinungen des Fiebers bedingt haben, oder dafs sogar die Veränderung im Gefäfse mehr oder weniger erst als Folge der entsprechenden Veränderung im Blute anzusehen sei. Das vom einfachen Reizfieber als besondere Art unterschiedene Entzündungsfieber ohne örtliche Entzündung ist wohl durchaus nur als höherer Grad von erstem anzusehen. Aehnlich verhält es sich mit dem Nervenfieber. Was man nach Analogie des einfachen Blut- oder Gefäfsfiebers, einfaches Nervenfieber nennen könnte, kommt besonders im Jugendalter, bei Menschen mit sehr beweglichen Nervensystemen, einer gewissen psychischen Begabtheit, in Folge übermäfsiger Anstrengung u. s. w., eben so für sich vor, wie jenes. Und sicherlich ist der Typhus contagiosus nur seine äufserste Ausbildung.»

Mit Recht legt der Verf. ein grofses Gewicht auf die qualitativen Entartungen der organischen Materie in Krankheiten, welche von den Solidarpathologen von jeher nur zu sehr vernachlässigt worden sind. Indem er die Bedingungen derselben durchgeht, erinnert er an den alten Satz: Qualis cibus talis chymus, qualis chymus talis chylus, qualis chylus talis sanguis, qualis sanguis talis caro, und macht besonders auf direkte Einwirkung der Gemüthszustände auf das Blut und andere Säfte aufmerksam. Er stellt zwei Familien chronisch-krankhafter Zustände auf: 1) eine mehr quantitative Fehlmischung, welche in zwei Arten zerfällt, a) Hyperdynatocrasie oder zu innige Mischung, durch welche sich Flüssigkeiten, und namentlich das Blut selber dem festen Zustande zu sehr annähern, wie z. B. jener Zustand des Blutes, den Schönlein durch Erythrose bezeichnet, der sonst auch entzündlicher Zustand des Blutes genannt wird, und vermöge dessen das Blut, zugleich an Masse überwiegend, eine auffallend hellrothe Farbe zeigt, sehr reich an Faserstoff ist, und sehr rasch gerinnt. b) Adynatocrasie oder zu wenig innige Mischung von Flüssigkeiten, und namentlich des Blutes selber, wodurch sie sich

mehr und mehr der Auflösung annähern. Dahin gehört besonders der Zustand des Blutes, welcher sich durch Mangel an coagulablen Bestandtheilen, durch mindere Flüssigkeit zum Gerinnen und zur Trennung oder zur gesonderten Darstellung seiner näheren Bestandtheile, dagegen aber durch ungewöhnliche Neigung zur gleichsam unorganischen Auflösung (Zerfallen) in seine entfernteren Bestandtheile, sich steigernd bis zu einem fäulnifsähnlichen Zustande, ausspricht. 2) Die qualitative Fehlmischung gestaltet sich in ihren einzelnen Arten danach, a) dafs Mangel oder gänzliches Fehlen von normalen Bestandtheilen statt findet, wie z. B. vom Blutroth in der Bleichsucht, oder von Salzen, Harnstoff und Harnsäure im Urin der Harnruhr; b) oder Ueberflufs an normalen, doch meistens niedrigern Mischungstheilen, wie z. B. an Kohlen- und Wasserstoffgehalt bei überwiegender Venosität des Blutes, die gewissermaafsen ihren höchsten Grad in der Blausucht erreicht; c) oder dafs ganz fremde Mischungstheile vorhanden sind, wie z. B. Phosphorsäure, Harnsäure, rosige und Milchsäure im Pfortaderblute Gichtischer, Zucker im Urin bei der Harnruhr.

Ausgezeichnet zu werden verdient ganz besonders die im grofsartigsten Sinne gehaltene Pathogenie, in welcher der Verf. die umfassendste Lebensanschauung mit den geläutertsten sittlichen Begriffen glücklich zu paaren weifs. So macht er bei den pandemischen Krankheiten geltend, dafs dabei nicht unmittelbar Individuen als solche, sondern unmittelbar vielmehr ganze Gemeinschaften von solchen, gröfsere relative organische Ganze krank seien, zu denen sich Individuen nur als einzelne Theile verhalten, in denen sich das Kranksein ihres Ganzen nothwendig aussprechen mufs, wenn auch in höherem oder geringerem Grade, so oder so modificirt. Er rügt, dafs man dabei zu sehr auf äufsere Momente Rücksicht genommen habe, da doch schon ein Individuum erkranken könne, ohne der positiven Einwirkungen von Schädlichkeiten aufser ihm ausgesetzt zu sein. Es wechselwirkt mit lauter Aeufserem, das an und

für sich nur Bedingung gesunden Lebens ist. Aber es wechselwirkt mehr oder weniger aus eigener Schuld falsch mit ihm, zur falschen Zeit, im falschen Maafse, in falscher Verbindung. Oder es depravirt sich in sich selber durch ungebändigte Leidenschaften, durch maafslose Zweifel, durch willkührliche Ueberspannung oder nicht hinreichend freie Entwickelung und Bethätigung seines höhern, innern Lebens, durch mehr oder weniger selbstverschuldetes und muthwilliges Desorientiren in Bezug auf Welt und Gott. Oder das Individuum hat im Momente seiner Erzeugung entschiedenere Anlagen, Keime zu Krankheiten von seinen Erzeugern ererbt, die zu ihrer Zeit trotz alles Vorbauens sich entwickeln. In all diesen Fällen liegt der eigentliche positive Grund der Erkrankung des Individuums nicht aufser ihm, ist und wirkt wenigstens nicht zur Zeit der Entwickelung der Krankheit aufser ihm. Das Meiste hievon gilt aber wesentlich analog auch vom Menschengeschlechte im Ganzen und von seinen einzelnen grofsen Abtheilungen; denn es giebt ja ganzen grofsen Klassen von Menschen, ganzen Völkern, Stämmen, Racen gemeinschaftliche Artikel der Lebensweise, dergleichen auf- und abkommen, und die sich im Laufe der Zeiten so oder so ändern, immer aber im Allgemeinen so, dafs sich Willkührliches mit Nothwendigem, Falsches mit Wahrem, Luxus mit Nothdurft mannigfach verbindet. So in Bezug auf Essen und Trinken, auf Kleidung und Wohnung, Schlafen und Wachen, Geschlechtsleben u. s. w. Ganze Zeitalter und Gegenden erscheinen ruhiger, harmloser, glaubens- und hoffnungsreicher, oder von gewissen Leidenschaften mehr oder weniger wild bewegt, von Zweifeln zerrissen, von Irrthümern beherrscht, und haltungslos. In ganzen Zeitaltern findet in dieser oder jener Beziehung übereilte Entwickelung, oder Stillstand und Verfall statt; in ganzen Gegenden steigt oder sinkt die Landeskultur, die Wohlhabenheit u. s. w. Das Schlimme, wie das Gute, das daraus dem menschlichen Organismus resultirt, wird

nun von Generation zu Generation schon durch die Zeugung fortgepflanzt; aber auch von den Individuen selbst während ihres selbstständigeren Lebens mannigfach vermehrt; und erstes erreicht über lang oder kurz solch einen Grad, dafs es über die Schranken der relativen Gesundheit hinausreicht, selbst entschieden Krankhaftes wird, dem sich dann auch mächtigere und bestimmtere Gegenwehr des Organismus entgegenstellt, obwohl zu wohlgemeintem Endzwecke, zunächst doch selbst in Form von krankhaft gesteigerter Gegenwehr. Derlei kommt besonders leicht zum Durchbruch in jenen kritischen Zeitpunkten, in welchen ganze Völker von einer Entwickelungsperiode in eine andere, von einem Lebensalter im Grofsen in ein anderes übergehen. Und dies um so mehr, wenn damit etwa Kriege mit all ihrem Uebel zusammentreffen, schneller oder langsamer vorübergehender, oder auch bleibender Tausch der Heimath statt findet, mit allem, was davon ab- und damit zusammenhängt. Selbst schon der Verkehr und die gegenseitige Vermischung heterogener Raçen, Stämme und Völker scheint sich ähnlich Krankheit erzeugend bewähren zu können, wie gewisse Pflanzenarten nicht näher bei einander gedeihen können, ohne einander Krankheiten zu verursachen. So können allerdings, wie Individuen vereinzelt erkranken können ohne hinreichende gegenwärtige schädliche Einwirkungen von aufsen, auch gröfsere organische Gemeinschaften, Gesammtheiten von Individuen, wie ganze Volkszweige und Volksklassen, ganze Völker und noch gröfsere Abtheilungen des Organismus des Menschengeschlechts, mehr aus sich selber, aus ihrer gemeinsamen Lebensweise und Entwickelungsgeschichte, aus ihrer übertriebenen und mifsbrauchten Besonderheit, und aus ihrem ganzen Schicksale erkranken, ohne daſ dazu hinreichende äufsere, an sich schädliche Ursachen vorhanden sind.

Ueber die sogenannte allgemeine natürliche Krankheitsanlage, bemerkt der Verf. weiterhin, sollte eigentlich

kein Wort verloren werden, wenn man darunter wirklich nur das jedem menschlichen Individuum als solchem stets und überall nothwendig Zukommende verstände. Man ist nun aber meistens der Meinung, das nur darunter zu verstehen, und redet dann gleichwohl mehr oder weniger: von der Zerstörbarkeit der festen Theile des menschlichen Organismus; von der Menge seiner Säfte, deren Mischung veränderlich sei; von der großsen Zahl weicher, feiner, verwickelter Gefäfse; von den vielen Zugängen zum Organismus, welche das ihn feindlich umlagernde Heer von Schädlichkeiten leicht einliefsen u. s. w. Allein danach müfste die ganze Welt, müfste wenigstens die Erde, nur ein grofses Lazareth sein. — Das Gräfslichste dabei ist aber das, dafs wenn der Mensch, auch noch so normal und bestimmungsgemäfs beschaffen, dennoch so allseitig leicht erkrankbar ist, und wenn die Welt von Haus aus so voll feindseeliger, gesundheitswidriger Potenzen ist, — dafs dann Welt und Menschheit entstammen und unterthan sein müfsten, nicht dem allmächtigen, allweisen und allliebenden Gotte, sondern einem eben so böswilligen, als unfähigen Dämon oder Ungefähr. Dann wäre nur namentlich auch zu verwundern, dafs der Fisch vom Wasser nicht sofort ersäuft, der Vogel von der Luft erstickt wird. Aber zu solchen absurden Consequenzen kommt es dadurch, dafs man in der Medicin zu sehr absieht von den wesentlichen Momenten aller Wissenschaft und alles Lebens, wie namentlich von Gott und der moralischen Freiheit des Menschen, und dafs man diesen überhaupt nicht genug und nicht gehörig als geistiges Wesen in Betracht zieht. Verführe man dabei besser, so würde man unter allgemeiner natürlicher Krankheitsanlage, als etwas mit dem Menschen und dem ganzen Menschengeschlechte rein ursprünglich und ganz nothwendig Verknüpftem, nur die Möglichkeit, Abnormität einzugehen, verstehen können. Wie man aber nach dem Angeführten anders davon spricht, so hat man

nichts Normales mehr vor sich, sondern überall schon Abnormität, Krankheit.

Dafs es nicht sowohl die natürlichen Krankheitsanlagen sind, als falsche Lebensweise, was krank macht, heifst es bei einer anderen Gelegenheit, erhellt in Bezug auf männliche und weibliche Individuen noch daraus, dafs letzte, namentlich bei pandemischen Krankheiten, im Ganzen weniger der Erkrankung ausgesetzt sind, als erste. Wegen der gröfseren Empfänglichkeit und Schwäche des Weibes könnte man das Entgegengesetzte erwarten. Allein männliche Individuen leben vielfach weniger regelmäfsig, mehr künstlich complicirt, willkührlich gewagt, bald mehr von Arbeit und Sorge, bald mehr von ausschweifenden Genüssen übermäfsig angestrengt und aufgerieben. Man denke dabei nur namentlich an den häufigeren und reichlicheren Genufs des Tabacks (?), der spirituösen Getränke, an die den männlichen Individuen viel mehr erleichterten, und doch leicht auch so verderblichen Geschlechtsausschweifungen, an die Leidenschaften der Herrsch-, Ehr- und Ruhmsucht, an die bei männlichen Individuen häufiger statt findende Zweifelsucht und Glaubenslosigkeit.

Aus der Fülle ähnlicher tief geschöpfter Bemerkungen hebt Ref. nur noch folgende aus: So reich an Krankhaftem als das höhere Alter leider oft ist, wird es mehr nur theils weil mancher frühere Fehler der Lebensweise so spät erst seine Früchte trägt, theils und hauptsächlich aber weil die dem Grofsalter eigentlich zufallende höchste und intensivste Entwickelung eigentlich geistigen Lebens nur zu oft zu einem zu grofsen Theil schuldig geblieben ist. Durch diesen Mangel wird dann der ganze übrige Organismus mittelbar und unmittelbar in einen üblen Zustand versetzt. Die nothwendige Abnahme von Niedrigerem und mehr Aeufserlichem des Seelenlebens, wie Gedächtnifs und äufsere Sinne, sinnliche Lebhaftigkeit der Gefühle und

Bestrebungen, der Einbildungskraft und Phantasie, und noch mehr der gesammten physischen Sphäre des Organismus geschieht dann krankhaft rasch und übermäſsig, und wird schmerzlich empfunden, weil es an dem diesen Ruin verlangsamenden und den Verlust mehr als ersetzenden geistigen Leben fehlt. Dann freilich, aber auch nur in solchem Zusammenhange, tritt leicht zu bald allzugroſse Schwäche des Gehirns und Nervensystems ein, und bedingt die Entstehung von Verwirrtheit und Blödsinn, Schlaflosigkeit oder Schlafsucht, Schwindel, Schlagfluſs, Lähmung, Taubheit, Sehschwäche, Mangel an Thätigkeit von Muskeln, welche Behälter von Excretionen zu öffnen und zu schlieſsen haben, wie namentlich die Harnblase, weshalb also Incontinenz oder auch Harnverhaltung erfolgt. Es erfolgen dann allgemeinere Excretionen, wie die durch Haut und Harnwerkzeuge, nicht kräftig und reichlich genug, und geben daraus namentlich Athmungsbeschwerden, Asthma, Husten u. dergl. hervor. So nimmt denn ferner die normale Reproductionsfähigkeit in der organischen Substanz zu rasch und zu sehr ab, und es erfolgen Verhärtungen, Krebs, Verknöcherung und anderweitige Fehlbildung, besonders in Theilen, deren eigenthümliche Function bereits ganz aufgehört hat, und die auch wohl besonderen Miſsbrauch im Leben erfahren muſsten, wie die Geschlechtswerkzeuge, besonders die weiblichen. So ist das Delirium senile, oder die Insania senilis hauptsächlich die Frucht eines in seinem wesentlichsten Zweck verfehlten Greisenlebens, das in jeder anderen Hinsicht begünstigt ist.

Bei so vielem Vorzüglichen übersieht man gern manches Verfehlte, z. B. wenn der Verf. zu dem an sich vollkommen wahren Satze: „nur alle Symptome, und zwar gerade nur in einem bestimmten gegebenen gegenseitigen Verhältnisse der Quantität und Qualität, constituiren je vollständig und genau die besondere Form des Krankseins," die Bemerkung hinzufügt: „in dieser Hinsicht dringt die Homöo-

Homöopathie wenigstens dem Grundsatze nach auf eine lobenswerthe Genauigkeit.» Denn wann arbeitet Hahnemann wohl darauf hin, sein Symptomenchaos nach gegenseitigen Verhältnissen zu ordnen und zu lichten, da er vielmehr geflissentlich auf gänzliche Zerstörung alles wissenschaftlichen Zusammenhanges ausgeht? Eben so wenig können wir es rühmen, dafs H. ein schärferes Augenmerk auf die mehr nur in dem Gemeingefühl des Kranken selbst gegebenen (subjektiven) Symptome richtet. Theils ist objektiv genommen Hahnemann's Beobachtung ein Truggewebe, in welchem eine zufällig aufgegriffene Wahrheit zur Lüge wird; theils spricht sich in seinen fleifsigen Erkundigungen nach den Gefühlen der Kranken eine verschmitzte Politik aus, durch welche sich der Arzt bei seinen Kunden am beliebtesten macht, wenn er auf ihre Empfindeleien das gröfste Gewicht legt, dagegen er die Gunst aller Hysterischen auf immer verscherzt, wenn er ihren ermüdenden Klagen nicht ein bereitwilliges Ohr leiht.

Endlich mögen noch einige Bemerkungen des Verf. über Psychiatrie hier ihren Platz finden.» Das direktpsychische Heilverfahren mufs in der nöthigen Ausdehnung und richtigen Weise angewandt werden. Was die nöthige Ausdehnung betrifft, so ist sich dabei nicht zu sehr auf blofse Belehrung, auf blofse Berichtigung von Begriffen und Vorstellungen zu beschränken; sondern darunter mehr eine vollständige Erziehung zu verstehen. Und wiederum ist nicht zu übersehen, dafs bei dieser eine Hauptsache ist, das Gemüth zu reinigen und besser zu richten, ja endlich vollends eigentliches Geistesleben, als wahrhaft religiöses, zu erregen und zu stärken. Und abermals ist dabei nicht für hinreichend zu halten blofse desfalsige Unterhaltung u. dergl., sondern vorerst gröfstentheils auf eine ausdauernde, der Individualität übrigens angemessene Gewöhnung des ganzen Lebens, Thuns und Lassens, auf den Grund eines normaleren Seelen-, Gemüths- und Geisteslebens zu halten. Auch sonst sind häufig falsche Gefühle, Begriffe und

Vorstellungen nicht sowohl direct anzugreifen (?), als vielmehr durch möglichst unvermerkte Hinleitung auf die entgegengesetzten vergessen, untergraben und bekämpfen zu machen. Um diesen, wie manchen anderen Heilzweck, wirklich erreichen zu können, ist die Versetzung solcher Kranken in eigene Anstalten, die aber möglichst eine Welt im Kleinen für sich bilden müssen, fast ausnahmlos unerläfslich. Und in deren ganzem Getriebe mufs, den einzelnen Individuen möglichst accomodirt, eine Hauptrolle spielen theils überhaupt, was wir antibiotische Heilmethode im weiteren Sinne des Worts (worunter der Verf. die Steigerung der noch vorhandenen gesunden Kräfte zum Kampf gegen das Kranksein versteht) bezeichnet haben, theils insbesondere zweckmäfsige Beschäftigung.

Ideler.

IV.

Annalen der chirurgischen Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses in Hamburg. Herausgegeben von Dr. J. C. G. Fricke, zweitem Arzte und dirigirendem Wundarzte des allgemeinen Krankenhauses, Mitgliede des Gesundheitsrathes, Ritter des Danebrog-Ordens u. s. w. Zweiter Band. Mit vier Steindrucktafeln. Hamburg, bei Perthes und Besser. 1833. 8. I und 306 S. (Beide Bände 4 Thlr. 12 Gr.) [1]

Der berühmte Verf. führt in diesem zweiten Bande seiner Annalen fort, uns die Ergebnisse seiner in einem der schönsten Krankenhäuser Deutschlands gesammelten

---

1) Vergl. die Rec. des ersten Bandes, Bd. XII. H. 1. S. 58. 1828 Sept. d. A.

Erfahrungen mitzutheilen. Er beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht der auf der chirurgischen Abtheilung behandelten Kranken, deren Anzahl sich von Jahr zu Jahr steigerte, und sich im Jahre 1831 auf 2555 belief. Die gewählte Anordnung des Inhalts ist die nach den Krankheitsformen, wo denn bei jeder die Zahl der daran leidend gewesenen angegeben wird.

Entzündungen. Bei heftigen, mit starkem Fieber verbundenen Rosen wurden, wenn sie auch nicht in Eiterung oder Brand überzugehen drohten, mehre lange, ins Zellgewebe dringende Einschnitte gemacht, die die Entzündung rasch beseitigten, den Zustand des Patienten schnell besserten, und die Verheilung sehr bald herbeiführten. — Ausgänge der Entzündung: 1) In Eiterung. Nur tiefe Abscesse in der weiblichen Brust, unter der Drüse, öffnete der Verf. durch das Messer, um die heftigen und schmerzhaften Symptome zu beseitigen und den bedeutenden Zerstörungen zuvorzukommen. 2) In Verhärtung. 3) In Brand. 4) In Verschwärung. — Empirische Mittel ließen sehr oft bei Behandlung von Geschwüren einen günstigeren Erfolg wahrnehmen, als die rationellste Behandlung. Sehr zufrieden war der Verf. mit den Resultaten, welche er durch das Eingießen geschmolzenen gelben Wachses, so weit abgekühlt, daß es noch im Fluß blieb, in tiefe, chronische, besonders phagedänische Geschwüre erhielt. Das Wachs bleibt so lange liegen, bis es durch die Eiterung losgestoßen wird, worauf sich das Geschwür reinigt und heilt. Bei in hohem Grade torpiden Geschwüren, die auf kein anderes Reizmittel reagirten und Verhärtung des Zellgewebes wahrnehmen ließen, wurden ein oder mehre Stückchen Phosphor, ohne große Schmerzen zu erregen, im Geschwüre selbst abgebrannt. Wenn sich der Brandschorf abgestoßen hatte, wurde zuweilen noch Wachs eingegossen. — Knochenkrankheiten. — Krankheiten in Folge äußerer Verletzungen: 1) Erschütterungen. 2) Contusionen. 3) Wun-

den. Bedeutende Halswunden wurden dann erst durch die blutige Nath vereinigt, wenn Eiterung und Granulation eingetreten waren, in sofern die Functionen der Halsmuskeln, die Entzündung und Spannung und die Unruhe des Patienten den Erfolg einer sogleich angelegten blutigen Nath sehr erschwerten. Penetrirende Brustwunden wurden durch lange, hinten bis zu den Brustwirbeln reichende Heftpflasterstreifen vereinigt, und heilten bei äufserer Anwendung der Kälte mittelst Blasen, die mit Wasser und Eisstückchen gefüllt an einen über das Bett gestellten Tonnenreif gehängt waren, so wie bei gehöriger Ruhe und antiphlogistischer Behandlung. Die blutige Nath wurde nie angewandt, und die Brustwunde auch geschlossen, wenn selbst die Arteria intercostalis getrennt war. — Nach dem Bisse vom tollen Hunde sah der Verf. nie Hundswuth entstehen, wenn die Wunde theils ausgeschnitten, theils ausgebrannt, oder mit einer concentrirten Auflösung von Kali causticum, z. B. im Gesicht, behandelt worden war. 4) Verstauchungen. 5) Verrenkungen. 6) Knochenbrüche. Bei tief eindringenden und in grofsem Umfange statt findenden Verletzungen der weichen und harten Theile, selbst bei einfachen Knochenbrüchen, sah der Verf. durch den zu lange anhaltenden Gebrauch von kalten Fomentationen Brand entstehen, daher wandte er die Kälte in Form einer mit Wasser und Eisstücken gefüllten Blase nur 36 bis 48 Stunden an, und liefs dann Compressen mit aromatischem Essig kalt so lange überschlagen, bis Geschwulst, Röthe u. s. w. verschwunden waren. — Augenkrankheiten. — Besondere Krankheitsformen. — Stricturen. — Bougies leisteten ihm bei Verengerungen der Harnröhre das meiste. Statt des Leinwandstreifens, welchen man nach dem Schnitt bei der Hydrocele einzulegen pflegt, wählte er das Einstreuen grob gestofsenen Bohnenmehles. Bei den Hygromen am Knie vermeidet er jede, heftige Entzündung oder gar Eiterung erregende Behandlung, und verwirft die Durchziehung eines

Haarseils und das Aufschneiden der Geschwulst. Bei Schmerzhaftigkeit empfiehlt er Blutegel, kalte Umschläge u. s. w. Nach Beseitigung dieser Symptome, oder bei längerer Dauer bediente er sich der Acupunctur. Es wurden 12 bis 16 Nadeln auf beiden Seiten der Geschwulst eingebracht, eine halbe bis ganze Stunde liegen gelassen, und dann entfernt, um einen Compressivverband bei Beobachtung der Ruhe anzuwenden. Vier- bis fünfmal mufs diese Operation wiederholt werden. — Aneurysmen. Varices heilte er oft durch Herausnahme eines Stückes aus dem gesunden Theile der Vene. — Scirrhöse und krebsartige Degenerationen. — Afterproductionen. — Krätze. Seit 1830 wendet der Verf., um die Ausgaben zu vermindern, welche die Schwefelsalbe durch Verderben der Wäsche und der Utensilien herbeiführt, eine Mischung von gleichen Theilen Thär und grüner Seife an. Der Zusatz der Seife wird gewählt, um das Abwaschen zu erleichtern. Die Kranken bleiben drei Tage und drei Nächte unbekleidet, in einem eigenen zu dieser Behandlung bestimmten Zimmer, und werden täglich zweimal von oben bis unten mit jener Mischung bestrichen, ohne den Penis zu berühren, der in Leinwand gewiekelt wird, weil sehr leicht eine ödematöse Anschwellung entsteht. Dann bekommen sie ein Seifenbad, werden in ein anderes Zimmer von 16 Grad Wärme gebracht, erhalten reine Betten, täglich ein Seifenbad und Waschungen mit Seife, und werden innerhalb 8 bis 16 Tagen geheilt. Innerlich erhalten sie nur, wenn Leibesverstopfung besteht, leicht abführende Mittel. Leichte Kopfschmerzen und gastrische Beschwerden mit Uebelkeit und Erbrechen, die sich zuweilen einfanden, weichen nach der Verlegung in ein anderes Zimmer. Bei hartnäckigen Fällen mufsten die Patienten diese Kur zweimal durchmachen, welche auch bei anderen chronischen Hautausschlägen, in Verbindung mit einer angemessenen inneren Behandlung, vieles leistete. Eine Uebersicht der an Krätze behandelten Individuen nach der Dauer

der Kur macht den Beschlufs dieses Abschnittes, und es stellt sich ein sehr günstiges Resultat in Bezug auf die früher im Hamburger Krankenhause eingeführte englische Methode heraus.

Operationen wurden jährlich im Durchschnitt gegen dreihundert gemacht, von denen ungefähr der vierte Theil zu den gröfseren zu rechnen war.

Die besonderen Abhandlungen stellen dar:

I. Die Coxalgie und Coxarthrocace, zwei Krankheiten, die auf eine verdienstliche Weise hin und wieder mit eingestreuten Krankengeschichten durchgegangen werden, indem es sich der Verf. zum Zweck machte, die auf diesem Gebiete noch obwaltenden vielen Dunkelheiten und Widersprüche aufzuklären und zu beseitigen. — Indem der Verf. von vorn herein andeutet, dafs beide Krankheiten verschiedene Formen eines Hüftleidens darstellen, hält er es zur Feststellung der Unterscheidung für nöthig, eine kurz zusammengefafste Beschreibung der Coxarthrocace nach der Schilderung der angesehensten Schriftsteller vorauszuschicken. Hierauf definirt er die Coxarthrocace als eine primär entzündliche Affection des Hüftgelenkes und dessen Umgebungen, und die Coxalgie als eine eigenthümliche Affection der Muskeln des Schenkels, wodurch sie in ihren Verrichtungen gestört werden. Dieselbe soll theils in ihnen selbst, theils in der Verminderung des Reactionsvermögens einzelner Nervenparthieen liegen, wodurch die betreffenden Muskeln der Willkühr entzogen werden, der leidende Schenkel seine normale Stellung verliert und verlängert erscheint. Dieses Leiden kann unter gewissen Bedingungen in Coxarthrocace übergehen, und ist von den Beobachtern zum Gegensatz von dieser, als ein chronisches entzündliches Leiden beschrieben worden. Zur näheren Unterscheidung werden beide Formen in Beziehung auf Entstehung und Entwickelung einander gegenüber gestellt, wobei sich aufser mehren anderen sehr wesentlichen diagnostischen Merkmalen noch das herausstellt, dafs bei bei-

den eine Verkürzung des Schenkels besteht, die jedoch bei der Coxarthrocace nur scheinbar ist, während gegen alle bisherigen Behauptungen eine wirkliche Verkürzung obwaltet, bei der Coxalgie dagegen eine wirkliche und eine scheinbare Verlängerung wahrnehmbar sind. Der Verf. unterwirft nun die einzelnen Symptome, als die Schmerzen im Hüft- und Kniegelenk, den Gang, die Geschwulst des Gefäſses und Hüftgelenkes, die Abplattung der Hinterbacke, und die Verlängerung und Verkürzung des Schenkels einer näheren Betrachtung. Für die Diagnose als besonders wichtig ist das Ergebniſs zu betrachten, daſs in den ersten Stadien der Coxarthrocace nicht, wie Rust und viele andere vor und nach ihm behaupteten und auf verschiedene Weise zu erklären suchten, eine wirkliche Verlängerung, sondern im Gegentheil eine Verkürzung des Schenkels bestehe, die durch das entzündliche Leiden im Hüftgelenke, welches die Muskeln zur stärkern Contraction, und somit zur Drückung des Kopfes in die Pfanne und zur Zusammendrückung des knorpeligen Ueberzuges desselben reizte, bedingt werde. Die bisher von Beobachtern wahrgenommene Verlängerung war stets eine scheinbare, durch Abwärtsneigen der betreffenden Beckenseite verursacht. Auf diese Resultate kam der Verf. theils durch Versuche, welche eine künstliche Vergröſserung des Schenkelkopfes oder Verengerung der Pfanne bezweckten, theils durch sorgsame Messung aller in der Praxis ihm vorgekommenen Fälle, bei denen er zur Erkenntniſs der bestehenden Länge das Maaſs von der Spina anterior superior cristae ossis ilium bis zum innern Knöchel nahm, wodurch bei einer Vergleichung mit dem Maaſse an der gesunden Seite das Wirkliche von dem Scheinbaren unterschieden werden kann, welche beide Zustände auch absichtlich durch jeden Menschen herbeigeführt werden können, indem man den einen Schenkel durch Abwärtsneigen zu verlängern sucht, wobei die Muskeln desselben unwillkührlich krampfhaft zusammengezogen werden, sich hart an-

fühlen lassen, und den Kopf in die Pfanne pressen. Eine wirkliche Verlängerung findet man bei der Coxarthrocace nur in den späteren Stadien, wenn durch die lange Dauer der Entzündung Erschlaffung der Gelenkbänder und Muskeln, Anhäufung der Synovia und durch die Eiterung eine Zerstörung erfolgt sind, wodurch diese Theile ihrer natürlichen Kraft beraubt, nicht mehr im Stande sind, das kranke Glied im gehörigen Zusammenhange mit dem Becken zu halten. — Bei der Coxalgie findet aber in Folge der Erschlaffung und Lähmung der Oberschenkelmuskeln, und der zu grofsen Ausdehnung der Gelenkbänder, bei Abwesenheit eines entzündlichen Leidens im Hüftgelenke oder dessen Umgebung, wirkliche Verlängerung statt. Eine scheinbare Verlängerung kann in jeder Periode der Krankheit vorkommen, wenn die eine Hälfte des Beckens wegen der Krümmung des Rückgrathes oder wegen fehlerhafter Conformation der Knochen, anstatt sich nach unten zu senken, eine entgegengesetzte Richtung nimmt, und etwas höher als an der anderen Seite steht. Solche Fälle kamen dem Verf. vor, und Brodie warnte vor einer Verwechselung dieser Verkürzung mit der in späteren Stadien bemerkbaren, in Folge der Luxatio spontanea. Zur wirklichen Verkürzung des Schenkels gehört aber stets Muskelaction; eine Verminderung des Umfanges des Kopfes durch peripherische Caries, welche Rust allein für hinreichend zur Entstehung dieses Symptoms hält, vermag die Verkürzung zufolge der Versuche, bei welchen der Gelenkkopf verkleinert wurde, nicht hervorzubringen. In den folgenden Kapiteln handelt der Verf. den Verlauf, Sectionsbefund, die Aetiologie, Diagnose, Prognose und die Behandlung seiner Erfahrung gemäfs ausführlich ab.

II. Ueber den Bruch der Pfanne. Nur A. Cooper hat einen nicht complicirten Fall beschrieben, der Verf. aber noch Gelegenheit gehabt, die geheilte Pfanne vierzehn Wochen später, als der Patient an einer Ruptur des Zwerchfells starb, durch welche der Magen, ein Theil

der Leber und die Gedärme in die Brusthöhle getreten waren, zu untersuchen. Vorzüglich hält Hr. Fricke das Zustandekommen eines Bruches der Pfanne nur durch einen Fall auf die äufsere Seite des betreffenden Schenkels, besonders von einer Höhe herab, für möglich. Die Symptome waren: Unvermögen zu stehen, Zulässigkeit der Bewegungen, wenngleich unter einigen Schmerzen, nach allen Richtungen in horizontaler Lage (der Kranke kann jedoch den Schenkel nicht selbst bewegen), undeutliche Crepitation in der Tiefe, geringe Verkürzung, welche durch einen mäfsigen Zug für den Augenblick wieder zu heben ist, gleichen Abstand der Trochanteren von der Darmbeingräthe und Richtung der Fufszehen nach oben. Bei der Obduction fand man die Kapselmembran und das runde Band unverletzt, den Schenkelkopf etwas abgeplattet und am Rande etwas rauh. Der Bruch war an den Stellen erfolgt, an welchen die die Pfanne bildenden Knochen im frühen Kindesalter durch Knorpelsubstanz vereinigt sind. Durch drei Risse war die Pfanne in drei Theile getrennt, welche sämmtlich durch einen wahren, aber etwas unförmlichen Callus vereinigt waren. Die betreffenden Aeste der Beckenknochen waren etwas in ihrer Lage abgewichen, und ragten ein wenig in das Becken hinein. In der Mitte der Pfanne hatten die drei Knochen eine dreieckige Spalte gebildet, die durch eine ligamentöse Membran geschlossen war, und wodurch die Pfanne bedeutend an Gröfse gewonnen hatte.

III. Die Episiorrhaphie bei Vorfällen der Mutterscheide und Gebärmutter. Der Verf. verrichtet diese Operation, welche eine auf blutigem Wege herbeigeführte theilweise organische Vereinigung der grofsen Schaamlefzen zur Unterstützung und Verhinderung des Heraustrittes der vorgefallenen Gebärmutter und Mutterscheide bezweckt, wenn die gewöhnlichen Retentionsmittel bei längerem Bestehen und hohem Grade des Uebels und bei weitem Becken nichts leisten, und Nachtheile aus ihrer Au-

wendung hervorgeben. Er unterläfst sie bei bestehenden Desorganisationen der vorgefallenen Theile, bei Zerstörung der äufseren Lefzen und bei allgemeiner Schwäche. Ausgeführt wird die Operation durch Lostrennung eines einen Finger breiten Stückes vom äufseren Rande der grofsen Schaamlefzen und Vereinigung durch die blutige Nath, nach Stillung der Blutung. Oben wird eine Oeffoung zum Heraustritt des Menstrualblutes und des Vaginalschleimes gelassen; bei etwa später erfolgender Schwangerschaft soll die Vereinigung durch einen Schnitt wieder getrennt werden. Eine Krankheitsgeschichte, welche den Verlauf der Operation nach mehren vergeblichen Versuchen Behufs der Reposition, mit glücklichem Erfolge darstellt, beweist die Zulässigkeit dieses operativen Verfahrens.

IV. Ueber die Torsion. Dafs der Verf. ein eifriger Verfechter dieser Blutstillungsmethode ist, wurde schon früher bekannt, und dafs das Gelingen derselben von der Art und Weise der Ausführung abhängt, wollen wir ihm wohl glauben, da er mehr als mancher andere Wundarzt Gelegenheit hatte, sie unter verschiedenen Verhältnissen auszuüben. Er giebt mit umfassender Erfahrung und Umsicht die Cautelen bei der Torsion, und die Construction einer Torsionspincette an. Die Enden der Branchen müssen abgerundet, und etwas breiter als die gewöhnlichen Pincetten sein, wenigstens $\frac{1}{2}$ Zoll lang sich berühren und leicht, aber fest zu schliefsen sein, ohne durch die Vorrichtung zum Schliefsen das Drehen zu hindern; die Ränder der Einkerbungen an den Enden und der inneren Fläche müssen, wenn dieselben geschlossen sind, übereinander stehen, und nicht ineinander greifen. Das Gefäfs mufs in einer gewissen Länge gefafst und um seine ganze Axe gedreht werden können, welches anfangs langsam und so lange geschehen mufs, bis die Pincette, ohne sich zu öffnen, losläfst, worauf sich dann bei gröfseren Arterien zwischen den Spitzen der Branchen ein kleines Stückchen der abgedrehten Häute wahrnehmen läfst. — In

einer sehr interessanten, jetzt folgenden Abhandlung, unterwirft Hr. Dr. Rupp die neueren Erfahrungen über die Torsion einer Prüfung, mit Beifügung einiger interessanten Beobachtungen.

V. Der perniciöse Frostanfall nach Verletzungen, und seine nosologische Deutung. Es werden diese Frostanfälle vom Verf. nicht als einem perniciösen Wechselfieber angehörig betrachtet, in sofern er beobachtete, daſs, wie Lüders und Dumas sahen, die Intermissionen nicht rein waren, ein bestimmter Typus der Wiederkehr ihnen nicht immer eigen war, und die einzelnen Stadien eine groſse Verschiedenheit darboten, wie durch Erzählung von sieben Krankheitsfällen dargethan wird. Für die nächste Ursache eines jeden Frostanfalles hält er in den gelinden Fällen eine Affection des Gangliensystems und der Gefäſsnerven, und eine Theilnahme des Rückenmarkes in den heftigeren Fällen, die sich durch Schüttelfrost, klonische Krämpfe u. s. w. auszeichnen. Als Gelegenheitsursache der Frostanfälle beobachtete der Verf. allein mit Lüders einen im Blute selbst erzeugten Ueberschuſs plastischer oder dyscratischer Stoffe, deren es sich durch eine Ablagerung innerhalb der serösen Häute und in innere Organe zu entladen strebt, wie die Sectionen der Verstorbenen nachweisen, worüber er Beläge beibringt. Besonders will er diese Ansammlungen plastischer Stoffe in inneren Höhlen gefunden haben, wenn der Schweiſs ausblieb und nur trockene Hitze auf den Frostanfall folgte. Die Behandlung muſs daher, je nachdem eine bloſse Affection des Gangliensystems oder eine auf den Allgemeinzustand schädlich wirkende Mischung des Blutes den Frostanfällen zum Grunde liegt, eine verschiedene sein. Im ersten Falle hält er die Verbindung von Chinin mit Opium für passend; im zweiten Falle muſs erforscht werden, ob die Plasticität des Blutes erhöht ist, oder eine Entmischung desselben besteht. Unter jenen Verhältnissen würde die antiphlogistische Methode, und besonders Calomel in groſsen

Dosen, selbst bis zur Salivation, und gehörige Unterhaltung der Wundsecretion geeignet sein, so wie bei Entmischung der ganze Apparat der tonischen und excitirenden, auf die Gefäfsthätigkeit wirkenden Medicamente. Grofsen Erfolg darf man jedoch nicht hoffen.

VI. Ueber die Operation der angebornen Phimose. Das Verfahren Foot's, welches in Einschneidung der Präputialapertur und der inneren Platte, bei Zurückziehung der äufseren besteht, hat dem Verf. nicht immer ein befriedigendes Resultat gegeben, indem er fand, dafs nicht immer eine geringere Dehnbarkeit der inneren Lamelle die alleinige Ursache war, sondern auch die äufsere Platte Antheil an der Einschneidung hatte, ohne Degeneration wahrnehmen zu lassen. Das Footsche Verfahren wird vom Verf. nur dann empfohlen, wenn eine so grofse Menge Zellgewebes zwischen den beiden Präputialplatten vorgefunden wird, dafs die äufsere Platte, wenn ihre Verbindung mit der inneren durch einen kleinen Einschnitt getrennt wird, leicht und ohne Mühe nach hinten geschoben werden kann; wenn sich dagegen das Zellgewebe in so kleiner Menge vorfindet, dafs sich beide Platten ohne Interstitium unmittelbar berühren und wie eine einzige, nicht doppelte Haut erscheinend, gleiche Dehnbarkeit haben, so mufs derjenigen Methode der Vorzug gegeben werden, welche die Durchschneidung beider Platten bezweckt. Dieses Verhältnifs erkennt man an der Möglichkeit der Zurückziehung der äufseren Platte vor, und zuweilen erst nach dem ersten Einschnitte an der Präputialapertur. Um bei der Nothwendigkeit der Durchschneidung beider Platten der Ausbildung eines hartnäckigen Oedems vorzubeugen, welches Folge der behinderten Circulation durch die sich einstellende Entzündung ist, durchschneidet der Verf. nach kunstgerechter Trennung beider Platten mittelst eines langen und schmalen Bistouries auf der Hohlsonde, von der Eichelkrone her, die Haut auf dem Gliede in der Länge eines halben Zolles von dem eben gebildeten Wundwinkel

an nach der Symphysis ossium pubis hin, wodurch er gleichzeitig den Vortheil erlangt, dafs der obere Rand der äufseren Platte sich so weit zurückzieht, dafs er mit dem unteren Rande in unmittelbare Berührung zur Verwachsung zu stehen kommt.

VII. Ueber Blennorrhöen der Gebärmutter. Nachdem angeführt ist, wie unzureichend die in Deutschland über Frauenzimmerkrankheiten erschienenen Werke hinsichtlich des Sitzes und Ursprunges der Leucorrhöen sind, und was dagegen Ricord in den neuesten Zeiten durch Anwendung des Speculums im Hôpital du midi, so wie Duparcque, Cullerier und andere geleistet haben, berührt er im Allgemeinen den Werth dieser Werkzeuge zur Begründung einer genauen Diagnose aller Krankheiten der Vagina und des Uterus, besonders an dem Gebärmutterhalse und der Vaginalportion, die sehr häufig der Sitz von Ulcerationen seien. Zu seinen Forschungen bediente sich der Verf. in der Regel geschlossener Specula von verschiedener Gröfse und Weite, deren Construction und Anwendung er näher beschreibt. Die Blennorrhöen der Gebärmutter, denen er besonders seine Aufmerksamkeit widmete, boten vorzüglich drei Hauptformen dar. Die erste Form charakterisirte sich durch einen grünlichen, gelblichen, dicken, dem Eiter nicht unähnlichen Ausflufs aus der Gebärmutter. Derselben lagen Excoriationen an der unteren Lefze des Orificium uteri und des Innern desselben, von röthlicher Farbe und nicht confluirend, zuweilen in oberflächliche Exulcerationen übergegangen, leicht blutend und mit blafsröthlichem Boden zum Grunde. Die zweite Form zeichnete sich durch einen weifsen wässerigen, dünnen Ausflufs bei reizloser Scheide aus. Diese Blennorrhöe — der Fluor albus benignus — ist ein Eigenthum der Freudenmädchen, wird nicht durch eine normwidrige Structur und Farbe der Portio vaginalis bedingt, sondern findet ihren Ursprung innerhalb des Orificium uteri. Die dritte Form liefs einen weifsen, zähen, festsitzenden,

in Faden sich ziehenden Schleim am erweiterten, zuweilen gerötheten und geschwollenen Muttermunde, und vorzüglich innerhalb desselben wahrnehmen; zuweilen variirt er von der dunkelgelben bis zur grünlichen Farbe, und wird selbst hell und durchsichtig. Spitze Condylome in der Tiefe der Vagina, und selbst auf dem Labium anterius des Muttermundes, wurden zuweilen bei diesen Blennorrhöen als Complication wahrgenommen. Geschwüre an der Gebärmutter und purulente Blennorrhöen, bei rothen und ulcerirten Granulationen am Muttermunde, können Schanker und Tripper beim Coitus herbeiführen. Rücksichtlich der Behandlung fand der Verf. bei der ersten Art Injectionen von Aqua saturnina, Decoctum ulmi, oder Application des Saccharum saturni mittelst eines kleinen Löffels an den Muttermund gebracht, und Betupfen desselben mittelst Lapis infernalis, von Erfolg. Bei der zweiten Art bewährte sich bei dem reizlosen Zustande, je nach dem Grade der Reizbarkeit, eine Verdünnung der rauchenden Salpetersäure (℈j — ʒß mit ℥xij Wasser) am besten. Aqua saturnina und örtliche Application des Extract. saturni in das Orificium uteri zeigten sich auch zuweilen wirksam. Bei der dritten Art vermochte nur die unmittelbare Application des Lapis infernalis in Substanz, neben dem Extract. saturni eine günstige Wirkung zu zeigen, wenn Ulcerationen bestanden.

VIII. Einzelne Krankheitsfälle nebst Leichenbefund. Bei der Mittheilung beschränkte sich der Verf. auf solche, welche durch Darbietung von Sectionen Gelegenheit zur Bereicherung der pathologischen Anatomie gaben. — Einkeilung des gebrochenen Schenkelbeinhalses in die schwammige Substanz des Körpers des Schenkelbeines und des grofsen Trochanters. Es ergab sich bei der Leichenöffnung der sieben Wochen nach der Verletzung gestorbenen Patientin, welche 69 Jahre alt war, dafs durch die Einkeilung eine Verkürzung des Schenkelhalses von 6½ Linien, und Bildung

eines rechten Winkels mit dem Körper des Schenkels entstanden waren; ein Stück des grofsen Trochanters war abgelöst und nach innen getrieben. Die Vereinigung des eingekeilten Schenkelhalses war zum Theil auf organische Weise erfolgt und von den Rändern der Fragmente eingefafst, obgleich von einem eigenthümlichen Callus keine Spur zu bemerken war. Die schwammige Masse des Schenkelbeinhalses war so weich, dafs sie durch den Fingerdruck eine Vertiefung entstehen liefs. — Coxarthrocace, durch eine Entzündung der Synovialhaut hervorgerufen. Die Obduction des vierjährigen Patienten wies aufser der Röthung der ganzen Synovialhaut, beim Durchsägen des Schenkelhalses, einer wulstigen Auflockerung der Synovialhaut entsprechend eine gelblich-weifse, feste, in ihrer ganzen Structur härtliche Masse nach, welche einem definitiven Callus sehr ähnlich sah. Sie verdrängte die Markhöhle und füllte den gröfsten Theil derselben aus, stand mit der sie umgebenden Masse, die viel röther als an dem gesunden Schenkel war, in loser Verbindung. Der Verf. unterwarf diese Masse einer näheren Prüfung, zufolge welcher er dieselbe für ein Produkt einer erhöhten Gefäfsthätigkeit gleich der plastischen Lymphe in weichen Theilen hält. — Die vier Tafeln stellen sehr anschaulich den Bruch der Pfanne, den Zustand der Gefäfse nach der Torsion, die Einkeilung des Schenkelhalses, die Torsionspincette, und den krankhaften Zustand des Gelenkes nach der Coxarthrocace in Folge der Entzündung der Synovialhaut dar.

A. L. Richter.

V.

1. Researches on the Pathology and Treatment of some of the most important Diseases of women. By Robert Lee, Physi-

cian-Accoucheur to the British Lying-in Hospital and the Saint Mary-le-Bone Infirmary; — Lecturer on Midwifery in the School of Webb-Street. London, S. Highley, 1833. 8. VIII. u. 220 S.

1. Untersuchungen über das Wesen und die Behandlung einiger der wichtigsten Krankheiten der Wöchnerinnen. Von R. Lee, Arzte am British Lying-in Hospital, Lehrer der Geburtshülfe in London. Aus dem Engl. übersetzt und mit Zusätzen versehen von Dr. C. Schneemann, Hofmedicus in Hannover. Hannover, Verlag der Helwingschen Hofbuchhandlung. 1834. 8. VIII u. 276 S. (1 Thlr. 18 Gr.)

2. Die Kindbettfieber. Ein naturhistorischer Versuch von Dr. Eisenmann. Erlangen, bei J. J. Palm und E. Enke. 1834. 8. X u. 192 S. (18 Gr.)

Wir erhalten hier über eine der wichtigsten und tödtlichsten Krankheiten zwei Schriften, von denen die erste bei der reichsten Erfahrung des Verf. (ihm kamen während $5\frac{1}{4}$ Jahren 172 Fälle wirklichen Puerperalfiebers vor) mehr das praktische, die zweite hingegen, von einem Schüler Schönlein's verfaſst, mehr das theoretische Interesse erregt.

Nro. 1. Rob. Lee giebt zuerst einleitende Bemerkungen über die Pathologie des Puerperalfiebers, einer Krankheit, deren Namen er nach Untersuchungen an 45 Leichen in Entzündung der Gebärmutter und ihrer Anhänge bei Wöchnerinnen verwandeln möchte; denn immer zeigten sich krankhafte Erscheinungen der Geschlechtstheile als Folgen der Entzündung. Die verschiedenen Formen der Krankheit, die entzündliche, congestive und typhöse, hingen gröſstentheils davon ab, ob das seröse, muskulöse oder venöse Gewebe des Organes ergriffen wird. — Der Verf. theilt das Puerperalfieber ein

ein in a) Entzündung der Bauchfellbedeckung des Uterus und des Bauchfellsackes; b) Entzündung der Anhänge des Uterus (der Eierstöcke, Fallopischen Röhren und breiten Mutterbänder); c) Entzündung des schleimichten, muskulösen oder eigenthümlichen Gewebes des Unterus; und d) Entzündung und Eiterung der einsaugenden Gefäfse und Venen der Uterinorgane. Selten indessen kommen diese verschiedenen Zustände rein, sondern meistens gemischt vor, und es ist zwischen ihnen kein wesentlicher Unterschied, da man bei Epidemieen dieser Krankheit in Gebärhäusern bald die eine, bal die andere Form auf die Wöchnerinnen sich fortpflanzen sah, von denen jedoch jede ihren eigenthümlichen Verlauf hatte.

a) Die Entzündung des Bauchfellüberzuges der Gebärmutter und des Bauchfells. Fieber, und grofse, durch Druck vermehrte Empfindlichkeit im Hypogastrium sind die charakteristischen Zeichen. Der Lochialflufs und die Milchabsonderung sind vermindert, oft ganz unterdrückt (indessen geschieht dieses meistens erst auf der Höhe der Krankheit, wo der Leib tympanitisch aufgetrieben wird und der früher noch volle Puls eine bedeutende Kleinheit und Frequenz bekommt). Bei angefüllten Därmen ist der Unterleib meist gespannt (teigig anzufühlen), es gehen Blähungen, Aufstofsen, Uebelkeit vorher, und der Schmerz ist überhaupt nicht in der Schoofsgegend. Am leichtesten verwechselt man den Zustand mit Nachwehen. Hier räth der Verf. zur antiphlogistischen Behandlung, die nie einer Wöchnerin Schaden zufügt.

b) Entzündung der Anhänge. War das Bauchfell entzündet, so sind dieselben gewöhnlich mit ergriffen. In einzelnen Fällen waren sie auch ohne Mitleiden des Bauchfells entzündet. Neun Krankheitsfälle mit den Ergebnissen der Section tragen in etwas zur Feststellung der Diagnose bei, die wohl immer schwierig bleiben wird; denn der ganze Unterschied zwischen den Zeichen der genannten Krankheitsformen beschränkt sich auf das Un-

sichere des Ortes und die Tiefe der schmerzhaften Empfindung.

c) Die Entzündung des Uterus (die Putrescenz der Gebärmutter Boer's). Leider erfahren wir auch hier nur die Bestätigung der Erfahrungen deutscher Heilkünstler; denn auch dem Verf. starben alle Kranken bei der verschiedensten Behandlung. In einigen Fällen wurde die Krankheit schon während der Schwangerschaft entdeckt (was auch Boer angab. Ref. glaubt, dafs zu dieser Zeit die Krankheit immer beginnt.). Eine vom Uebersetzer mitgetheilte, recht interessante Krankheitsgeschichte, zeigt reinere Metritis. Hier fing die Krankheit erst während der Geburtsarbeit an, die wegen Angst vor einem in der Nähe ausgebrochenen Feuer durch die Wöchnerin beschleunigt werden sollte. Der Ausgang war glücklich.

d) Die Entzündung und Eiterung der aufsaugenden Gefäfse des Uterus, verbindet sich häufig mit der Entzündung der Venen desselben Organs, und wahrscheinlich gelangt in beiden Krankheiten der Eiter durch die Lymphgefäfse und Venen in die circulirende Blutmasse. Es giebt wohl kein Organ, welches nicht in Folge der Entzündung und Eiterung dieser Gefäfse in vicariirender Thätigkeit aufgetreten wäre. In einzelnen Fällen wird auch das Peritonäum von der Entzündung ergriffen, und dann treten die Zeichen der Peritonitis deutlicher hervor. Die Venae spermaticae, und gewöhnlich nur die eine von ihnen, welche an dem Insertionspunkte der Placenta sich befindet, werden in der Regel zuerst entzündet, und von da breitet sich die Entzündung über die nächstgelegenen Venen, ja selbst bis zur Vena cava aus. Geht die Entzündung auf das Musculargewebe des Uterus über, so findet man dasselbe schwarzbraun und mürbe. In einzelnen Fällen wird auch das Bauchfell mit entzündet. Die Krankheit entsteht in den ersten vierundzwanzig Stunden nach der Entbindung, besonders dann, wenn die Nachgeburt künstlich gelöst werden mufste. Deshalb

sind nach dem Verf. mechanische Verletzungen bei dem Nachgeburtsgeschäfte und der Zutritt der äufseren Luft zu den Mündungen der Uterinalgefäfse, seltener Fäulnifs zurückgebliebener Nachgeburtreste die Ursachen dieser Entzündung und ihrer Folgen. Die Diagnose ist, wenn nicht Peritonitis damit verbunden ist, sehr schwer. Von örtlichen Symptomen findet sich meistens nur ein stumpfer Schmerz oder ein Gefühl von Schwere in der Gegend der Gebärmutter. Diese kehrt selbst zu ihrer gewöhnlichen Gröfse zurück. Die Krankheit mufs man fürchten, wenn Frost, grofse Kraftlosigkeit, schneller, kleiner Puls, Deliria blanda, Erbrechen und Durchfall bei braun belegter Zunge, schnelle und zerstörende Lungen- und Augenentzündungen auftreten. (Wichtig sind in dieser Hinsicht die an Pferden gemachten Versuche Günther's in Hannover über die Absetzung des in das Blut gelangten Eiters in das Lungengewebe, welche er in Rust's Magazin 1834 mitgetheilt hat.)

Es folgt jetzt eine Geschichte der Phlebitis uterina, seit Hunter die allgemeine Phlebitis nachwies. Jene zeigten ziemlich gleichzeitig Louis, Arnott, Dance und der Verf. Die Ursachen der Krankheit sind nicht immer zu entdecken; häufig zwar ist die Krankheit Folge mehrer Unbilden, doch zuweilen entsteht sie auch ohne diese, und vielleicht durch eine besonders ungünstige Luftbeschaffenheit (Ueberfüllung der Gebärhäuser), oder durch Mittheilung eines Ansteckungsstoffes. Wichtig und zur äufsersten Vorsicht mahnend sind die vom Verf. mitgetheilten Beispiele, die ein Uebertragen eines Ansteckungsstoffes von Kranken und Gestorbenen durch Hebammen und Geburtshelfer auf gesunde Wöchnerinnen zu beweisen scheinen, und denen auch Ref. ähnliche beifügen könnte.

Behandlung. Selbst bei kleinem Pulse, wenn er nur nicht 110 bis 115 Schläge übersteigt, müssen allgemeine Blutentleerungen (20 bis 24 Unzen) vorgenommen werden. Vermindert sich hierdurch der Schmerz nicht,

so setze man 24 bis 36 Blutegel auf den Leib und bedecke diesen später mit warmen Breiumschlägen. (Diese darf man aber nicht, wie der Verf. will, zur Erwärmung abnehmen, sondern man muſs diese durch auf dieselben gesetzte heiſse Topfdeckel, Bauchwürmer bewirken. Ref.) Innerlich reicht man bis zum Nachlasse der Symptome alle 3 bis 4 Stunden Calomel gr. viij bis x, Pulv. antimonial. gr. v und Opii gr. j ß — ij. Ueber 50 Grane Calomel wurden in 170 Fällen gegeben, und nur zweimal Speichelfluſs beobachtet. Nach der zweiten Calomelgabe verordnete der Verf. oft mit Nutzen abführende Salze mit Senna. Selten hatte er eine zweite, nie eine dritte allgemeine Blutentziehung nöthig. Sind die Entzündungssymptome gehoben, so läſst er Calomel und Pulv. Doweri āā gr. v alle 6 Stunden bis zum Anfange der Salivation nehmen. Milder ist die Behandlung bei schwächer auftretender Krankheit, wo meistens nur örtliche Blutentleerungen, kleine Dosen Opium und Calomel, und Abführungen hinreichen. Terpenthinöl kann nur nach gehobener Entzündung gegeben werden; indessen ist der Verf. kein Freund dieses Mittels. Brechmittel aus Ipecacuanha verwirft er gänzlich und glaubt, daſs sie nur in einigen der leichtesten Fälle zuträglich gewesen seien. (Mit Recht erinnert der Uebers. an einzelne Fälle, wo Brechmittel den ersten Anfang der Krankheit, wenn er durch Gemüthsaffecte oder Diätfehler bewirkt wurde, beseitigten. Eben so empfiehlt derselbe den Salmiak bei durch Erkältung unterdrückten Lochien.) Nach Recolin, Dance und Tonellé wandte Lee Einspritzungen von lauwarmem Wasser in die Vagina (drei- bis viermal täglich) mit entschiedenem Nutzen an. Findet sich kein Zeichen der Entzündung mehr, und klagt die Kranke über groſse Erschöpfung, so bringen China, Ammonium, Wein und andere Reizmittel zuweilen die glücklichsten Wirkungen hervor. Ueberhaupt erinnert der Verf., daſs selbst bei der geringsten Aussicht zur Genesung, diese doch noch erfolgen könne, und man mit Anwendung der

Heilmittel deshalb nicht zu früh aufhören dürfe. — Bei der Entzündung der Gebärmutteranhänge und der tieferen Gebilde (Lymph- und Blutgefäfse, Muscularsubstanz) des Uterus verwirft L. die allgemeinen Blutentziehungen, und räth nur zu örtlichen. Selbst das Quecksilber brachte ihm keine Hülfe. Nur die Verhütung, und nicht die Heilung der Krankheit ist zu bewirken. (Nur eine geregelte Diät der Schwangeren und Entbundenen, welche in jetziger Zeit so oft versäumt, und selbst von Aerzten bei Klagen der Entbundenen über Schwäche nicht geachtet wird, kann die Krankheit verhüten. Man betrachte und behandle die Wöchnerin als eine Operirte, stark Verwundete, und man wird selten Krankheiten derselben sehen. Ref.)

Ueber Schenkelphlebitis oder Entzündung der Venae iliacae et crurales. (Phlegmasia alba dolens.) a) Bei Wöchnerinnen. In 22 Fällen fand der Verf. die grofsen Venenstämme der Unterextremitäten entzündet und verstopft. Auch diese Krankheit hängt (wie schon angeführt wurde) mit der Entzündung der Uterinalvenen zusammen, und er führt mehre beweisende Leibhenöffnungen an. (Indessen scheint es, als wenn die glücklich endenden Fälle wohl nicht von einer Entzündung der Venen, sondern wohl mehr von der der Lymphgefäfse herrühren. Unmöglich könnte wohl vollkommene Gesundheit und gehöriger Gebrauch der Extremitäten statt finden, wenn der Hauptvenenstamm unwegsam geworden wäre. Sollte nicht zuweilen auch eine Entzündung (wie bei Rheumatismus acutus) der grofsen Sehnenhaut der Extremitäten Ursache der serösen Ausschwitzung sein? Ref.) b) Bei Nichtwöchnerinnen. Auch hier soll die nehmliche Ursache statt finden, und oft durch bösartige Verschwärung bedingt werden. (Auffallend ist, dafs weder Lisfranc, noch Ricord, die sich in Paris so vielfältig mit dieser Krankheit beschäftigen, der Phlegmasia alba dolens und der Gebärmutterentzündung fast gar keine Erwähnung thun, obschon Lisfranc unglaublich oft Operationen am Uterus,

und Exstirpationen des Mutterhalses vornimmt. Vergl. die Berichte Dieffenbach's in Casper's Wochenschrift. Erst kürzlich sah Ref. die Schenkelgeschwulst an beiden Unterextremitäten einer Schwangeren im 9ten Monate.) — c) Bei Männern. Die bekannte Krankheitsgeschichte des Lords Liverpool wird mitgetheilt, sonst aus eigener Erfahrung nur eines Beispiels der Phlegmasia alba dolens der oberen Extremitäten gedacht. Struve beschreibt mehre Fälle, und auch Ref. kamen zwei vor; immer konnte man hier den Lauf der entzündeten Lymphgefäſse, wie mit rother Tinte auf die weiſse Haut gezeichnet, sehen. — Hinsichtlich der Behandlung beschränkt sich der Verf. auf örtliche Blutentziehungen (24 bis 36 Blutegel), und diese werden wiederholt, wenn nicht Erleichterung eintritt; dabei Mercurial- und Antimonial-, und zwischendurch noch blande Abführungen. Von Mercurialeinreibungen und Jodine sah er keinen Nutzen. —

Eine tabellarische Uebersicht von 100 Fällen der Gebärmutterentzündung im Wochenbette, welche vom März 1827 bis Mai 1831 sich ereigneten, und die Erklärung des Verf., daſs er noch 100 dergleichen, deren Geschichten aufgezeichnet sind, anführen könne, beschlieſsen den ersten Theil der Schrift.

Im anderen Theile handelt der Verf. von den Gebärmutterblutflüssen. Die Huntersche Ansicht über die Verbindung der Placenta mit dem Uterus, die zwar in Deutschland längst als falsch, in England aber noch immer als unbestritten angesehen wurde, widerlegt der Verf. durch Untersuchungen an den der Ansicht zum Beweise dienen sollenden Hunterschen Präparaten selbst. Des Verf. und seiner Freunde Beobachtungen an frischen Fruchthaltern, lassen ihn zu folgenden Schluſssätzen gelangen: «Die menschliche Placenta besteht nicht aus einem mütterlichen und einem kindlichen Theile, in ihrer Substanz sind keine Zellen vorhanden, und zwischen Uterus und Placenta findet keine Verbindung vermittelst groſser Arte-

rien und Venen statt. Alles Blut, welches der Uterus durch die spermatischen und hypogastrischen Arterien bekommt, mit Ausnahme des kleinen Theiles, welcher die Wand desselben und die Decidua durch die innere Haut des Uterus versorgt, fliefst in die Venen der Gebärmutter und kehrt, von da, ohne in die Placenta einzudringen, durch die spermatischen und hypogastrischen Venen in die Blutmasse der Mutter zurück. Da die Decidua in der Mitte zwischen den Nabelgefäfsen und dem Uterus sich befindet, so mufs jede das Fötalblut betreffende Veränderung von einem indirecten Einflusse auf diese Flüssigkeit herrühren, indem dieses durch die Placenta fliefst, das mütterliche Blut aber durch die grofsen Bluthebälter der Gebärmutter. Daher entsteht eine Blutung bei schwangerem Uterus nicht aus zerrissenen Blutgefäfsen, sondern nur aus den bei Lösung der Placenta unverschlossenen natürlichen Oeffnungen der inneren Gebärmutterhaut. — Bei Insertion der Placenta über dem Muttermunde und davon herrührender Blutung, mufs nach dem Verf. unbedingt künstliche Entbindung gemacht werden; eine Regel, die weniger wichtig für die schon längst danach handelnden Deutschen, als die unthätigen englischen Geburtshelfer ist, wie überhaupt die ganze Abhandlung über die Behandlung der Mutterblutflüsse uns Deutschen nur bekannte Sachen enthält. — In einer Anmerkung räth der Uebers. noch zu der ungesäumten Erweiterung des Mutterhalses, wobei gewöhnlich zu lange gezögert und dadurch leicht Lebensgefahr herbeigeführt wird, weil in der Regel die erste Blutung der Placenta praevia leicht, die wiederkehrende hingegen desto gefahrvoller ist. —

Die Uebersetzung ist ohne eigentliche Eleganz doch durchweg richtig, und ohne Vergleich besser, als viele andere Machwerke, welche fabrikmäfsig, oft von ganz Unkundigen angefertigt, Uebersetzungen genannt werden. Leider sind aber der beliebten Wohlfeilheit wegen zwei treffliche und sehr instructive Abbildungen in Kupfer wegge-

blieben, von denen die eine die Oeffnungen an der Anheftungsstelle des Mutterkuchens — die Quellen des Mutterblutflusses der Wöchnerinnen — und die Gebärmutteroberfläche des Mutterkuchens, mit der Decidua bedeckt, welche an einer Stelle sauber abpräparirt ist, und die andere die schwangere Gebärmutter ohne die Frucht, im Durchschnitt, mit dem Mutterkuchen und den Häuten darstellt.

Nro. 2. Der vortheilhaft bekannte, höchst ehrenwerthe Verf. theilt uns hier die Früchte seines noch fortwährenden Kerkerlebens mit. Sie basiren auf früher gemachten Beobachtungen und scharfsinnigen Vergleichungen. — Der Verf. betrachtet zuerst das Physiologische der Schwangerschaft und des Wochenbettes; widerspricht dabei mit vollem Rechte der noch immer sehr verbreiteten Annahme, dafs bei Schwangerschaft erhöhte Venosität statt finde, und zeigt, dafs das Gegentheil der Fall sei, und die Arteriellität des Blutes mehr an Entzündung gränze. (Man denke nur an die sich bildende Speckhaut des Blutes der Schwangeren und so manche Krankheiten derselben, welche nur durch Einflüsse, die die Plasticität im Blute erhöhen, entstehen. Ref.) Dem Wochenbette eigenthümliche Krankheiten sind das Milchfieber, die Venenentzündung, und Putrescenz der Gebärmutter. (Dem Milchfieber kann Ref., trotz aller Autoritäten, keine Stelle in einer Nosologie geben, da er dasselbe nie gesehen hat, und es wohl auch von anderen Aerzten aus Pietät für die Altvorderen angenommen wird. Bei gehöriger Diät kurz vor, während und nach der natürlichen Entbindung bekommt die Wöchnerin weder ein Milchfieber, noch überhaupt ein Fieber, wohl aber nach schweren geburtshülflichen Operationen, Diätfehlern, Erkältungen ein Wund-, gastrisches oder Katarrhalfieber. Häufig genug ist das Milchfieber lebensgefährlich, da der Schlendrian die genannten Fieber für Milchfieber ansieht und nicht beachtet, weil ja ein

Milchfieber in den ersten neun Tagen des Wochenbettes eine Conditio sine qua non ist, und natürlich auch von selbst verschwindet. Nicht selten entwickelt sich aus dem unbedeutenden Fieberchen das Kindbettfieber. Man wende nicht ein, dafs bei dem Eintritte des Fiebers die Brüste anschwellen, keine Milch haben, und diese nach dem Verschwinden des Fieberanfalles erscheint, — untersucht man während des Fieberanfalles die Geschlechtstheile, so findet man auch hier stärkere Anschwellung und verminderten Lochienflufs, wie ja alle Secretionen während des beginnenden Fiebers vermindert werden, welches wir täglich bei dem Katarrhalfieber sehen können. Ref. beobachtete das sogenannte Milchfieber bei Wöchnerinnen, welche in der letzten Zeit der Schwangerschaft Ueberflufs an Milch hatten, und wieder bei anderen mit verkrüppelten Brustdrüsen, die nach dem Aufhören des Fiebers keinen einzigen Tropfen Milch erzeugt hatten. Frauen, die eine reichliche und stark nährende Diät kurz vor der Entbindung geführt, in den ersten acht Tagen nach derselben Fleischbrühen, Chocolade, Gewürz, ja Wein genossen hatten, und deshalb bei jedem Wochenbette an starkem Milchfieber litten, bekamen bei geregelter Diät und Sorge für gehörige Leibesöffnung die Krankheit nicht wieder, selbst wenn sie schwere Entbindungen gehabt hatten. Ref.) Die anderen bei Entbindungen vorkommenden Krankheiten werden nur durch den eigenthümlichen Zustand der Kranken modificirt. Zu ihnen gehört vorzüglich das (oder vielmehr die) Kindbettfieber; denn der Verf. hat zwei Arten desselben, Puerperopyra und den Puerperotyphus. Erste, die Enteropyra puerperarum (die Familie der Pyren ist in einem eben erschienenen Werke des Verf. umständlicher beschrieben, weshalb wir auch, um nicht Seiten aus vorliegender oder jener Schrift abzuschreiben, der Kürze wegen, auf sie verweisen), ist ein specifisches, fieberhaftes Exanthem auf der Schleimhaut des Darmkanals, welche, und nicht das Bauchfell, der ursprüngliche Sitz der Krank-

heit ist, das sich zuweilen auch auf der Schleimhaut der Scheide, am Muttermunde und selbst auf der inneren Wand des Uterus (wo es von Ritgen entdeckt wurde) findet, und häufig Exsudate auf der Darmschleimhaut und den serösen Häuten des Unterleibes zur Folge hat. Die Krankheit kommt auch aufser dem Wochenbette vor (Roederer und Wageler in ihrer bekannten Schrift theilen mehre Fälle mit), hat aber in diesem reichlichere Exsudate, und nicht selten gallertartige Erweichungen. Das Exanthem besteht aus kleinen runden, wenig erhabenen Knötchen, von der Gröfse eines Stecknadelkopfes, die eine gelbröthliche, zuweilen röthlichbraune Flüssigkeit enthalten, und meistens auf leichtgeröthetem Grunde sich erheben. Sie vergröfsern sich und nehmen, wenn sie $1\frac{1}{2}$ bis 3 Linien im Durchmesser haben, eine ovale Form an und stofsen, wie die Aphthen, ihre Oberhaut ab, unter der sie nach Ritgen Eiter haben. — Das Exsudat ist keine plastische Lymphe, da ihm die Gefäfsbildung und schnelle Gerinnung abgeht. Es wird ursprünglich auf der Darmschleimhaut gebildet, geht oft in grofsen Quantitäten ab, ohne indessen Milchzucker, wohl aber, wie fast alle Absonderungen des menschlichen Organismus, Milchsäure zu enthalten. In ihm ist eine freie, wahrscheinlich flüchtige Säure enthalten, von der der Verf. überzeugt ist, dafs sie der giftigen Fettsäure ähnelt und das eigentliche Krankheitsgift ausmacht, weshalb die Sectionen frischer (deshalb die Vergiftungen in Deutschland so selten, da die Leichenöffnungen meisteus erst nah 24 Stunden, und in England so häufig, da diese schon nach 8, ja 4 Stunden gemacht werden) Kindbettfieberleichen für die Untersuchenden bei leichten Verwundungen so gefährlich sind, indem sie dann die so oft tödtlichen Zellgewebsentzündungen veranlassen.

Eine ähnliche, noch giftigere Säure entwickelt die Magenerweichung der Wöchnerinnen und die Putrescenz der Gebärmutter. Die Exsudationen beschränken sich aber nicht

allein auf die serösen Häute des Unterleibes, sondern ergreifen zuweilen auch die der Brust- und Kopfhöhle, und bilden im Auge die von Walther zuerst beschriebene Ophthalmia muciflua. — Hinsichtlich der Aetiologie erinnert der Verf. an die von mehren Beobachtern beschriebene, eigenthümliche Luftconstitution: «viel Luftfeuchtigkeit, eigenthümlicher Grad von Luftelektricität, welche häufig negativ zu sein scheint, häufige Nebelbildung, tiefer Stand des Thermometers, jedoch nicht unter dem Gefrierpunkte, eine Windströmung aus dem Quadranten zwischen Nord und West.» — Gastrische Krankheiten, Diarrhöen, schwere Geburten, besonders bei Erstgebärenden, disponiren zur Krankheit. Das nördliche Europa (doch auch die Lombardei) ist zur epidemischen Verbreitung derselben am günstigsten. — Das Krankheitsgift ergreift zuerst das Gangliensystem. — Das Bild der Krankheit ist nach der Natur und den von anderen mitgetheilten Beobachtungen gezeichnet. (Nicht mit dem Verf. einverstanden ist Ref., wenn jener den zwischen dem 5ten und 7ten Tage erscheinenden Durchfall, durch den indessen die Empfindlichkeit und Auftreibung des Unterleibes nachlassen muſs, nicht für kritisch hält; Ref. sah ihn immer als günstiges Zeichen an. Wenn derselbe aber nach dem 9ten Tage entsteht, die Wärme des Unterleibes dabei erhöht wird, er ohne Bewuſstsein der Kranken erfolgt, so ist er ein böses Zeichen, und läſst nimmer Genesung hoffen.) Der Hr. Verf. beschreibt eine dynamische, entzündliche, adynamische und anomale Form der Puerperopyra. — Als ein gutes Mittel, die Bildung des Miasma zu verhüten, räth er, unter das Bett einer Wöchnerin ein flaches Gefäſs mit einer trockenen Mischung von Chlorkalk und einer kleinen Menge von Phosphorsäure, beide gepulvert, zu stellen. Hat sich schon ein saures Miasma gebildet, so wird es durch das Verdunsten des caustischen Ammoniaks sogleich unschädlich. — Des Verf. Therapie beruht auf Hypothesen, und wohl nur wenig auf praktischer Erfahrung. —

Puerperotyphus. Wahrscheinlich war das epidemische Kindbettfieber in der Maternité zu Paris 1829 und 1830, welches Cruveilhier unter dem Namen Typhus puerperalis beschrieb, diese Krankheitsform. Auch hier wird ein Exanthem gebildet, und eine eigenthümliche Masse abgesondert. Das Exsudat besteht nach Jacquin aus Eifaserstoff, Gallerte, Wasser, Chlornatrum, phosphorsaurer Kalkerde und einem eigenthümlichen flüchtigen Alkali. Indessen will der Verf. aus dieser einzigen Analyse noch nichts folgern. Nach den Beobachtungen Ritgen's bilden sich auch hier typhöse Geschwüre an den Genitalien. Die Krankheit wird durch ein in überfüllten Entbindungshäusern sich entwickelndes Contagium erzeugt. Um die Weiterverbreitung desselben zu verhindern, dient das Waschen der Kranken mit Aqua oxymuriatica oder verdünnter Salpetersäure, und die bei der Puerperopyra angegebene Räucherung. —

Eine Menge von Druckfehlern verunstalten den sonst recht schönen Druck. —

Behr.

VI.

Dissertationen.

I. Der Universität Heidelberg.

1. Diss. inaug. medica exhibens Observationem duorum aneurysmatum rariorum, quorum alterum ex arcu aortae, alterum ex arteria corporis callosi ortum est. Auctor. Daniel. Guilelm. Henric. Nebel, Heidelbergens. Acced. tabb. V. lithographic. Heidelbergae, 1834. 4. pp. 46.

Ein sehr werthvoller Beitrag zur Litteratur der Aneurysmen, indem beide auf dem Titel angedeutete Beobach-

tungen nicht nur zu den sehr seltnen, sondern auch zu den vollständigen gehören. Die erste betraf eine 44jährige Frau, bei der ein Anenrysma der Aorta sich in Zeit von vier Jahren zu einem aufserordentlichen Umfange entwickelte, und nach äufserst qualvollen Beschwerden nicht wie gewöhnlich, berstete, sondern durch Zusammendrückung der Luftröhre den Erstickungstod herbeiführte. Die Erweiterung der Arterie war nicht einfach, sondern es liefsen sich deutlich vier Abtheilungen derselben unterscheiden; die nach der rechten Seite mit grofser Verschiebung des Brustbeins, und den gewöhnlichen Zerstörungen der Rippen hervorragende Geschwulst hatte zuletzt an 6 Zoll im Durchmesser. Wir erhalten zu diesem merkwürdigen Falle vier Abbildungen, welche die äufseren Umrisse der Geschwulst, neunzehn Tage und einen Tag vor dem Tode, das Anenrysma von vorn, mit dem Brustmuskel bedeckt, die Lungenarterie weggeschnitten, und dasselbe Präparat von hinten zeigen. Der Verfasser hat es nicht verschmäht, in der Litteratur der pathologischen Anatomie die genauesten Nachforschungen nach ähnlichen Beobachtungen anzustellen, deren er im Ganzen 44 aufgefunden hat. Er theilt diese der Reihe nach mit kurzer Angabe des Wesentlichen mit, und geht dann zu seinem zweiten, noch viel selteneren Falle über. Der Verlauf desselben ist kürzlich folgender: Eine 28jährige Tagelöhnerin wurde ein halbes Jahr vor ihrem Tode von anhaltenden Kopfschmerzen befallen, und soll während dieser Zeit zuweilen irre gesprochen haben. Einige Monate darauf verfiel sie in Raserei, und mufste in ein Krankenhaus gebracht werden. Das Examen ergab hier nur sehr wenig; man erfuhr nur von der Schwester der Kranken, sie habe während ihrer Kopfschmerzen heftige Schläge im Kopfe, zuweilen auch Bewegung wie von Käfern gefühlt. Der Unterleib war zusammengefallen wie bei Hydrocephalischen, es entwickelte sich halbseitige Lähmung, und Amaurose des rechten Auges, auch fehlte der Geruch, und unter zu-

nehmender Erschlaffung delirirte die Kranke immerwährend. Die Diagnose des handgreiflich vorhandenen Hirnleidens war dunkel; man schlofs auf Hirnerweichung, die jedoch durch die Section nicht bestätigt wurde. Die letzten Monate brachte die Unglückliche in einer anderen Anstalt zu, aus welcher von ihren weiteren Zufällen nichts verlautete. Die Section zeigte nun ein Aneurysma der Arteria corporis callosi von der Gröfse einer Wallnufs, das wir hier auf der fünften Tafel in seiner Lage (Hirn und Schädel sind in Umrissen dargestellt) abgebildet erhalten. Zwölf mehr oder minder genau beobachtete Fälle von Aneurysmen im Gehirn werden vom Verf. aus angegebenen Schriften zusammengestellt, so dafs wir auch hier eine sehr dankenswerthe Uebersicht des Vorhandenen erhalten, und die Abhandlung schliefst mit einer allgemeinen kritischen Beleuchtung des Gegenstandes.

2. Hubertus Griffioen Stierling, Med. Chir. et Art. obstetr. Dr., Dissertatio inaug. de Hernia diaphragmatis. Heidelbergae, 1834. 16 S. in Fol. mit drei Steindrucktafeln.

Es ist recht verdienstlich, wenn akademische Lehrer ihren Schülern in sofern Stoff zu Dissertationen geben, als sie denselben der Abbildung würdige Gegenstände mittheilen, da anderweitige Ausarbeitungen, wenn sie nicht in der Klinik beobachtete Fälle enthalten, gewöhnlich nur mangelhaft bleiben, und es in sofern bleiben müssen, als noch nicht so viele Zeit auf Akademieen gewonnen werden konnte, als zu gründlicheren Ausarbeitungen gehört.

Die angeführte Schrift des Sohnes eines unserer gelehrtesten und verdienstreichsten Hamburger Aerzte, reihet sich, der Abbildungen wegen, an die von Cooper, Meckel, Bonn, Sandifort, Baillie, Macaulay und Reisig an, wozu die Tiedemannsche Section eines Affen Veranlassung gab, in dessen Bauchhöhle man keinen Magen fand, wohl aber im linken Pleura-Sack. Von sei-

ner Ausdehnung war die in drei Theile getheilte Lunge jämmerlich zusammengeprefst, und selbst der linke Brustkasten erweitert. Der wie gewöhnlich herabgestiegene Oesophagus war durch ein neues ganz ungewohntes Loch, linksam, nach der linken Brusthöhle, gleichsam eine Handhabe bildend, hineingezogen, und nachdem sich der Magen in der Brust möglichst weit ausgedehnt, war sein pylorischer Theil wieder durch dasselbe Loch im Unterleibe hervorragend. Das Loch war aber zu eng, als dafs man den selbst leeren Magen hätte dadurch wieder zurückziehen können. Es war im hinteren Theile des linken Schenkels des sehnigen Theiles des Zwerchfells befindlich, hatte dünne und scharfe Ränder, in welche sich die genau verwachsene Pleura und das Peritonäum endeten, und so die Communication beider Höhlen bewirkten, wahrscheinlich als Fehler der ersten Bildung.

Die erste Tafel stellt den aus der Zwerchfellsöffnung hervorragenden Pylorus dar, und das die sonstige Stelle des Magens einnehmende Duodenum. — Die zweite zeigt den Magen in der offenen Brust und die dreifach getheilte linke Lunge. — Die dritte zeigt im ausgespannten Zwerchfell das widernatürliche Loch.

Wenn unser Verf. in der Vorrede sagt: Pauca tantum ne nihil dicam de hernia diaphragmatis continuenter perscripta, multas autem observationes singulas in libris diffusas, inveni, so zeigt dies, dafs er die Kirschbaumsche Dissertation de hern. ventriculi von 1746 nicht kannte, die Haller für würdig hielt, um sie in seine Sammlung von chirurgischen Disputationen T. III. No. 69. mit aufzunehmen, worin wir schon 16 Fälle gesammelt finden; ferner nicht das Lodersche Programm: Observ. herniae diaphragmatis von 1784. — Nicht Monro's morbid anatomy of the gullet stomach and intestines. Edinb. 1811. — Nicht die Dissertation von Fehleisen von 1828. — Nicht die Muratsche Abhandlung im Dictionaire de med. T. XI. p. 166 etc. — Und vor allen Dingen nicht die umfas-

sende vortreffliche Schrift von Antenrieth über die Brüche des Zwerchfells, Tübingen 1829, worin wir sehr bündige Schlüsse ans 55 gesammelten Beobachtungen finden. — Der Verf. giebt zuerst eine anatomische Beschreibung des Zwerchfells, dann eine Eintheilung 1) in angeborne a) mit ganz oder zum Theil fehlendem Diaphragma, hier werden nur die Fälle von Vetter und Fothergill genannt; b) mit Eintritt in die Brusthöhle durch die bekannten Oeffnungen; c) durch widernatürliche Löcher im Diaphragma. II. Nicht angeborene, entstanden a) von plötzlichen, aus inneren Ursachen entstandenen Zerreifsungen des Zwerchfells; b) durch langsame Auseinandertreibungen der Fleischbündel desselben; c) durch Erweiterungen der vorhandenen natürlichen Oeffnungen; d) durch so grofse sackartige Ausdehnungen des Zwerchfells, dafs diese gleichsam einen Bruchsack bilden. — Entstanden aus äufseren, heftig einwirkenden Ursachen: Verwundungen, Quetschungen. — Im dritten Kapitel wird der obige Befund und die Erklärung der Kupfertafeln gegeben. — Ueber die Kur hat sich der Verf. nicht verbreitet, obgleich wohl des Kirschbaumschen Vorschlags: durch die Schwere des Quecksilbers einen Herabpressungsversuch zu machen, hier um so mehr hätte gedacht werden können, da er in der Beobachtung des Verf. eine Widerlegung findet, so wie früher schon in der Platnerschen, wonach die durchgeprefsten Theile so grofs waren, dafs sie durch die enge Oeffnung nicht wieder nach dem Unterleib hineingedrückt werden konnten. Ist das nun im Tode der Fall, wie soll man das im nicht erschlafften lebenden Körper beschaffen, wozu bekanntlich auch Laennec (Auscultation médiate T. I. p. 450. Paris 1829.) den Vorschlag machte und den Bauchschnitt empfahl, wovon ohnehin schon Unsicherheit der Diagnose, des Sitzes und die Unmöglichkeit, die bleibende Bruchöffnung zu heilen, abmahnten.

Merkwürdig wird uns des Verf. Beobachtung auch dadurch,

durch, dafs sie, wie schon öfter, an einem Vierfüßer gemacht wurde, wo man also, bei der Seltenheit von Sectionen, in Verhältnifs zu denen bei Menschen, eine gröfsere Häufigkeit annehmen mufs, wahrscheinlich weil bei Menschen die Eingeweide, als mehr hängend, auch beim stärksten Motus antiperistalticus nicht so leicht durchdringen können, wenn dies nicht durch Kleiderpressungen u. s. w. begünstigt wird.

Sachse.

II. Der Universität Berlin.

1. De variis Cardialgiae speciebus. D. i. m. auct. Eugen. Adelbert. Ficker, Siles. Def. d. 3. Januar. 1835. 8. pp. 39.

Die Wahl eines solchen Gegenstandes zur Inaugural-arbeit, ist durchaus nicht zu loben. Der Candidat lernt bei seiner Bearbeitung nichts Erhebliches, weil ihm die unerläfsliche Reife der Erfahrung fehlt, und die Wissenschaft gewinnt nicht das Geringste durch Arbeiten, die doch nur immer Wiederholungen des schon unendlich oft Wiederholten sein können. Es wäre nicht der Mühe werth, eine solche Erinnerung zu machen, wenn nicht eine Fülle geeigneter Aufgaben vorhanden wären, welche zu übersehen und in ihrer Bedeutung zu erkennen freilich ein selbstständigeres und eifrigeres Studium vorausgegangen sein mufs, als in der Regel vorausgesetzt werden kann.

2. De Mammalium dentibus. D. i. anat. phys. auct. Henric. Ferdinand. Nuesse, Mesomarchic. Def. d. 7. Januar. 1835. 8. pp. 40.

Eine wahrscheinlich sehr rasch und mit ziemlicher Gewandtheit bearbeitete Compilation aus bekannten Schriften.

3. De Pseudogenesi heterogena. D. i. anat. phys. auct. Frideric. Guilelm. Vennewitz, Guestphal. Def. d. 14. Januar. 1835. 8. pp. 00.

Mit diesem volltönenden Namen sind die Tuberkeln,

der Scirrhus und der Mark- und Blutschwamm gemeint, welche der Verf. sehr trocken und oberflächlich, um der scribendi necessitas zu genügen, und ohne von der Litteratur nur irgend Kenntnifs zu nehmen, abhandelt.

4. De Auctoritate hepatis apud veteres et recentiores. D. i. m. hist. auct. Anton. Napoleon. Ruether, Guestphal. Def. d. 17. Januar. 1835. 8. pp. 34.

Eine recht lobenswerthe Arbeit, welche die Meinungen berühmter Männer über die physiologische Würde der Leber encyclopädisch zusammenstellt. Die Bearbeitung von Gegenständen dieser Art ist für die Doctoranden überaus nützlich; sie lernen die Litteratur und die Entwickelung ihres Faches durch eigene Forschung genauer kennen, und bekommen unvermerkt richtigere Begriffe von dem gegenwärtigen Zustande desselben, und dem Standpunkte, den sie selbst einnehmen. Wäre historischer Sinn unter den jungen Aerzten allgemeiner, so würde man nicht so oft anmaafsendem Dünkel bei ihnen begegnen, der sich niemals auf umfassende Studien, sondern gewöhnlich nur auf oberflächliche Autopsie und einseitige praktische Routine gründet.

5. Nonnulla de Anatomia membranarum mucosarum. D. i. auct. Alphons. de Brandt, Polon. Varsaviens. Def. d. 28. Januar. 1835. 8. pp. 35.

Was die neuere physiologische Litteratur über die Schleimhäute wichtiges enthält, bearbeitet der Verf. mit umfassender Kenntnifs und sehr gesunder Kritik, so dafs gewifs viele seine Abhandlung gern und mit Belehrung lesen werden. Alles Pathologische ist bei der allzugrofsen Fülle der hier zur Sprache kommenden Gegenstände weggeblieben.

6. De nonnullis morbis simulatis, medico militari frequenter obvenientibus. D. i. m. militaris, auct. Ca-

rol. Theophil. Ferdinand. Weilandt, Boruss. Def. d. 2. Februar. 1835. 8. pp. 22.

Ganz obenhin ist hier von der Epilepsie, der Lähmung, dem Hüftweh und Rheumatismus, der Lähmung des Afterschliefsmuskels, dem Unvermögen den Harn zu halten, der Taubheit, der Kurzsichtigkeit, dem Heimweh und dem Bluthusten, als von denjenigen Krankheiten, die von Rekruten am häufigsten simulirt werden, mit Angabe sehr bekannter Mittelchen hinter die Wahrheit zu kommen, die Rede. Die Litteratur bleibt durchaus unbeachtet, und das Interesse des Lesers wird in keiner Beziehung in Anspruch genommen.

7. De Articulorum vulneribus. D. i. chir. therapeutica, auct. Henric. Guilelm. Kisker, Guestphal. Def. d. 31. Januar. 1835. 8. pp. 35.

Das Bekannte über die Gelenkwunden, ohne erhebliche Berücksichtigung der Litteratur. Am Schlusse der Diss. wird ein Fall von einer penetrirenden Kniewunde erzählt, welche die Amputation nothwendig machte.

8. De Venaesectionis historia. D. i. auct. Adolph. Theodor. Mylius, Hildesiens. Def. d. 16. Februar. 1835. 6. pp. 28.

Der Gegenstand ist höchst interessant, und der Titel erweckt ein günstiges Vorurtheil für den Verf., der sich auf eine so schwierige Untersuchung eingelassen, ein Blick in seine Arbeit offenbart indessen sogleich eine höchst oberflächliche Compilation zusammenhangloser Brocken aus irgend einem mittelmäſsigen Buche. Der Name Alexander von Tralles (in einem neueren Lehrbuche der praktischen Medicin heifst er schlechtweg Trallianus) wird aus dem Deutschen sehr treu „Alexander ab Tralles" übersetzt, und von Stahl, den der Verf. doch gewifs nur dem Namen nach kennt, wird ganz bescheiden versichert, er wäre in nonnullis theoriis valde vituperandus.

9. De Phlegmatia alba dolente. D. i. m. auct. Frideric. Aemil. Wiedemann, Numburgens. Def. d. 18. Februar. 1835. 8. pp. 31.

Der Verf., ein Schüler Nägele's und Puchelt's, hat einen nicht geringen Theil der Litteratur seines Gegenstandes aufmerksam durchgearbeitet, und giebt mit gründlicher Kenntnifs und lobenswerther Kritik eine genügende Uebersicht desselben.

10. De Morbis glandulae prostatae. D. i. chir. m. auct. Maximilian. Jul. Frideric. Bruch, Agrippinens. Def. d. 21. Februar. 1835. 8. pp. 35.

Der Verf. hat vorzüglich E. Home's ausführliches, von W. Sprengel übersetztes Werk über die Krankheiten der Vorsteherdrüse benutzt, und Einzelnes aus der späteren Litteratur hinzugefügt.

11. Nonnulla de graviditate extrauterina, adnexa morbi historia. D. i. auct. Henric. August. Nordsieck, Bielefeldens. Guestphal. Def. d. 23. Februar. 1835. 8. pp. 39.

Eine fleifsig gearbeitete Zusammenstellung des Wissenswürdigsten über die Graviditas extrauterina, mit der sehr interessanten Geschichte eines Falles, in dem nach einer Zwillingsempfängnifs die eine Frucht sich normal im Uterus entwickelte, und zur rechten Zeit lebend zur Welt kam, die andere aber wahrscheinlich im rechten Ovarium ausgebildet wurde. Sechzehn Jahre lang blieb sie im Mutterleibe, dann gingen die Knochen durch den Mastdarm ab, und die Mutter starb. Während ihres Krankenlagers beobachtete sie der Verf. im hiesigen Charitékrankenhause.

12. De Meningitidis cerebralis et spinalis cum hydrocephalo chronico complicatae rariori casu. D. i. auct. Joseph. Krafft, Rhenan. Def. d. 28. Februar. 1835. 8. pp. 34.

Der Kranke, von dem hier die Rede ist, war ein

funfzehnjähriger, sehr scrofulöser Knabe. Aus der Darstellung des Falles, die viel genauer sein könnte, als sie ist, geht indessen keineswages hervor, daſs schon vor dem Ausbruche der tödtlich gewordenen Arachnitis chronische Hirnwassersucht bestanden habe, sondern die vorgefundenen Exsudate ergeben sich als Resultate der Entzündung selbst.

13. Nonnulla de Pustula maligna, adnexis morbi historiis. D. i. m. auct. Ludovic. Bernhard. Greese, Pomeran. Def. d. 7. Mart. 1835. 8. pp. 47.

Der Verf. hat aus den Schriften über Pustula maligna fleiſsig gesammelt, und giebt hier eine Uebersicht des über seinen Gegenstand Geleisteten. Vier glücklich abgelaufene Fälle sind angehängt, nebst zwei sehr kurz erzählten Impfversuchen an Kaninchen, welche beide der Wirkung des Giftes sehr bald erlagen.

14. De Glandularum intestinalium structura penitiori. D. i. anatomic. auct. Ludovic. Boehm, Hanaviens. Def. d. 12. Mart. 1835. 4. pp. 54. Cum II. tabb. aeri inc.

Je seltener man bei der allgemeinen Oberflächlichkeit des ärztlichen Studiums Gediegenem in der akademischen Litteratur begegnet, um so erfreulicher ist es, Arbeiten wie die vorliegende zu begrüſsen, welche beweisen, was jugendliche Kräfte leisten können, wenn sie vom rechten Geiste, und von wahrer Liebe zur Wissenschaft beseelt werden. Ein ganzes Jahr lang hat der Verf. mit unablässigem Eifer seinen Gegenstand durchforscht, und seine Untersuchung, ihre Ergebnisse mit strenger Kritik abwägend und vielseitig vergleichend, zur Reife gedeihen lassen. So ist sie denn die gediegenste, welche über die Darmdrüsen bisher angestellt worden ist, und geeignet, allen späteren Arbeiten über diesen hochwichtigen Gegenstand, physiologischen oder pathologischen, zum Grunde gelegt zu werden. Wir müssen deshalb unseren Lesern rathen, sich

selbst mit der Abhandlung des Hrn. Dr. Böhm vertraut zu machen, hier gestattet der Raum nur eine kurze Uebersicht ihres reichen Inhaltes. Zuvörderst werden (Kap. 1.) die Peyerschen Drüsen (Glandulae agminatae, Plexus intestinales) untersucht, die bei allen Mammalien von gleichem Bau, nur von verschiedener Form vorkommen. Es sind in gröfserer oder geringerer Zahl angehäufte hohle Körperchen, mit einfacher Höhle, welche mit einer trüben, halbdurchsichtigen Flüssigkeit angefüllt ist, nach Fiebern und anderen allgemeinen Krankheiten aber auch leer angetroffen wird. Die dieselbe bildende Kapsel besteht aus 2 häutigen Platten, die es dem Verf. jedoch nur beim Menschen gelungen ist, von einander zu trennen, einer äufseren, die ganz der Schleimhaut angehört, und nur die der Darmhöhle zugekehrte Fläche bedeckt, und einer inneren, eigenthümlichen, welche in der Vasculosa aufsitzt, und das ganze Bläschen bildet. Wichtig ist des Verf. Entdeckung, dafs die so gebildete Höhle durchaus keinen Ausführungsgang hat, weder beim Menschen, noch bei irgend einem Säugethiere, und dafs das, was man bisher dafür angesehen, entweder eine Folge von Verschwärung war, welche die Höhlchen wirklich krankhaft eröffnet hatte, oder nur täuschende schwärzliche Punkte, wahrscheinlich von melanotischer, krankhaft abgeschiedener Masse, auf den Drüsenkörperchen sichtbar wurden. Dagegen zeigt sich um jedes Körperchen ein strahlenförmiger Kranz von gegen zehn Oeffnungen oder Röhrchen (Corona tubulorum), welche sich jedoch nur nach aufsen münden, nach innen aber durchaus keine Mündungen haben. Bei den Vögeln ist ein Ausführungsgang der in den Körperchen enthaltenen Höhle deutlich vorhanden, welchen wesentlichen Unterschied im Bau der Verf. überzeugend nachgewiesen hat. Das Contentum der Höhle unterscheidet sich vom Schleim ganz offenbar durch seine leichte Lösbarkeit in jeder Quantität Wasser, und erhält seine weifsliche Farbe von unzähligen, nicht ganz regelmäfsigen Kügelchen,

die zum Theil kleiner, zum Theil größer, zum Theil eben so groſs sind, als die Blutkügelchen, von denen sie sich durch die Abwesenheit des Kerns unterscheiden. Die Verdickung und Verschwärung der Peyerschen Drüsen im Typhus erklärt der Verf. mit Clarus durch entzündliche Exsudation unter denselben, welche in neuerer Zeit besonders Louis anschaulich gemacht hat. Lehrreich und anziehend ist die Beschreibung der Peyerschen Drüsen bei den Kindern, nicht minder auch die vergleichend anatomische Untersuchung derselben in einer beträchtlichen Reihe von Thieren, namentlich bei dem Affen, dem Pferde, dem Schaafe, dem Rind, der Katze, dem Hund, der Ratte, dem Hahn, der Gans und der Ente.

Im zweiten Kapitel ist von den Lieberkühnschen Drüsen die Rede, wo denn der Verf. die Gelegenheit ergreift, Irrthümer berühmter Autoren über diese zarten Organe zu berichtigen. Noch viel mehr Gelegenheit dazu bietet sich im dritten Kapitel dar, in dem die conglomerirten oder Brunnschen Drüsen beschrieben werden, die man bisher fast allgemein mit den Glandulis solitariis, die im vierten Kapitel abgehandelt werden, verwechselt hat. Weiterhin (Kap. 5.) folgt eine Untersuchung über die Drüsen des Dickdarms, welche in die kleinen, einfachen (simplices, tubulatae), und die groſsen einfachen (maiores simplices) zerfallen; und den Beschluſs des gehaltreichen Ganzen macht (Kap. 6.) eine Beschreibung der Intestinaldrüsen des Kaninchens und des Haasen. Die beigegebenen Abbildungen, welche die wichtigsten abgehandelten Gegenstände versinnlichen, sind vorzüglich gelungen. Die Klarheit und Anspruchlosigkeit des Verf. in der Darstellung der ermittelten Thatsachen zeugt durchweg von gereifter Bildung.

VII.

Medicinischer Aberglaube.

Unter allen Feinden der Wissenschaft, deren Pflege das Heil des Menschengeschlechts anvertraut ist, behauptet der Aberglaube unstreitig den höchsten Rang, weil er in die innerste Werkstätte des Denkens eindringend, das Licht der Vernunft, unter deren Strahlen jede Erkenntnifs zum fruchtbringenden Gedeihen heranreifen soll, zu vertilgen, und die intellektuelle Welt in das alte, finstere Chaos zurückzustürzen strebt. Die düstersten Bilder der Dichter von den stygischen Mächten, dem Haupte der Medusa, dem Basilisken, vor denen alles Lebende in Todesgrauen erstarren soll, drücken nur schwach jene entsetzliche Gewalt aus, welche den freigebornen Geist in Fesseln zu schlagen vermag, wenn er nicht zeitig jene Truggewebe wahrnimmt und zerreifst, deren Schlingen die jesuitische List oft gerade in seine edelsten Gefühle legt, um ihn desto sicherer zu umstricken. Denn gewöhnlich ist es die Frömmigkeit, unter deren Hüllen die Werke der Finsternifs bereitet, und dem wachsamen Auge entzogen werden, bis sie zum Verderben reif geworden, aus dem innersten Heiligthum des Herzens mit unwiderstehlicher Macht hervortreten. Man entgegne nicht, dafs die Aufklärung des 19ten Jahrhunderts in alle verborgenen Schlupfwinkel der Lüge und Bosheit gedrungen sei; wir erleben noch täglich den Frevel des Geistesmordes, und werden darauf so lange gefafst sein müssen, als einerseits mifsverstandene Religiosität über ihren wahren Zweck täuscht, und die Erkenntnifs der Naturgesetze durch mystische Hallucinationen zu verdrängen strebt; und als andererseits schwelgerische Begierden, nachdem sie das Mark des Lebens aufgezehrt haben, das Bewufstsein eines grenzenlosen

physischen und moralischen Unheils zurücklassen, von welchem die Elenden sich bloſs durch den Rausch der Schwärmerei befreien zu können glauben. Ref. gedenkt nächstens in diesen Annalen die Pathogenie eines solchen Wahnes aus der neuesten Zeit darzustellen, und schickt als Einleitung dazu eine Zusammenstellung von ähnlichen Ausgeburten der Finsterniſs voran, welche, wenn auch von unserm trefflichen Lichtenberg in vier Bänden seiner vermischten Schriften mitgetheilt, dennoch in der Tageslitteratur übersehen worden sind, und daher in Erinnerung gebracht zu werden verdienen.

Valentin Greatraks, im Jahre 1628 in Irland geboren, muſste beim Ausbruch einer Rebellion aus seinem Vaterlande nach England entfliehen, woselbst er von einem Geistlichen Unterricht im Lateinischen, Griechischen und im Catechismus empfing. In seine Heimath zurückgekehrt, war er Zeuge von den Folgen der verheerenden Aufstände. « Ich sah da so viel von den Sünden dieser Welt », sagt er, « und der Gerechten so wenige, daſs mein Leben mir zur Last, und meine Seele des sie bekleidenden Erdenkloſses so müde, als der Galeerensclave seines Ruders ward. Ich wurde bis zur Schwelle des Todes gebracht, und meine Gebeine konnten mich kaum mehr tragen. » Nachdem er eine Zeitlang Lieutenant gewesen war, trat er als Sekretär bei einem Gerichtshofe ein. « Nun verspürte ich in meinem Innerlichen eine Art von gläubigem Zutrauen, wovon ich keinen vernünftigen Grund angeben kann, welches mir gleichsam sagte: du kannst die Scropheln heilen. Ich verschwieg es lange, bis ich es meiner Frau sagte. Endlich gefiel es Gott, es war am Sonntage nach Ostern (am 2. April 1665) früh Morgens, mir durch einen inneren Antrieb zu wissen zu thun, daſs er mir die Gabe, Krankheiten zu heilen, verliehen habe. » Nun fing er an zu heilen und nicht zu heilen, wie es kam. Zuweilen gelang es ihm geschwind, zuweilen gar nicht, ob er gleich fast vier Wochen streichelte. Er heilte Kröpfe durch Be-

rührung, und wenn das nicht helfen wollte, durch Ausschneiden. (?) Thomas Wall, ein Prediger, der ausdrücklich eine Reise that, um Hrn. Greatraks zu beobachten, sagt aus, daſs dessen Hand zweimal gänzlich gelähmt und kohlschwarz dafür geworden sei, daſs er keinen Glauben an seine Curen gehabt habe, allein jedesmal habe er die verkohlte Hand durch Berührung mit der unverkohlten Hand wieder hergestellt. Wenn auch, wird sehr naiv hinzugesetzt, hierzu keine weiteren Zeugen wären, als Hr. G. selbst und seine Frau, so verdiente es doch ihrer Beharrlichkeit darin und ihrer Uebereinstimmung wegen aufgezeichnet zu werden. R. Boyle theilt dies aus dem Briefe eines Freundes mit, der mit den Worten schlieſst: «Es ist dieses ein überzeugender Beweis von der Macht des Namens unseres Herrn Jesus, und das zu einer Zeit, die freilich einmal des Beweises bedurfte, daſs nicht alle Offenbarungen fanatischen Ursprungs sind» [1]). Diese Geschichte verdiente kaum der Vergessenheit entrissen zu werden, wenn nicht der Umstand, daſs Greatraks das Zeugniſs eines der gröſsten Philosophen seiner Zeit, R. Boyle's, und den Glauben eines der gröſsten Aerzte aller Zeiten, Sydenham's, für sich hatte, den traurigen Beweis lieferte, daſs die hellesten Köpfe sogar dem Wahne zugänglich sind. Lichtenberg fügt hinzu: «Robert Boyle und Sydenham gehören unter die gröſsten Männer ihrer Zeit; zugleich waren sie redliche, friedliebende, gute Menschen. Aber das sind nicht immer die Leute, die sich der tief alliirten Thorheit zu widersetzen trauen. Dergleichen Untersuchungen stören die Gemächlichkeit des nur zu oft gern in der Stille raffinirenden Genies. Man kann es gern sehen, daſs die Bastille der Erde gleich gemacht wird, aber man hilft deswegen nicht gern. Hätte unser Luther Boyle's Geist gehabt, so hätte das flüchtige Blatt, woran ich jetzt schreibe, nicht einmal gedruckt

---

1) R. Boyle's Works. Vol. V. p. 470.

werden können, und Pfaffen hätten vielleicht dafür diesen Bogen ad majorem Dei gloriam mit geistlichen Sottisen beklext.»

Die Geschichte von den elektrischen Röhren der Jahre 1747 und 1748 hat so viele Aehnlichkeit mit dem animalischen Magnetismus, dafs sie wieder in Anregung gebracht zu werden verdient. «Es ist,» sagt Lichtenberg, «dem Denker interessant zu sehen, wie zuweilen ein Flöckchen von Aberglauben, der auf den rechten Fleck der grofsen, bisher ruhenden Masse verwandten Stoffs herabfällt, sich nach und nach zu Lauwinen ballt, die endlich die Meinung leichtgläubiger, bequemer Menschen, und hauptsächlich derer, die ihren Pfennig von Kenntnissen gut anwenden wollen, zu Tausenden mit sich fortreifsen. Diesen Lauwinen hat man aber, Gott sei Lob! zu unsern Zeiten ein Instrument entgegengestellt, das wohl nächst dem Pflug und dem Galgen eines der nobelsten ist, auf die der Mensch zur Beförderung allgemeinen Wohles je gerathen ist, und das ist der — Prefsbengel. Wo der frei oscilliren darf, da hat es mit Sectenstifterei und Aberglauben wenig zu bedeuten, und noch weniger mit den parasitischen Auswüchsen derselben, magischem Magnetismus und Elektricismus.» — Giovanni Francesco Pivati, ein Mann von Stand und Ansehen zu Venedig, wollte gefunden haben, dafs wenn man riechende Substanzen in Glasröhren hermetisch einschlösse, und nachher durch Reiben elektrisch machte, so drängen nicht allein die Gerüche durch das Glas, sondern wirkten auch vermittelst ihrer specifischen Heilkräfte in diesem Zustande auf die so elektrisirten Personen. Ein Mann, der über Schmerzen in der Seite klagte, wurde vermittelst einer Glasröhre elektrisirt, worin man Peruvianischen Balsam eingeschlossen hatte. Der Mann ging nach Hause, schlief und schwitzte stark, und nunmehr roch sein Nachtzeug, Bett und alles nach Peruvianischem Balsam, ja endlich seine Haare, als er sich kämmte, und auch der Kamm. Diese und ähnliche Wundergeschich-

ten kamen dem Professor Winkler in Leipzig zu Ohren, der nun seine Operationen anfing. Er schlofs Schwefel in eine Kugel völlig ein, so dafs sie, selbst erwärmt, nichts von Geruch von sich gab; hingegen wenn sie elektrisirt wurde, verbreitete sich ein unausstehlicher Geruch durch das Zimmer. Er rief den Prof. Hanhold und andere Zeugen in das Zimmer, allein der Schwefelgeruch jagte sie sogleich wieder hinaus. Nun füllte er eine andere Kugel mit Zimmt an, und es verhielt sich eben so, wie mit dem Schwefel; dieser angenehme Geruch dauerte sogar noch den anderen Tag fort. Das Gleiche ergab sich bei einer mit Peruvianischem Balsam gefüllten Kugel. Ein Paar Tage nachher, da diese Kugel allen Geruch verloren hatte, wurde eine Kette zum Stubenfenster hinaus nach einem anderen Zimmer gezogen, gehörig isolirt, und nun einem ebenfalls isolirten Manne in die Hand gegeben, der nichts von diesem Vorhaben wufste. Nachdem man eine Zeitlang elektrisirt hatte, wurde das ganze Zimmer voll von Wohlgeruch, und er erklärte, es röche nach einer Art von Balsam. In Italien fand sich eine Menge Anhänger; man heilte durch eingeschlossene Arzneimittel hartnäckige Uebel augenblicklich, oder doch in etlichen Minuten, z. B. Hüftweh, Podagra, Gichtbeulen. Der Bischof von Sebenico, Spr. Donadoni, welcher von Podagra und Chiragra so zugerichtet war, dafs er seit mehren Jahren kaum mehr gehen und die Finger bewegen konnte, wurde mit einer zertheilenden Röhre elektrisirt. In demselben Augenblicke fühlte er eine besondere Erschütterung in den Fingern; kaum war er aber zwei Minuten elektrisirt, so öffnete und schlofs er die Hände, gab einem aus seinem Gefolge einen Handschlag und drückte ihm die Hand herzhaft, holte sich einen Stuhl, setzte sich nieder und ging bald darauf die Treppe hinunter, ohne Beihülfe, wie ein junger Mensch. Von diesem erstaunlichen Erfolge aufgemuntert, verfertigte Pivati allerlei Röhren für Krankheiten. Sie hiefsen öffnende, antapoplektische, diuretische,

anthysterische, schweifstreibende, balsamische, die Heilung der Wunden befördernde, herzstärkende Röhren. Bis hierher stieg dies glänzende Meteor des Betrugs und des Irrthums, das Tausende für ein neues Licht zu halten anfingen. Durch das aufserordentliche Aufsehen, welches diese Kuren machten, bewogen, ging der Abt Nollet über die Alpen, um alles an der Stelle zu untersuchen; er fand aber nichts als Uebertreibung, Mangel an Beobachtungsgeist und förmlichen Betrug. Endlich stand noch ein Sgr. Fortunato Bianchini in Venedig auf, und zeigte nicht nur einer ganzen Gesellschaft der verständigsten Männer, dafs an der ganzen Sache nicht das mindeste wahr sei, sondern auch, dafs die anderen Herren zu ihren Versuchen meistens ihre Bedienten, oder Bettler und sonst gefällige Schlucker gewählt hatten, die alles rochen und fühlten, was die Herrschaften und Obern gerochen und gefühlt haben wollten.

Einige von den verheerendsten Strich-Heuschrecken, die oft über grofse Länder Hungersnoth und Pest (?) gebracht haben, haben auf ihren Flügeln oft kleine Pünktchen, die eben deswegen, weil sie ganz ohne gewisse Ordnung darauf stehen, allerlei seltsame Figuren bilden, die der Aberglaube nicht selten für Buchstaben, und die Flügel dieser Thiere für allerlei Drohungszettel gehalten hat, die der Himmel seinen Vertrauten zuschicke. Einige fanden deutlich auf einem Flügel die Buchstaben IRA und auf dem anderen DEI. Ein anderer sah sogar armenische Buchstaben darauf, die er sehr gelehrt durch Immanes und Novi Populi übersetzte. Nach Franzen's Versicherung sollten die obigen Worte: Zorn Gottes in Apulien griechisch, in Deutschland aber hebräisch, arabisch und äthiopisch zu lesen gewesen sein. Das meiste Aufsehen erregte M. Acoluth, Archidiaconus und Prof. der orientalischen Sprache in Breslau, im Jahre 1693. Dieser breitete aus, dafs er auf den Heuschreckenflügeln ganz deutlich gelesen habe: Annona moriemini, welches so viel

heifsen sollte, als: ihr werdet ans Kornmangel sterben. Da dies auf viele Lente einen ungemeinen Eindruck machte, so predigte der berühmte Theolog Neumann dawider. Er ermahnte seine Gemeinde, sich durch solche Grillen nicht irre machen zu lassen, denn Gott schreibe keine Briefe auf Insektenflügel an Menschen. Ueberdies hiefsen jene Worte in gutem Latein nicht: ihr werdet Hungers sterben; sondern: ihr werdet euch an eurem Getreidevorrath zu Tode fressen. Die Gewohnheit, Heuschrecken und anderes Ungeziefer, welches die Landfrüchte verdirbt, mit dem Banne zu belegen, ist schon seit einigen Jahrhunderten, besonders in Frankreich, Italien und den angränzenden Ländern im Schwange gewesen. So sprach der Bischof von Lausanne, Benedict von Montferrand, im Jahre 1479 gegen die Raupen, welche unsäglichen Schaden thaten, die erschreckliche Strafe des Bannes aus. Im Jahre 1516 verfluchte der Official von Troyes alles Gewürm, welches damals die Erdfrüchte verdarb. Er that es ordentlich unter der Bedingung in Bann, wo es nicht innerhalb sechs Tagen aus dem Lande ziehen, oder Schaden zu thun aufhören würde. Der P. le Brun erzählt mehre dergleichen richterliche Urtheile, welche im 15ten Jahrhundert von den Officialen zu Lyon, Maçon und Autun, wider dergleichen Ungeziefer mit grofser Feierlichkeit ausgesprochen worden sind. Gewöhnlich pflegte der Prozefs wider dasselbe unter folgenden Ceremonieen geführt zu werden: Anfangs wurde ein Bittschreiben im Namen der Einwohner aufgesetzt, worin sie ersuchten, dafs die Thierchen vertrieben werden möchten. Hierauf wurde ein Richter erwählt, vor dem sich zwei Advokaten stellten, deren einer im Namen des Volkes klagte, der andere aber das Ungeziefer vertheidigte, da denn endlich der Ausspruch des Richters erfolgte, dafs, wenn das Geschmeifs sich nicht in einer gewissen Zeit fortbegeben würde, dasselbe in den Bann verfallen sollte. Im 16ten Jahrhundert war dieser Heuschreckenbann in Frankreich so gemein ge-

worden, dafs der Oberpräsident des Parlaments in Provence, Barth. Chassanäus, ein eigenes weitläufiges Bedenken aufsetzte, und darin untersuchte, wie und auf welche Art dergleichen Thierchen wirklich vor Gericht geladen werden könnten; ob sie in eigener Person oder durch einen Anwald erscheinen müfsten; ob sie eigentlich vor das geistliche oder weltliche Gericht gehörten; und ob sie mit der Strafe des Bannes belegt werden könnten, welches letzte er besonders mit vielen Gründen zu behaupten suchte. Jedoch verschiedene berühmte katholische Schriftsteller waren ganz anderer Meinung. Der Dr. Leonh. Vairus hielt dergleichen Bann nicht nur für abergläubisch, sondern auch für gotteslästerlich, und es deuchtete ihm eben so ungereimt zu sein, unvernünftige Thiere in den Bann zu thun, als wenn man einen Hund oder Stein taufen, oder den Fischen und Vögeln predigen wollte.

Ideler.

VIII.

Medicinische Bibliographie.

Berres, Jos., Anthropotomie. 1r Bd. Zweite Aufl. Mit 6 lithograph. Tafeln. gr.8. Wien, Gerold. 3 Thlr.

Central-Zeitung, Berliner medicinische, redigirt von J. J. Sachs. 1835. 52 Nummern. gr.4. Berlin, Hirschwald. n. 3 Thlr. 12 Gr.

Eble, B., die Bäder zu Gastein. 8. Wien, Gerold. br. n. 1 Thlr.

Jahrbücher, medicinische, des österreichischen Staates. Herausgeg. von A. J. von Stifft und J. N. von Raimann. 16r Bd. gr.8. Wien, Gerold. 4 Thlr.

Ideler, K. W., Langermann und Stahl als Begründer der Seelenheilkunde dargestellt. gr.8. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin. 12 Gr.

Nebel, G. H., Dissertatio exhibens observationem duorum aneurysmatum rariorum. Acced. tabulae V lithograph. 4maj. Heidelberg, Mohr. n. 16 Gr.

Repertorium der medicinisch-chirurgischen Journalistik. Herausgegeben von K. F. Kleinert. IV. u. V. Jahrgang. Supplement-Heft. II. Abtheilung. gr. 8. Leipzig, Kollmann. br. 2 Thlr.

— — der homöopathischen Journalistik. Herausgegeben von L. Griesselich. 1s Heft. gr. 8. Leipzig, Kollmann. br. 1 Thlr.

Armamentarium chirurgicum. Herausgegeben von A. W. H. Seerig. 2s Heft. Mit einem Atlas von 12 lithogr. Tafeln. gr. 8. Breslau, Gosohorsky. br. 2 Thlr. 12 Gr.

Copland, J., Wörterbuch der praktischen Medicin. Aus dem Engl. von M. Kalisch. 2r Bd. 3s Heft. gr. 8. Berlin, Mittler. br. 16 Gr.

Daxenberger, M., de ultimi partus stadii diagnosi et cura. 8. München, Jos. Lindauer. geh. 8 Gr.

Ott, Fr. A., Abbildungen zum Handbuche der chirurgischen Instrumenten- und Verbandlehre. Dritte Auflage. 1s Heft. Fol. München, Franz. 8 Gr.

Wiese, F. L. A., das Delirium tremens. gr. 8. Quedlinburg, Basse. geh. 4 Gr.

Wochenschrift für die gesammte Heilkunde. Herausgegeben von Ritter und J. L. Caspar. Jahrg. 1835. gr. 8. Berlin, Hirschwald. n. 3 Thlr. 16 Gr.

Zeitung, medicinisch-chirurgische, fortgesetzt von J. N. Ehrhart. Jahrg. 1835. gr. 8. (Innsbruck.) Leipzig, Köhler. n. 7 Thlr. 8 Gr.

Derselben 38r Ergänzungsband. 1835. gr. 8. Ebendas. 2 Thr.

I.

Die Physiognomik des Scipio Claramontius, dargestellt.

von

Ideler.

(Schlufs.)

Das fünfte Buch macht den Anfang mit der eigentlichen Physiognomik, welche der Verf. als die Forschung nach den Veränderungen bezeichnet, welche die Sitten im Körper hervorbringen. Die Physiognomik des Verf. zerfällt in drei Theile: der erste sucht die Zeichen der einzelnen Temperamente und der durch sie bedingten Sitten auf; der zweite bestimmt die Sitten nach der Conformation der Theile; der dritte betrachtet die körperlichen Bewegungen, und schliefst aus ihnen auf die Sitten. Mit dieser Eintheilung sucht der Verf. die des Aristoteles in Verbindung zu bringen, welche neun physiognomische Momente aufstellt: die Bewegung, die Bildung der einzelnen Theile, die Farbe, den Ausdruck der Sitten im Gesicht, die Sanftmuth (? lenitas), die Stimme, die Beschaffenheit des Fleisches, die der einzelnen Theile, und die Gestalt des ganzen Körpers.

Der auf Galen's Lehre von den Elementarqualitäten gegründeten Bestimmung der einzelnen Temperamente getreu, bemüht sich der Verf., für jede einzelne Qualität

eine besondere Erscheinungsreihe zu bezeichnen, und er fängt daher mit den Zeichen des warmen Herzens an, welches sich nach Galen durch grofse Respiration, häufigen und schnellen Puls, durch stark bis zu den Hypochondrien hinab behaarten Thorax, welcher im Vergleich mit dem Kopfe breit ist, durch erhöhte Wärme des ganzen Körpers, und durch eigenthümliche Sitten zu erkennen giebt, welche Rhazes als Kühnheit, Stolz, Zornmüthigkeit, Neigung zum Luxus bestimmt. Auch die anderen Arabisten, Averrhöës, Haly Abbas, geben ähnliche Schilderungen. Der Verf. unterwirft diese Zeichen einer näheren Prüfung, aus der sich ergiebt, dafs die Behaartheit der Haut kein allgemeingültiges Zeichen ist, da nach Galen die Germanen, Thracier und Scythen eine kalte, feuchte, weiche und nackte Haut haben, weil die äufsere Kälte das Blut nach den inneren Theilen treibt, sie erhitzt, und dadurch Muth und den Drang zu schnellen Handlungen erzeugt. Die nähere Erklärung des Haarwuchses aus den verdampfenden rufsigen Theilen des Blutes erlassen wir ihm gern, so wie die physikalische Deutung, dafs in einer umfangreichen Brust eben wegen ihres grofsen Raumes die angeborne Wärme sich verdünne, wenn sie nicht in einem besonders reichlichen Maafse vorhanden sei. Thatsächlich ist indefs, dafs Menschen von einem robusten Körperbau feige sein können. Nur die Beschaffenheit des Herzschlages, Pulses und Athmens ist ein constantes Zeichen, welches ebenfalls materialistisch gedeutet wird. — Das trockene Herz an sich giebt sich nach Galen durch harten Puls, durch einen nicht schnell ausbrechenden, aber schwer zu besänftigenden Zorn, durch einen gedrungenen, magern Körperbau zu erkennen. Michael Scotus rechnet dahin noch dicke, kurze Haare, Rhazes eine dichte, harte Haut, stark aufgetriebene Venen, eine rauh behaarte Brust. Für das sicherste Zeichen erklärt der Verf. den harten Puls.

Aus der Verbindung der Elementarqualitäten der Wärme

und Trockenheit des Herzens geht das trockene, warme Temperament hervor, welches unserem cholerischen genau entspricht; denn als Zeichen desselben werden nach Galen ein grofser, harter, schneller und häufiger Puls, grofse, schnelle und häufige Respiration, wie im Verhältnifs zur angebornen Wärme geräumiger Thorax, der bis zu den Hypochondrien hinab stark behaart ist, ein zum schnellen und kräftigen Handeln aufgelegter, zum schwer zu besänftigenden Zorn geneigter, begehrlicher und leicht in tyrannische Gesinnung ausartender Charakter angegeben. Diese psychische Eigenthümlichkeit leitet der Verf. besonders aus dem harten Pulse ab, weil dieser einen nachhaltigen Tonus andeutet.

Hierauf erläutert der Verf. die Zeichen des feuchten Herzens, abgesehen von anderen Qualitäten, welches sich nach Galen in einem weichen Pulse, in leicht aufloderndem, aber bald zu besänftigendem Zorn, und in einer feuchten Beschaffenheit des ganzen Körpers ausspricht, wohin Michael Scotus noch eine Fülle von weichen, glatten, hellfarbigen Haaren, ein weiches Fleisch, und ein schüchternes, in Anstrengungen leicht ermattendes Gemüth rechnet. Die scholastischen Bemerkungen und Einschränkungen des Verf. übergehen wir.

Die Zusammensetzung der Wärme und Feuchtigkeit des Herzens, bildet das Temperament, welches jetzt das sanguinische genannt wird, und welches Galen charakterisirt durch geringere Beharrlichkeit des Körpers, grofsen, weichen, schnellen und häufigen Puls, und ein entsprechendes Athmen, welches bei der Enge des Thorax häufig wird. Dazu ein raschthätiger, nicht wilder, doch schnell in Zorn aufbrausender Sinn.

Das kalte Herz im einfachen Sinne verräth sich nach Galen durch einen kleinen Puls, der jedoch nicht nothwendig langsam und träge ist, womit das Athmen übereinstimmt. Dazu eine glatte, enge Brust, ein grofser Kopf und ein kalt sich anfühlender Körper. Im Charakter herr-

schen Trägheit und Schüchternheit vor. — Kälte und Feuchtigkeit des Herzens bilden unser phlegmatisches Temperament, sich ankündigend durch weichen, schwachen, langsamen Puls, langsames, kleines Athmen, weiches und kaltes Fleisch, kleine, nackte Brust, Trägheit, Mangel an Kühnheit, geringe Neigung zum bald nachlassenden Zorn. — Kälte und Härte des Herzens bringen unser melancholisches Temperament hervor, welches bezeichnet wird durch harten, kleinen Puls, seltene und langsame Respiration bei gröfserer Brust, oder durch gemäfsigtes Athmen bei kleiner, glatter Brust. Der Zorn kommt nicht leicht zum Ausbruch, ist aber hartnäckig.

Auf das Temperament des Herzens hat auch das Gehirn Einflufs, welches nach Aristoteles durch seine Kälte die Wärme des Herzens mäfsigen soll. Je gröfser daher das Gehirn, um so mehr kühlt es das Herz ab, und umgekehrt, so dafs im ersten Falle die Wärme des Charakters vermindert wird, im letzten unverändert bleibt. Hiermit stimmt Galen's Ausspruch überein, dafs ein grofser Kopf mit der Kälte des Herzens, und ein kleiner mit der Wärme desselben im Zusammenhange steht. Die Gröfse oder Kleinheit des Kopfes ergiebt sich aber aus seinem Verhältnifs zum übrigen Körper. Unstreitig blickt in diesen Angaben die Vorstellung durch, dafs überwiegende Intelligenz die Gemüthstriebe mäfsigt und zügelt, welche umgekehrt bei geringer Verstandesthätigkeit leicht eigenmächtig und zügellos hervortreten. Haly Abbas sucht diese Lehre noch zu erweitern, indem er auch beim Gehirn die vier Elementarqualitäten theils einzeln, theils in Verbindung nachzuweisen, und die daraus sich ergebenden Sitten zu bestimmen sich bemüht. Dagegen behauptet aber der Verf., dafs das Temperament des Gehirns keine unmittelbare Beziehung auf den Charakter hat, sondern nur eine mittelbare, und zwar theils auf körperlichem Wege, in sofern dasselbe das Temperament des Herzens verändert, und durch seine abkühlende Wirkung auf dasselbe Schüch-

ternheit und Abspannung des Charakters bewirkt, theils auf intellectuelle Weise, durch die von ihm bestimmte Modalität der Erkenntnifskräfte, deren Verschiedenheit auf die Sitten zurückwirken mufs, da die deutliche Erkenntnifs zu rechtlichen Sitten geneigt macht, und umgekehrt. Doch ist letztes nicht im absoluten Sinne zu verstehen, als wenn die Sitten jedesmal von der Crasis des Gehirns abhängig wären. Ein trockenes und warmes Gehirn wird z. B. wohl eine gewisse Zähigkeit des Gedächtnisses und der Meinungen im Gegensatz zu veränderlichen und widerstreitenden Begriffen, nicht aber Standhaftigkeit in Behauptung der Vorsätze unter Gefahren hervorbringen, welches eine Folge des trockenen und warmen Herzens ist, da der Charakter nur von der Crasis des Herzens abhängt. Auch Galen hat Unrecht, wenn er behauptet, dafs der höchste Grad von Trockenheit des Gehirns die gröfste Klugheit zur Folge habe. Er stützt sich dabei auf falsch verstandene Sätze des Plato, welcher behauptet, dafs bei Knaben der Verstand durch einen zu reichlichen Zuflufs von Nahrungsstoffen geschwächt, gestört werde, dagegen bei sparsam zufliefsendem Nahrungsstoff an Schärfe zunehme — dafs der Verstand, indem er bei der Zeugung mit dem erdigen Körper in Berührung tritt, in den Zustand der Amentia versetzt werde. In Bezug auf den letzten Satz vergleicht aber Plato nicht die Feuchtigkeit und Trockenheit des Körpers, sondern er meint nur die erdige Beschaffenheit desselben, an den, wie an ein Vehikel, die Seele gebunden sei. Eben so versteht Plato im ersten Satz nicht die Feuchtigkeit des Temperaments, sondern die aus zu reichlichem Speisegenufs übermäfsig zuströmende Nahrungsflüssigkeit. Die wahre Ansicht des Plato ist im Theätet enthalten, wo er das innere Mark (cera) als das Receptaculum specierum sensibilium beschreibt, welches, wenn es hart ist, die Eindrücke lange behält, aber neue schwer empfängt, dagegen es, wenn es reichlich vorhanden ist, sowohl leicht empfängt, als auch der Menge we-

gen zum Behalten geschickt ist, wo dann nicht Trockenheit, sondern eine gemäſsigte Feuchtigkeit die trefflichsten Geisteskräfte hervorbringt. Hiermit stimmt der Ausspruch des **Aristoteles** überein: Maxime autem reminiscuntur, quibus humiditas fuerit circa locum sensitivum. Der Verf. bemüht sich nun auf scholastische Weise das Verhältniſs des Gehirns zum Herzen zu bestimmen, in sofern jenes seiner Gröſse oder dem Grade seiner Kälte nach entweder die Wärme des Herzens überwiegt, oder umgekehrt letztes durch sein angebornes Temperament jenes übertrifft. Nun werden die Temperamente des Gehirns berücksichtigt, wozu der Schlaf den Maaſsstab hergiebt. Der Schlaf entsteht, wenn der Nahrungsdunst (vapor alimentaris) durch die Kälte des Gehirns sich verdichtet, gleichwie die Wolken sich aus den in der Luft schwebenden Dünsten erzeugen. Ein kaltes Gehirn bringt also Neigung zum Schlaf hervor; nur wenn die zum Gehirn aufsteigenden Kanäle eng sind, ist der Mensch weniger schlafsüchtig, woran sich denn wieder viele scholastische Bestimmungen reihen. Diese Schlaf erzeugende Kälte des Gehirns kann aber sowohl nach der Quantität, als nach der Qualität desselben abgeschätzt werden, daher wo beide Bedingungen gering sind, wenig Schlaf eintritt. Die angeborne Feuchtigkeit des Gehirns macht aber nicht schläfrig, sondern nur die zufällig aus zu reichlicher Nahrung entstandene. Die Vortrefflichkeit der geistigen Thätigkeit hängt von der Crasis des Gehirns ab. Ist das Gehirn zu trocken, so begreifen die Menschen schwer, behalten aber lange; zu groſse Feuchtigkeit desselben bringt den umgekehrten Fehler hervor. Der höchste Grad von Trockenheit macht das Gehirn allen Vorstellungen unzugänglich, und umgekehrt eine allzugroſse Erweichung läſst die Vorstellungen verschwinden, noch ehe sie haften. Die Hautfarbe gilt dem Verf. nicht als sicheres Zeichen der Temperatur des Gehirns.

Der Einfluſs der Leber auf das Temperament des Herzens wird durch das von jener bereitete, und dem Herzen

durch die Hohlader zuströmende Blut vermittelt. Wie daher das Temperament der Leber, so sind auch meistens die Säfte beschaffen; doch kann z. B. der Magen diese Regel einschränken, welcher, wenn er kalt ist, die Wärme der Leber vermindert. Denn jeder Theil hat sein eignes Temperament. Hieraus ergeben sich folgende Bestimmungen: 1) Eine trockene und warme Leber erzeugt ein Blut von gleicher Beschaffenheit, welches ein galliges genannt wird, als solches die Wärme des Herzens vermehrt, und durch seine Schärfe (ein Produkt der Trockenheit und Wärme) reizen, stacheln, also zum Zorn aufgelegt machen wird. 2) Eine feuchte und warme Leber bringt ein entsprechendes Blut hervor, welches zwar vermöge seiner Wärme die des Herzens vermehrt, aber durch seine Feuchtigkeit erweicht, und ein sanftes, zu sinnlichen Genüssen geneigtes Leben hervorbringt. 3) Die Kälte und Trockenheit der Leber theilt sich dem Blute mit, welches dann das Temperament des Herzens abkühlt, und zu kälteren Sitten dasselbe bestimmt, jedoch der Trockenheit wegen eine schärfere Empfindung verleibt. 4) Kälte und Feuchtigkeit des Blutes wegen gleicher Beschaffenheit der Leber, erzeugt Kälte des Gemüths und Stumpfsinn. — Trifft das Temperament der Leber und des Blutes mit dem des Herzens zusammen; so mufs letztes deshalb in allen Beziehungen stärker ausgeprägt hervortreten, z. B. wenn Wärme und Trockenheit überall vorherrschen, entsteht eine ungemeine Geneigtheit zum Zorn. Wenn aber das Temperament der Leber und des Blutes mit dem des Herzens im Gegensatze steht, so mufs man abwägen, welches das Uebergewicht hat, obgleich in der Regel das eingeborne, ursprüngliche Temperament des Herzens den Ausschlag giebt. Die Zeichen der einzelnen Temperamente der Leber nach Galen, Averrhöes und Haly Abbas überschlagen wir billig, um uns nicht zu lange mit absoluten Vorstellungen zu beschäftigen.

Zu Anfange des sechsten Buches stellt der Verf. den

Grundsatz auf: Quod pro habilitate membri cujusque ad munus suum inditus est instinctus animalis ad illam ipsam operationem. In dieser Beziehung werden zuerst die Genitalien zur Bestimmung des Begattungstriebes betrachtet, dessen Stärke an der Beschaffenheit jener erkannt werden soll. Hier kommen z. B. die Sätze vor, dafs nach Galen aus den Arterien Geister in die schwammige Substanz des Penis einströmen, und denselben zur Erektion bringen, daher wenn die Arterien grofs sind, und aus einem warmen Herzen entspringen, die Erektionen häufiger und stärker erfolgen. Sind die Corpora cavernosa sehr zellenreich, so erfolgt die Turgescenz in einem höheren Grade, und das Glied zieht sich nachher desto mehr zusammen, weshalb eben die Kleinheit desselben im ruhenden Zustande eine gröfsere Geneigtheit zur Wollust verräth, als wenn es seine Gröfse wenig verändert. Aus dem Blute der Venen wird der Saame abgeschieden; daher je gröfser jene, um so stärker die Potenz.

In Bezug auf die Physiognomik der übrigen Körpertheile spricht der Verf. die Bemerkung aus: Methodus est considerare, quae membra ad quae munia facta sint, et quam bene et apte ad ea ipsa sint fabricata. Die Physiognomiker nahmen verschiedene andere Methoden zur Hülfe, indem sie 1) auf die Aehnlichkeit der Theile mit denen der Thiere, 2) auf ihre Beschaffenheit beim männlichen und weiblichen Geschlecht, und auf ihre Aehnlichkeit bei den verschiedenen Nationen Acht gaben. Am nächsten der Wahrheit kommt nach dem Verf. das Verfahren, welches sich nach den in die Sinne fallenden Sitten richtet, obgleich dabei von den Wirkungen auf die Ursachen geschlossen wird, da doch das Umgekehrte geschehen sollte. Er hält sich daher vorzugsweise an die Gestalt und Bildung der Theile, in wiefern sie ihren Funktionen angemessen sind, wiewohl er gelegentlich auch auf die Sitten Rücksicht nimmt.

Am Kopfe werden zuerst die Theile, welche nicht bis

unter die Stirn hinabreichen, in Betracht gezogen, und in Bezug auf sie folgende Sätze aufgestellt: 1) Ein kleiner Kopf beschränkt wegen geringer Menge des Gehirns nicht die Wärme des Herzens. 2) Ein grofser Kopf umgekehrt kühlt das Herz ab, daher grofsköpfige Thiere, Ochsen und Esel träge sind, muthige Pferde dagegen einen kleinen Kopf haben. 3) Ein nicht zu grofser Kopf deutet auf einen vortrefflichen Verstand; ist derselbe aber 4) zu grofs, so zeigt dies Stumpfsinn an. Denn dann wird das Herz zu sehr abgekühlt, und das Gehirn ermangelt zu sehr der reinen Wärme, welche zu den animalischen Funktionen erfordert wird. 5) Ein mittelmäfsig kleiner Kopf begünstigt den praktischen Verstandesgebrauch, folglich die Klugheit; ein zu kleiner Kopf disponirt dagegen zur Wildheit (feritas), weil die Lebensgeister im engen Raume sich verwirren, und dadurch das Urtheil stören, und weil die Wärme des Herzens nicht gemäfsigt wird. 6) Ein Kopf von mäfsiger Gröfse vereinigt daher alle vortheilhaften Eigenschaften, indem er die Wärme des Herzens gelinde beschränkt; der Charakter hält dann das Mittel zwischen Verwegenheit und Zaghaftigkeit, der Verstand ist scharf und zu allen Arten der Erkenntnifs aufgelegt. Der Verf. hat sich bei allen diesen Sätzen zunächst dem Aristoteles angeschlossen.

Nach Galen soll die Gestalt des Kopfes eine sphärische, an den Schläfen etwas eingedrückte sein, so dafs das Vorder- und Hinterhaupt ein wenig hervorragt. Hiernach bestimmt derselbe drei regelwidrige Formen, wenn entweder das Vorder- oder das Hinterhaupt, oder wenn beide zugleich nicht hervorragen. Die Hervorragung der Schläfen über das Vorder- und Hinterhaupt soll nach Galen nicht vorkommen, obgleich Vesal eine solche bei einem blödsinnigen Knaben sah. Hierauf gründet der Verf. folgende Sätze: 1) Die Form des Kopfes hat nicht auf den Gemüthscharakter, sondern nur auf die Beschaffenheit des Verstandes unmittelbaren Einflufs. 2) Die von Galen

als natürlich angegebene Kopfform ist ein häufig bestätigtes, jedoch nicht zuverlässiges Zeichen einer angemessenen Disposition zum Verstandesgebrauch, denn Perikles hatte einen zugespitzten Kopf. 3) Die Hervorragung oder Abplattung des Hinterhauptes bedeutet nach Galen eine Begünstigung oder Beeinträchtigung der Neigung zum thätigen Leben. Denn da von den Nerven, die ihren Ursprung im kleinen Gehirn haben, die willkührliche Bewegung abhängt; so hat das Vermögen zu letzter im Hinterhaupte seinen Sitz, wonach sich der thätige Charakter richtet. Ein starkes Hinterhaupt, zumal wenn es in einen dicken und rothen Nacken übergeht, zeigt daher Wärme des Charakters, Willensstärke und tüchtige Bewegkraft an; dagegen ein kleiner Hinterkopf mit dünnem und blassem Nacken ein Zeichen der Willensschwäche ist. Doch läſst sich aus der Kraft der willkührlichen Bewegungen nicht, wie Galen wollte, ein sicherer Schluſs auf den moralischen Charakter ziehen, weil sie auch bei arbeitenden Sclaven angetroffen wird.

Die Augen abgerechnet, giebt die Stirn unter allen Körpertheilen das treffendste Bild des Geistes. Frons homini tristitiae, hilaritatis, clementiae, severitatis index. Plinius. Frons animi janua. Cicero. Denn die verborgenen Leidenschaften und Affekte, Zorn, Furcht, Begierde, Haſs, Liebe, treten auf die Stirn und in die Augen hervor. Aristoteles nennt dies die sinnlich wahrnehmbaren Sitten (mores apparentes). Uebrigens hat die Stirn keine unmittelbare Beziehung auf die Sitten, da sie nicht ihr Sitz ist, sondern auf das Erkenntniſsvermögen. In Hinsicht auf letztes ergeben sich folgende Sätze, wobei man sich erinnern muſs, daſs die Stirn mit einer seitlichen Hervorragung, hinter der die Schläfen nach innen zurücktreten, nicht aber allmählig in diese übergeht. Eine viereckte Stirn ist Zeichen eines vorzüglichen Ingeniums und Urtheils, da dasselbe den vorderen Theil des Kopfes einnimmt. Daher zeigt sie auch Klugheit oder richtige Be-

urtheilung der praktischen Angelegenheiten an. Wenn die von Galen als regelwidrig bezeichnete Kopfform immer eine Beschränkung des Ingeniums zur Folge hätte, so würde dies auch von einer nicht viereckten Stirn gelten. Doch kann man eine rundliche Stirn nicht für Zeichen eines schwachen Geistes halten. Auch im gewöhnlichen Maaſsverhältnisse nimmt die Stirn einen groſsen Raum ein, daher sie auf ein helles Erkenntniſsvermögen hinweiset. Denn zu letztem wird ein reines Blut erfordert, als welches ein warmes nicht anzusehen ist. Eine groſse und nackte Stirn bewirkt daher, daſs die im vorderen Theile des Gehirns zusammenflieſsenden Säfte und Geister abgekühlt werden, und daher ein klares Denken möglich machen. Ist die Stirn zu groſs, so werden die Geister zu sehr abgekühlt, daher solche Menschen langsam von Begriffen und Urtheilen, und im Handeln träge sind. Bei einer kleinen und behaarten Stirn werden die Geister im vorderen Theile des Gehirns nicht gehörig abgekühlt; Wärme erzeugt aber ein eilfertiges Urtheil, und hemmt dadurch die Deutlichkeit der sinnlichen Empfindungen und des Denkens. Die eine gerunzelte Stirn haben, sind nachdenklich, da wir beim Nachdenken die Stirn in Falten zu schlagen pflegen. Eine trübe Stirn zeigt Traurigkeit an, eine umwölkte Kühnheit, eine. ernste Strenge. Herabgezogen deutet sie Wehklagen, ausgespannt Fröhlichkeit an. Wenn die Stirnfalten sich in die Höhe ziehen, so verkündigt dies Zorn. Eine rauhe Stirn (fr. aspera) ist Zeichen der Unverschämtheit; im stärkeren Grade, der Wildheit. Denn dem Menschen ist Adel der Seele verliehen, welche den Körper beherrschen soll, wie es die Thiere nicht können. Die Empfindungen der Seele malen sich im Auge und auf der Stirn ab; wenn also die Stirnhaut so hart ist, daſs das Leuchten (fulgor) des Geistes sie nicht durchdringen kann, so wird dies eine eherne Stirn genannt, welche dickhäutig wie bei den Thieren, eine rohe, irdische Wildheit bezeichnet. Eine unregelmäſsige Stirn, welche

ungleiche Hervorragungen und Vertiefungen darbietet, bedeutet einen betrügerischen, hinterlistigen Charakter. Denn jene Hervorragungen entstehen von den Anschwellungen der Muskeln, welche die Stirn auf mannigfache Weise runzeln und glätten. Willkührlich die Stirn verändern, ist aber Zeichen eines verschmitzten und wetterwendischen Charakters.

Gewölbte (arcuata) Augenbraunen verrathen Stolz, welcher dieselben in die Höhe zieht. Werden sie nach der Nasenwurzel hin zusammengezogen, so deuten sie einen finstern und strengen Charakter an, weil sie beim Zorn jene Richtung annehmen. Werden sie nach den Schläfen hin gezogen, so spricht sich darin eine spöttische, hinterlistige Gesinnung aus. Treten sie zu den Augenliedern herab, so verräth dies Neid.

Die äufseren Ohren stehen eigentlich nur in Beziehung zum Gehör, daher sie keinen Instinkt der Sitten ausdrücken. Nur wenn sie zu grofs sind, zeigen sie einen Ueberflufs an körperlicher Masse an, woraus sich muthmaafsen läfst, dafs die animalischen Funktionen unterdrückt sind, weil diese eine von Geistern durchdrungene Materie voraussetzen, und durch die Geister vollzogen werden. Zu grofse Ohren verrathen daher einen stumpfsinnigen, trägen Geist nach Aristoteles, der daraus auf Dummheit und Geschwätzigkeit schliefst. Nur Ohren von mittler Gröfse bedeuten nach ihm gute Sitten, kleine aber einen verderbten, hinterlistigen Charakter. Man hat diesen Satz aus ihrer Aehnlichkeit mit denen der Affen beweisen wollen, indefs ist darauf kein Werth zu legen. Die Affekte bringen keine Veränderung an den Ohren hervor; doch röthen sie sich zuweilen beim Zorn, oder auch wohl bei Schreck und Angst.

Die Augen sind Fenster der Seele, da aus ihnen die Affekte hervorleuchten, wenn sie nicht unterdrückt werden, daher von ihnen die wichtigsten Zeichen der Sitten herzunehmen sind. Sie geben auch das Temperament des

Gehirns, welches Einfluſs auf die Sitten haben kann, zu erkennen. An dem Blick der Augen haben wir folgende Verschiedenheiten zu merken: 1) Strahlende Augen heiſsen solche, aus denen eine geistige Thätigkeit (efficacia spiritualis) hervorbricht, und die Augen und Seelen gegenüberstehender Personen durchdringt. Ein solches strahlendes Auge zeigt brennende Begierde an; auch dem Zorn ist dieser Blick eigen, doch sind dann die Strahlen getrübter und finster, und verkünden dadurch Rachegefühl, nicht Wollust. Desgleichen verrathen sich Neugierde und Angst durch diesen Blick —, wie sich denn überhaupt in allen diesen Zuständen eine Begierde ausspricht. — Die umgekehrte Art des Blicks, wo das Auge seine Strahlen zurückzieht, zeigt sich bei bescheidenen Menschen, z. B. bei züchtigen Jünglingen in Gegenwart von Frauen, desgleichen bei Betrachtung widriger Gegenstände, die indeſs nicht zur Rache auffordern, wenn man die Augen nicht von ihnen abwenden kann, wo sie dann auch starren, z. B. bei Verbrechern, welche vor ihren Richtern erscheinen. Aber auch in tiefes Nachsinnen verlorne Menschen, welche die gegenwärtigen Dinge nicht beachten und wahrnehmen, haben den zurückgezogenen Blick. Zuweilen verbinden sich diese beiden entgegengesetzten Arten desselben, wenn widerstreitende Affekte zusammentreffen, z. B. bei einem von heiſser Liebe Entzündeten, der jedoch von groſser Beschämung befangen ist. Dann strahlt das Auge gleichsam durch einen trüben Duft, wie eine bald aus den Wolken hervorbrechende, bald in sie sich verhüllende Sonne; zugleich blinzelt der Blick und schaut seitwärts, ähnlich dem, der sich aus Verstellung auf eine verhaſste Person richten muſs. 2) Ein angespanntes Auge, welches glänzt, kündigt Freude an, ein eingezogenes aber Traurigkeit, weil der Geist in sich zurückgebannt ist. Das Mittel zwischen diesen Gegensätzen ist ein gleichartiger Blick, welcher Gleichmuth bedeutet, der im höheren Grade den Ernst darstellt. 3) Ein seitwärts gewandter Blick ist der Be-

gierde eigen, wenn sie von Verschämtheit zurückgehalten wird, oder diese vorspiegelt, womit Frauen gewöhnlich ihre Liebhaber bezaubern. Aber auch verhafste Menschen, auf die wir zürnen, blicken wir oft eben so an. 4) Bewegliche, herumschweifende Augen sind den stieren, auf einen Punkt gehefteten entgegengesetzt. Im letzten Falle können die Augen offen stehen, wo sie dann starren, oder sich abwechselnd schliefsen, nicken. 5) Feuchte Augen sind von Thränen überschwemmt; in schmelzenden Affekten hüllen die Augen sich in einen feuchten Dunst, ehe Thränen ausbrechen. Der Verf. macht noch eine Menge Nüancen dieser Verschiedenheiten namhaft, die wir am besten mit seinen eigenen Worten bezeichnen: Arguti, acuti, protervi, cupidi, impudici, instantes, pellicentes, minaces, asperi ad primam differentiam pertinent, sicut et contrarii torpentes stupidi. Laeti, ridentes, tristes, moesti, graves ad secundam differentiam reducuntur. Vagi, mobiles, fixi, rigidi quoque ac rigentes ad quartam; recti, limi et transversi, vel ex transverso ad tertiam. Ad quintam turgidi, avidi, suffusi, molles. Duri, rigentes ad hanc quoque differentiam, sed et alio in sensu pertinent. Hierauf gründet der Verf. folgende Regeln: 1) Von Natur strahlende Augen zeigen einen Menschen an, welcher ursprünglich den Begierden ergeben ist; sind sie zugleich drohend, so verrathen sie Zorn und einen zornmüthigen Charakter. Doch ein zurückgezogener Blick bedeutet nicht immer das Aufhören der Begierde, welche durch den Affekt der Furcht oder Schaamhaftigkeit zurückgehalten worden, aber nach Entfernung derselben um so stärker hervorbrechen kann. Auch kann ein durch anhaltendes Nachdenken zurückgezogener Blick starke Begierden verhehlen. 2) Ein schielender, verschmitzter, ungewisser, abwechselnd strahlender und zurückgezogener Blick zeigt einen begehrlichen Menschen an, der zugleich furchtsam, oder in einem anderen hemmenden Affekte befangen ist. Worin aber letzter besteht, mufs aus anderen Zeichen errathen werden.

3) Der von Natur heitere und lachende Blick verräth einen schlichten und gutmüthigen Menschen in dem Sinne, wo Herzensgüte sich mit Unklugheit paart. Denn in dem Kampfe mit so vielen Widerwärtigkeiten eine heitere Stimmung zu behaupten, welche sich durch ein lachendes Auge ankündigt, ist entweder ein Beweis der hochherzigsten Gesinnung, welche niemandem angeboren ist, oder verräth Leichtsinn. Polemo und Adamantius halten diesen Blick für ein Zeichen der Unredlichkeit, bestimmen ihn aber zugleich als glänzend, worauf denn mehr als auf den heiteren Ausdruck ankommt. Denn jener Glanz, wenn er von einer brennenden Wärme herrührt, läfst auf ein allzu trockenes und heifses Gehirn, wie es den Katzen eigen ist, zurückschliefsen, und bedeutet dann Wildheit, weil sich dazu eine unverminderte Wärme des Herzens gesellt, und die des Gehirns das Nachdenken stört. Sind die lachenden Augen zugleich strahlend und muthwillig, so zeigen sie neben der Herzensgüte auch Begierde an, welche dann die erste einschränkt, und ihr eine gewisse Schärfe mittheilt. 4) Umherschweifende Augen verrathen ein unbeständiges und unruhiges Gemüth. Starren dabei die Augenlieder, so soll dies nach Polemo Verwegenheit bedeuten. Ein stetes Nicken mit den Augen ist ein Ausdruck widerstreitender Affekte, nach Aristoteles der Furcht. 5) Unbewegliche, stiere Augen, zumal wenn die Augenlieder starren, geben Dummheit oder Unverschämtheit zu erkennen. Aber wenn der Blick fest und nicht allzu starr auf die Gegenstände sich richtet, so ist dies ein Zeichen eines klugen, ruhigen, gleichmüthigen und vortrefflichen Menschen. Neigt ein solcher Blick sich zu einem strengen Ausdruck, so kündigt er ernste Würde an und verräth Stolz, wenn er zugleich gespannt ist. 6) Trockene Augen bezeichnen Härte, Grausamkeit und Wildheit des Charakters; so wie 7) feuchte Augen den schmelzenden Affekten und weichlichen Gemüthern eigen sind. So die Wollust, zumal die erotische, welche ganz besonders die

Seele erschlafft. Aber auch das Mitleiden lockt Thränen in die Augen, daher ein wohlwollender, liberaler Sinn sie leicht feucht macht, so wie umgekehrt Geizige, Böswillige trockene Augen haben. Unter den übrigen Affekten wirkt besonders die Furcht auflösend in das Gemüth, und auch sie benetzt das Auge. Nur verwechsele man damit nicht die Krokodillsthränen verrätherischer Menschen, welche mit der Furcht die heimliche Begierde zu schaden vereinigen.

Ueber die Farbe der Augen läfst der Verf. sich in eine weitläufige Disputation ein, die wir füglich überschlagen können, da die gefolgerten Regeln mehr hypothetisch, als aus der Erfahrung geschöpft sind, wenn wir die Bemerkung abrechnen, dafs die Augen sich beim Zorn röthen, welches wohl mehr dem Blutandrange, als dem trockenen und warmen Temperamente beizumessen sein dürfte. — Noch folgen einige Sätze über die Gröfse und über den Grad des Hervortretens der Augen. Aristoteles schlofs aus hervorstehenden Augen auf Blödsinn; indefs der Verf. führt mehre Männer von ausgezeichnetem Verstande namentlich an, bei denen die Augen stark hervortraten. Dies erinnert an Gall, der auf seine phrenologische Theorie zuerst durch die angebliche Wahrnehmung geleitet wurde, dafs bei grofsen Sprachgelehrten die Augen hervorragen, und hieraus folgerte, dafs bei ihnen der auf der pars orbitalis ossis frontis gelegene Theil des vorderen Gehirnlappens besonders stark entwickelt sei. Indefs pflichtet der Verf. dem Aristoteles darin bei, dafs Augen, welche das Mittel zwischen Gröfse und Kleinheit, zwischen Hervorragung und Eingefallenheit halten, die besten sind, und den gehörigen Grad der Spannung haben, daher sie ein Zeichen natürlicher Sitten und eines guten Charakters abgeben. Wenn dagegen das Gehirn an Gröfse und Feuchtigkeit das richtige Maafs überschreitet, so treten die Augen zu sehr hervor. Ist diese Beschaffenheit des Gehirns nicht zu stark ausgeprägt, so disponirt sie zum kontemplativen

plativen Nachdenken; erreicht sie aber einen zu hohen Grad, so bedeutet sie allerdings Stumpfsinn, der nach Galen aus zu großer Feuchtigkeit entsteht. Ein zu kleines und zu trockenes Gehirn verräth sich dagegen durch kleine und tief liegende Augen. Entfernt sich diese Beschaffenheit des Gehirns nur wenig vom mittleren Grade, so erlangt der Mensch dadurch einen thatkräftigen und warmen Charakter, der aber in Wildheit übergeht, wenn jene Bedingung zu stark hervortritt.

Die Nase hat keine unmittelbare Beziehung auf die Sitten; doch steht sie mit deren äußeren Erscheinungen im Zusammenhange, in sofern diese ihre Funktion angehen. So müssen sich z. B. die Nasenlöcher erweitern, wenn die Erhitzung der Präcordien ein verstärktes Athemholen nothwendig machen. Daher können wir aus weit geöffneten Nasenlöchern auf ein zorniges Gemüth nach Aristoteles schließen. Collectumque premens volvit sub naribus ignem. Virgil. Als eine Konjektur erwähnt der Verf., daß nach einigen die Nase in Sympathie mit den Genitalien stehen soll, dergestalt, daß ihre Größe der des Penis entspricht. Viro nasus longus et grossus significat praeputium magnum, et e converso — Ad formam nasi dignoscitur hasta hajardi — Nares nasi significant testiculos hoc modo, quia grossae et latae significant grossos et latos testiculos, subtiles vero strictos et parvos in omni. Der Verf. erwähnt, daß die Physiognomiker die Dicke oder Dünnheit der Nase, zumal an ihrem unteren Theile, mit der gleichen Beschaffenheit bei Thieren verglichen, und daraus Schlüsse auf den Charakter gezogen hätten. Als bestimmtere Sätze führt er noch an, daß bei der Verachtung, dem Hohne und Ekel die Nasenflügel nach oben gezogen, und deshalb seitwärts gerunzelt werden, und daß daher Menschen, bei denen dies immer geschieht, einen höhnischen, geringschätzigen Sinn haben. Wenn dagegen die Nase nach der rechten oder linken Seite hin verzogen wird, so soll dies auf Abscheu und Unwillen hindeuten.

Die Beschaffenheit des Mundes und der dazu gehörigen Zähne und Zunge bezieht der Verf. zunächst auf ihre animalische Funktion, und schliefst aus ihrer starken Entwickelung auf Gefräfsigkeit. Eine weite Mundöffnung deutet überdies auf eine grofse Respiration hin; wenn folglich zugleich die Zeichen eines etwas kalten Herzens sich darbieten, so wird eine starke Abkühlung der Präcordien die Folge davon sein. Hat der Mensch dagegen ein warmes Temperament, und einen robusten Körper, so weiset ein grofser Mund auf einen hohen Grad von Wärme hin, zu deren Mäfsigung ein starkes Einathmen erfordert wird. Doch sollen grofser Mund und Zähne nicht, wie bei reifsenden Thieren, auf Muth und Kühnheit, wie einige Autoren wollen, hindeuten, da dem Menschen das Gebifs nicht als Waffe verliehen ist. Eben so verwirft der Verf. die von andern aus der Vergleichung mit Thieren von der Beschaffenheit der Lippen hergenommenen Zeichen, und stellt dagegen folgende Sätze auf: Beim Zorn werden die Zähne zusammengebissen; beim Verhöhnen wird dagegen die Unterlippe hervorgestreckt, und es kündigt dies Zeichen, wenn es bleibend ist, einen höhnischen Charakter sicherer an, als auf- oder abwärts gezogene Lippen. Bei verbuhlten Küssen treten Zunge und Lippen oft in Berührung, deren häufige Wiederholung daher einen wollüstigen Sinn, und besonders bei Mädchen einen verliebten Kitzel anzeigt.

Aristoteles hält ein fleischiges Gesicht für Anzeige der Trägheit, wie bei den Ochsen, oder der Furchtsamkeit, wie bei den Eseln und Hirschen; dagegen ein mageres Gesicht einen thätigen Charakter bedeuten soll. Polemo glaubt dagegen, dafs fleischige Wangen einen weichlichen und trunkliebenden Sinn, sehr magere dagegen Bosheit und Betrug verrathen. Nach dem Verf. sollen dagegen fleischige Gesichtsmuskeln, weil sie zum Kauen tüchtig sind, und eine gute Verdauung vorbereiten, mehr als magere Wangen, eine kräftige und daher auch bessere Natur überhaupt anzeigen. Da aber das wissenschaftliche Studium,

und Sorgen, eine Abmagerung zur Folge haben, so spricht sich die eine oder andere Ursache in mageren Wangen aus, wiewohl es auch grofse Philosophen mit fleischigem Gesicht gab. Der Verf. schliefst daher, dafs magere Wangen entweder sehr grofse Trockenheit oder übermäfsige Kälte anzeigen, wo dann die Bereitung des Nahrungssaftes nicht gehörig von statten geht. Dies deutet dann auf kalte Sitten, Furcht, Neid, Strenge, Traurigkeit und Murrsinn hin. Ist aber die Magerkeit der Wangen zufällig, und nicht aus Krankheit entstanden, so kündigen sie einen in Geschäften oder Studien eingeübten Menschen an. Am vortheilhaftesten ist jedoch das Mittelmaafs. Ein zu grofses Gesicht verräth Ueberflufs an Materie, welcher gewöhnlich sich mit Stumpfsinn paart. Ein zu kleines Gesicht läfst dagegen auf ein zu kleines Gehirn schliefsen, welches die Wärme des Herzens zu wenig mäfsigt, daher dann wegen Austrocknung des Gehirns das Urtheil voreilig, der Charakter unbeständig, und im höchsten Grade Wildheit die Folge zu sein pflegt. Der Verf. hält indefs alle diese Zeichen für problematisch. Hierauf spricht er noch von der Gestalt des Gesichts und von dem Verhältnifs seiner einzelnen Theile zu einander, welches sich bei jedem Individuum anders darstellt, und deshalb nicht auf allgemeine Regeln gebracht werden kann, obgleich Aristoteles, Polemo, Adamantius, Michael Scotus, Porta, Jogenerius sich bemüht haben, dergleichen ausfindig zu machen. Endlich schliefst er dies Buch mit der Bemerkung, dafs jeder Affekt sich durch einen eigenthümlichen Ausdruck des Gesichts zu erkennen giebt, wovon im letzten Buche gehandelt werden wird, und dafs derjenige, dessen Gesicht den Ausdruck eines gewissen Affekts stets beibehält, von Natur zu demselben geneigt ist. Ausnahmen davon finden indefs statt, wenn ein neu entstandener Affekt den gewohnten verdunkelt, z. B. wenn ein Zorniger in Gegenwart eines Vornehmen, oder vor einer Volksversammlung beschämt ist, oder wenn aus Heuchelei die

wahre Gesinnung hinter einer angenommenen Physiognomie verborgen wird, wie z. B. Caligula, von welchem Tacitus sagte: Immanem animum subdola modestia tegens.

Das siebente Buch, welches die physiognomischen Zeichen aus der Beschaffenheit der äufseren Glieder enthält, bietet weniger Merkwürdiges dar, daher wir sogleich zum achten übergehen, mit welchem der Verf. den zweiten Theil seines Werkes, welcher die Sitten nach ihren Wirkungen bestimmt, den Anfang macht. Hierher gehört zuvörderst die Stimme, welche nach Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, Glätte und Rauhheit, Biegsamkeit und Unbiegsamkeit unterschieden wird. Ueber Höhe und Tiefe des Tones stellt der Verf. kurz die physikalischen Bedingungen zusammen, nach welchen sich die Zahl der Luftschwingungen in einer gegebenen Zeit richtet. Eine tiefe Stimme ist daher Zeichen einer dicken, langen und weiten Luftröhre, und umgekehrt. Je mehr der Mensch die Luftröhre (den Kehlkopf) erweitert, desto tiefer ist seine Stimme beim Sprechen und Singen, und umgekehrt. Auch ist sie um so höher, je rascher die Luft aus den Lungen ausgestofsen wird, wie bei den gespannten Gemüthsbewegungen; dagegen das umgekehrte Verhältnifs bei abspannenden Affekten, z. B. bei der Wollust, und überhaupt im Zustande des Genusses statt findet. Ist die Stimme wegen beschleunigter Bewegung hoch, so zeigt sie Kraft an; rührt dies aber davon her, dafs der Mensch wenig Luft einathmet, so bedeutet es Schwäche, daher die Stimme bei Kranken hoch ist. Eine hohe Stimme wegen beschleunigten und angestrengten Athemholens zeigt eine verengte Luftröhre, also heifse Gemüthsaffekte, überhaupt Wärme und Kraft an, wie dies namentlich von den Zornigen gilt. Eine tiefe und gemäfsigte Stimme bedeutet dagegen eine weite Luftröhre, eine grofse Menge ausgeathmeter Luft und ein affektloses Gemüth. Dies kann von Natur so sein, und dann ist der Mensch träge; oder es ist die Wirkung der Disciplin und der gebändigten Leidenschaften, also An-

zeige eines hochherzigen Gemüths, welches äufsere Dinge gering schätzt. Eine hohe und schwache Stimme verräth entweder Krankheit, oder bei Gesunden ein kaltes, furchtsames Gemüth. Ist sie tief und kräftig, so zeigt sie Gemüthsstärke nach Aristoteles an, so wie im umgekehrten Falle Feigheit; dagegen der Zorn sich durch eine hohe und starke Stimme ankündigt. Eine hohe, weiche Stimme und abgebrochene Sprache verräth wollüstig verweichlichte Sitten. Die unartikulirte Stimme bildet auch noch mannigfache Laute, zu denen zuvörderst das Lachen gehört, welches häufig wiederkehrend, einen frohen, heiteren Sinn anzeigt, und als schallendes Gelächter ein Uebermaafs der Lustigkeit verräth. Eine solche Gemüthsstimmung ist wenig zu Geschäften und Studien aufgelegt, daher zu vieles Lachen einen Narren ankündigt. Häufiges Weinen aus Traurigkeit ist trübseeligen Menschen eigen, die sich und anderen zur Last sind, alles schwarz sehen, und verzagen. Das Seufzen entspringt aus einer Hemmung des Athmens, welche dadurch gehoben werden soll; es entsteht daher, wenn jemand in Affekten befangen, das Athemholen versäumt, daher bei Schmerz, Liebe und Zorn. Als Wirkung des Schmerzes ist das Seufzen mit Aechzen verbunden; aber bei der Liebe und dem Zorn scheint die ausgeathmete Luft zu brennen. Das Gähnen verräth einen regungslosen Geist, den seine Umgebungen langweilen; daher es, wenn es nicht Zeichen der Schläfrigkeit oder des Hungers ist, in Gesellschaften beleidigend wird, so wie es überhaupt die Abwesenheit stachelnder Affekte, des Zornes, des Hasses, der Furcht, und durch seine häufige Wiederkehr Trägheit des Geistes anzeigt. Eine rauhe Stimme entsteht von Ungleichheit der Luftröhre, z. B. von herabfliefsendem Schleime, so wie ihre Weichheit Glätte derselben bedeutet. Aber abgesehen von den physischen Ursachen, kann jemand auch willkührlich eine rauhe Stimme hervorbringen, wenn er die Luft unregelmäfsig herausstöfst. Dies zeigt gewöhnlich rohe, bäuerische, ungeregelte Sitten

an, gleichwie die weiche Stimme einen sanften und gebildeten Charakter. Durch Uebung kann man beide Arten von Rauhigkeit der Stimme, je nachdem sie von physischen oder moralischen Ursachen abhängt, unterscheiden. Die zu weiche Stimme der Städtebewohner verräth aber einen weibischen, wollüstigen und nachgiebigen Charakter. Eine unbiegsame Stimme zeigt zuvörderst eine schwer bewegliche Luftröhre, also Kälte dieses Organs an, welche wohl immer mit Kälte der Lunge und des Herzens verbunden ist, daher sie auf Furcht schliefsen läfst. Sie kann aber auch Zeichen eines unbeugsamen, hartnäckigen Sinnes sein. In einer biegsamen Stimme spricht sich dagegen ein weicher Sinn aus. Die Sprache selbst kündigt durch die Wahl und Zusammenstellung der Worte, durch die Redefiguren, die Gesinnung an. Ja die Worte werden wohl gar verstümmelt, wie denn die Weiblein mit lispelnder Sprache ihre Liebhaber Püppchen, Herzchen, Schätzchen nennen. Aus der Sprache läfst sich daher der Charakter erkennen. Navita de ventis, de tauris narrat arator. Doch gilt dies nur so lange, als nicht der Verdacht der Verstellung obwaltet.

Unter den Körperbewegungen wird zuvörderst das Gehen in Betracht gezogen. Lange Schritte (im Verhältnifs zur Körpergröfse) bedeuten starke Bewegkraft, daher Greise und Schwache nur kurze Schritte nehmen. Aristoteles zog hieraus die Folgerung: Brevis gressus homines minime perfectivi sunt, d. h. sie bringen ihre Arbeit nicht zu Stande, vervollkommnen sie nicht, da es ihnen an bewegender Kraft fehlt. Schnelle Schritte deuten auf einen bewegten Geist, und verrathen daher ein heftiges Verlangen, dem der Mensch sich überläfst. Langsame Schritte sind dagegen Menschen von gemäfsigtem Verlangen eigen, und zeigen daher eine Geringschätzung äufserer Dinge, also einen hochherzigen Sinn, oder ein kaltes und träges Gemüth an. Danach stellt Aristoteles folgende Sätze auf: Qui longi sunt ac tardi gressus, sunt tarditate

molesti et perfectivi, denn die Länge der Schritte zeigt Kraft, die Langsamkeit Ueberlegung an. Qui brevis et tardi gressus, tarditate molestus non perfectivus, denn es fehlt an Kraft und Schnelligkeit beim Handeln, daher Trägheit. Qui longi et celeris gressus, non molestus tarditate et perfectivus, denn es wird hierdurch ein wegen starker Affekte schneller und kräftiger, jedoch weniger mit Ueberlegung handelnder Charakter angezeigt. Qui brevis et celeris gressus, non molestus tarditate et non perfectivus, weil ein zu lebhaftes Begehren die Ueberlegung nicht aufkommen läſst, und es zugleich an Kraft zum Handeln fehlt. Ungleiche, bald langsame, bald rasche Schritte verrathen einen wankelmüthigen Charakter, einen solchen, der mit sich zerfallen, und leicht ins Schlimme ausgeartet ist. So sagt Sallust vom Catilina: Igitur color ei exsanguis, foedi oculi, citus modo, modo tardus incessus, prorsus in facie, vultuque vecordia inerat. Doch fügt der Verf. hinzu, daſs dies nur von der habituellen Art des Gehens gelte. Der Gang mit aufwärts gerichtetem Haupte zeigt Stolz an, und zwar im höchsten Grade, wenn die Schritte langsam erfolgen; dagegen schnelle Schritte mit gleicher Haltung des Kopfes einen kleinlichen Stolz verrathen. Der Gang mit vorwärts gebeugtem Haupte ist Ausdruck des Nachdenkens. Bewegungen während des Gehens, welche einer gewissen Handlung eigenthümlich sind, verrathen einen auf sie gerichteten Sinn. Daher erkennt man nach Aristoteles den Lüderlichen an einwärts gekehrten Füſsen und Schenkeln, und an den gebogenen Knieen, weil dies die Stellung bei Ausübung der Wollust ist. Nach Aristoteles stimmt auch die Art, die Arme während des Sprechens zu bewegen, mit der Bedeutung der Schritte überein. Ueberdies verrathen heftige Bewegungen der Arme und Hände beim Sprechen eine groſse Herrschaft des Vermögens, sich auszudrücken, über den Körper, weil nicht bloſs die Sprache, sondern auch die Extremitäten, und selbst der Kopf dabei zu Hülfe genommen werden. Doch

zeigt ein ungestümes Bestreben, sich zu äufsern, einen beschränkten Verstand an, besonders wenn die Bewegungen allzurasch und kleinlich erfolgen; dagegen Menschen von verstecktem Charakter allzusehr mit den Bewegungen an sich halten, welches indefs auch ein Zeichen der Trägheit sein kann. Doch wird hierhei vorausgesetzt, dafs alle diese Zeichen habituell, und nicht absichtlich sind. Der Kaiser Constantius z. B. affcktirte ein würdevolles Aeufsere in einem solchen Grade, dafs er wie eine Bildsäule dastand. Auch die Spanier nehmen dergestalt eine ernste Haltung an, dafs sie selten mit den Händen gestikuliren.

Die Sorgfalt oder Nachlässigkeit in der Kleidertracht kann von mehrfachen Ursachen herrühren; erste z. B. von Wollust, um andere Personen zur Liebe zu reizen, oder von Stolz und Eitelkeit. Die Nachlässigkeit zeugt entweder von Geringschätzung des Aeufserlichen, von Verachtung des grofsen Haufens bei Hochherzigen, von Vorliebe für geistige Ausbildung bei Philosophen, oder von Zerstreuung über wichtigere Sorgen. Zweitens verräth sie Geiz, drittens Faulheit und schlechte Sitten, wo dann noch gewöhnlich Schmutz und Versäumnifs aller Sorge für das Schickliche hinzutritt. Daher folgende Regeln: 1) Kleiderpracht ohne Ueppigkeit, wenn sie das Vermögen verschwendet, zeigt Ehrgeiz, wenn sie aber dem Vermögen angemessen ist, einen Sinn an, der sich in äufserer Würde geltend machen will, wie es dem Herrscher zukommt. 2) Ueppige Kleidertracht ist aber ein Kennzeichen der Wollust bei Weibern, und noch mehr bei Männern. Buhlerinnen legen daher durchscheinende Kleider an, und wollüstige Jünglinge schmücken sich mit Purpurgewändern, kräuseln die Haare mit dem Brenneisen, raufen sie an den Armen, Beinen und am After (podice laevi) aus. 3) Wer schmucklose Kleider unordentlich trägt, giebt zu erkennen, dafs sein Geist mit gröfserer Sorge, als mit der für den Körper beschäftigt ist. So trug sich Cäsar in der Jugend, und Sulla durchschaute seinen hochstrebenden

Sinn weit richtiger, als er den Pompejus warnte: Cave tibi a puero male praecincto, als Cicero, der denselben für weichlich und schwach von Gemüth hielt. 4) Wer schlichte Kleider trägt, aber sie sauber und rein hält, ist entweder arm und gesittet, oder er ist ein Geiziger, der den Aufwand mehr, als er sollte, scheut, und doch für das Aeufsere Sorge trägt. 5) Der höchste Grad des Geizes verräth sich durch schlechte, abgetragene, schmutzige Kleider, weil er für nichts weiter, als für den Reichthum Sinn hat, ex divitiarum cura sordes. 6) Um zu unterscheiden, ob jemand aus Faulheit, oder weil er zu sehr mit anderen Dingen sich beschäftigt, schmutzig ist, mufs man auf seine Lebensweise sehen. 7) Eben so in Beziehung auf den Gebrauch schlechter Kleider, z. B. wenn jemand wegen eifriger wissenschaftlicher Studien den Erwerb vernachlässigt, welches dann nicht Geiz anzeigt.

Bisher war mehr von den unwesentlichen Zeichen der Sitten die Rede; jetzt folgen die Zeichen, welche von den Handlungen selbst hergenommen werden. Diese fallen theils äufserlich in die Sinne, theils sind sie innerlich. An den Handlungen müssen wir das Materiale und Formale unterscheiden. Die Handlung an und für sich selbst ist das Materiale, z. B. ein muthiger Kampf. Das Formale der Handlung ist ihr Beweggrund, z. B. beim Kampf entweder Ehrsucht, Vaterlandsliebe oder Habsucht. Die Handlung selbst zeigt daher nicht den Charakter der Gesinnung an, sondern der Beweggrund; doch kann man aus jener oft einen wahrscheinlichen Schlufs ableiten, z. B. Tapferkeit aus häufigen Kämpfen, weil die Wirkungen auf ihre Ursachen hinführen. Daher beurtheilen die Richter den inneren Charakter aus der Zusammenstellung der äufseren Handlungen, besonders wenn dieselben häufig wiederholt werden, und lassen keine Tervigersationen der Advokaten dagegen gelten. Doch ist ein solcher Schlufs nicht ganz zuverlässig. Der Verf. hebt hierbei gebührend den Unterschied in der moralischen Bedeutung einer Handlung her-

vor, je nachdem sie aus kaltblütiger Ueberlegung, oder aus Affekten als unwillkührlichen Ausbrüchen der Gemüthsstimmung hervorgeht, und beruft sich dabei auf des Aristoteles Worte: Aristoteles actiones trifariam distingnit: in factas ex errore, in factas ex affectu, in factas ex electione. Solae hae postremae habitum (Charakter) significant. Sunt haec inter cetera Aristotelis verba: Qui in his naturalibus affectibus, et necessarii laedunt et peccant, injuste quidem agunt, suntque injuste facta, nondum tamen injusti ob haec, neque pravi ipsi homines habentur, quippe cum laesio ipsa ex pravitate minime evenerit. Nam cum ex electione laeserit quispiam, tum demum injustus et pravus est. Bei dieser Gelegenheit spricht der Verf. sich über die Denkweise seines Zeitalters mit edler, sittlicher Strenge aus, so dafs wir uns nicht enthalten können, seine Worte einzuschalten: Hoc saeculo canon hic, aliorum dicta et facta interpretandi ex eorum utilitate, adeo invaluit, ut quasi omnes sint simulatores; quasi omnes ex electione agant et consultatione, non autem saepe ex affectu, et perturbatione; et demum quasi omnes quod sibi utilius est exacte cognoscant, interpretamur omne dictum et factum ex utilitate dicentis et facientis, ut ex fine, nulla etiam habita honestatis ratione. Der Verf. stellt hiernächst die Regeln der Auslegungskunst auf, welche die Handlungen nach ihren Beweggründen zergliedert, und eben so sehr in der ausgebreitetsten Menschenkenntnifs, als in der Anwendung eines gesunden, von allen Sophistereien frei gehaltenen Verstandes begründet sein mufs. Er bewährt in beiden Beziehungen eine grofse Virtuosität, die ihm um so mehr zum Verdienst anzurechnen ist, je häufiger Schriften über Menschenkunde dieser Vorzüge gänzlich ermangeln. Namentlich zeichnet sich das neunte Buch, welches mit den simulirten und dissimulirten Beweggründen der Handlungen sich beschäftigt, so rühmlich aus, dafs es allen sogenannten psychischen Aerzten, welche mit ihrem Auge

die äußere trügerische Hülle des Charakters nicht durchdringen wollen oder können, und den Widerspruch desselben aus körperlichen Anomalieen erklären, zur ernsten Beherzigung nicht genug empfohlen werden kann. Ref. bedauert, keinen Auszug davon geben zu können, um nicht diesen Aufsatz zu einem Buche auszudehnen, und spricht den lebhaften Wunsch aus, daſs eine mit so vielen Vorzügen ausgestattete Schrift eine neue Auflage erleben möge.

Das zehnte Buch endlich hat die Erforschung der verborgenen Affekte zum Gegenstande, welche sich auf die Kennzeichen der Affekte und Leidenschaften stützt. Der Verf. theilt diese Kennzeichen in allgemeine und besondere, und letzte in einfache und zusammengesetzte ein. So reicht z. B. das wilde und trotzige Auge zur Bezeichnung des Zornes hin, dem dasselbe ausschlieſslich zukommt; dagegen nennt er die klassische Schilderung desselben beim Seneca (de ira, lib. I. cap. 1.) eine zusammengesetzte Bezeichnung. Die gemeinschaftlichen Zeichen, auch wenn sie wahr und nicht verstellt sind, entscheiden indeſs noch nicht; z. B. Blässe des Gesichts kommt sowohl bei der Furcht, als auch zuweilen beim Zorne vor, dann muſs man den Affekt an seinem Gegenstande, an den Umständen, unter denen er entsprang, erkennen. Wenn die Affekte verheimlicht werden, dann sind selbst die ihnen eigenthümlichen Zeichen trügerisch, und es bedarf groſsen Scharfsinnes, um ihre wahre Bedeutung zu erkennen. Der Verf. bemerkt hierüber: Illud, quod de rebus naturalibus dicebat Empedocles, semiboves et semihomines in confusione rerum prius apparuisse, de his signis apposite dici potest, semisigna, non integra signa, plerumque apparere, ex quibus arguto oculo judicioque sunt affectus eruendi. Der Verf. fügt hinzu, daſs die Sprache den deutlichsten Ausdruck unserer Seele, und der in ihr verborgenen Affekte und Vorgänge giebt, vorausgesetzt, daſs keine Ver-

stellung dabei statt findet. Wenn wir zürnen, so sagen wir dies zwar nicht geradezu; doch sprechen wir die Gründe der Entrüstung aus.

Den Begriff der Lust (Voluptas) nimmt der Verf. in einem sehr ausgedehnten Sinne, weil er dahin nicht blofs das sinnliche Vergnügen aus dem Genusse der Speisen und von der Wollust, sondern auch die Freuden an der geistigen Thätigkeit rechnet. Er unterscheidet die Lust, je nachdem sie aus dem wirklichen äufseren Genusse ihres Gegenstandes, oder nur aus der Vorstellung desselben entspringt. Im ersten Falle können wir schliefsen, dafs auch die innere Lust um so gröfser sein werde, je mehr die äufseren, derselben dienenden Organe im Zustande der Anspannung begriffen sind; im letzten entsteht sie entweder aus einem eben empfundenen, oder bald zu erwartenden Genusse, oder sie geht aus dem Denken hervor, wo sie dann die Freude des contemplativen Menschen bezeichnet. In diesem Falle strömen die Lebensgeister nicht nach aufsen, so dafs der Mensch mehr eine ernste, als eine heitere Physiognomie annimmt, in welcher Beziehung der Ausspruch des Seneca gilt: Severa res est verum gaudium. Ist aber die innere Lust mit einem äufseren gegenwärtigen oder nahen Genusse verbunden; dann strömen die Lebensgeister nach aufsen. Dann bricht die Heiterkeit aus den Augen hervor, die Stirn glättet sich, Farbe und Ausdruck der Wangen beleben sich, der Mund lächelt. Denn die ausstrahlenden Lebensgeister bringen diese Anspannung der Stirn hervor, weshalb sie gleichsam vor Heiterkeit glänzt. Das Gleiche kündigt sich durch Lebhaftigkeit der Wangen in Farbe und Ausdruck an; nur sind sie nicht angespannt, sondern um den Mund in Falten und Grübchen gezogen. Das Lächeln an und für sich kann aber auch Zeichen tiefer Betrübnifs, oder des Spottes, also der Bitterkeit sein, oder durch Verstellung erkünstelt sein. Nimmt ein ernstes Gesicht plötzlich jene Zeichen der Lust an, welche bald wieder in ernste Haltung übergehen, so

kündigt dies eine heimliche Freude an. Die grofse Freude löset sich oft in Thränen und Weinen auf, z. B. beim Wiedersehen lange entfernt gewesener Angehörigen. Der Puls wird nach Galen als ein langsamer, grofser und seltener bezeichnet, und der Verf. giebt sich viele Mühe, diesen Ausspruch aus der Wirkung der Lebensgeister im Herzen zu rechtfertigen; indefs wird hier unstreitig die unbefangene objektive Anschauung der Hypothese aufgeopfert, weil jedes freie Wirken der Gemüthstriebe, wenn es bis zum Affekt der Freude sich steigert, eine höhere Bethätigung des Kreislaufs hervorbringt. Doch fügt der Verf. die beherzigenswerthe Regel hinzu, dafs grofse Vorsicht bei Beurtheilung des Pulses nöthig sei, weil Liebe, Hafs, Verehrung oder Verachtung gegen die pulsfühlende Person eine grofse Veränderung desselben hervorbringen kann. Plato's Ausspruch: Dum laetamur, quiescere non valemus, bestätigt der Verf. mit der richtigen Einschränkung, dafs die kontemplative Freude vielmehr in einem ruhigen Verharren, ja selbst in einem unbeweglichen, ekstatischen Zustande sich ausspricht. Auch bemerkt er treffend, dafs die Unruhe des Körpers gleichfalls der Furcht und Angst zukomme. Nur wenn die lebhaften Körperbewegungen sich als frohe Gestikulationen, als Tanz und Spiel zeigen, bedeuten sie eine freudige Stimmung, wenigstens wenn sie freiwillig erfolgen. Das die Freude begleitende Lachen ist von mannigfacher Art, wie es denn bei übermäfsiger Lust sich als schallendes Gelächter ankündigt. Am besten läfst sich diese Verschiedenheit nach den Vokalen bestimmen, welche dabei hörbar werden. So bringt jenes schallende Gelächter die weiteste Mundöffnung hervor, und läfst dann die Vokale a und o hören. Das sanftere Lachen geschieht entweder ohne oder nur mit geringem Tone, der dann wie e und i klingt, und von einer kleinen Mundöffnung gebildet wird; es bedeutet dann eine gemäfsigte Freude, wie sie Lucrez mit den Worten, suave ridens Venus bezeichet; dagegen das schallende Gelächter auch Zeichen

der Verspottung sein kann. Das Lachen mit dem Vokal u, wobei der Mund am wenigsten geöffnet ist, bezeichnet die sanfteste, oder auch eine gedämpfte Freude. Die kontemplative ist dagegen still, ohne Lachen. Eine plötzlich entstandene oder gesteigerte Freude bringt nach Aristoteles eine tiefere Stimme hervor, weil sie eine Abspannung des Körpers verursacht.

Durch die Umkehrung der angegebenen Züge wird der Ausdruck des Schmerzes bezeichnet, daher durch Weinen, Erhöhung der Stimme (lydische Tonart) Unbeweglichkeit des Körpers, der nur bei der Angst in zitternde Bewegung geräth, nach Galen, durch einen kleinen, matten, trägen und langsamen Puls, ferner durch trübe Augen, gerunzelte Stirn, herabhangende Wangen, zusammengezogenen Mund und durch Seufzen, welches mit dem Grade des Schmerzes im gleichen Maafse, wie die Beklemmung des Herzens zunimmt. Ovid's klassische Schilderung der traurenden Niobe können wir hier nicht übergehen:

Diriguitque malis, nullos movet aura capillos;
In vultu color est sine sanguine: lumina moestis
Stant immota genis: nihil est in imagine vivum.
Ipsa quoque interius cum duro lingua palato
Congelat, et venae desistunt posse moveri,
Nec flecti cervix, nec brachia reddere gestus,
Nec pes ire potest. — — — —

Metamorph. lib. 6.

Der Affekt der Begierde setzt eine angestrengte Spannung des Herzens, also erhöhte Wärme, ja Hitze desselben voraus, welches sich in allen körperlichen Erscheinungen zu erkennen giebt; daher allgemeine Unruhe, begehrlicher Blick des strahlenden Auges.

Uritur infelix Dido, totaque vagatur
Urbe furens — Virgil.

Diese der Begierde im Allgemeinen zukommenden Zeichen müssen noch nach den einzelnen Arten derselben nä-

her bestimmt, und durch diejenigen ergänzt werden, welche sich auf die der Begierde dienenden Organe und auf die mit denselben im Zusammenhange stehenden Theile beziehen. So bei der Wollust die Genitalien, mit denen die Augen durch Sympathie verbunden sind, daher letzte in wollüstigen Thränen schwimmen, und nach Tasso einen löstern zitternden Blick haben, wobei die Zunge abwechselnd mit den kufsbegierigen Lippen in Berührung tritt, und der Speichel sich vermehrt. Die Zeichen der Begierde, Hunger und Durst zu stillen, sind bekannt. Persius hält Blässe des Gesichts für ein Zeichen der Begierde überhaupt; indefs kann dies nur dann gültig sein, wenn sich zu ihr noch Neid hinzugesellt. Aber auch beim Zorn, wenn die Lebensgeister in die Extremitäten überströmen, um sich derselben zur Befriedigung der Rache zu bedienen, und daher vom Kopfe sich entfernen, kann Blässe des Gesichts statt finden. Doch röthet sich gewöhnlich das Gesicht bei der Begierde, und der Verf. erkannte eine verbotene Neigung zu einander bei verheiratheten Personen, wenn sie beim gegenseitigen Erblicken errötheten. Ein Zeichen der Begierde ist, wenn aus Mangel ihrer Befriedigung Traurigkeit entsteht, die sich durch Seufzen und Thränen zu erkennen giebt. Der Puls verhält sich bei der Begierde, wie beim Zorn, der gleichfalls eine Begierde ist. Bei letztem findet man ihn grofs, heftig, schnell und häufig, weil dann die eingepflanzte Wärme im Herzen sich mächtig regt. Doch ist die Begierde überhaupt nicht ein so stürmischer, gewaltsamer Affekt, als der Zorn, daher der Puls bei jener nicht so schnell, heftig und häufig wird. Daher folgende Regeln: 1) Einen Gegenstand mit strahlenden, begehrlichen Augen anblicken, ist Zeichen einer auf denselben gerichteten Begierde, dieselbe mag sich nun auf Geld, Liebe oder etwas anderes beziehen. So erzählt Plutarch vom Oplacus Ferentanus, dafs derselbe den König Pyrrhus mit gespanntesten Augen ansah, und ihn dann mit Waffen angriff, und dafs Leona-

tus dies dem Könige, weil jener das Ange starr auf ihn richtete, vorbersagte. Schaamhaftigkeit hält jedoch den Blick der Begierde zurück.

Vir male dissimulat; tectius illa cupit. Ovid.

2) Wenn zu den strahlenden Augen sich noch Röthe des Gesichts gesellt, so ist die Begierde im Zunehmen begriffen, und sie erreicht 3) bei der Wollust den höchsten Grad, wenn die Zunge zwischen die von Speichel benetzten Lippen tritt, und die strahlenden Augen feucht werden. 4) Alle diese Zeichen, wenn zugleich die Augen umherschweifen, verrathen Wollust, deren Gegenstand fern ist. 5) Wenn die an den Puls gelegte Hand eine Vermehrung seiner Gröfse, Heftigkeit, Schnelligkeit und Häufigkeit bei der Gegenwart oder Nennung des Gegenstandes der Begierde wahrnimmt; so ist der Mensch von derselben entzündet.

Bei der eigentlichen Liebe mufs man den dauernd angeregten Trieb und die einzelnen Affekte, in welche sie ausbricht, unterscheiden; jedoch sollen beide hier gemeinschaftlich betrachtet werden. Sie äufsert ihre Wirkungen sowohl in der Seele, als auf den Körper, und hat im höchsten Grade Abmagerung des letzten zur Folge, welche alle Glieder, nur nicht das Auge trifft, welches zwar tief liegt, aber doch grofs und ein wenig geschwollen erscheint. Dazu Blässe, schlaflose Nächte, Mangel an Appetit, Seufzen und Aechzen.

Fugerat ore color, maciesque adduxerat artus
Sumebant minimos ora coacta cibos
Nec somni faciles, et nox erat annua nobis.

Ovid.

Nämlich die Liebe als eine brennende und unbefriedigte Begierde mufs durch das Gefühl des Entbehrens einen heftigen, stechenden Schmerz erzeugen, dem sich jedoch eine passive Lust an dem geliebten Gegenstande beimischt. Diese herrscht vor, wenn Hoffnung die Wünsche begünstigt. Doch selbst wenn ihre Erreichung nahe ist, wird sie

sie von der Furcht, in der Gunst der Geliebten zu sinken, und einem Nebenbuhler weichen zu müssen, bewegt, wo also Eifersucht (Zelotypia) die Hoffnung verwundet. Wenn aber die Sehnsucht hoffnungslos ist, dann wird die Lust gering, der Schmerz um so gröfser, denn die Liebe ist aus Honig und Galle gemischt. Aus der vorherrschenden Traurigkeit mufs Abzehrung erfolgen, weil jene selbst das Mark aus den Knochen saugt. Die entflammte Liebe geht in Begierde über, welche, wenn es gilt, zur Geliebten vorzudringen, kein Hindernifs scheut. Schwindet aber die Hoffnung, sie zu sehen und zu besitzen, so weidet sich der Unglückliche an der leeren Vorstellung von ihr, und geräth dabei selbst in einen ekstatischen Zustand. Dann sucht er die Einsamkeit, um nicht gestört zu werden, und bringt seine Zeit in ihr zu. Wenn er aber aus der süfsen Ekstase erwacht, und sein Unglück gewahr wird, dann bricht er in Thränen, Klagen und Seufzen aus, wobei die Augen hohl und grofs werden. So folgen diese entgegengesetzten Affekte der Liebe ohne Ordnung auf einander, wobei doch gewöhnlich die Traurigkeit das Uebergewicht hat, daher man meistens, doch nicht immer, den Puls der letzten bei ihr wahrnimmt. Im ekstatischen Zustande ist aber der Puls zusammengezogen, wie beim tiefen Nachdenken, dagegen er bei entzündeter Begierde grofs wird. In Gegenwart der Geliebten wechseln die mannigfachsten Affekte: Begierde, Schaamhaftigkeit, Ehrfurcht oder eine gewisse Scheu, Hoffnung, Furcht, je nachdem jene freundlich oder strenge ist. Daher auch der Puls demgemäfs ohne bestimmte Ordnung wechselt. Besonders geräth er beim plötzlichen Erscheinen oder Nennen der Geliebten in heftige Bewegung, woran Erasistratus die Liebe des Antiochus gegen die Stratonice, und Galen die Liebe einer Frau gegen den Pylades erkannte. Auch spricht der Liebende gern von seiner Geliebten, zuweilen bedient er sich der List, im übeln Sinne von ihr zu reden, um doch Gelegenheit zu haben, an sie denken zu dürfen. Hier-

aus ergeben sich folgende Regeln: 1) wenn jemand in einen nachdenklichen Zustand versenkt ist, doch ohne traurig zu sein, und aufgeweckt aus seinem Hinbrüten in Seufzer und Thränen ausbricht; so ist dies Zeichen einer heifsen Liebe, besonders wenn die Strahlen der Freude hervorbrechen, wo dann die geheim gehaltene Liebe gleichsam hervorleuchtet. Beim Erwachen aus diesem glückseeligen Zustande, wenn der Liebende sich fern von der Geliebten sieht, bricht er in Thränen und Seufzer aus, wie der, welcher aus dem Traume von Glück und Reichthum zu dem Bewufstsein seines Mangels zurückkehrt. Es ist schwer, die Physiognomie eines in Nachsinnen Versunkenen zu beurtheilen, ob er von einer geheimen Freude, oder von einer verborgenen Furcht bewegt wird, denn in beiden Fällen sind die Gefühle verdeckt. Doch im ersten Falle deutet das Gesicht eine verstohlene Heiterkeit an, welche zuweilen die Strahlen der Freude durchbrechen läfst, so wie umgekehrt der geheime Schmerz etwas Düsteres im Blicke hat. Doch gehört viel Erfahrung und Scharfsinn zur Unterscheidung. 2) Wenn Seufzer und Freudigkeit sich paaren, so ist dies ein Zeichen der Liebe; nur die verzweifelnde ist aller Freude beraubt, aufser wenn sie in ekstatischen Zustand geräth. Wechsel von Hoffnung und Furcht aus anderen Beweggründen kann aber auch abwechselnd Freude und Seufzen hervorbringen, daher zur Bestimmung der Liebe noch andere Kennzeichen nöthig sind. 3) Häufiges Nennen einer Person ohne besondere Veranlassung, um an sie denken zu können, ist ein wahrscheinliches Zeichen der Liebe, wiewohl auch der Hafs das Gleiche bewirken kann; doch spricht für jene der Wechsel von Seufzen und Freudigkeit. Oft, wenn der Liebende sich scheut, die Geliebte zu nennen, erinnert er doch an ihre Beschäftigung. 4) Eine ungeregelte, bald heitere, bald trübe Gemüthsstimmung ohne sichtbare Veranlassung, ein abwechselnd unbewegliches und unruhiges, kühnes und verzagtes, schüchternes und begehrliches Be-

tragen gegen eine Person, verräth eine heiße Liebe gegen sie, um so mehr, wenn der Charakter von Natur nicht veränderlich ist. 5) Wenn der Puls bei Annäherung einer Person, oder bei ihrer Nennung, in heftige Unruhe geräth, und sich dies öfter wiederholt, so spricht sich darin Liebe gegen sie aus.

Der Haß ist entweder der Begierde, oder der Liebe gegen eine Person entgegengesetzt. Ein eingewurzelter Haß gegen eine Person ist sehr verborgen, so daß man auf ihn mehr aus dem Charakter, als aus hervorbrechenden Affekten schließen muß; dagegen der Abscheu als Gegensatz der Begierde und ein neu entstandener Haß gegen eine Person als ein weit deutlicherer Affekt sich durch folgende Zeichen verräth: 1) Durch Abwenden des Blicks, welches jedoch auch der Furcht und dem Schaamgefühl vor jemandem eigen sein kann. 2) Der Blick ist zurückgezogen im Gegensatz zum begehrlichen Auge, wenn man nämlich den Gegenstand des Hasses ansehen muß. So ist der Blick des Verbrechers, wenn er den Galgen sieht. Aber auch Furcht, Schaam und Verehrung vor jemandem haben denselben Blick. 3) Der Blick ist grimmig (torvus) wie im Zorn, bei welchem aber der Körper unruhiger zu sein pflegt. 4) Beide Affekte brechen in Verwünschungen, Schimpfworte und Drohungen aus, die der Zorn aber heftiger, der Haß gelassener ausspricht. Jemanden auffordern, einen Dritten zu beschädigen, oder gar zu tödten, ist gleichfalls ein Zeichen des Hasses gegen letzten. 6) Handlungen, welche gegen die Ehre, den Nutzen oder die Wohlfahrt jemandes gerichtet sind, verrathen gleichfalls Haß oder Zorn gegen denselben, jenen, wenn sie ruhig überlegt, diesen, wenn sie mit Ungestüm vollzogen werden.

Hieraus ergeben sich schon die Zeichen des Zornes, dessen Wirkung auf den Puls bereits angegeben wurde. Zugleich röthet sich die Oberfläche des Körpers, die Respiration erfolgt heftig, die Unterlippe und der ganze Kör-

per zittert; einige erbleichen. Die Sprache ist abgebrochen, oder selbst so wie die Stimme erstickt, daher Schweigen zuweilen eintritt.

Auch von den Zeichen der Furcht ist schon geredet. Besonders auffallend ist das Zittern der Unterlippe, des ganzen Körpers, vorzüglich der Kniee, die Zähne klappern. Der Körper wird blaſs, starr und kalt, die Haare sträuben sich empor.

— Diriguere metu —
— Concrevit frigore sanguis
Illi membra novus solvit formidine sanguis
Arrectaeque horrore comae et vox faucibus haesit.
Ovid.

Die Stimme zittert und stockt. Die Furcht hat drei Grade: der erste giebt sich durch Zittern, der zweite durch stockende Sprache, der dritte durch Unterdrückung derselben zu erkennen. Den zweiten Grad beschreibt Apulejus an einem Sklaven, den der Arzt der Giftmischerei beschuldigte: Trepidans enim is ad indicia vehementia, ore semiclauso, balbutiens nescio quos affanias effutiebat. Die Sprachlosigkeit entsteht aus Durchkältung der Sprachorgane, gleichwie auch die Wärme des Herzens erlischt, daher letztes zusammenfällt, welches einen kleinen, sehr kleinen, niedergedrückten und schwachen Puls zur Folge hat. — Starkes Herzklopfen (wenn es nicht Symptom von Krankheit ist) giebt ein sehr deutliches Zeichen der Furcht ab, welche sich auch häufig durch unwillkührliche Ausleerung der Excremente verräth, bei groſser Furcht, starrem Gesicht und Augen, weil der Blick zurückgezogen ist.

Obstupuit, retroque pedem cum voce repressit. Virgil.

Die Schaam ist Furcht vor der Schande; sie röthet das Gesicht, schlägt die Augen nieder, verwirrt und hemmt die Stimme und Sprache, daher die auswendig gelernte Rede in Gegenwart des Mächtigen stockt. — Die Hoffnung verräth sich nicht durch sehr deutliche Zeichen, da

sie nur den Geist und seine Organe in Spannung erhält, daher der körperliche Habitus und die Farbe unverändert bleiben. So schildert Virgil den Megentius, als er den Aeneas schirmte:

— Manet imperterritus ille .
Hostem magnanimum operiens, et mole sua stat
Atque oculis spatium emensus.

Dies ist die Stärke und Spannkraft großer Seelen, wie Plato sie bezeichnet hat. Wenn also ein Mann bei (dem Streben nach) einem schwer zu erreichenden Gute beharrt, und dabei im Blicke, wie in der Sprache Kraft verräth, seine natürliche Wärme behält, so spricht sich hierin Hoffnung aus, welche Kühnheit genannt wird, wenn die Standhaftigkeit sich auch bei einem bevorstehenden Uebel behauptet. Gesellt sich zur Hoffnung noch Verlangen, dann verbinden sich mit den Zeichen der Standhaftigkeit auch noch die des lebhaften, feurigen Begehrens. Dann geht die feste Haltung in Begierde über, welche sich durch die Zeichen der Lust verräth. Wenn aber die Kühnheit sich mit Kampflust paart; so gesellen sich zu derselben noch mehr oder weniger die Zeichen des Zorns, welcher jedoch ein heiteres, lebhaftes Ansehen annimmt.

Mehre Affekte können gleichzeitig im Gemüthe herrschen; gewöhnlich sind dies solche, die in einem natürlichen Zusammenhange stehen, z. B. Furcht und Schmerz, Hoffnung und Verlangen, Muth, Kühnheit und Kampflust. Doch können auch entgegengesetzte Affekte, durch äußere Veranlassungen hervorgerufen, zusammentreffen. Hierzu kommt, daß die physische Wirkung eines Affektes auf die innersten Körpertheile einen anderen Affekt erzeugt. So wirkt z. B. Furcht auf den empfindlichen Magen (dieser Satz bleibt gültig, wenn man auch nicht die Hypothese des Verf. gelten läßt, daß die Furcht den melancholischen Saft aus der Milz in den Magen treibt) dergestalt, daß in demselben ein drückendes Gefühl entsteht, welches auf das primum Sensorium reflektirt und das Gefühl von Schmerz

und Traurigkeit erzeugt. Hierher gehört auch die Erleichterung der körperlichen, vom Schmerz hervorgebrachten Spannung durch Weinen, dem dann ein Gefühl der Lust nachfolgt, welches sich dem Sensorium mittheilt. Wenn mehre Affekte gleichzeitig auftreten, so müssen sich ihre Zeichen mit einander vermischen. Zuweilen geschieht dies, zuweilen folgen aber auch die Zeichen rasch auf einander. Dies war z. B. bei dem von Apulejus erwähnten Sklaven der Fall. Et invicem humani coloris succedit pallor infernus, perque universa membra frigidus sudor emanabat. Hierauf gesellte sich zur Furcht das Verlangen nach Selbstvertheidigung, und ein gewisser Grad von Hoffnung: Tum pedes incertis alternationibus commovere, modo hanc modo illam partem scalpere capitis, et ore semiclauso balbutiens nescio quas affanias effutire. Dann traten die Zeichen der Hoffnung und Kühnheit noch stärker hervor: Constantissime negare, et accersere mendacii medicum non desinit. Wenn Verliebte abwechselnd erglühen und erkalten, so zeigt dies an, dafs brennende Begierde und Furcht mit einander wechseln. Man mufs also die einzelnen Zeichen gehörig zu würdigen wissen.

Spricht sich der Affekt ohne Verstellung deutlich in Worten aus, so ist jeder Zweifel beseitigt; wenn dies aber nicht der Fall ist, so mufs man ihn aus den Aeufserungen folgern, weil gewisse Affekte sich gegenseitig voraussetzen, und auf einander folgen z. B. der Schmerz von einem gewissen Uebel, und die Freude über das entgegengesetzte Gut. So ergiebt sich das Verlangen nach Reichthum aus dem Schmerz über Armuth. Wer daher einen gewissen Affekt offen eingesteht, bekennt sich implicite zu allen anderen, die sich aus demselben ergeben. Ferner, da ein Affekt aus der Art der Vorstellung von einer Sache entsteht, so mufs dieselbe, wenn sie für ein Gut gehalten wird, durch ihr Vorhandensein Freude, durch ihren Mangel Verlangen erzeugen. Im umgekehrten Falle entsteht Schmerz, Hafs und Abscheu. Hieraus folgt die Regel: Aus

den Urtheilen über die Dinge erkennen wir die Affekte. Diese Bestimmung des Affektes wird um so deutlicher und bestimmter, wenn wir aufser dem Urtheile jemandes über eine Sache auch seine Gemütbsart kennen; z. B. wenn ein Freund des Vaterlandes etwas für verderblich dem Wohl desselben hält, so wird er dasselbe bekämpfen; aber der Egoist, der sich um jenes nicht kümmert, wird nicht durch das, was er für schädlich demselben erklärt, betrübt sein, vielmehr sich darüber freuen, wenn es ihm zum Nutzen gereicht. Die Bedeutung der angegebenen Bedingungen wird verstärkt, wenn das Urtheil jemandes über einen Gegenstand zu günstig ausfällt, z. B. wer ein Weib für schöner und besser hält, als sie ist, liebt sie.

Si quis amat ranam, ranam putat esse Dianam.

Omnis amans coecus: non est amans arbiter aequus.

Eben so verräth sich ein Affekt durch den mit ihm zusammenhängenden. So beim Terenz die geheim gehaltene Liebe des Pamphilius gegen die Glycerion dadurch, dafs er sie mit Heftigkeit zurückrifs, als sie unvorsichtig ins Feuer fiel.

Der Verf. unterscheidet hierauf vier Grade von Deutlichkeit der Affekte. Im ersten Grade spricht sich der Affekt unverholen in Worten aus; im zweiten treten zwar alle Zeichen desselben bestimmt hervor, aber das Bekenntnifs mit Worten wird zurückgehalten; im dritten Grade werden selbst jene Zeichen unterdrückt, aber sie brechen zum Theil unwillkührlich aus; im vierten Grade ist aber die Verstellung vollständig, so dafs kein Zeichen wahrgenommen werden kann. Hierher rechnet der Verf. z. B. den Fall, wo Pastor, ein römischer Ritter, von Caligula, der seinen Sohn hatte tödten lassen, zum Gastmahl eingeladen, seinen Schmerz so gut zu verbergen wufste, dafs die mit seiner Beobachtung beauftragten Spione kein Zeichen desselben an ihm wahrnehmen konnten. Im ersten Falle sind keine Regeln nöthig, da er für sich selbst klar ist, wenn nicht etwa Verstellung obwaltet; im vierten

kann man den Affekt nicht an seinen Zeichen erkennen, sondern blofs aus seinen Ursachen muthmaafsen, wovon nachher. Im zweiten Falle läfst sich derselbe leicht an seinen Zeichen erkennen, aufser wenn Simulation statt findet, oder wenn mehre Affekte zusammentreffen. Ereignet sich letztes, so mufs man dafür halten, dafs alle Affekte, welche deutlich wahrgenommen werden können, auch wirklich vorhanden sind. Wenn z. B. mehre Personen die Ankunft eines Mächtigen erwarten, so wird sich an der Röthe oder Blässe ihres Gesichtes erkennen lassen, ob sie ein Verlangen in sich tragen, oder Furcht hegen, wovon der Verf. ein merkwürdiges Beispiel anführt. Wenn dagegen die Zeichen der Affekte sich vermischen, und dadurch unbestimmt und undeutlich werden, und wenn sich durch scharfe Beobachtung nicht die Zeichen des vorherrschenden herausfinden lassen, so mufs man auf die Ursachen Rücksicht nehmen. Der Verf. führt hierbei die Worte an, mit denen beim Ovid Helena erzählt, wie sie beim Auftrage ihres Gatten, den von ihr bereits geliebten trojanischen Gastfreund wohl aufzunehmen, kaum das Lachen habe unterdrücken können.

Omine laetatus, dedit oscula, domusque,
Et tibi sit curae Troicus hospes, ait.
Vix tenui risum; quem dum compescere luctor,
Nihil illi potui dicere praeter: Erit.

In dem einzigen Worte erit sprach sie daher den Kampf ihrer Gefühle aus, der sie verhinderte, mehr zu sagen, um sich nicht zu verrathen. — Für den dritten Fall, wenn die Affekte mit einzelnen Zeichen unwillkührlich hervorbrechen, gilt die Regel, dafs gerade sie die wahren Gefühle im Gegensatze zu den deutlich ausgesprochenen Worten verrathen. So erzählt Plutarch von dem nach Rom zurückgekehrten Marius: Cum vellet is se humilem repraesentare, ac commiseratione dignum, et habitu et incessu, transluxisse tamen in eo iracundiam et saevitiam, quam statim factis expressit. Der Verf. erwähnt, dafs er

an einem Manne, dem er grofse Wohlthaten erwiesen hatte, und der ihm die stärkste Zusicherung der Zuneigung gab, einen zurückgezogenen Blick als Zeichen illiberaler Gesinnung bemerkt habe, die er denn auch späterhin durch Verweigerung eines Gegendienstes verrieth. Man mufs folglich die Affekte nach ihren ausbrechenden Zeichen beurtheilen, im Widerspruch mit den stärksten Betheuerungen. Dies Urtheil behält seine Gültigkeit, auch wenn das Zeichen nicht deutlich zum Vorschein kommt, oder wenn es deutlich erscheint, aber bald wieder verschwindet; es wird verstärkt, wenn mehre und deutliche oder flüchtige Zeichen zugleich sich darbieten. Eine Simulation solcher ausbrechenden Zeichen ist sehr schwer, denn es würde dies eine Verstellung in der Verstellung sein; sollte sich ein solcher Fall ereignen, so liefse er sich nur durch ein in Erfahrung durchgeübtes Auge entscheiden, aber Regeln dafür kann man in Worten nicht aufstellen.

Wenn die Zeichen zur Erkenntnifs eines Affektes nicht ausreichen, so mufs man auf die Ursachen zurückgehen. Wenn alle Ursachen eines Affektes bei einem Menschen zusammentreffen, so kann man auf die Gegenwart desselben schliefsen. Von jenen Ursachen, Temperament, Conformation der Theile, Klima, Lebensweise u. s. w. war schon in Beziehung auf die Sitten die Rede; in sofern sie alle diese hervorzubringen im Stande sind, werden sie auch eine Geneigtheit zu den ihnen entsprechenden Affekten bedingen, z. B. wenn sie Seelenstärke erzeugen, werden sie den Affekt der Kühnheit begünstigen. Doch setzen sie nur eine Geneigtheit zum Affekt, ohne ihn selbst hervorzurufen; indefs hat man jene erkannt, so läfst sich leicht auf die Affekte schliefsen, besonders wenn alle Ursachen zusammenstimmen. Von diesen disponirenden Ursachen der Affekte unterscheidet der Verf. noch die primären, zu denen er ihr Objekt, das Erkenntnifs- und das Begehrungsvermögen rechnet. Ist das Objekt ein Gut, so strebt der Affekt dasselbe zu erreichen, z. B. die Gegenstände der

Ehre, Liebe, des Besitzes; ist es aber ein Uebel, so erwachen die Affekte des Hasses, Abscheues, Zornes, um dasselbe zurückzustofsen. Ist nun ein solches Objekt einem Menschen gegenwärtig, so kann man mit Recht glauben, dafs in ihm ein demselben entsprechender Affekt sich regt, auch wenn er sich weiter durch keine Zeichen verräth. Auch ein längst vorangegangenes Objekt, wenn es nur von grofser Wichtigkeit war, regt den Affekt an, z. B. ein lange nachgetragenes Rachegefühl, welches man um so sicherer voraussetzen kann, wenn der Mensch ein zähes Gedächtnifs hat. Durch ein solches zeichnen sich die Melancholischen aus, welche ihre Affekte lange in sich tragen. Verstärkt wird noch die Voraussetzung, wenn der Mensch zu den Affekten eine besondere Neigung hat. Wenn derselbe z. B. sehr zornmüthig ist, so wird er sich selbst bei geringfügigen Veranlassungen ereifern, obgleich er es verhehlt. Dasselbe gilt von allen anderen Affekten; z. B. Themistokles wurde durch die Trophäen des Miltiades, Alexander durch den Ruhm Achill's an dessen Grabe, Cäsar durch ein Bild des Alexander, welches er in Spanien sah, zum Ehrgeiz entflammt.

In Bezug auf das Erkenntnifsvermögen mufs man unterscheiden, ob der Verstand hell ist, ob er die empfangenen Eindrücke lange behält, und nach welchen Maximen er sich richtet. Ein Mensch von hellem Verstande wird es leicht erkennen, ob ihm Gutes oder Uebles widerfahren ist; ein Stumpfsinniger nicht, und ihn kann man leicht täuschen, ihm Böses zufügen, ohne dafs er es merkt, wenn man ihm nur öffentlich schmeichelt. So durfte Narcissus es wagen, die Messalina tödten zu lassen, und den Claudius zu überreden, dafs er von ihm den Befehl dazu erhalten habe, dessen dieser sich nicht mehr entsinnen zu können behauptete. Hellsichtige Menschen nehmen dagegen die geringsten Beleidigungen wahr, wenn sie es sich auch nicht merken lassen. Saepe satius fuit dissimulare, quam ulcisci. Seneca. — Wie schon bemerkt,

haben die Melancholischen ein zähes Gedächtnifs, besonders für üble Dinge wegen ihrer Neigung zur Traurigkeit, daher sie einen herben Charakter annehmen, wiewohl sie auch eben so ausdauernd in der Liebe sind. Im umgekehrten Falle kann man schliefsen, dafs der Mensch den Gegenstand eines Affektes vergessen habe, wenn derselbe einer lange vergangenen Zeit angehört. Leichter vergifst man Wohlthaten, als Beleidigungen; und:

Laedens in pulvere, laesus in marmore scribit.

Die Maximen, nach denen das Urtheil über empfangene Wohlthaten oder Beleidigungen und die hieraus entspringenden Affekte sich richten, werden entweder durch die herrschenden Meinungen, oder durch die individuellen Beschäftigungen bestimmt. Zu den Zeiten des Juvenal würde es keine vornehme Matrone für einen Schimpf gehalten haben, wenn ihr jemand einen Ehebruch vorgeworfen hätte. Eben so hätte sich im alten Rom niemand durch Ablehnung eines Zweikampfs entehrt, welches gegenwärtig, zumal in Frankreich, unvermeidlich der Fall sein würde. Zur Menschenkenntnifs gehört daher vornehmlich eine genaue Berücksichtigung der herrschenden Denkweise. Aber auch die aus den Beschäftigungen entsprungenen Standesbegriffe müssen beachtet werden. Kaufleute von niedriger Gesinnung richten sich z. B. nach den Worten des Sannius beim Terenz:

— — cum quaestum occeperis
Accipiunda et mussitanda injuria adolescentium est.

Der Soldat scheut den Tod nicht, wenn er die Beleidigung nur rächen kann; für den Gelehrten ist Unwissenheit in seinem Fache der gröfste Schimpf. Aehnlich müssen alle übrigen Lebensverhältnisse beurtheilt werden.

Beim Begehrungsvermögen kommt aufser allen übrigen, dasselbe bestimmenden Ursachen noch die durch Gewöhnung entstandene Disposition in Betracht. So läfst sich aus verweichlichender Lebensweise auf Feigheit schliefsen, aus einem üppigen Leben auf lüsterne Begierden, wenn sie

auch nicht verrathen werden. Doch ist diese Conjektur nur eine wahrscheinliche, weil der Mensch aus Freiheit seinen Affekten Widerstand leisten kann; indefs wenn er denselben auch nicht nachgieht, so spürt er dennoch die Lockung dazu, wenn sein Habitus sich dahin neigt, denn diese kann er nicht willkührlich ersticken, da sie der Vernunft so oft zum Trotz sich regt. — Schliefslich erläntert der Verf. alle diese Regeln an einzelnen Beispielen, indem er z. E. den Hafs des Tiberius gegen Germanicus vom Ursprunge im Gemüth an durch alle Entwickelungsmomente verfolgt, in jedem einzelnen Zeichen nachweiset, und somit ein wahres Muster psychologischer Auslegungskunst aufstellt.

Unstreitig können wir es uns nicht zum Verdienste anrechnen, wenn wir, zwei Jahrhunderte später als der Verf. lebend, die Unhaltbarkeit seiner von Aristoteles und Galen entlehnten physiologischen Sätze deutlich erkennen; aber eben so wenig gereicht es uns zur Ehre, dafs die neuere Zeit kaum ein Werk aufzuweisen hat, welches aus eben so umfassender welthistorischer Kenntnifs hervorgegangen, alle anthropologischen Momente mit gleich unpartheiischer Würdigung ihrer respectiven Bedeutung, und in eben so inniger wissenschaftlicher Durchdringung umfafst, und dadurch die rein objektive Menschenkenntnifs ihrem hohen Ziele bedeutend näher geführt hätte. Viele Aussprüche des Verf. mögen sich bei gründlicher Kritik als irrthümlich ergeben; aber sie leiten die Aufmerksamkeit auf Gegenstände, von denen die Anatomen und Physiologen sich dermalen nichts träumen lassen, ungeachtet sie dem Gebiete ihrer Forschung recht eigentlich angehörig, die äufserlich lesbaren Chiffern sind, in denen sich die Geheimsprache der Seele ausdrückt.

II.

Erfahrungen über den Gebrauch des Kreosots.

Von

Dr. L. Köhler,

praktischem Arzte in Warschau.

Es ist so viel vom Kreosot geschrieben und gesprochen worden, und es haben sich so verschiedene Meinungen über seine Wirkungen geltend gemacht, dafs ich mich zu neuen Versuchen damit aufgefordert fühlte. Das zu dem Ende angewandte Kreosot habe ich mir aus der Gräflich-Salmschen Eisen-Hauptniederlage in Wien zu verschaffen gewufst, und bin in der Anwendung dieses Mittels den gegebenen Vorschriften von Dr. Reichenbach treu nachgekommen. — In einigen dreifsig Fällen habe ich das Mittel mit Beharrlichkeit und Ausdauer angewandt; allein das Resultat entsprach meiner Erwartung eben so wenig, als es mit den anderweitig bekannt gewordenen vortheilhaften Ergebnissen übereinstimmte, wiewohl ich aber auch bemerken mufs, dafs dabei der Umstand in Anschlag kommt, dafs sämmtliche zu den Versuchen ausgewählte Kranke entweder bereits schon eine Reihe von Jahren gelitten, und eine geraume Zeit hindurch alle ersinnlichen Mittel fruchtlos gebraucht hatten, oder in einem so hohen Grade von vernachlässigter Krankheit ergriffen waren, dafs bei ihnen wohl höchstens nur an Erleichterung und Milderung der Leiden, keinesweges aber an radicale Heilung zu denken war. Ein kurzer Auszug aus den geführten Tagebüchern mag nun zur Bekräftigung des Gesagten dienen.

Nachdem ich sämmtliche physischen und chemischen Eigenschaften des Kreosots ganz übereinstimmend mit dem was in dieser Hinsicht bekannt geworden befunden hatte,

und seine Eigenschaft, das Serum des frisch aus der Ader gelassenen Blutes gerinnen zu machen, wiederholt geprüft hatte, beschränkte ich meine Versuche, die hämostatische Wirkung des Kreosots zu ergründen, auf einen einzigen an mir selbst angestellten, der freilich zu keiner Folgerung berechtigen sollte, da er zu unbedeutend und als ein einzelner kein eigentliches Resultat abgeben kann; allein von ferneren Prüfungen hierin wurde ich abgehalten durch die von Dr. Simon (De Aquae Binelli et Creosoti virtute styptica. 1833. Berlin.) bekannt gemachten Erfahrungen, deren Ergebnisse nicht die erspriefslichsten waren.

Einen zolllangen, und etwa drei bis vier Linien tiefen Einschnitt, den ich mir am linken Vorderarme mit einem Bistourie machte, begofs ich zu wiederholten Malen mit Kreosotwasser, um die Blutung aus der klaffenden Wunde zu stillen; ein schmerzhaftes Stechen in der Wunde abgerechnet, verspürte ich in dem ersten Augenblicke keine andere merkliche Wirkung vom genannten Mittel. Es wurde nun ein Tropfen reines Kreosot zwischen die Wundränder gelassen; ein Gefühl von Glühen und Zucken, geronnene Flocken von weifsgrauer Farbe, welche die offene Wunde im Augenblick bedeckten, und ein momentanes Aufhören der Blutung, die jedoch nach einer kurzen Zeit wieder begann, waren die einzigen Veränderungen, welche das Mittel hervorbrachte. — Bald darauf hörte jedoch die Blutung vollkommen auf, doch wäre dies gewifs auch bei der Anwendung des kalten Wassers geschehen, und kann mithin nicht dem Kreosot zugeschrieben werden. Im übrigen dauerte das Gefühl von Glühen und Zucken in der Wunde noch eine gute Stunde lang fort; die Wundränder wurden etwas aufgewulstet, ödematös, überzogen sich nach etwa vier Stunden mit eintrocknender, gelbbrauner Lymphe, und es stellte sich weiter kein Hindernifs der normalen Vernarbung entgegen.

Was die äufserliche Anwendung des Kreosots betrifft, so hatte ich oft Gelegenheit bei Zahnschmerzen, besonders

wenn solche von Caries herrührten, seine ausgezeichnet gute und schnelle Wirkung vielfach zu erproben. Beinahe immer und in wenigen Minuten stellten sich die Schmerzen vollkommen ein in mehr als 30 Fällen. Oft reichte schon das Ausspülen des Mundes mit Kreosotwasser hin, um den Zahnschmerz zu vertreiben; am sichersten jedoch hörte er auf, sobald ein Stückchen Baumwolle oder Schwamm mit reinem Kreosot befeuchtet in den hohlen Zahn eingebracht wurde. Zwei Fälle habe ich beobachtet, wo die Anwendung des Kreosots auf einige Stunden den Zahnschmerz zum Schweigen brachte, den wieder eintretenden aber durch nachträglich fleifsiges Benutzen des Mittels nicht mehr beschwichtigen konnte, so dafs der sehr cariöse Zahn ausgezogen werden mufste.

In atonischen, phagedänischen, veralteten Fufsgeschwüren bediente ich mich des Kreosots in fünf verschiedenen Fällen. — Bei einem 22jährigen Israeliten, der seit fünf Jahren am linken Schienbeine ein vier Finger breites, ringförmig den ganzen Unterschenkel umfassendes, schmutziges, leicht blutendes, allen angewandten Mitteln trotzendes Geschwür hatte, und anderthalb Jahre lang im Hospital ohne Erfolg behandelt worden war, wandte ich nun das Kreosotwasser an. Als aber nach einem achttägigen Gebrauche des Mittels keine wesentliche Veränderung sichtbar wurde, liefs ich das reine Kreosot mittelst eines Pinsels, täglich zweimal, auf das Geschwür bringen. Die erste Zeit schien die früher profuse und ichoröse Absonderung geringer zu werden, was aber wohl Folge der hervorgerufenen und bedeutend gesteigerten Reizung, und nicht die eigentliche Wirkung des Mittels war, da bei dem zwölf Tage lang fortgesetzten Gebrauche desselben das jauchige Nässen in eben dem Maafse wie vorhin wieder erschien, und der Zustand des Geschwüres eher noch schlimmer wurde.

Bei einem 30 Jahre alten, sehr cachectischen Manne, der, mit ähnlichen Geschwüren an beiden Unterschenkeln

behaftet, seit sieben Jahren vergebens die verschiedensten Mittel versucht hatte, leistete ein längerer Gebrauch des Kreosots unter der Form des Wassers, in Emulsionen, in Salben und rein angewandt, keine erspriefslicheren Dienste.

Ein 16jähriger Bursche, der 1831 bereits schon einmal im Hospitale, wegen eines fressenden Geschwüres in der Gegend des äufseren Knöchels am linken Fufse, dem wohl eine allgemeine Skrofeldyskrasie zum Grunde lag, scheinbar glücklich behandelt worden war, lag schon wieder, an dem erneuerten und bedeutend verschlimmerten Uebel leidend, seit sechs Monaten in dieser Anstalt. Das Geschwür, welches gegenwärtig eine bedeutend gröfsere Ausdehnung hatte, und von der Ferse an sich über den Knöchel hinzog, den unteren Theil des Schienbeines in der Länge und den oberen Theil des Fufsrückens einnahm, sämmtliche weichen Theile bis auf die Knochen zerstört hatte und diese sogar schon anzugreifen begann, wurde zwar durch passende innere und äufsere Mittel zum Stillstand gebracht, allein nichts konnte die Vernarbung herbeiführen. Das Kreosotwasser brachte keine Veränderung hervor, und das reine Kreosot setzte nicht nur der reichlichen Absonderung von Jauche keine Gränzen, sondern rief vielmehr eine so schlechte Beschaffenheit der ganzen geschwürigen Fläche hervor, dafs schon nach einem sechzehntägigen Gebrauche von dem Mittel abgestanden werden mufste. Es wurde später die Absetzung des Gliedes nothwendig.

Eine 27jährige Frau von ziemlich gesunder Gesichtsfarbe, schlaffer Muskelfaser, bei der alle Verrichtungen naturgemäfs und regelmäfsig von statten gingen, liefs ich das Kreosot in der Absicht anwenden, um ein sehr hartnäckiges, seit elf Monaten bestehendes, jeder versuchten rationellen und empirischen Behandlung trotzendes Geschwür in der linken Kniegegend zur Heilung zu bringen. Drei Wochen hindurch wurde das Mittel als Liniment, als Salbe und dann im reinen Zustande, jedoch ohne merklichen Nutzen

Nutzen gebraucht; später erst brachte eine modificirte Hungerkur, welcher ich die Kranke unterwarf, das Uebel zum Schweigen. — In einem anderen Falle, bei einem Frauenzimmer von 20 Jahren, das seit einigen Monaten ein übel aussehendes, jauchiges Geschwür am linken Unterschenkel hatte, welches unter den vielfach gebrauchten Mitteln gar nicht heilen wollte, brachte die zweitägige Anwendung von reinem Kreosot eine sichtbare Verschlimmerung hervor; die drei folgenden Tage wurde mit dem Mittel ausgesetzt, das Geschwür mit trockener Charpie bedeckt und sich selbst überlassen. — Der Erfolg war überraschend gut; die Geschwürfläche wurde reiner, die jauchige Eiterung nicht so reichlich, und nach einigen Tagen, unter dem trockenen Charpieverbande, fingen die Ränder an sich mehr anzulegen und an mehren Stellen der Vernarbung zu nähern. Von nun an schritt die Heilung, bei einer ganz einfachen Behandlung, zwar langsam, aber ungestört vorwärts, so dafs am Ende des zweiten Monats die Kranke geheilt die Anstalt verliefs.

Hierdurch aufmerksam gemacht, glaubten wir gröfsere Vortheile zu erzielen, wenn wir das neue Mittel nur dann und wann auf die krankhaft ergriffenen Theile einwirken liefsen. Allein auch diese Anwendungsart schlug fehl, und in drei Fällen von Fufsgeschwüren skrofulöser und trichomatöser Natur haben wir von derselben keinen erspriefslichen Nutzen gesehen.

Besser war der Erfolg bei einem 44jährigen Frauenzimmer, das zur Vertreibung einer Warze am Kinn ein ihr empfohlenes höchst ätzendes Mittel selbst angewandt hatte, dabei aber so unvorsichtig zu Werke gegangen war, dafs mit der zerstörten Warze, in dem Umfange eines Viergroschenstückes, zugleich auch sämmtliche Weichgebilde bis auf den Knochen herausfielen. Das entstandene, eine scharfe, um sich fressende Jauche absondernde Geschwür, war nicht zur Heilung zu bringen; die Ränder wurden callös, die ganze Umgegend hart, unempfindlich und wie

scirrhös. Nur ein operatives Einschreiten schien unter den obwaltenden Umständen eine schnelle und sichere Heilung herbeiführen zu können. Versuchsweise indessen wurde das Kreosot noch in Anwendung gebracht, und der fünftägige Gebrauch des Kreosotwassers hatte so entschieden gute Wirkungen, dafs man der vollkommenen Heilung des Geschwürs entgegensah. Der Erfolg entsprach aber nicht ganz unserer Erwartung, das Uebel blieb, wenn auch sehr gebessert, doch ungeheilt; wiederholte Anwendung des Wassers und des reinen Kreosots blieb erfolglos, und das Helmundsche Mittel mufste die Kur vollenden.

Entschiedene Vortheile brachte aber der Gebrauch des Kreosots durch täglich zweimaliges Betupfen bei einem herpetischen Ausschlage, der bei einem sechzehnjährigen Mädchen die rechte Hinterbacke, das Perinäum und die grofse Schaamlefze seit einigen Monaten einnahm. Antimonialia, Mercurialia, Decoctum Zittmanni, Graphit, thierische Kohle u. a. m. wurden vergebens in Gebrauch gezogen; das Uebel trotzte allen angewandten Mitteln. Nach einem neuntägigen Gebrauche des reinen Kreosots bedeckte sich die geschwürige Fläche mit trockenen, braungelben Borken, die sich binnen drei und vier Tagen freiwillig ablösten, und einen rosenrothen, glänzenden, aber vollkommen vernarbten Boden hinterliefsen. Eben so erfolgreich, wiewohl nicht für lange Zeit, war die Anwendung dieses Mittels in einem Falle von Herpes orbicularis bei einem siebenjährigen Knaben, der seit vier Monaten in der Anstalt vergebens behandelt worden war. Schon nach drei Tagen bedeckten sich die Morgens und Abends mit reinem Kreosot betupften Stellen mit gelbbraunen Krusten, die sich am fünften Tage leicht ablösten und einen glatten, rothen Fleck auf der Haut zurückliefsen. Unsere freudige Ueberraschung war aber nicht von langer Dauer, denn kaum drei Wochen waren vorüber, so brach schon wieder an denselben Stellen ein neuer papulöser Ausschlag

hervor, der zwar eben so schnell der abermaligen Anwendung des Mittels wich, allein später wieder erschien.

In einem sehr veralteten und vernachlässigten Falle von Prurigo mitis und Ecthyma, bei einem 12jährigen Knaben, bei welchem weder Antimonialia und Mercurialia, noch Tinctura cantharidum, Arsenik und die verschiedenartigsten Bäder Nutzen brachten, schien ein viertägiges Waschen des ganzen Körpers mit Kreosotwasser allerdings eine gute Wirkung hervorzubringen. Die Ecthymapusteln schrumpften ein, der papulöse Ausschlag blieb indessen unverändert noch sechs Tage der fortgesetzten Behandlung stehen. Versuchsweise wurde nun die eine Hälfte des Körpers mit Kreosot behandelt, mittelst zweimaliger Einreibung einer sehr starken Kreosotsalbe; und der Erfolg war in der That nach zehntägiger Anwendung vollkommen zu nennen. Die Behandlung wurde nun fortgesetzt, auf die andere Hälfte des Körpers ausgedehnt, und mit eben so entschiedenem Vortheile. Allein nach einigen Wochen kehrte der frühere Krankheitszustand zurück, und der Kranke hatte keinen Muth mehr, sich einer nochmaligen Kur der Art zu unterwerfen.

Ein robuster 19jähriger Bursche kam in die Anstalt mit einem primären Schanker auf der Eichel; das Geschwür bestand, nach der Aussage des Kranken, seit elf Tagen, und der Fall schien um so geeigneter zu dem Versuche, als noch keine anderweitigen Mittel in Gebrauch gezogen waren. Der aufgenommene Kranke wurde nun der Kreosotkur unterworfen, und täglich zweimal ward das Geschwür mit reinem Kreosot betupft. Sogleich nach der ersten Anwendung des Mittels bedeckte sich der Schanker mit einer trockenen, dunkelbraunen Borke, die schon Tages darauf etwas dick und erhaben erschien, und über die rund herum entzündeten und geschwollenen Theile der Eichel bedeutend hervorragte. Den vierten Tag quoll dicker Eiter unter der harten, dicken, locker gewordenen

Borke hervor, und nach Wegnahme derselben erschien das Geschwür mit allen seinen charakteristischen Kennzeichen wieder, nur aber um das Doppelte an Umfang und Tiefe vergröfsert, worauf wir von den weiteren Versuchen abstanden und den Kranken der gewöhnlichen Behandlung unterwarfen. Zu bemerken ist jedoch, dafs die Heilung des Schankers in diesem Falle höchst langwierig und zögernd wurde, und ich bin sehr geneigt zu glauben, dafs diese Hartnäckigkeit zum Theil vielleicht auch von der vorausgeschickten Behandlung abhing, wiewohl ich nicht im Stande bin, dies zu beweisen.

Der innerliche Gebrauch des Mittels bot uns keine glänzenderen Erfolge, doch kann dies weniger auffallen, da wir das Kreosot nur in Fällen zu versuchen wagten, die fast keine Hoffnung zur Genesung übrig liefsen. — Der eine Fall, den ich mit meinem Collegen Dr. Bernstein zusammen beobachtete, betraf eine 30jährige Frau, welche, seit einer geraumen Zeit an der Schwindsucht leidend, im letzten Stadium dieser Krankheit in der Anstalt Hülfe suchte. Sie war im höchsten Grade der Erschöpfung, der Puls klein, schwach, schnell, über 100 Schläge, schweres, kurzes Athmen, ein quälender, unaufhörlicher Husten, mit eiterigem Auswurf, reichliche Morgenschweifse, der Urin trübe, jumentös; lehmartige, öftere Stühle, Schlaflosigkeit, Unruhe, Angst und Beklemmung; eine heisere, schwache, kaum vernehmbare Stimme, ein dumpfer Schmerz in der Gegend des Kehlkopfes, erschwertes Schlingen; feuchte, blasse, breite Zunge; die Füfse bis an die Kniee geschwollen. — In diesem hoffnungslosen Zustande verschrieben wir der Kranken vier Tropfen Kreosot in Emulsion täglich zu verbrauchen, mit Grützschleim, Hühnersuppe u. s. w. — Die ersten zwei Tage keine merkliche Veränderung, jedoch etwas ruhigere Nächte. Am dritten Tage der Puls 90; nach der Aussage der Kranken schien der Husten minder quälend, die Sputa waren indessen unverändert geblieben; der Urin war klar, roth, ohne Bo-

densatz; die Zunge rein, feucht, blafs; der Durst unbedeutend, die Morgenschweifse liefsen nach; der Stuhlgang wie früher. Den folgenden Tag verschlimmerten sich aber alle Symptome, der Husten wurde stärker, die Nacht sehr unruhig, die Kurzathmigkeit aufs höchste gesteigert, die Stimme beinahe erloschen. Der Puls wurde frequenter, 110 Schläge, fadenförmig, die Zunge trockener, bräunlich, leicht belegt; fortwährende Schweifse, unaussprechliche Angst und Unruhe (Kreosot 5 Tropfen). Am fünften Tage keine Veränderung. Den folgenden Tag Aphonie, Puls 120, Schweifs dauert fort, die Kranke klagt über dumpfe Schmerzen im Leibe. Am siebenten Tage derselbe Zustand, die Schmerzen im Leibe sind gröfser, der Unterleib ist weich, eingefallen, beim Druck nicht empfindlicher. — Wir hielten es nicht für gerathen, das Kreosot noch länger anzuwenden. Unter Steigerung sämmtlicher Symptome verschied die Kranke sieben Tage später.

In einem anderen, wiewohl minder vorgerückten Falle von Phthisis exulcerata, wurde das Kreosot 16 Tage in steigender Gabe unausgesetzt gebraucht, ohne die geringste Veränderung im Verlaufe der Krankheit zu machen.

Sämmtliche Versuche fielen also nicht zu Gunsten des neuen Mittels aus. Mögen andere Erfahrungen über dessen wahren Nutzen entscheiden, ich will nicht zu rasch urtheilen; aber ich glaube, die Resultate meiner Versuche sind beachtenswerth.

Das ungünstige Ergebnifs von der Anwendung der Tinctura Thuiae occidentalis gegen Condylome, worüber Hr. Dr. Fricke in der Casperschen Wochenschrift berichtet, schien uns nicht minder auffallend zu sein, als die Nachricht von den ausgezeichnet guten, schnellen und sicheren Wirkungen des Kreosots in den genannten Leiden. — Seit mehr denn fünf Jahren wird die Thuiatinctur von vielen hiesigen Aerzten in den Hospitälern sowohl, als auch in der Privatpraxis, mit dem entschiedensten Nutzen in Anwendung gebracht. Noch im Jahre 1831

habe ich dieses Mittel bei einer großen Anzahl von Kranken in dem hiesigen jüdischen Krankenhause angewandt, stets davon den besten Erfolg gesehen, und nie Rückfälle danach beobachtet; während des Gebrauches aber nirgends Spuren von Entzündung, Excoriation oder sonstigen übeln Ereignissen gesehen. Funfzehn Tage bis höchstens drei Wochen lang gebraucht, reichte gewöhnlich das Mittel vollkommen hin, um jede condylomatöse Wucherung spurlos schwinden zu machen. In der Mehrzahl der Fälle wurde der innerliche Gebrauch des Merkurs damit verbunden; allein selbst da, wo man sich rein auf den äußeren Gebrauch der Tinktur beschränkt hatte, war das Resultat stets vollkommen erwünscht. Ich ließ das Mittel nicht allein durch zwei- oder dreimaliges Betupfen der Condylome in Anwendung setzen, sondern häufig wurden auch mit der Tinktur befeuchtete Charpiebäuschchen mit den behafteten Theilen in permanenter Berührung gelassen, ohne daß daraus unangenehme Folgen entstanden wären. — Es könnte wohl die verschiedene Bereitungsart des Mittels den Grund dieser Verschiedenheit der Resultate enthalten. — Man bereitet hier die Tinctur folgendermaaßen: ℞ Foliorum Thuiae occidentalis ℥ j, contunde et tere in mortario vitreo affundendo sensim sensimque Spiritus vini q. ß. Massam immite in cucurbitam vitream, digere per aliquot dies, dein cola et serva. — Nie sah ich mich genöthigt, diese Tinctur in verdünnter Form anzuwenden. Die Vorzüge der beschriebenen einfachen Behandlung hat auch mein College Hr. Dr. Leo im Jahre 1833 im Aprilhefte des Hufeland schen Journals ausführlich berichtet.

Was nun die gerühmten Wirkungen des Kreosots anlangt, so kann ich nicht umbin die Bemerkung zu machen, daß, wiewohl ich das Mittel aus der ersten Hand bezogen und in vielfältigen Versuchen angewandt habe, ich mich dennoch nie eines glänzenden Erfolges von dem Gebrauche desselben erfreuen konnte. Durch die Mitthei-

lungen des Hrn. Dr. Fricke habe ich mich veranlafst gefunden, nochmalige Versuche bei condylomatösen Auswüchsen damit anzustellen; allein ich mufs berichten, dafs das Kreosot bei 6 Männern und 4 Weibern die gerühmten Wirkungen nicht hervorbrachte, wohl aber grofse Schmerzen und eine leichte Phlogose der Theile mit denen es in Berührung kam, verursachte, und nach einer 14tägigen Anwendung kein bemerkbares Schwinden der Condylome veranlafst hatte. — Sollte denn wirklich auch hier die verschiedene Bereitungsart des Mittels, oder die Art seiner Anwendung Ursache so verschiedener Ergebnisse sein? — Ich habe bei einer Hälfte meiner Kranken täglich zweimal die Auswüchse mit reinem Kreosot betupfen, bei der anderen Hälfte mit Kreosotwasser angefeuchtete Charpie unablässig anflegen lassen. Bei den ersten bildete sich wohl eine Art von Kruste, die sich nach einigen Tagen gewöhnlich abtragen liefs, mit Zurücklassung einer trockenen, rosenrothen Oberfläche, allein ohne bedeutende Verminderung der Gröfse der Auswüchse. Bei den anderen blieb die ganze Oberfläche feucht und weifs, und es kam nicht zu einer förmlichen Krustenbildung. Sämmtliche Kranke klagten aber über bedeutende Schmerzen und ein Gefühl von Brennen und Stechen, das nicht eher aufhörte, als bis die Anwendung des Mittels ausgesetzt wurde.

III.

Praktische Skizzen.

Vom Professor Dr. Lichtenstädt in St. Petersburg [1]).

1. Wechselfieber unter örtlicher Form.

Dreimal habe ich diese Krankheitsform beobachtet, und zwar jedesmal in der Gegend des oberen Augenliedes,

1) Vergl. Bd. XXX. H. 3. S. 257. 1834. November. d. A.

so dafs eine Theilnahme des Nerv. supraorbital. unzweifelhaft war. Der erste Fall betraf einen Mann (S.), der ein entschiedenes Leberleiden hatte. Nachdem er im Winter 1817, in St. Petersburg kürzlich angekommen und mit sehr ärgerlichen Geschäften belastet, viel an dyspeptischen Beschwerden gelitten hatte, stellte sich alltäglich um 11 Uhr ein furchtbarer Schmerz in der genannten Gegend ein, wobei mir jedoch nicht mit Bestimmtheit erinnerlich, ob es rechts oder links war. Der Schmerz dauerte etwa zwei Stunden, und schwand allmählich, ohne Schweifs zu hinterlassen. Während der Dauer desselben waren der Puls und die Hautwärme stark fieberhaft. Ableitende Mittel waren ohne Nutzen. Erst nach einigen Anfällen gewann ich die Ansicht, dafs ich es mit einem larvirten Wechselfieber zu thun hatte. Da Brechmittel und Salmiak keine genügenden Dienste leisteten, so mufste ich, trotz der offenbaren Leberkrankheit, zum Gebrauche der China schreiten (das Chinin kannte man noch nicht), worauf das Uebel schwieg, und bei der viele Jahre dauernden und mancherlei Formen annehmenden Krankheit des jetzt in Berlin lebenden Mannes meines Wissens nicht wiedergekehrt ist. — Den zweiten Fall sah ich im August 1834 an einer hiesigen sehr zarten Dame (F.), welche den Sommer etwa 200 Weste von hier auf dem Lande verlebt hatte, um sich daselbst zu erholen. Ohne diesen Zweck erreicht zu haben, war sie eben zurückgekehrt, und bekam nun alltäglich früh einen Schmerz über der linken Augenbraune, der sich nach einigen Stunden verlor. Indessen wurde das Uebel immer ärger, so dafs die keinesweges peinliche Frau aufs dringendste Hülfe verlangte. Ich fand sie mit schon gemeldetem Schmerze, jedoch war das obere Augenlied und die betreffende Nasenseite noch roth, heifs, geschwollen und empfindlich, der ganze Körper heifs und im Uebergange zum Schweifse, der Puls etwa 80 Schläge, der Urin braunroth. Nachmittags war, bis auf eine gewisse Empfindlichkeit des Auges, volles Wohlsein eingetreten. Ich be-

trachtete das Uebel sogleich als Wechselfieber, beschloſs jedoch, mit einem indifferenten Mittel den nächsten Anfall abzuwarten. Der wiederum pünktlich um 8 Uhr früh des folgenden Tages eintretende Schmerz war noch furchtbarer, als die früheren Anfälle. Das ganze linke äuſsere Auge und die entsprechende Nasenseite war geschwollen und heiſs, die Bindehaut des Auges stark geröthet, die Empfindlichkeit gegen das Licht sehr groſs, der Schmerz vorzugsweise in der Gegend des Austritts des Nerv. supraorb. haftend, und von solcher Heftigkeit, daſs die sehr fieberhafte Kranke irre redete, und ein ihr ganz ungewöhnliches Betragen hatte. Erst nach mehren Stunden legte sich das Uebel, und am Abend war nur Erschöpfung ohne Schmerz und Fieber vorhanden. Indem ich der Diagnose nun gewiſs war, und bei der Shwächlichkeit der Kranken nicht länger den bloſsen Beobachter spielen durfte, schritt ich sogleich am Abend zur Anwendung des Chinins. Schon am folgenden Tage war der Anfall ungleich geringer, trat etwas später ein, und endete bald. Nachdem während drei Tagen das Chinin einige Stunden vor dem zu erwartenden Anfalle gereicht worden, war derselbe immer geringer geworden und später erschienen; das Fieber hatte sich ganz verloren. Jedoch waren die ergriffen gewesenen Theile etwas geschwollen und empfindlich; auch hatte sich aus dem linken Nasenloche, welches in den Anfällen trocken gewesen, eine übelriechende Flüssigkeit ergossen. Eine Einreibung von Extr. Bellad. aeth., während welcher die linke Pupille sich bedeutend erweiterte, entfernte diese Erscheinungen. — Den dritten Fall beobachtete ich im November 1834, an einem kürzlich hier angekommenen französischen Reisenden (C.). Vor 15 Jahren zum erstenmale in Paris, und dann zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Gegenden Europa's, hatte er zweimal täglich zu bestimmten Stunden an einem heftigen Schmerze in der Stirn und nach der linken Augenbraune hin gelitten, wobei er ohne alles Fieber und übri-

gens völlig gesund war. Zahlreiche Heilversuche berühmter Aerzte waren fruchtlos, und das Uebel immer nach längerer oder kürzerer Zeit von selbst gewichen. Die erste Hülfe hatte die Acupunktur gewährt. Später war man auf den Gebrauch des Chinin gekommen, welches sich sehr hülfreich bewiesen. Jetzt war nun nach dreijähriger Ruhe das Uebel wieder erschienen, worauf der Patient, selbst ohne mich zu befragen, zum Chinin geschritten war; meine Beihülfe bestand nur darin, dafs ich das salzsaure Chinin anwenden liefs, während sonst das schwefelsaure angewandt worden. Der Erfolg war erwünscht. — Mancher wird diesen Fall vielleicht nur als einen Beweis der Wirkung des Chinins bei Neuralgieen ansehen; indessen war der Typus ganz der einer Quotidiana duplex. — Solche Fälle vereinigen sich schwer mit der Theorie, dafs das Wechselfieber ein Leiden des Gangliensystems sei. Ueberhaupt halte ich sowohl diese Hypothese, als alle anderen, die bis jetzt über das Wesen des Wechselfiebers aufgestellt worden, für unzureichend. Wir sind mit dem inneren Grunde des seinen Erscheinungen nach so sehr bekannten Uebels ganz unbekannt; wir behandeln es in der Regel mit Glück, wissen aber nichts Genügendes zu sagen, wenn wir über den Grund Auskunft geben sollen, warum gewisse Mittel, und namentlich die China, so wohlthätig wirken.

2. Krampfhusten.

Längst ist mir das Opium, theils allein und in Substanz, theils in manchen Verbindungen, besonders als Dover'sches Pulver, ein sehr nützliches Mittel in vielen Formen krampfhaften Hustens. Selbst da, wo der Husten aus einer schon zur Erweichung vorgeschrittenen Tuberkelkrankheit abzuleiten ist, giebt es krampfhafte Beimischungen, durch deren Minderung man sich um den armen Kranken verdient machen kann, und auch hier hat mir das Opium, in sofern man nicht den Auswurf dadurch

hemmt, sehr gute Dienste geleistet, es reicht jedoch die Wirkung selten über 12 Stunden hinaus; hat man es dagegen mit rein krampfhaften Formen zu thun, so gelingt es zuweilen, den Husten auf lange Zeit zu vertreiben. C. G. Neumann's Bemerkung, dafs man die narkotischen Mittel nicht in wiederholten, kleinen Gaben, sondern selten und in grofser Gabe geben solle, verdient hier, wie in anderen Fällen, die gröfste Beachtung; allgemeine Anwendung kann sie schon deswegen nicht erlangen, weil man die Gröfse der Gabe nicht vorausbestimmen kann, welche die einzelnen Individuen vertragen, ohne in Narkotismus zu verfallen. Bei dem weiblichen Geschlechte und bei Kindern ist die gröfste Vorsicht nöthig; daher habe ich z. B. bei dem Keuchhusten nicht einmal einen Versuch gewagt. Es mögen indessen hier beispielsweise 2 Fälle erwähnt werden, deren einer ein erwachsenes Mädchen, der andere einen Knaben betraf. — M. v. T. kam vor etwa drei Jahren, im Alter von 16 Jahren, aus dem Inneren Rufslands hier an. Sie war so vollständig körperlich ausgebildet, und überdies so dick, wie es selten in diesem Alter zu sein pflegt. Bei starker Gesichtsröthe und sehr starken Brüsten, war die Menstruation nur schwach. Das Temperament war phlegmatisch, und stimmte mit einer fast ganz sitzenden Lebensweise bei reichlicher Ernährung. Meine Bemühung, dem übermäfsigen Fettwerden und den stockenden Ausscheidungen entgegenzuarbeiten, waren durch die Umstände nicht begünstigt. Eine im Sommer 1832 gebrauchte Kur des Marienbader Wassers war ohne Nutzen. An einem November-Abend desselben Jahres wurde ich zu schneller Hülfsleistung aufgefordert. Ich fand die junge Dame, welche seit einigen Tagen etwas gehüstelt hatte, in einem furchtbaren, fast ununterbrochenen Husten begriffen. Derselbe geschah mit lautem Tone, in kurzen Absätzen. Das Gesicht war überroth. Die Brust schien zerspringen zu wollen. Eine genaue Untersuchung des Athems und der Blutbewegung war bei dem beständigen

Husten unmöglich. Blutentziehung erschien hier als Indicatio vitalis. Es wurden sogleich zwei Pfund Blut entzogen; allein der Husten, der schon die äußerste Höhe erstiegen zu haben schien, wurde noch heftiger; das Blut zeigte keine Spur von Entzündungshaut, und enthielt ziemlich viel Wasser bei einem derben Blutkuchen. Es wurden nun mehre Stunden mit Anlegung von Senfteigen und spanischen Fliegen, wie mit Darreichung von großen Gaben Nitrum in einer Emulsion, zugebracht; allein das Uebel dauerte in gleicher Stärke fort. Ich entschloß mich nun, 10 Gran Dover sches Pulver zu reichen; als hierauf etwas Erleichterung folgte, gab ich nach einer Stunde eine zweite, und nach einer abermaligen Stunde eine dritte solche Gabe. Der Husten bildete nun Zwischenräume von einer Viertelstunde, innerhalb deren man sich von der ganz krampfhaften Natur des Uebels überzeugen konnte; da nun am folgenden Abend der Husten wieder zunahm, so reichte ich drei Gran Opium in Substanz. Nun blieb der Husten auf Stunden lang ganz aus; man reichte nach mehren Stunden noch eine zweite solche, und am nächsten Morgen eine dritte Gabe. Es trat keine Spur von Narkotismus ein, selbst nicht Verstopfung des Leibes. Hingegen war der Husten bis auf unbedeutende Spuren ganz geschwunden. — Im November 1833 trat ein eben solcher Anfall von Husten wieder ein. Auch diesmal glaubte ich Blut entziehen zu müssen. Es geschah wiederum ohne Nutzen. Ich schritt sogleich zum Opium, wovon 12 Gran, in Gaben von 3 Gran, binnen 48 Stunden das Uebel völlig hoben. Die günstige Wirkung nach der ersten Gabe war so deutlich, daß die Kranke und ihre Umgebungen nur mit Mühe von zu schneller und zu häufiger Anwendung des Mittels abgehalten wurden. Narkotismus erfolgte auch diesmal nicht. — An demselben Novembertage, 1834, erfolgte wiederum Abends ein furchtbarer Anfall des Hustens. Da der Eintritt eines solchen schon seit mehren Tagen befürchtet worden, und ich dies-

mal das Morph. acetic. hatte versuchen wollen, und dasselbe in Gaben von $\frac{1}{2}$ Gran schon vorräthig war, so waren vor meiner Ankunft schon vier solcher Gaben genommen worden, jedoch ohne Nutzen. Ich entschloſs mich, trotz der furchtbaren Röthe und Aufgetriebenheit des Gesichts, und trotz dem beklommenen Athem, nicht die Ader zu öffnen, und mich durch die miſslungene Anwendung des Morphiums nicht vom Opium abhalten zu lassen. Ich reichte drei Gran desselben, worauf der Husten bedeutend seltener wurde; jedoch war die Nacht schlaflos. Eine zweite Gabe am Morgen hob den Husten vollkommen. Eine dritte Gabe wurde am Abend gereicht, weil wieder etwas Husten eintrat. Die darauf folgende Nacht wurde ruhig und schlafend zugebracht, und die Kranke war am folgenden Tage völlig gesund. Reichliche Schweiſse schienen diesmal eine Krise zu bilden. Narkotismus war auch diesmal nicht eingetreten. Urin war in 36 Stunden nur sehr wenig, von hochrother Farbe, und mit Schmerzen in der Blase ausgeschieden worden; erst mit dem völligen Aufhören des Hustens trat eine bedeutende Harnausleerung ein. Ob jener Mangel Folge des Krampfes, oder der angewandten Mittel, kann ich nicht entscheiden. — Der zweite Fall, dessen ich hier gedenken wollte, betraf einen vierjährigen Knaben. Indem ich wegen Krankheit eines jüngeren Kindes in eine mir unbekannte Familie gerufen wurde, hörte ich einen Husten mit so deutlichem Croup-Tone, daſs ich, erschrocken mich umwendend, nach dem Hustenden fragte. Zu meiner Verwunderung zeigt man mir A. A., einen vierjährigen, sehr lebhaften und höchst skrofulösen Knaben, der in der Stube umherlief. Schon seit mehr als einem Jahre sei dieser Husten vorhanden, der besonders in der Nacht und am Morgen eine groſse Heftigkeit erhalte. Der Husten war ohne Auswurf, und über seine Entstehung nichts zu ermitteln. Viele Mittel waren ohne Nutzen angewandt worden; ich sollte nun auch das meine versuchen. Ich verordnete $\frac{1}{4}$ Gran

essigsaures Morphium, der auf zwei Gaben vertheilt und in einem Syrup aufgelöst, binnen zwei Stunden vor dem Nachtschlafe angewandt werden sollte. Die Besserung war bedeutend. Nachdem dasselbe Mittel einige Abende hindurch angewandt worden, war der Husten bis auf geringe Spuren getilgt; nach einigen Wochen wiederkehrend, wich er demselben Mittel minder. Ich reichte daher $\frac{1}{2}$ Gran desselben, worauf er vollkommen schwand, und jetzt seit Monaten nicht wiedergekehrt ist. Auch hier waren keine Spuren von Narkotismus eingetreten.

3. Unterdrückter Fufsschweifs.

Ein 17jähriges Mädchen, S. M., längst regelmäfsig menstruirt, von Jugend auf gesund, und bisher von guter Gesichtsfarbe, hatte gegen den verflossenen Herbst hin ihre Regeln immer schwächer, und endlich gar nicht mehr bekommen. Dabei war sie ganz bleich geworden, litt anhaltend an Kopfschmerzen, die zuweilen eine furchtbare Höhe erlangten, sprach oft irre, hatte etwas erhöhte Wärme und sehr beschleunigten Puls; endlich war auch das Gesicht aufgedrungen, und die Füfse ebenfalls geschwollen. Das Uebel hatte schon eine bedeutende Höhe erstiegen, als ich gerufen wurde. Indem alle meine Fragen über Veranlassung der Krankheit verneinend und ungenügend beantwortet wurden, blieb mir nichts übrig, als dieselbe für Meningitis chronica mit Neigung zur Wasserbildung in den Gehirnhöhlen zu erklären, und demgemäfs die Behandlung einzurichten. Blutegel an den Kopf und an die Schenkel, Blasenpflaster in den Rücken, Fufsbäder, kräftige Abführmittel, Pill. balsam., Herb. pell. — brachten zwar grofse Erleichterung, allein die übeln Erscheinungen kehrten immer wieder, und das Grundübel war offenbar nicht gehoben. Indem ich diesen Fall einer Gesellschaft von Aerzten mittheilte, wurde ich von einem derselben befragt, ob ich mich nach Fufsschweifsen erkundigt hätte. Das war nicht geschehen. Am folgenden Tage

erfahre ich denn auf meine Nachfrage, dafs die Kranke ehemals sehr heftige Fufsschweifse gehabt, dieselben jedoch im Sommer 1834 verloren, weil sie bei der starken Hitze sich alltäglich kalter Fufsbäder bedient habe, und zwar nicht blofs zur augenblicklichen Erfrischung, sondern lange Zeit, und oft mehrmals täglich. Solche Verkehrtheit hatte ich nicht geahnet; in ihr lag die Ursache der Krankheit. Ich liefs nun die Füfse in Gichttaffet einhüllen, welcher reichliche Fufsschweifse, und späterhin auch starkes Jucken und einen Ausschlag von vielen kleinen rothen Stippen erzeugte. Die Besserung schritt nun bedeutend fort. Der Kopf wurde zuerst periodisch, und dann ganz frei. Die Gesichtsfarbe besserte sich, das Oedem verschwand; es zeigte sich eine Spur der Menstruation, und nach vier Wochen trat dieselbe ziemlich reichlich ein. Nur wenige abführende und treibende Arzneimittel wurden gleichzeitig angewandt. — Unter allen krankhaften Erscheinungen war nur der sehr beschleunigte Puls noch geblieben, als die Kranke schon ganz gesund war, und man mich verabschiedete, weil man keines Arztes mehr zu bedürfen glaubte. Ueberhaupt habe ich in den letzten Jahren viel öfter, als früher, bei fortschreitender Genesung grofse Häufigkeit des Pulses beobachtet, ohne dafs dadurch die völlige Wiederherstellung verhindert worden wäre.

IV.

Die Allöopathie und Homöopathie, verglichen in ihren Principien von C. A. Eschenmayer, Prof. in Tübingen. Tübingen, 1834. VIII und 134 S. (15 Gr.)

Vor einigen Lustren erschallte in den Vorhallen des Isistempels grell das Brekekekex-koax vieler Individuen,

welche, durch Schelling zu einem dem Opiumrausche in vielen Beziehungen ähnlichen Taumel gebracht, das Innere der Natur durchdrungen zu haben vermeinten, aus dem Nichts frischweg das Weltall construirten und auf diejenigen kleinen Geister, welche sich Naturforscher nennen, und durch treues Studium des Einzelnen und Besonderen die Naturgesetze zu erfassen suchen, mit bodenlosem Dünkel verachtend herabsahen. Es war eine Zeit seltsamer Verzückung, wie jene, wo die rasenden Tänzer sangen: « Allu mari mi portate! » und bewährt erschien Bacon's Wort: Recte Heraclitus, homines, inquit, quaerunt veritatem in suis microcosmis, non in mundo majori. Respuunt enim quasi Abecedarium Naturae primumque in speciebus divinis tirocinium, quod si non facerent, potuissent fortasse gradatim et sensim post literas simplices et deinde syllabas ad textum et volumen ipsum creaturarum repetite legendum ascendere. At illi contra jugi mentis agitatione urgent et tanquam invocant suos genios, ut vaticinentur eis edantque oracula, quibus merito et suaviter diriguntur! »

Von diesen Individuen, von welchen der ältere Hecker in seinen geistvollen, Vieles durch Weniges andeutenden Grundzügen der Heilkunde einzelne Momente durch Druck und Holzschnitt aufbewahrt hat, damit der die Geschichten menschlicher Thorheit studierende Enkel dieselben anstaune, wie wir die monströsen Formen des urweltlichen Pterodactylus; von diesen Individuen, sage ich, haben sich mehre von gesunder und kräftiger Natur, wie der treffliche Oken, später, als bei ihnen der erste Rausch zu verfliegen und der leidige Katzenjammer zu weichen begann, mit grofsem Erfolg auf besseren Weg gewandt, indem sie sich die Mühe nicht verdriefsen liefsen, die Natur, die sie erst so jämmerlich behandelt hatten, wie der rasirende Affe die Katze, nun in der Natur selbst zu studieren; andere dagegen sind geblieben, wie sie waren,

— wie ein Thier auf dürrer Heide,

von

von einem bösen Geist im Kreis geführt,

und rings umher liegt schöne, grüne Weide,

oder haben sich gar, nachdem sie noch etwas altersschwach geworden, neben dem gespenstigen, wesenlosen Naturreiche auf den Grund alter Weibermährchen ein Geisterreich von nicht besserer Qualität erobert, zu dessen Behauptung und Erweiterung sie mit den Mystikern unserer Tage in ein Schutz- und Trutzbündnifs getreten sind, mit diesen Neblern und Schweblern nun, gleich den alten Helden Don Quixote und Hudibras, in den Wirren dieser Tage auf Ebentheuer ausreitend.

Zu der letzten naturphilosophischen Sippe gehört der Verf. des vorliegenden Buches, der früher als Herausgeber des Archivs für den thierischen Magnetismus, später aber durch seine gehaltvollen Arbeiten über die erbärmlichen, krüppelhaften Geisterchen und die Lebenskreise jener wahnsinnigen Frau von Prevorst, so wie über das Besessenseiu, interessant und famos gewordene Eschenmayer. Er findet jetzt das Heil der Welt in der Homöopathie. Woher dieser Rapport kommt, ist zwar jedem deutlich, der an die Schicksale der neuen Heillehre zu Wien, München u. s. w. denkt, noch deutlicher aber wird es durch §. 80. des uns beschäftigenden Büchleins, indem a. a. O. geschrieben steht: « Was der magnetische Arzt mit einigen Strichen ausrichtet, das leistet der homöopathische Arzt mit dem Minimum der Arzneigaben. Wie es nur eines geistigen Hauches bedarf, um den ansteckenden Typhus mit der ganzen Folgenreihe seiner Zufälle in ein anderes Subjekt zu verpflanzen, oder nur eines Atoms von Pockeneiter, um die gleiche Krankheit mit tausend Pusteln hervorzurufen, eben so bedarf es nur eines Atoms von Arznei, um die unendliche Modificabilität des Nervengeistes in Schwingung zu setzen. Es ist, wie Hahnemann sagt, eine geistartige Wirkung, und von dieser Art ist auch die magnetische Manipulation. Daher ste-

hen sich diese beiden Methoden näher, als es den Anschein hat.»

Ohne Simon vorgreifen zu wollen, dem das Eschenmayersche Opus operatum einen guten Gegenstand zum vierten Theile seines Pseudomessias scabiosus abgeben wird, versuchen wir, die neue naturphilosophische Begründung der Homöopathie (freue dich, Attomyr, du brauchst nun zu diesem Behufe dein Licht nicht mehr von Jahn zu borgen; dir leuchtet jetzt ein naturphilosophischer Sirius!) etwas näher darzustellen. Und nun σὺν τῷ θεῷ in medias res!

Die Zueignung ist an den bekannten Minister von Wangenheim gerichtet, der, wie Brunnow, Bönninghausen, Gersdorf und manche andere Herren, alles aufbietet, die Homöopathie in Aufschwung zu bringen, und in diesem romantischen Streben wenigstens mehr Entschuldigung verdient, als die homöopathischen Aerzte selbst. In dieser Zueignung und in dem Vorworte erfahren wir die Neuigkeit (hört! hört!), dafs von der Homöopathie auf eine nicht mehr zu verkennende Weise der Boden der Erfahrung gewonnen worden sei, dafs ihr Territorialbesitz in diesem Gebiete nicht mehr bestritten werden könne, dafs Herr Kopp, der göttliche Herr Kopp, den homöopathischen Thatbestand festgestellt habe. Durch diese Eröffnung gewinnt freilich der Hahnemannismus unendlich, da bis jetzt alle guten Aerzte dafür gehalten haben, dafs es mit der homöopathischen Erfahrung ungefähr so aussehe, wie mit den in dem Archiv für den thierischen Magnetismus niedergelegten, deren Gewicht so grofs ist, dafs jetzt selbst Kieser vor ihnen verstummt ist, oder wie mit den Erfahrungen, deren sich die quacksalbernden Schäfer und Schinder berühmen. Ref. selbst, der nur noch das gegen die Homöopathie hatte, dafs sie eben die Erfahrung nicht für sich habe, ist nun dieserhalb vollkommen beruhigt, da er den Verf. längst als einen der besten und zuverlässigsten Erfahrungs- und Beobachtungshelden

kennt, als einen Mann, dessen feine Wahrnehmungen schon die Bibelwunder, die Wunder des ursprünglichen Jesuitismus und Aehnliches hinreichend erklärt haben, und dessen Sinne so scharf sind, daſs er in den Koholden der Seherin von Prevorst sogleich eine in das Diesseits hereinspukende Geisterwelt entdeckt, und auf diese Entdeckung weiter den unwiderleglichen Beweis der Existenz des Fegfeuers gebaut hat. Armer Zimmermann, hättest du doch von der Homöopathie und Eschenmayer lernen kennen, was Erfahrung in der Arzneikunde sei!

Doch, Musae Sicelides, paulo majora canamus! — wir wenden uns zu der ersten Abtheilung des Buches, die überschrieben ist: Entwickelung einiger Grundbegriffe der Heilwissenschaft. In dieser Entwickelung ist die Bedeutung der gesammten Natur und ihrer verschiedenen Bildungsstufen mit einer so durchsichtigen Klarheit erörtert, daſs man erkennt, was die Welt im Innersten zusammenhält, alle Wirkungskraft und Saamen erschaut und deutlich sieht,

wie Himmelskräfte auf und nieder steigen,
und sich die goldnen Eimer wechselnd reichen.

« Das Licht, welches in der physischen Natur bloſs äuſserlich ist, beugt um, wird innerlich, schafft sich, sollicitirt vom Lebensprincip, einen Leib und bildet so die Elementarform der Pflanzenwelt. Setzen wir die Lithophyten an die unterste Grenze der organischen Ordnung, so wird das Lebensprincip von da durch eine unzählige Menge von Individuen sich gleichfalls graduell entwickeln, bis es in der Sensibilität des thierischen Gehirns sein Maximum erreicht. Mit diesem tritt aber das freithätige Princip in das Uebergewicht, und die organische Sensation beugt um in das Minimum des geistigen Lebens der Seele, d. i. in die Empfindung. Von da an steigert sich das freithätige Princip in eine unendliche Scale von Gedanken, Gefühlen und Bestrebungen bis zur höchsten menschlichen Idee. Und nun läſst sich wohl die Frage machen, ob nicht die höchste

Idee wieder zur Elementarform für eine noch höhere Ordnung geistiger Wesen werde?» Es sei um so mehr ferne von uns, diese der Natur ex tripodo gesungenen Hymnen des heiligen Sehers, der, wie jene Platonischen Dämonen, bei der Weltbildung zugegen und thätig gewesen zu sein scheint, der gemeinen Kritik des gesunden Menschenverstandes zu unterwerfen, da dieser Verstand nach des Verf. Urtheil «blofs ein Vielschwätzer und Rechthaber ist, der bei allen Vettern und Basen umherläuft und seine paar Naturgesetze überall zu Markte trägt, nie aber zum Maafsstabe dienen kann, weil wir dann noch nie über die Mediocrität und das hohle und ideenlose Raisonnement der halbrationellen Empiriker hinausgekommen sein würden.» Nur so viel wollen wir noch bemerken, dafs nach des Verf. Entdeckung die anorganische Natur von einem Nothwendigkeits- oder Bewegungsprincip, die organische Welt von einem vermittelnden oder Lebensprincip, die geistige Ordnung von einem freien oder selbstthätigen Princip beseelt ist, dafs diesen Principien eine gewisse Persönlichkeit und Substantialität beigelegt zu werden scheint, so dafs sie an die vor vielen Jahren Oken so liebreich von dem Verf. schuldgegebene Naturgötterwelt, und an Paracelsus Undinen und Helmont's Archäns erinnern; endlich, dafs die über sie gelieferte Nachweisung mit gehörigen Terminis technicis, «Dividuum, Typik, Substantialisation der Kräfte und Triebe» u. s. w., verbrämt ist. Man sieht also ohne unser Zuthun, dafs das altmodische naturphilosophische Rüst- und Waffenzeug, das sich in der neuen medicinischen Litteratur ausnimmt, wie Zopf und Korporalstock in einer anderen Sphäre, vom Verf. noch tüchtig gehandhabt wird.

Nachdem die berührten Phantasmen von der Erschaffung und Bedeutung der Welt vorgetragen sind, stürzt sich der Verf. in einem Salto mortale auf die Krankheit, und pafst dieselbe dem Prokrustesbett seiner apriorischen Theorie an. «Das Wesen aller Krankheiten ist nur

Eins. Es ist die vermittelst der in die Organe und Systeme des Körpers einwirkenden feindlichen Potenzen aufgeregte und zu Reactionen aufgeforderte Lebenskraft; die sich in dieser Beziehung als Heilkraft äufsert.» Hier stehen wir denn an dem Angelpunkte, der Cynosura des naturphilosophisch-homöopathischen Systems, und müssen schon, um die irdische Brust so recht im Morgenroth zu baden, etwas Halt machen.

Wer die naturphilosophische und homöopathische Weise kennt, der wird sich nicht wundern, dafs der Verf. die erwähnte Ansicht von der Krankheit ohne Beweis giebt, und sie so darstellt, als sei sie aus seinem «freien Princip» entsprungen, und nicht vielfach von Andern gelehrt. Wir müssen aber in dieser Beziehung den geneigten Leser daran erinnern, dafs jener alte «halbrationelle Empiriker», der Sydenham heifst, schon lehrte: «Dictat ratio, si quid ego hic judico, morbum nil esse aliud, nisi Naturae conamen» etc., und dafs eben so Boerhaave die Krankheit für eine Affectio vitae mortem conantis avertere erklärte. Ferner bitten wir zu bedenken, dafs der Eschenmayersche Fund auch von anderen neueren Aerzten gemacht worden ist, z. B. von Sachs.

Wir lassen nun nicht allein um so mehr dahingestellt sein, was von der fraglichen pathogenetischen Ansicht wahr, halbwahr und unwahr ist, da schon der alte Gaubius treffend hierüber entschieden hat (§. 51 — 99. seiner Institut.), sondern geben auch für den Augenblick zu, dafs des Verf. Erklärung richtig sei, und verfolgen ihn weiter, wie er auf das gewonnene feste Fundament fürder baut, wobei wir im Vorbeigehen seine interessante, die Auferstehung des Fleisches sonnenklar machende, und den Idealismus mit dem Materialismus recht innig versöhnende Idee berühren: dafs die Lebenskraft halb geistiger, halb organischer Natur, und das Band zwischen Seele und Leib sei; dafs sie, erhaben über alle chymischen, physischen und

die niederen organischen Potenzen, von denselben nicht zerstört werden könne, und daſs sie sich nach dem Tode als Nervengeist an die Seele zurückziehe, wie eine ätherische Hülle (— Cartesins's Unterhemdchen der Seele nach J. Paul's Ausdrucke —) und den plastischen Typus als unveräufserliches Gut mit hinübernehme, so daſs also der gefürchtete Tod nur einen Wechsel des Kleides ausmache. «Denn, wo die Naturgesetze aufhören, da fängt (hört!) die Herrschaft der Moralgesetze erst recht an!»

§. 34. heiſst es: «In der Heilkunst bieten sich zwei für die Methoden entscheidende Grundsätze dar: 1) die Krankheitserscheinungen sind das Produkt der reagirenden Lebenskraft in die von feindlichen Potenzen ergriffenen Organe und Systeme; 2) die Krankheitserscheinungen sind das Produkt der die gesunde Thätigkeit der Lebenskraft hemmenden feindlichen Potenzen in die Organe und Systeme.» Hiermit ist denn die Homöopathie in ihrem Wesen erkannt, und in ihrem Vorzuge vor der Allöopathie dargestellt: «Der Homöopath betrachtet die Krankheitserscheinungen als Aeuſserungen nicht der Krankheit, sondern des Heilbestrebens, und verstärkt und bethätigt sie daher; der Allöopath dagegen betrachtet die Symptome nicht als Aeuſserungen und Wirkungen des Heilbestrebens, sondern als eigentliche Krankheitserscheinungen, und sucht sie deshalb auszulöschen. Ergo: Similia similibus!» — Hahnemann, vergieb deinem Eschenmayer: er hat vergessen, was du von der Naturheilkraft lehrst! Hippokrates, erkenne in dem scharfsichtigen Schwaben deinen Meister: er, nicht du, hat erkannt, daſs die Natur Alles in Allem thue!

Die gegebene Explication is nun mit groſsem Scharfsinn weiter ausgeführt, und besonders ist hierbei zu bewundern, wie auf jeder Seite der gefügige, auch hierin den Naturphilosophen nirgends verläugnende Autor die

Symptome bald als etwas Gutes, bald als etwas Böses betrachtet, wie er die nächste Wirkung, die die Krankheitsreize, wenn sie krank machen sollen, doch nun einmal in dem Körper vollbringen müssen, die Krankheit selbst, überall schlau ignorirt und völlig in den Hintergrund und die Reihe der Non-entia schiebt, wie er S. 39 bei allem Respekt vor der nach seiner Acufserung zu den Beglückungssystemen der Menschheit gehörenden Homöopathie doch auch den « entgegengesetzten » Reizen, den herabstimmenden Mitteln, dem Aderlassen, den Brech- und Laxiermitteln, den betäubenden Arzneien, dem Austreiben des krankhaft erzeugten Wassers, der Würmer u. s. w., kurz, dem ganzen grauenvollen Apparate der menschenmörderischen Allöopathie einen Dithyrambus singt, und wie er durch financielle Bilder (S. 42) den sehr philosophischen Unterschied zwischen Lebensprincip und Lebenskraft klar macht.

Die durch diese grofsen Aufschlüsse erweckte Bewunderung des schwäbischen Denkers wird noch vermehrt, wenn man liest, was er in der zweiten Abtheilung seines Buches: « Anwendung der vorangeschickten Sätze auf die Homöopathie, nach dem Hahnemannschen Organon », im 1sten, 2ten und 3ten Abschnitte, über die Natur der Lebenskraft und ihre Reactionen, die chronischen Krankheiten und die Diät Geistvolles lehrt, wobei er, wie einst Harvey den berühmten Fabricius ab Aquapendente, sich Hahnemann, den er mit Newton vergleicht, zum Prämonstrator nimmt. Der Alte von Köthen wird indefs gelegentlich von dem Schüler wieder in die Schule genommen: §. 46. wird gelehrt, dafs die neuere magisch-magnetische, durch die Seherin von Prevorst begründete Physiologie schon das Wesen der Krankheiten erklären werde; §. 47. wird die Hahnemannsche Lebenskraft, das altmodische, verlebte Ding, nochmals, wie der Besen von Göthe's Zauberlehrling, in ein Lebensprincip und eine Lebenskraft gespalten; §. 49. ist die Hahnemann-

sche Lehre von der Ohnmacht der Naturheilkraft à la Ballhorn corrigirt; §. 52. versteigt sich der Verf. so weit, dafs er es ungereimt findet, 1) dafs die an sich schon kranke Lebenskraft auch noch arzneikrank werden, und doch nun heilkräftiger wirken, 2) dafs sie die stärkere Arzneikrankheit eher, als die schwächere, natürliche Krankheit, überwinden, und 3) dafs die natürliche Krankheit, wenn die stärkere künstliche an ihre Stelle geschoben wird, verschwinden solle; §. 53. wird widerlegt, dafs die krankhaften Schädlichkeiten nie untergeordnete und bedingte, die Arzneikräfte aber eine absolute, unbedingte, jene weit überwiegende Macht haben sollen, das Befinden umzuändern; S. 65 wird der Isopathie das Wort geredet; in dem Abschnitte über die chronischen Krankheiten wird die Psora-Theorie beschränkt, das eigenthümliche Feigwarzenmiasma geleugnet, die Psora für ein mildes und unbedeutendes Uebel erklärt, ihre Heilung durch äufsere Mittel gefahrlos genannt, der antipsorische Heilapparat für unbrauchbar gehalten, und das Verzeichnifs der Symptome der Antipsorica für unpraktisch ausgegeben. Es wäre jammerschade, wenn der Verf. ein homöopathischer Freigeist und Neuerer würde, und nicht bei dem rechten Hahnemannschen Köhlerglauben bliebe; möge er deshalb die homöopathischen Wasserreiser, die sein freies Princip getrieben, recht bald gehörig beschneiden! — In dem Abschnitte über die Diät ist übrigens übersehen worden, dafs die homöopathische Diät, wie sie gegenwärtig ist, keine nur irgend strenge Diät mehr, sondern nur eine Spielerei ist, und dafs die Allöopathen in diätetischer Beziehung weit strenger verfahren, als die Homöopathen; eine S. 56 angebrachte Episode über die Kuren mit kaltem Wasser gewährt die freudige Hoffnung, dafs der Verf., wie jetzt den Hahnemannismus, so künftig auch noch den Oertelianismus naturphilosophisch, d. i. recht wässerig begründen werde. Ἄριστον μὲν ὕδωρ!

Der vierte Abschnitt handelt von den homöopathi-

sehen Arzneigaben. « Die Macht der Existenz überwiegt alle Theoreme (Sum, ergo cogito!); es ist Thatsache: die homöopathischen Arzneiatome wirken. » Es handelt sich also nur noch um die Theorie, und diese wird gegeben durch die Physiologie aus Prevorst, indem die letzte lehrt, einmal: dafs das quantitative und qualitative Element in umgekehrtem Verhältnifs steht, indem mit der Zertrümmerung der Masse der Geist frei wird; und zweitens: dafs es einen Nervengeist von unendlicher Modificabilität giebt, der schon von dem Impuls eines Trilliontelgranes (sic!) in Erregung gesetzt wird. « Die Homöopathie ist wirklich die schönste Bestätigung des magnetischen Lebens und der nächste Uebergang zu ihm, und beide scheinen sich nur dadurch von einander zu unterscheiden, dafs in der Homöopathie der freigewordene qualitave Geist der Arznei unmittelbar auf den noch gebundenen Nervengeist, im magnetischen Leben dagegen der freigewordene Nervengeist mit dem noch gebundenen qualitativen Geiste der Substanzen in Berührung kommt. Noch stärker ist die magische Wirkung, von der aber hier die Rede nicht sein kann! »

Ihr, ihr da draufsen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held
Gebar das Schwabenland!

Zuletzt, im fünften Abschnitte, noch eine Zusammenstellung der Homöopathie und der Allöopathie, bei welcher Gelegenheit der Verf. folgende merkwürdige Sätze vorträgt: « Die Homöopathie baut auf die Lebenskraft ihr ganzes System, und vertraut auf die Energie ihrer Reactionen; die Allöopathie spricht zwar auch von einer Lebenskraft, aber sie ist ein todtes Wort in ihr, dessen Begriff noch keine Basis gewonnen. — Nach der Allöopathie hat die Lebenskraft nichts mit den Symptomen zu thun. — Die Allöopathie weifs nichts von einer Reaction des Lebens

gegen die Arzneien. — Die Allöopathie wirkt nur durch die Irritabilität und Reproduction auf die Sensibilität. — Die Allöopathie hilft der Lebenskraft nicht auf. — Die Allöopathie hat noch nie die Wirkungen der Arzneien an Gesunden erprobt; da sie sich zur Erforschung der Eigenschaften der Arzneimittel nur an die Experimente am Krankenbette hält, so steckt sie im krassesten Empirismus. — Der Allöopath hat blofs seine Stadien; er unterscheidet wenig das specifische Krankheitsbild von dem allgemeinen, und bekümmert sich nicht um die specifische Wirkung der Lebenskraft. — Die Allöopathie macht Diäthalten nicht zur Bedingung der Kur.» — Sapienti sat! Wer indefs solche Kenntnisse von der Heilkunde hat, der ist freilich ein competenter Beurtheiler derselben und befugt, von dem riesenhaften Geiste des Köthener eine Reformation der Medicin zu erwarten.

Eine Frage stellen wir dem Verf., anstatt ihn weiter mit der Kritik, die, wie der gesunde Menschenverstand, ihm gegenüber doch die Segel streichen mufs, zu behelligen. Wenn die Symptome nichts sind, als die Aeufserungen des Heilstrebens, warum bethätigt er dieselben nicht durch solche Mittel, die wirklich und offenkundig sie zu erhöhen, in ihrer specifischen Richtung zu verstärken geeignet sind? Warum z. B. kurirt er einen mit Lungenentzündung Behafteten nicht dadurch, dafs er ihn scharfer Nordostluft, oder den Dämpfen des Chlors aussetzt? Es kann auf diese Frage nicht geantwortet werden, dafs Einflüsse von der bezeichneten Art die Krankheit selbst steigern würden, denn die Krankheit ist ja nach der neuen Theorie nichts, als das zu schwache Heilstreben, sich äufsernd in den Symptomen; es kann auch nicht geantwortet werden, jene Einflüsse wirkten zu heftig, denn die Arzneiatome wirken ja weit gewaltiger, als die groben Stoffe mit unentfesseltem Geist; es kann nichts auch nur mit einem Schein von Grund geantwortet werden; —

die gestellte einfache und so nahe liegende Frage wird in den Augen eines jeden, der noch ein Animal rationale, und nicht durch den Aberglauben verdünnt ist, die Theorie des Verf. als das darlegen, was sie ist, als das calibanische Produkt der Vermählung der Unwissenheit und des naturphilosophisch-mystischen Unsinns mit dem homöopathischen Betruge!

Genug von einer Schrift, die unter die Skandale dieser Zeit gehört; wir sagen mit Reil, den wir glücklich preisen, dafs er unsere Tage litterarischer Verworfenheit nicht gesehen: «Heil dir, heilige Tollheit! du siegst! dein Reich breitet sich aus! nicht der klügste, nicht der beste Mann ist vor dir sicher!»

Monitor giganteus.

V.

Jahresbericht der Königl. Schwed. Akademie der Wissenshaften über die Fortschritte der Botanik 1831. Der Akademie übergeben im März 1832 von Joh. Em. Wickstroem. Uebersetzt und mit Zusätzen versehen von C. T. Beilschmidt. Breslau, in Commission bei J. Marx u. Comp. 1834. 8. 200 S. (10 Gr.)

Den glücklichen Gedanken, Jahresberichte über die Fortschritte der physikalischen Wissenschaften zu entwerfen, fafste, wenn Ref. nicht irrt, der geniale Berzelius, und Schweden ist auch bis jetzt die gelungene und verdienstliche Ausführung dieser Idee eigenthümlich geblieben. Dem Privatgelehrten ist es auch bei grofsen Mitteln unmöglich, einen solchen Bericht anders, als sehr lückenhaft zu verfassen, und nur an einer Akademie, die bedeutende Summen auf die Anschaffung der alle Jahre erschei-

nenden Menge von Journalen und Büchern, die in die betreffenden Wissenschaften einschlagen, zu verwenden hat, kann etwas Vollständiges in dieser Art erwartet und geliefert werden. Der Stoff häufte sich aber bei den raschen Fortschritten der Wissenschaften und den allseitigen Bestrebungen (freilich mit mehr oder minder Glück und Geschick) sie zu fördern, immer mehr, und so sah sich Berzelius bald veranlafst, blofs den chemischen Theil der Naturwissenschaften in seinem Berichte zu umfassen, und die Bearbeitung der übrigen Andern zu überlassen. Von jenen die Chemie betreffenden Jahresberichten von Berzelius erhielten wir, da alles was dieser grofse Meister liefert allen Chemikern von hohem Interesse ist, fortwährend Uebersetzungen; nicht gleich günstig gestaltete es sich aber für die übrigen Wissenschaften, und namentlich entbehrte die Botanik bisher gänzlich einer Uebertragung der neueren Jahresberichte über die Fortschritte in derselben. Daher wird gewifs auch jeder Freund der Wissenschaft es dem einsichtsvollen und gewandten Herrn Uebersetzer herzlich Dank wissen, dafs er sich dieser verdienstlichen Arbeit unterzog. Aus der von ihm verfafsten Vorrede ersehen wir, dafs der schwedische Verf. nicht nur die Gefälligkeit gehabt hat, ihm den noch nicht in den Buchhandel gekommenen Jahrgang von 1832 zu übersenden, sondern dafs er ihm auch die freundliche Zusicherung gemacht hat, ihm die einzelnen Bogen des Jahrganges 1833, der noch unter der Presse ist, zukommen zu lassen. Hierdurch wird es demselben möglich, die beiden neueren Jahresberichte rasch nachliefern zu können, und sie wohl noch früher in der Uebersetzung herauszugeben, als die Originale uns aus Schweden in dem Buchhandel zukommen. Noch bleiben denn die Jahrgänge bis zu den vom Hrn. Prof. Müller übersetzten von 1823 bis 1825 rückständig, und auch diese würden zurückgehend noch in der Uebertragung nachgeliefert werden, wenn der Uebersetzer durch einen hinlänglichen Absatz die Druckkosten nur zum

größeren Theile gedeckt sähe. Daſs dieses wirklich der Fall sein werde, möchte Ref. kaum in Zweifel ziehen, denn diese Jahresberichte gewähren eine Uebersicht, wie sonst kein anderes Werk. Ein auſserordentlicher Reichthum von kürzeren Anzeigen und Beurtheilungen, wie auch von längeren Auszügen aus interessanten Werken und Journalen, ist durch den engen Druck auf diesen wenigen Bogen zusammengedrängt, und die ganze hier einschlagende Litteratur möchte wohl nirgends so vollständig zusammengestellt sein, als eben hier. Darum dürfte dieser Jahresbericht auch wohl einem jeden, der ihn näher kennen gelernt hat, als ein unentbehrliches Handbuch erscheinen, und gewiſs erwarten viele, so wie Ref., die folgenden Jahrgänge mit groſser Sehnsucht.

Von der zweckmäſsigen Anordnung, wie von der groſsen Zahl der vorgeführten Gegenstände, giebt wohl das Inhaltsverzeichniſs nach seinen Abtheilungen den besten Beleg, darum mag es hier folgen.

I. Phytographie: 1. Linné's Sexualsystem (2 Artikel). 2. Jussieu's natürliches Pflanzensystem (1.). 3. Acotyledoneae (12.). 4. Monocotyledoneae (6.). 5. Dicotyledoneae (28.) 6. Schriften vermischten Inhalts (9.). 7. Floren (19.). 8. Beschreibungen und Cataloge botanischer Gärten (14.). 9. Botanische Lehrbücher (13.). 10. Botanische Zeitschriften und periodische Werke (15.). II. Pflanzengeographie (5.). III. Pflanzenanatomie (3.). IV. Pflanzenphysiologie (12.). V. Versteinerungen oder Floren der Vorwelt (11.). VI. Litteraturgeschichte der Botanik (13.).

Besonders ist dann noch eine Uebersicht der schwedischen botanischen Arbeiten und Entdeckungen vom Jahre 1831, welche Folgendes enthält. I. Phytographie: 1. Acotyledoneae (2.): 2. Dicotyledoneae (2.). 3. Floren (6.). 4. Botanische Lehrbücher (1.). 5. Botanische Zeitschriften (1.). II. Pflanzengeographie (6.). V. Floren der Vorwelt (2.). VI. Botanische Litteraturgeschichte (3.). — Gartenbau (7.), nebst einem Bericht über eine botanische

Excursion auf den Kinnekullen. — Von norwegischen Arbeiten und Entdeckungen ist noch angeführt über Acotyledoneae (2.), und über Pflanzengeographie (2.).

Im Ganzen sind also hier 188 Werke und Abhandlungen vorgeführt, und gröſstentheils beurtheilt; von vielen sind aber auch Auszüge geliefert. Auſserdem sind aber noch in den Noten unter dem Texte eine sehr groſse Menge Werke nur dem Titel nach aufgeführt, so daſs man in dieser Hinsicht wohl kaum etwas vermissen dürfte. Länger verweilt der Verf. z. B. bei De Candolle's Prodromus pars IV., und erwähnt von den Saxifragaceen und Umbelliferen vorzüglich die Arten, welche einen Bezug auf die schwedische Flora haben; bei den Umbelliferen theilt er zugleich die von Candolle gewählte Anordnung dieser Familie mit. Von den Rubiaceen erwähnt er vorzugsweise die in medicinischer Hinsicht merkwürdigen Gattungen und Arten. Aus den von Trinius in den Memoiren der Petersburger Academie gelieferten Abhandlungen über die Gräser werden die Diagnosen der Gattungen und Arten, die in Schweden einheimisch sind, nebst Bemerkungen, ausgezogen. Eben so finden wir auch einen Auszug aus den von Nees von Esenbeck dem älteren in der botanischen Zeitung gelieferten Nachträgen zu seiner Monographie der Cinnamomeen. Mertens und Koch's Flora von Deutschland, dritter Band, ist sehr ausführlich erwähnt, kürzer Hart's Flora austriaca Vol. II. Interessant muſste für Schweden, der mannigfachen Beziehungen wegen, die Flora boreali-americana von Hooker sein, und deshalb verweilt der Verf. auch lange bei diesem Werke, und macht viele Mittheilungen aus demselben. Aus Candolle's Abhandlung (aus der Bibliothèque universelle) über das Alter der Bäume, ist ein weitläufiger Auszug gegeben, und eben so auch aus der Abhandlung Ehrenberg's über den Blutregen, Blutthau u. s. w. aus Poggendorff's Annalen der Physik.

Von Seite 151 bis 200 giebt der Verf. Nachricht von

den schwedischen und norwegischen botanischen Arbeiten und Entdeckungen, bei denen er meistens mehr ins Einzelne geht, was dem deutschen Botaniker sehr willkommen sein mufs, da aus diesen Ländern weniger in unsere botanischen Zeitschriften übergeht, uns aber durch die hier gegebenen Mittheilungen eine sehr günstige Gelegenheit zur näheren Bekanntschaft mit diesen Ländern und deren interessanten Gewächsen geboten wird. Ref. macht hier unter andern nur auf die in der Rubrik Pflanzengeographie mitgetheilten Auszüge aus Hisinger's Anzeichnungen über die Vegetation und die Versteinerungen mehrer Provinzen Schwedens aufmerksam, eben so auf die Uebersicht der Vegetation von Wermeland und Dalsland von Myrin, und auf eben dessen Bericht von einer botanischen Excursion auf den Kinnekullen.

Ref., der hier nur einiges Wenige andeuten wollte, verweist übrigens auf das Werk selbst, welches wohl niemand unbefriedigt aus den Händen legen wird, und spricht schliefslich nur den Wunsch aus, dafs ein recht reichlicher Absatz es dem durch Sachkenntnifs zu diesem Unternehmen besonders befähigten Hrn. Uebersetzer möglich machen möge, nicht nur die folgenden Jahrgänge ohne Unterbrechung zu liefern, sondern auch noch die Uebersetzung der früheren nachholen zu können.

Hornung.

VI.

Agrostographia synoptica sive Enumeratio graminearum omnium hucusque cognitarum adjectis characteribus, differentiis et synonymis. Auctore Carolo Sigismundo Kunth, Philosoph. Doctore, Prof. public. ord. in Univers. Berol., Hort. reg. bot. Berol. et Herb. reg.

Vice-direct., Ord. aquil. rubr. boruss. et Leg. honor. franco-gall. equite, Acad. reg. Berol. soc. ord., Instit. franco-gall., Acad. caesar. natur. curios. Bonn. et Mosq., Societ. reg. Goetting. et Ratisb., philomat. et histor. natur. Paris., Linn. Lond., Lugdun. et Cadom., Werner. Edinb., medico-batan. Lond., hort. cult. Berol., physiogr. Lund., natur. scrut. Berol. et Lips., union. pharm. germ. sept. caet. socio honor. vel epist. Tomus I. Stuttgardiae et Tubingae. Sumptibus J. G. Cotta. 1833. 8. 606 Seiten. (3 Thlr.)

Auch unter dem Titel:

Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum secundum familias naturales disposita, adjectis characteribus, differentiis et synonymis. Auctore Carolo Sigismundo Kunth etc.

Als sich vor mehren Jahren die Nachricht verbreitete, dafs der berühmte Verf. beabsichtige, eine neue Ausgabe von Persoon's Synopsis plant. zu besorgen, erweckte dieselbe bei allen Freunden der Wissenschaft die freudigste Hoffnung. Persoon's Synopsis war zu ihrer Zeit ein allen Botanikern lieb gewordenes, ja unentbehrliches Handbuch, und die Aussicht, dieses von einem so verdienten Botaniker wie Kunth, mit den neuen Entdeckungen bereichert zu erhalten, mufste allenthalben sehr erfreulich sein. Indessen würde nach einer Reihe von 26 bis 27 Jahren, in welchen für die Botanik so aufserordentlich viel gethan ist, kaum mehr als der Name des Persoonschen Werkes geblieben sein; denn Form und Anordnung könnten füglich nicht mehr die früheren bleiben, namentlich aber würde sich das Volumen bedeutend ausgedehnt haben. Das, und wohl noch wichtigere Gründe, mochten die Veranlassung sein,

sein, dafs der Verf. jene frühere Idee aufgab und ein eigenes, selbstständiges Werk begann, was nach dem vorliegenden Bande aber das zu werden verspricht, was Persoon's Synopsis für ihre Zeit war. Es ist in ähnlicher Art wie Candolle's Prodromus bearbeitet, ein Seitenstück zu diesem. Da der Verf. aber nicht von demselben Punkte, sondern gerade von dem entgegengesetzten ausgeht, so ergänzen sich beide, indem sie einander entgegen kommen. Wir dürfen nun doch, wenn uns auch die Erfahrung lehrt, dafs solche Werke bei der stets sich häufenden Masse des Materials nicht so rasch beendigt werden, durch diese glückliche Idee des Verf. um so mehr hoffen ein, wenn auch aus zwei Werken bestehendes, Ganze zu erhalten. Hieraus erwächst nun für die Wissenschaft noch der grofse Vortheil, dafs haben sich beide auf ihrer grofsen Bahn begegnet, der eine nun im Stande ist die neueren Entdeckungen und Berichtigungen, die seit dem Erscheinen der Arbeit des andern gemacht worden, aufzunehmen. So vervollständigen sich beide bis zu ihrer Vollendung gegenseitig, und bleiben dadurch gleich werthvoll. Entbehrlich kann aber das eine das andere keinesweges machen, und wenn auch der blofse Liebhaber der Botanik sich häufig wohl mit einem nur begnügen mufs, so darf doch dem Botaniker von Fach keines von beiden fehlen.

Der Verf. hat diesem Bande, der blofs die eigentlichen Gräser, mit Ausschlufs der Cyperaceen, abhandelt, zwar keine Vorrede vorausgeschickt, in welcher er sich über die weitere Fortsetzung ausspricht; allein das zweite Titelblatt verkündet deutlich, dafs es im Plane liegt, eine vollständige Aufzählung aller bekannten Pflanzen in derselben Art und Weise zu liefern. Für den Einzelnen wird aber die Masse der Gegenstände, die sich zur Untersuchung, Sichtung und Ordnung entgegendrängt, fast zu grofs, und beinahe gehört schon mehr als ein Menschenalter zur Vollbringung eines solchen Unternehmens, denn

wir sehen selbst Candolle's Prodromus, an dem aufser Candolle nicht nur Seringe vieles bearbeitet, sondern für welchen auch Oth, de Gingens, Choisy, Dunal, Berlandier u. a. Monographieen einzelner Gattungen und Familien lieferten, nur langsam fortschreiten, indem 1824 der erste, 1825 der zweite, 1828 der dritte und 1830 der vierte Band erschien, dem bis jetzt noch kein neuer gefolgt ist.

Eine Vergleichung der Zahl der in Persoon's Synopsis und Kunth's Agrostographie aufgezählten Arten einiger Gattungen dürfte nicht ohne Interesse sein, und wird am deutlichsten den grofsen Reichthum des vorliegenden Werkes darthun. Agrostis bei Persoon 40, bei Kunth 90, (bei Linné 13); Panicum mit Digitaria bei Persoon 103, bei Kunth 420, denen man füglich noch 54 Arten Oplismenus und 56 Arten Setaria zurechnen kann, deren damals bekannte Arten von Persoon wohl alle unter Panicum aufgeführt wurden, im Ganzen also 530, (bei Linné 28); Poa bei Persoon 78, bei Kunth 279, (bei Linné 20); Festuca bei Persoon 45, bei Kunth 134, bei Linné 16); Bromus bei Persoon 34, bei Kunth 87, (bei Linné 17); Avena mit Trisetum bei Persoon 47, bei Kunth 77, (bei Linné 12); Triticum bei Persoon 17, bei Kunth 65, (bei Linné 10). Hierbei bleibt aber noch zu erwägen, dafs fast alle diese Gattungen nicht mehr in der Ausdehnung wie bei Linné und Persoon beibehalten worden sind, sondern dafs sie nach den Fortschritten der Wissenschaft enger begränzt wurden, und dafs diesem zufolge, so wie auch durch die Bemühungen und Forschungen der neueren Reisenden und Agrostographen eine grofse Anzahl neuer Gattungen aufgestellt worden ist, deren Arten von Linné und Persoon wohl zum Theil in den älteren Gattungen wären untergebracht worden. In einen Irrthum würde man indessen doch verfallen, wenn man glauben wollte, dafs so viel wirklich verschiedene und genau untersuchte Arten der erwähnten Gat-

tungen bekannt wären. Denn soll ein solches Werk auf möglichste Vollständigkeit Anspruch machen können, so darf es nicht genügen, daſs der Verf. nur das aufführt, was er selbst untersuchen konnte, sondern er muſs alles ihm bekannt gewordene mit aufnehmen, selbst auf die Gefahr hin, die Irrthümer anderer fortzupflanzen, so lange sie nicht berichtigt sind, und so ist es unvermeidlich, daſs nicht auch viele sehr zweifelhafte und unhaltbare Arten, ja manche sogar mehrfach unter verschiedenen Namen aufgeführt werden. Schon bei der viel geringeren Anzahl der damals bekannten Arten begegnete dieses Linné und Persoon, nach gröſserem Maaſstabe muſs sich das aber jetzt selbst bei der gröſsten Sorgfalt des Verf. wiederholen. Bei der Aufstellung der Gattungen hat der gelehrte Verf. einen Mittelweg eingeschlagen, der das Allzuviel mancher neueren Botaniker vermeidet. So schwankend und unbestimmt auch nicht selten die Charaktere der alten Linnéischen Gattungen sind, so muſs man leider doch gestehen, daſs es selbst den genauesten und subtilesten Untersuchungen und Forschungen unserer verdientesten neueren Agrostographen nicht gelungen ist, gröſsere Sicherheit und Festigkeit in die Gattungsunterschiede zu bringen. Nur zu bald wird jeder inne werden, daſs es nicht selten dem eigenen Gefühl des Untersuchenden anheimfällt, in welcher Gattung er eine Art oder ganze Gruppe von Arten bringen wolle, da die Merkmale sich eben sowohl der einen als der anderen unterordnen lassen. Wenn auch in den Extremen die begründetsten Unterschiede zur Trennung sich ergeben, und eine Gruppe die natürlichste Gattung zu bilden scheint, so geben doch häufig diese Unterscheidungsmerkmale so allmählich in einander über, und das eigenthümliche Gepräge verliert sich im gleichen Maaſse so sehr, daſs man am Ende wieder dasselbe Schwankende findet, und ungewiſs bleibt, was zur alten und was zu der davon getrennten Gattung zu rechnen sei. Leider kommt hierzu nicht selten, daſs selbst anscheinend gute

Merkmale entweder unnatürliche Zerreifsungen erheischen, oder diese Merkmale selbst sich als unbeständig erweisen. Aus den vielversuchten und noch fortdauernden Versetzungen so mancher Arten durch die ausgezeichnetsten Botaniker geht leider der Beweis hervor, dafs häufig mehr eine individuelle Auffassung des Gegenstandes als in der Natur selbst begründete Merkmale dessen Stellung veranlafsten. Ref. erlaubt sich zum Beleg für diese Aeufserung nur einige solcher Gräser hier namhaft zu machen: Aira subspicata L., ist eine Avena Koeler, Trisetum R. et Sch., Koeleria Mart. — Uniola spicata Z., ist eine Festuca Michz, Briza Lam., Distichlis Raf., Brizophyllum Lk., Poa Basc., Kunth. — Poa dura Scop. ist ein Cynosurus L., Eleusine Lam., Festuca Vill., Sclerochloa Beauv., Sesleria Kunth. — Poa rigida L. ist ein Triticum Wulf., Megastachya Beauv., Sclerochloa Panz., Glyceria Smith, Festuca Kunth. — Koeleria phleoides Pers. ist eine Festuca Vill., Trisetum Trin., Poa Lam., Bromus Savi, Lophochloa Rchb., Dactylis Hornm., Rostraria Trin.

Wie bereits angedeutet worden, hat der Verf. das natürliche System für die Aufzählung gewählt. Der natürliche Charakter der Gramineen ist in einer klaren, allgemein verständlichen Sprache sehr gut abgefafst, so wie überhaupt der achtbare Verf. die von manchen wohl zu weit getriebene Vorliebe, neue Benennungen in die Terminologie einzuführen, mit Recht nicht zu theilen scheint; mehr wird ja durch solche gewöhnlich nicht gesagt, und eher wird gerade das Gegentheil, als gröfsere Verständlichkeit dadurch herbeigeführt. Die Gräser werden hier in 13 Gruppen abgetheilt, nämlich: I. Oryzeae, II. Phalarideae, III. Paniceae, IV. Stipaceae, V. Agrostideae, VI. Arundinaceae, VII. Pappophoreae, VIII. Chlorideae, IX. Avenaceae, X. Festucaceae, XI. Hordeaceae, XII. Rottboelliaceae, XIII. Andropogoneae, welche gut charakterisirt sind; angehängt sind noch sieben zweifelhafte Gattun-

gen. Auch der Gattungscharakter ist sehr vollständig gegeben, und diesem stets noch der habituelle Charakter beigefügt. Der Diagnose der Art, gewöhnlich von einem der vorzüglichsten Schriftsteller entlehnt, sind die Synonyme sehr vollständig, und die vorzüglichsten Citate, so wie die Angabe des Vaterlandes, und wo die Dauer bekannt war, auch diese, seltener die bemerkenswerthen Varietäten angeführt; hin und wieder auch wohl noch eine kurze Notiz über verwandte Arten.

Nachdem Ref. so das Allgemeine dieses ausgezeichneten Werkes erwähnt hat, gestattet er sich noch, ganz kurz bei Manchem insbesondere zu verweilen, und wenn er auch hier nicht selten von den Ansichten und Angaben des verdienstvollen Verf. abweicht, so fürchtet er doch nicht, dafs dieses als eine kleinliche Kritik erscheinen wird, die überhaupt keinen Schatten auf ein solches Werk werfen kann. Blofs im Interesse der Wissenschaft worden diese Andeutungen niedergeschrieben, die Ref. zum Theil in der botanischen Zeitung nächstens weiter ausführen wird, als es hier Raum und Zeit gestattet.

Stipa altaica Trin. mufs zur Gattung Lasiagrostis Link gezogen werden, wohin vielleicht auch noch andere hier als Stipa aufgeführte Arten gehören mögen. Calamagrostis glauca Rchb. ist eine von C. littorea DC. verschiedene Art, die im Aeufseren mit C. epigeios mehr Aehnlichkeit hat. Sehr nahe steht dieser die C. Hübneriana Rchb., und ist wohl blofse Form der ersten, ja es scheint dem Ref., dafs schon Bieberstein die C. Hübneriana gekannt und mit unter seine Arundo glauca einbegriffen habe. Arundo acutiflora Schrad. gehört nicht zur Gattung Dejeuxia, wohin sie der Verf. nach Beauvais gebracht hat, sondern sie ist eine Calamagrostis, und das Synonym von Mert. und Koch mufs gestrichen werden; was in deren Flor von Deutschland beschrieben wurde, ist eine blofse Form der A. varia Schrad., und allerdings eine Dejeuxia, aber gewifs nicht Schrader's A. acuti-

flora, von welcher der Entdecker selbst sagt, dafs sie kein Pinselchen habe. Calamagrostis acutiflora Dum. gehört aber ohne Zweifel zur ächten acutiflora Schrad. Poa pumila Hort. möchte doch wohl nicht einerlei mit P. bulbosa sein, sie behält auch bei der Cultur ihre Eigenthümlichkeit bei, und hat durchaus nicht die an der Basis verdickten Halme der letzten. Die Arten aus dieser Gruppe der Gattung Poa gehören freilich zu den schwierigsten. Dactylis abbreviata Bernh. ist nur eine kleine Form der D. glomerata, und gleich mit D. glomerata et intermedia Gaud. Ref. sammelte sie in dem Wallis und theilte Saamen derselben dem Hrn. Prof. Bernhardi mit. Das Vaterland ist hierdurch ermittelt.

Aira uliginosa Wich. ist nach Trinius als synonym zu A. flexuosa gezogen, aber ganz mit Unrecht, denn sie ist eine hinlänglich verschiedene Art. Dasselbe läfst sich aber nicht von A. montana L. sagen, welche als eigene Art aufgeführt ist, denn diese ist nur eine Form der A. flexuosa. Bromus elongatus Gaud. agrostograph. ist auch als eigenthümliche Art zu streichen, nachdem Gaud. flor. helv. I. p. 320 ihn selbst zurückgenommen hat; eben so auch Br. wolgensis Spr., welcher nach einem von Sprengel dem Ref. mitgetheilten Exemplare der B. squarrosus L. selbst ist, und nicht blofs eine Varietät desselben, wie Besser glaubt. Sprengel nahm für B. squarrosus wohl eine andere Pflanze, vielleicht verwechselte er mehre; er selbst zieht B. velutinus dazu. Auch B. arduennensis Kunth (Libertia arduennensis Lejeune) ist keine eigene Art, sondern eine sehr merkwürdige Form des Brom. grossus Desf. (B. velutinus Schrad.). Ref. besitzt selbst ein Exemplar des letzten, welches Lejeune aus Saamen der Libertia erzog.

Zu Festuca bromoides ist Vulpia sciuroides und bromoides Rchb. fl. exc. gezogen; beide sind aber ein Paar ganz vesschiedene Pflanzen, nehmlich V. sciuroides (F. sciuroides Roth) ist die F. bromoides der Autoren und

auch Kunth, aber nicht Linné, während V. bromoides Rchb. die ächte F. bromoides L., eine südliche, bisher wohl häufig mit F. uniglumis verwechselte, und für diese genommene Art ist. Dafs Reichenbach hier vollkommen Recht hat, wenn er in dieser, und nicht in der fast von allen Schriftstellern dafür anerkannten F. sciuroides Roth die ächte Linnéische F. bromoides findet, und dafs er mit eben so gutem Grunde die F. ciliata Pers., und nicht die von dem gröfsten Theile dafür ausgegebene F. pseudo-myurus Willam. für die wahre F. myurus L. erklärt, wird Ref. am erwähnten Orte entwickeln.

Der bei Triticum phoenicoides DC. fragweise mit aufgeführte Schoedonorus phoenicoides R. et Sch. (Festuca sabulicola Dufour) ist einerlei mit F. rubra et lanuginosa M. et K.

Im Interesse der Wissenschaft bleibt nur zu wünschen, dafs dieses vorzügliche Werk in rascher Folge fortgesetzt werde, denn dadurch erhöhet sich der Werth desselben bedeutend. An Käufern kann es einem solchen Werke überhaupt in unsern Tagen nie fehlen, aber sie werden sich leicht noch in demselben Grade vermehren, als ihnen mehr Wahrscheinlichkeit für die Beendigung geboten wird, denn leider bleibt der gröfsere Theil solcher umfassenden Werke jetzt unvollendet liegen. Ref. hat darum auch keinen lebhafteren Wunsch, als dafs dem hochgeehrten Verf. Gesundheit und Mufse zu Theil werde, um sein rühmlich begonnenes Werk auch zu vollenden, wozu es ihm weder an Mitteln, noch an Gelehrsamkeit und Gewandtheit fehlt.

Hornung.

VII.

Mittheilungen aus russischen Zeitschriften.

1. Augenentzündung unter den russischen Truppen in Warschau im Jahre 1833.

Es erkrankten vom April bis zum 15. August 1833 an den Augen: 934 Mann. Hiervon waren genesen: 859; erblindet: 10; die übrigen noch in Behandlung. Das Uebel wird als Entzündung der Bindehaut des Augapfels und der Augenlieder bezeichnet; in den milderen Fällen war es Taraxis, in den übleren Chemosis; in den letztgenannten Fällen war rosenartige Geschwulst der Augenlieder und starker Schleimflufs zugegen; niemals fand man jedoch die der ägyptischen Augenentzündung eigenthümlichen Wucherungen, obgleich oft Bläschen, die auch in Geschwüre übergingen. Obgleich die Geschwulst oft bedeutend war, so waren doch die Schmerzen meistens mäfsig. Allgemeinleiden war in der Regel nicht vorhanden; zuweilen bemerkte man katarrhalische Beimischungen. Der Verlauf war meistens binnen wenigen Tagen, seltener binnen einigen Wochen. Bei Mangel an Vorsicht entstanden Rückfälle. Dafs die Krankheit im Ganzen gutartig war, ergiebt sich aus der geringen Zahl der Erblindeten. Junge und schwache Leute, aus denen ein grofser Theil der Besatzung bestand, waren am meisten disponirt. Staub, theils beim Reinigen der Montirungsstücke innerhalb der Kasernen, theils durch die anliegenden Strafsen, ganz besonders aber durch die Beschäftigung beim Festungsbau veranlafst, gab die Hauptveranlassung ab; nächstdem wirkten auch Erkältung, starkes Sonnenlicht, zurückgeworfene Strahlen weifser Mauern und die ungünstige Lage einzelner Theile der Kasernen. Ansteckung wird nicht erwähnt. An epidemische Einflüsse ist nicht zu denken, weil die

Civil-Einwohner Warschau's ganz befreit waren. Indem die jungen Leute nunmehr im Dienste geschont, die Augen nach etwaniger Einwirkung des Staubes von demselben baldigst befreit, die Erzeugung des Staubes in den Kasernen, die Erkältungen, die allzuhelle Beleuchtung vermieden, und die ungünstigen Verhältnisse der Kasernen und des Lazareths entfernt wurden, nahm das Erkranken immer mehr ab; die Genesenen wurden aufs Land in gesunde Gegenden verlegt. Die Behandlung war theils örtlich und äufserlich, theils innerlich, nach den sich gerade ergebenden Anzeigen. (Aus einer ausführlichen Abhandlung des Hofrath Dr. Geling im Woenno-medicinskoi Journal, Bd. 24.)

2. Ueber den Charakter der Krankheiten in Grusien, und die dasige Anwendung der Volks-Heilmittel.

Indem Grusien gleichzeitig dem Einflusse der mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Kaukasus und dem eines südlichen Himmels ausgesetzt ist, ist das Klima sehr ungleichmäfsig und unbeständig. Die Jahreszeiten sind eben deswegen nicht streng begränzt, wie denn z. B. die blühenden Mandelbäume zuweilen von Schnee bedeckt werden. Die Luft wird oft von dichten Nebeln völlig verfinstert. Die gebirgige Lage veranlafst auch, dafs an einzelnen Stellen die Sonne fast gar nicht unmittelbar wirken kann, während ihre Wirkung an anderen Orten durch rückprallende Strahlen verstärkt wird. Die Flüsse führen ein gesundes Wasser, das nur im Frühjahre durch den schmelzenden Schnee, der allerlei Mengtheile hat, verunreinigt wird. Die am meisten bewohnten Gegenden haben eine Temperatur, welche im Winter, d. i. vom December bis Februar, als höchste Kälte 10 bis 14 Grad, als höchste Wärme 12 Grad hat; im März steigt die Wärme auf 15 bis 20 Grad, in den Sommermonaten auf 34 bis 36 Grad. (Es ist kein Thermometer angegeben, wahrscheinlich je-

doch Réaumur gemeint. Bei dem Barometer ist zuverlässig ein Schreib- oder Druckfehler, indem gesagt wird, dafs er nicht 39 Zoll 3 bis 4 Linien überschreite.) In einigen Kreisen lebt man in Vertiefungen, die in die Erde gegraben sind; in anderen macht man Hütten aus Reisig und bedeckt sie mit Schilfrohr. Begüterte bauen Häuser aus Stein mit flachem Dach und vielen Thüren. Es sind keine Oefen darin; bei den gemeinen Leuten macht man das Feuer mitten im Zimmer, und der Rauch steigt aus einer Oeffnung hervor, die in der Decke ist und zugleich als Fenster dient. Auch wärmt man sich an Gefäfsen mit Kohlen. Zur Zeit der Hitze besprengt man den aus hart geschlagener Erde gemachten Boden mit Wasser. Auf diesem Boden schläft man. Die Wohnungen der Grusier sind im Allgemeinen sehr ärmlich, und schützen wenig gegen die Veränderungen der Luft; die Hausthiere leben darin zusammen mit den Menschen; äufserlich und innerlich herrscht die gröfste Unreinlichkeit. — In Kachetien, und zum Theil in Kartalinien, hat jeder Besitzer bei seinem Hause auch einen Wein- und Obstgarten, zu deren Befeuchtung Wasser durch Kanäle geführt wird. Aus Trägheit der Bewohner werden durch dieses Wasser auch die Strafsen nafs, und ein ewiger Koth unterhalten. Ueberdies sind die Häuser mit Nufsbäumen umgeben, deren weitausreichende Verzweigung das Tageslicht verdunkelt und den Luftzug hemmt, wodurch eine gewisse Feuchtigkeit in der umgebenden Luft erhalten und dieselbe mit narkotischen (?) Dünsten erfüllt wird. Die im Herbste abfallenden und in den nahen Pfützen verfaulenden Blätter tragen ebenfalls nicht wenig dazu bei, die Luft zu verderben. — So lebt der gemeine Mann, an den Gewohnheiten der Vorfahren hängend; die Wohlhabenden beginnen die Bequemlichkeiten des gesitteten Lebens anzunehmen. — Statt des Brotes brauchen die Grusier Gebäcke aus Weizen, und in Ermangelung desselben aus Mais oder Hirse, oder aus einem Gemische von Weizenmehl und Gerste.

Man genieſst verschiedene Arten von türkischen Bohnen. Im Frühlinge braucht man gern und in groſser Menge die jungen Sprossen von Teucrium Scordium und Primula polygonata; jenes wird, in Salzwasser gekocht, auf den Märkten verkauft; dieses giebt man auf guten Tischen. Roh genieſst man: Mentha pip., Sysymbrium Nasturtium, Artemisia Dracunculus, Satureia hortensis, Petersilie, Coriander, Anethum graveolens, verschiedene Zwiebelarten und Sallate, desgleichen verschiedene Sprossen, Blüthen und Früchte in Essig eingemacht. Ueberdies werden viele Südfrüchte genossen. Die Fleischkost besteht meistens aus Ziegen- und Hammel-, selten aus Rindfleisch. Wohlhabende setzen zu ihren Suppen Safran; aber ihr liebstes Gericht ist der bekannte orientalische Pillau. Von Wild genieſst man Hirsch und Wildschwein, Antilopen, Fasanen u. s. w. Der gemeine Mann genieſst gewöhnlich Schafkäse, frische Pflanzen, zuweilen geräucherte Fische, Caviar, und sehr selten gekochtes Fleisch. Das gewöhnliche Getränk der Wohlhabenden ist inländischer Wein, den man reichlich bei jeder Nahrung genieſst. Dieser Wein gewährt bei mäſsigem Gebrauche ein sehr gesundes Getränk, welches weder Kopfschmerzen, noch andere krankhafte Erscheinungen erzeugt. Betrügerische Verkäufer thun Branntwein dazu, um ihn zu verstärken, oder Flieder und Wachholder, um Geschmack und Geruch zu verändern. Branntwein macht man aus ausgepreſsten Weintrauben, Buchweizen u. s. w. — In den eben genannten Verhältnissen liegen auch die Ursachen der meisten Krankheiten. Nichtbeachtung der Witterung und Unmäſsigkeit im Essen werden oft schwer gebüſst. Der gemeine Mann kleidet sich warm, und verläſst auch im Sommer seine warme Bekleidung nicht. Die Tataren stärken sich durch vielerlei körperliche Uebungen zu Fuſs und zu Pferde. — Sehr selten sind Skrofeln, noch seltener Anlage zur Gicht; Skorbut giebt es gar nicht. Der Verf. sah bei 16jährigem Aufenthalte nie Krebs, nur einmal Zahngeschwulst und

einige kalte Geschwülste. Die Syphilis hat einen milden Charakter, verbreitet sich jedoch immer mehr. — Seit alter Zeit sind die Grusier durch Stärke und Schönheit berühmt. — Die Krankheiten nehmen meistens einen epidemischen Charakter an. Wechselfieber spielen eine Hauptrolle. Selten erscheinen sie rein, meistens mit gastrischer Verwickelung, im Frühlinge meistens dreitägig und mit rheumatischem Charakter, im Sommer mit galliger Beimischung, im Herbst viertägig, entzündlich, und gegen Ende desselben nicht selten ganz regelmäfsig. Die Einheimischen wissen bei Beginn eines Wechselfiebers, dafs sie eines Emetico-purgans bedürfen. Im Frühlinge reicht ein Brechmittel hin, bei welchem durch eintretenden Schweifs die rheumatische Beimischung gehoben wird. Erst nach Reinigung der ersten Wege kann man zu den Mitteln übergehen, die das Fieber vertreiben. Dasselbe ist in der Regel nicht schwer zu heben. Nach Entfernung der Complicationen giebt man Chinin, und dann nach Aufhebung des Typus eine China-Abkochung. Hört das Fieber dennoch nicht auf, so räth man dem Kranken, die Wohnung zu ändern und sich in das Gebirge zu begeben. Man hat die Fieber auch mit Arsenik vertrieben, jedoch entstanden dadurch Anschwellungen verschiedener Art. Immer mufs während der Behandlung Rücksicht auf den Unterleib genommen werden, wozu man schwefelsaures und kohlensaures Natrum anwendet. Unvollkommene Wechselfieber, z. B. ohne Frost oder ohne Schweifs, eben so bösartige, sind häufig. Letzte beobachtete der Verf. zweimal bei einzelnen Heeresabtheilungen. Sie begannen mit Angst, Schwindel, Uebelkeit, Zittern und Stillstand des Herzens, galligem Erbrechen und Ohnmacht; der Puls war schwach, ungleichmäfsig und unterdrückt. Die Kranken lagen gefühllos, mit verschlossenen Augen; einige schnarchten tief mit offenem Munde, andere pflückten um sich herum mit zitternder Hand, oder führten dieselbe unfreiwillig und tief athmend zum Kopfe. Das Gesicht war

gelb und überhaupt verändert, der Mund trocken, die Zunge zitternd und mit dickem, weifsem Schleime bedeckt. Die Berührung der Herzgrube machte Schmerz. Bei häufigem Anrufen öffnete der Kranke die Augen, welche eingefallen, trocken und röthlich waren; er strengte sich an zu sprechen, und fiel bald nachher in Schlaf. Der Anfall dauerte zwölf Stunden, und hörte mit einem örtlichen Schweifse auf; in der freien Zeit, welche nicht lange dauerte, lag der Kranke in Schwäche und Bewufstlosigkeit. Einige starben im ersten, andere im zweiten Anfalle; jedoch genasen auch manche. Bei der Behandlung mufste man den Kranken zuerst zum Bewufstsein bringen. Zu diesem Zwecke rieb man den ganzen Körper mit einer Mischung von einer Tinctur des türkischen Pfeffers und von Campher-Essig, die Fufssohlen aber mit Bürsten, legte spanische Fliegen oder Senfteige auf, und setzte Klystiere. Dem erwachten Kranken gab man ein Pulver aus Calom. gr. x, Tart. stib. gr. j, Res. Jalapp. gr. iv.; dieses Pulver, welches zuweilen wiederholt wurde, leerte Galle aus und erleichterte den Anfall. Zu Ende desselben gab man China in Substanz (das Chinin war damals in jenen Gegenden noch unbekannt) mit Crem. tart. — Anschoppungen nach den Wechselfiebern heilte der Verf. durch Blutegel, wie auch durch den inneren Gebrauch von Tart. stib. mit einem bitteren Extrakte. Bei hartnäckigen Fällen wurden künstliche Geschwüre und die Mineralbäder von Tiflis empfohlen. — Febr. remitt. gastrico-biliosae sind zuweilen epidemisch, und hatten sich 1813 mit der Pest verbunden, wo sie grofse Verheerungen anrichteten. Sporadisch erschienen sie alljährlich im Juli, August und bis zur Hälfte des Septembers. Vorläufer derselben sind: Mattigkeit, Frost und Hitze abwechselnd, Angst, Wallungen, Kopfschmerzen, galliges Erbrechen, Auftreibung des Unterleibes und Unruhe. Nach einiger Zeit erscheint ein heftiges galliges Erbrechen; der Kopfschmerz und die Stockung der Herzbewegung nehmen zu; das Erbrechen erneuert sich;

auch nach unten geht zuweilen reine Galle ab. Der Kranke fühlt Magendrücken; ihm scheint es, als ob die Galle sich nach oben begebe, weswegen er oft auf mechanische Weise das Brechen zu erregen sucht. Erfolgt darauf kein Erbrechen, dann wirft sich der Kranke nach allen Seiten und seufzt tief; sein Gesicht ist ganz verändert; ein kalter Schweifs bedeckt den Körper; der Puls ist langsam und klein, oder auch, besonders bei Vollblütigen, voll und beschleunigt; die Hände werden kalt, die Fufssohlen aber brennen. Es treten Ohnmachten ein, die zuweilen so stark sind, dafs man den Tod schon eingetreten glaubt. Nach einem Nachlasse, der zuweilen gegen sechs Stunden dauert, verschlimmern sich die Erscheinungen. Man mufs sich hüten, diese Krankheit nicht mit einem galligen Wechselfieber oder mit Leberentzündung zu verwechseln. Ursachen dieser Fieber sind: Erschöpfung zur Zeit der Sommerhitze, schnelle Witterungsveränderung, Verleben der Nächte unter freiem Himmel, Genufs wässeriger Früchte bei erhitztem Körper, Ueberladung des Magens mit grober Speise, unvorsichtiges Baden in den Flüssen, fette Nahrung, Trunkenheit u. dergl. Die hauptsächlichste Rücksicht bedarf die Frage, ob Aderlafs nöthig sei. Man giebt obiges Pulver, und legt Sauerteig an die Füfse. Bei gleichzeitigen cholerischen Zufällen giebt man in jenem Pulver Opium statt Tart. stib. Nach einigen solchen Pulvern nimmt das Erbrechen ab; es erscheint Aufstofsen, und es geht unter Leibschmerzen erst grüne, dann schwarze Galle nach unten ab. Indessen nehmen die krankhaften Erscheinungen ab; treibt nun das Zahnfleisch auf, geht aus dem Munde ein übler Geruch, und hört das Brennen in den Fufssohlen auf, so ist der Ausgang günstig. Man giebt nun ein Tamarinden-Decoct, oder bei Speichelflufs kleine Gaben Tart. stib. Letztes Mittel thut im Anfange der Gallenfieber besonders denen gut, die viele hitzige Getränke genossen haben. (Wir theilen dieses, uns freilich sehr unvollkommen scheinende therapeutische Verfahren mit,

ohne uns darüber eine Kritik zu erlauben.) Zur Tilgung der oft lange nachbleibenden Schwäche wendet der Verf. Kohlensäure an. Bei falscher Behandlung oder bei schlechtem Verhalten bleibt grofse Schwäche der Verdauung zurück; die Efslust kehrt nicht wieder; es treten Wechselfieber übler Art, Wassersucht und Abzehrung ein. — Ein Schweifsfieber herrscht in Grusien oft epidemisch, zumal im Frühlinge und Herbste bei feuchten und dichten Nebeln. Wird ein Familienglied befallen, so entgehen auch die anderen nicht; immer aber werden nur Inländer ergriffen. Die Krankheit trifft oft viele Häuser, ja ganze Ortschaften gleichzeitig. Die Unreinlichkeit, so wie die Sitte des häufigen Krankenbesuches, begünstigen die Ansteckung. Das Uebel beginnt mit Frost, worauf Hitze folgt, die am Abend zunimmt; der Kopf, das Gesäfs und die Kniee schmerzen, Efslust und Schlaf verlieren sich, die Ausleerungen nehmen ab, die Kräfte sinken; die Haut ist warm und weich, der Puls klein, beschleunigt und unterdrückt, die Augen glänzend, aber zuweilen mit Thränen bedeckt; das Gehör wird zu Ende der Krankheit stumpf. Zuweilen im Anfange, öfter im Fortgange der Krankheit, erscheinen gastrische Zufälle, als: Erbrechen, unreine Zunge, Verstopfung; der Harn geht sparsam ab, und hat oben ein Wölkchen; bei einigen entsteht Nasenbluten. Die Krankheit dauert 5 bis 7 Tage, und endet mit einem starken Schweifse von essigsaurem Geruche; auf anderen Wegen endet das Uebel niemals. Wenn der Kranke von Anfang an irre redet, wenn er häufigen Drang zum Stuhle hat, die Kräfte bedeutend sinken oder der Schweifs am kritischen Tage unterbrochen wird, so mufs man den Uebergang in Faulfieber fürchten. Oft nimmt die Krankheit das Ansehen einer sehr gefährlichen Brustfellentzündung an. Man hält solche Kranke in mäfsiger Wärme; Vollblütigen und (!) Säufern macht man eine allgemeine oder doch örtliche Blutentziehung, innerlich giebt man Calomel und Goldschwefel, und zum Getränk einen warmen und schwa-

chen Aufguſs der Arnica. Gegen das Erbrechen giebt man Potio Riv.; im Nothfalle setzt man Klystiere. Am fünften Tage wäscht man den ganzen Körper mit einem Schwamme ab, der in warmes Wasser getaucht ist, oder nimmt eine Wanne; am sechsten Tage legt man Epispastica auf, und wiederholt das Waschen. Zeigt sich nun am siebenten Tage der Schweiſs, so wird derselbe unterhalten. Wer an Unterleibsstockungen leidet, kommt nicht leicht davon. Wirft sich die Krankheit auf das Gehirn, die Lungen oder den Unterleib, dann entstehen: Schlucken, Erbrechen, Krämpfe, Irrereden, und bei ungenügender Hülfe der Tod. Moschus, Calomel, ein Aufguſs von Arnica und Serpentaria, Abwaschungen mit Wasser und Essig, verhüten am besten den Uebergang in Faulfieber. Bei Betäubung ist ein Blasenpflaster auf den ganzen Kopf, bei Irrereden und Sinken der Kräfte ein solches auf die Waden sehr nützlich. — Gleichzeitig mit dem Gallenfieber, und aus gleichen Ursachen, entsteht Dysenteria biliosa. Sie beginnt mit Verlust des Appetits, Bitterkeit im Munde, fliegenden Schmerzen im Leibe und im Kreuze, und einem Gefühle von Vollsein im Magen. Die Ausleerungen werden häufiger und dünner. Nach einiger Zeit entstehen Durst und Fieberbewegungen, dann Stuhlzwang mit Ausleerung einer eigelben, mit Blut gemischten Masse; jede Ausleerung gewährt auf kurze Zeit Erleichterung; der Drang nach unten wird nun immer häufiger, wobei nur einige Tropfen Blut abgehen. Das Gesicht zeigt den Ausdruck des Leidens; der Leib treibt auf und schmerzt bei der Berührung; der Puls ist krampfhaft; die Nase und die Fingerspitzen erkalten; im Laufe der Krankheit nimmt die abgehende Blutung zu. Die Reizung der dicken Därme kann in vollkommene Entzündung übergehen. Als günstige Zeichen betrachtet man den Mangel eines Gefühls von Kälte in den Gliedmaaſsen, und von Schmerzen im (?) Magen; der Abgang von Koth mit Winden ist ebenfalls günstig. Die Krankheit herrscht zuweilen epidemisch; sporadisch

radisch kommt sie alljährlich vor im Juli, August und September. Man heilt dieses Uebel mit grofsen Gaben Calomel, welches man mit p. rad. Salep reicht; zum Getränk Chamillen und Eibischthee. Den Leib reibt man mit Quecksilbersalbe ein. Man empfiehlt auch schleimige Klystiere. (Der Verf. scheint sie nicht selbst angewandt zu haben, worin man ihm beistimmen mufs.) Bei heftigen Schmerzen warme Bäder oder Cataplasmen. Nur bei besonders drohender Entzündung wird Blut entzogen. Die nachfolgende Schwäche soll man durch Pfeffermünzthee mit etwas Rothwein (!) heben. Das Volk behandelt das Uebel mit Rhabarber, dann mit schleimigen Sachen, und endlich mit Dämpfen von Steinöl, die zum After gehen. — Der gallige Durchfall ist besonders bei Kindern in der heifsen Jahreszeit oft bedenklich. — Splenitis ist häufig. Fast bei jeder Leichenöffnung fand der Verf. organische Veränderungen in der Milz, wobei denn auch gewöhnlich der Umfang der Leber vergröfsert war. Als Ursachen werden die Nahrungsweise, das Klima und eine pressende Bekleidung des Unterleibes angegeben. Das Uebel verläuft zuweilen langsam, und wird dann oft verkannt; im acuten Verlaufe dauert es 9 bis 14 Tage. Die Behandlung ist ganz antiphlogistisch. — Höchst sonderbar ist ein nur (!) der Stadt Elisabethpol eigener Ausschlag, von den Einwohnern Tschirin-Erade, von den Russen die Jahreskrankheit genannt, weil er gerade ein Jahr dauert. Am beständigsten ist er auf dem Gesichte; er bildet zuerst einen Fleck, dann eine Blase, ferner eine Borke, und endlich eine Narbe. Einheimische wie Fremde sind dem Uebel unterworfen. Der Verf. vergleicht das Uebel mit dem von Sprengel erwähnten Morbus Aleppensis. — Häufig entsteht der Carbunkel durch kranke Thiere. Die Einheimischen suchen durch äufsere Mittel die baldigste Eröffnung zu befördern. — Die Steinkrankheit kommt oft vor. Zwei einheimische Operateurs machen den Steinschnitt nach der Methode des Celsus ziemlich roh, dennoch aber mit Glück.

Hysterische Zufälle kommen oft vor. — Die Syphilis wird von einheimischen ungelehrten Aerzten mit Decocten und Räucherungen ziemlich glücklich behandelt; die Behandlung der Wunden ist in denselben Händen. Ueberhaupt ist die volksthümliche Curart der meisten Krankheiten ziemlich naturgemäfs, wie der Verf. in näherer Auseinandersetzung erweist. (Ebendaselbst.)

3. Medicinische Topographie der Fürstenthümer Moldau und Wallachei; vom Hofrathe Dohronrawow, ehemals Oberarzte der dasigen Hospitäler.

(Obgleich der Aufsatz, aus dem wir hier Einiges mittheilen, weit davon entfernt ist, das vollständig zu leisten, was die Ueberschrift verheifst, so dürften doch folgende Bemerkungen nicht ohne Interesse sein.)

Vermöge der bekannten geographischen Lage dieser Länder erhalten dieselben einen gewaltigen Wasserreichthum von den Karpaten; ein Theil desselben ergiefst sich anhaltend in grofse Flüsse, die je nach der zuströmenden Menge einen verschiedenen Höhenstand haben; ein anderer Theil aber nimmt seinen Weg in solche Flufsbetten, die bei der trockenen Jahreszeit entweder ganz ohne Wasser sind, oder doch nur als sehr geringfügig erscheinen; strömt ihnen nun aber im Frühjahre und nach bedeutenden Regengüssen viel Wasser zu, so sind sie grofs und überströmen weit die umliegende Gegend, welche dann, wenn das Wasser sich zurückzieht, viele Dünste verbreitet. Das Flufswasser ist meistens salzig, trübe und ungesund; in vielen Gegenden fehlt es an Quellwasser; die meistens nicht schwere Aufgabe, Brunnenwasser zu erhalten, wird sehr vernachlässigt. Die Wohlhabenden lassen das Wasser verbessern, indem es durch einen porösen Sandstein langsam fliefst; das Volk trinkt hingegen das offenbar schlechte Wasser, und glaubt nicht an einen nachtheiligen Einflufs desselben. An mehren Stellen finden sich

Mineralquellen, zum Theil, wie man glauben darf, von bedeutendem Gehalte; indessen ist erst zur Zeit der russischen Verwaltung der Versuch einer Analyse gemacht worden, über welche nichts Näheres mitgetheilt ist. Auch ersieht man nicht, ob jene Mineralquellen schon vor aller Analyse als Heilquellen irgend einen Ruf erlangt hatten. — Mehre Abzweigungen der Karpaten erstrecken sich an der Westseite der Fürstenthümer von Galizien und Transsylvanien her in das Land hinein, und verlieren sich allmählich. Von ihnen kommen besonders viele Gewässer. Diese Gegenden sind trotz ihrer Unwegsamkeit ziemlich bewohnt. Das übrige Land hat keine Anhöhen von Bedeutung. — Die angegebenen Umstände machen viele Gegenden sumpfig und für den Landbau wenig ergiebig; die etwas höher gelegenen Gegenden sind hingegen fruchtbar, und zum Theil aufserordentlich ergiebig. Man säet vorzüglich Weizen, Gerste, Hirse und Mais. Der Weizen, der sehr schön ist und ein vortreffliches Brot giebt, ist nur bei den höheren Klassen in Anwendung; der gemeine Mann geniefst am meisten Hirse und Mais, weil ihre Bearbeitung wenig Zeit erfordert. Sie machen daraus auch ihr Brot, und bereiten sie auf verschiedene Art. Die Flora ist reich an Gewächsen, wie sie das mittlere und das südliche Rufsland liefert. Nur der westliche Theil ist reich an Waldungen; das übrige Land hat keine solchen, bezieht jedoch mit Leichtigkeit das nöthige Holz aus anderen Gegenden. Obst wächst in grofser Menge, besonders werden viele Pflaumen angebaut und aus ihnen sogar eine Art von Branntwein bereitet, den sie Bakin nennen. Der Nufsbaum gedeiht aufserordentlich. Es wächst sehr viel Wein, der für mehre Gegenden den Hauptnahrungszweig abgiebt, und aufser dem reichlichen Verbrauche im Lande, auch nach Rufsland geführt wird. Derselbe ist jedoch meistens sauer, und verdirbt schnell; der aus der Wallachei ist im Allgemeinen besser, als der aus der Moldau; jedoch wird der Odobeletskische Wein in der Moldau allen anderen

vorgezogen. — Es giebt mancherlei metallische Ausbeute. Das Gold wird als Goldsand aufgefunden, besonders wenn die kleinen Flüſschen im Frühjahre sehr angefüllt sind. Die Menge desselben wird nicht angegeben. Die Einsammlung ist den Zigeunern übertragen, welche von allen anderen öffentlichen Lasten frei sind. Kochsalz, in sehr groſser Reinheit, wird an vielen Orten gewonnen; in der Nähe desselben findet man an vielen Orten Erd-Naphtha. Schwarzen und gelben Bernstein in Stücken findet man in den gebirgigen Kreisen. Schwefel ist an einigen Orten in bedeutender Menge. Kupfer ist unlängst an einem Orte entdeckt worden. In den gebirgigen Gegenden, die aus Sand und Thon, gemischt mit Kieselsteinen, bestehen, findet man auch Quarz und Granit, aus denen man Mühlsteine macht. — Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht. Auſser Rindvieh und Pferden gedeihen auch die Schaafe sehr gut, so wie die Ziegen, von denen die röthlichen besonders von wohlhabenden Personen gehalten werden, und zwar vorzüglich um die Milch für Brustkranke zu benutzen. Die Bienenzucht ist ebenfalls ausgebreitet, und wird durch die vielen aromatischen Feldpflanzen gefördert. — Das Klima hat viele Aehnlichkeit mit dem des südlichen Ruſslands. In den gebirgigen Gegenden ist es jedoch viel kühler, und überhaupt sehr abwechselnd. Der Wein und andere, eine milde Temperatur erfordernde Früchte, gedeihen daher nicht an diesen Orten. Die Südseite, besonders nahe der Donau, hat eine dicke und feuchte Luft, wegen der aus niedrigen und sumpfigen Gegenden aufsteigenden Dünste. Im Frühling und Herbst ist es sehr heiſs; der Winter ist mild und nicht andauernd. Jene Orte ausgenommen, ist die Luft gesund. — Die Einwohner erreichen selten ein sehr hohes Alter; selten trifft man Leute von 90, oder auch nur von 80 Jahren. Die Bergbewohner, welche sonst kräftig zu sein pflegen, sind hier schwach. Die Ursachen sucht der Verf. in unthätiger Lebensweise und alten verderblichen Gewohnheiten. Zu letzten wird

mit Recht das Uebermaafs des Genusses von Branntwein und sauren Weinen gerechnet; zweifelhafter scheint es uns, ob die Gewohnheit, die Kinder zwei bis drei Jahre zu stillen, hier in Betracht kommen kann. Die hier vorkommenden Krankheiten sind sich gröfstentheils sehr ähnlich, und schnell verlaufend. Im Frühlinge herrschen vorzüglich tägliche und dreitägige Wechselfieber, im Sommer nachlassende gastrische und gallige Fieber, im Herbste Durchfälle und Ruhren, im Winter entzündliche und Erkältungsübel. Fast alle Menschen, die aus Rufsland kommen, bekommen Anschoppungen im Unterleibe. Die Wechselfieber sind ganz endemisch, vorzüglich in den Gegenden und zu den Zeiten, wo Ueberschwemmungen vorkommen. Am meisten sind die Ortschaften befallen, wo die aufsteigenden Dünste keinen Ausgang haben, daher in den Thälern der Gebirge. Das Ende ist oft sehr übel, namentlich allmähliche Schwächung, hektische Fieber, Kachexie, Unterleibsanschoppungen und Wassersucht. Die nachlassenden Fieber entstehen aus ähnlichen Ursachen, und erhalten durch den Gebrauch unpassender Nahrungsstoffe einen besonders übeln Charakter. Die letzten haben auch viele Schuld an den bösartigen Durchfällen. Entzündliche Fieber kommen meistens in den hochgelegenen Gegenden und bei kalten Nordostwinden vor. Rheumatische Uebel werden sehr häufig durch die feuchten Wohnungen des gemeinen Mannes hervorgerufen. In den sumpfigen Gegenden kommen bösartige und ansteckende Nervenfieber vor. Die Pest wird oft aus der Türkei eingebracht, und hat noch 182$\frac{2}{3}$ grofse Verheerungen gemacht. Die Bergbewohner blieben frei. Jetzt sind an der Donau schützende Quarantainen errichtet. Kröpfe sind häufig und oft so grofs, dafs man sie auf der Schulter trägt. Sie finden sich vorzüglich in gewissen Gebirgsgegenden. Auch Schwachsinnige und Taubstumme sollen zahlreich sein. Die sehr häufigen Brüche werden dem Uebermaafse des Reitens zugeschrieben. Der Skorbut kommt in den sumpfigen Gegen-

den häufig vor. Im Allgemeinen überläfst man die Krankheiten der Natur; manche Heilmittel sind übrigens in ziemlich verbreitetem Gebrauche; die Vaccination ist jedoch nicht allgemein bekannt. — Bei der Wasserscheu werden aus den Marochettischen Bläschen mehre Pfund Blut entleert. Dieses Verfahren wird sehr gerühmt; es scheint jedoch nicht, dafs der Verf. selbst dergleichen versucht hat. Es erhellt nur, dafs er Personen gesehen hat, die nach sehr starken Blutentziehungen bei (vorgeblicher) Wasserscheu an langwieriger Schwäche gelitten haben. (Ebendaselbst.)

Lichtenstädt.

VIII.

Armamentarium chirurgicum, oder möglichst vollständige Sammlung von Abbildungen chirurgischer Instrmente älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von A. W. H. Seerig, Dr. Med. und Prof. der Heilkunde bei der Königlichen Universität und med. chir. Lehranstalt zu Breslau, der delegirten Ober-Examinationscommission und gelehrter Gesellschaften Mitgliede. Erste und zweite Lieferung, Imperial-Folio, nebst 18 Bogen Text 8. Verlegt von A. Gosohorsky in Breslau. London, bei Black Young and Young. Wien, bei C. Gerold. 1835. (Preis für jede Lieferung von 12 Tafeln Abbildungen und dazu gehörigem Text: 2 Thlr. 12 Gr.)

Ein Werk, dessen Erscheinen an der Zeit ist, und das eine Lücke in der Litteratur ausfüllt, trägt seinen unverkennbaren Werth in sich, und bedarf keines Empfehlungsbriefes für das ärztliche Publikum; denn jeder Arzt,

welcher die medicinische Litteratur kennt und in ihrer Fortbildung beobachtet, wird nach einer oberflächlichen Durchsicht des vorliegenden bald die Ueberzeugung gewinnen, daſs ungeachtet der mehrfachen Unternehmungen in der neueren Zeit, Abbildungen chirurgischer Werkzeuge aufzustellen, alle bisher erschienenen Werke der Art eine ganz andere Richtung wahrnehmen lieſsen, als der der gelehrten Welt schon rühmlichst bekannte Verf. in dem vorliegenden beabsichtigt. Man kann daher auch dieses letzte an die in der späteren Zeit erschienenen nicht anreihen, sondern muſs sie neben die gröſseren, zur Zeit ihres Erscheinens wegen Verfolgung derselben Richtung Aufsehen machenden, sehr kostbaren Kupferstichwerke von la Faye, Savigny, Brambilla und Rudtorffer stellen, die aber bei den seit den letzten dreiſsig Jahren gemachten Riesenschritten der Chirurgie nicht mehr genügen können, in sofern sie nicht fortgesetzt und wegen des hohen Preises zum Theil gar nicht beendigt wurden. Nur Krombholz faſste seitdem diese Idee wieder auf, publicirte vor elf Jahren den ersten Band seiner Abhandlungen aus dem Gebiete der gesammten Acologie, und bezweckte die Aufstellung eines Systems derselben. So groſs das Verdienst desselben ist, diesen Weg gebahnt und diese Richtung consequent durchgeführt zu haben, so scheint er doch nicht belohnenden Ersatz für seine Mühe erhalten zu haben, in sofern in der systematischen Darstellung die Brauchbarkeit zum praktischen Zweck verloren ging, da sowohl dem Studierenden, als dem Arzte und Lehrer das Zusammensuchen der verschiedenen Instrumente zu einer Operation mühsam und zeitraubend ist, und die Darstellung der Werkzeuge in bloſsen Umrissen und im verjüngten Maaſstabe nicht jeden anspricht. Das Werk fand daher nur ein kleines Publikum, und besonders nur unter Lehrern der Hochschulen und einigen Aerzten, die sich für das Studium der Chirurgie im höheren Grade interessiren, als es zum Broterwerb erforderlich ist. Es verflossen daher neun Jahre,

bevor der zweite Band erschien, und dies that der Verbreitung grofsen Nachtheil; denn, wer sich ein solches Werk anschafft, will auch so bald als möglich in den vollständigen Besitz desselben kommen. Es konnte daher nicht fehlen, dafs man während dieser Zeit das Bedürfnifs nach dem Erscheinen eines anderen praktischen, brauchbaren und zugleich nicht zu kostspieligen Werkes fühlte, und diesem wurde durch mehrfache Untersuchungen zum Theil abgeholfen. Alle diese Leistungen lassen jedoch manches zu wünschen übrig, stellen im Ganzen nur Auszüge dar, die selbst von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, manches erinnern lassen, und qualificiren sich daher nur für ein kleineres Publikum, besonders für den Bedarf eines Studierenden, der während seiner kurzen academischen Laufbahn nicht Mufse genug hat, sich mit den einzelnen Zweigen seiner Wissenschaft in dem Grade zu befassen, als er es zum Theil später thut, wobei ihm die Handbücher und Auszüge dann nicht mehr genügen. So erschien ein Armamentarium von Leo, welches nur eine beliebige Auswahl von Instrumenten enthält, und neben manchen entbehrlichen andere praktisch-brauchbare in der Reihe der Abbildungen nicht erblicken läfst. So gaben Ott und v. Ammon Abbildungen heraus, die zur Erläuterung des Handbuches von Chelius dienen sollten, und sich somit ihre beschränkte Tendenz selbst bezeichneten. Zwei andere litterarische Produkte der neueren und neuesten Zeit von v. Bierkowsky und Blasius bezweckten die bildliche Darstellung der Operationen und der dabei erforderlichen Instrumente, und sind, besonders das letzte, in sofern es in seiner Richtung nichts zu wünschen übrig läfst, sehr willkommene und anerkannt praktisch-brauchbare Unternehmungen, sie beabsichtigen aber nicht, eine vollständige Sammlung aller chirurgischen Instrumente zu geben, und leisten daher auf den historischen Werth und auf die Vollständigkeit in der erwähnten Richtung Verzicht, welche dem uns vorliegenden zugestanden werden

müssen, indem diese beiden Momente die Haltpunkte bei der Bearbeitung waren.

In sofern nun im Allgemeinen dargethan ist, dafs der Verf. in seinem Unternehmen mit keinem Andern concurrirt, sondern einen selbstständigen Weg verfolgt, den Perret, Lafaye, Savigny, Brambilla und Rudtorffer betraten, aber zum Theil nicht beendigen konnten, da der ungemeine Kostenaufwand, den der Kupferstich erforderlich machte, durch einen entsprechenden Absatz nicht gedeckt werden konnte, bleibt jetzt noch übrig anzugeben, in wiefern dem Verf. des vorliegenden Werkes die Ausführung seines ihn schon seit sechs Jahren beschäftigenden Planes gelungen ist.

Das ganze Werk wird auf 150 Tafeln die vollständig ausgeführten Abbildungen aller chirurgischen Werkzeuge, mit Ausschlufs der geburtshülflichen, darstellen, und in zwei Abtheilungen, in eine allgemeine und in eine besondere Instrumentenlehre zerfallen. In jener werden nicht allein die zu allgemeinen chirurgischen Operationen nöthigen Instrumente, sondern auch die Urtypen sämmtlicher chirurgischen Werkzeuge, als: die Sonden, Spatel, Haken, Nadeln, Scheeren, Bistouries, Messer, Sägen, Spritzen u. s. w. dargestellt und beschrieben werden, wobei ihre Eintheilung, Wirkung und Bereitungsweise besonders zum Gegenstande der Betrachtung gemacht wird. Die besondere Instrumentenlehre wird die zu besonderen chirurgischen Operationen nöthigen Instrumente, mit Bezugnahme auf die Acte und Varianten der Operationen, in chronologischer Ordnung abhandeln.

Nach sorgsamer Prüfung der beiden ersten uns vorliegenden Lieferungen, nebst Texte, gewinnt man die Ueberzeugung, in welchem Grade es dem Verf. gelungen ist, dieses sein vorgestecktes Ziel erreicht zu haben. Schon der Text zur ersten Lieferung beschliefst den allgemeinen Theil, und enthält in einer chronologischen Ordnung die dahin gehörigen Instrumente in einer Vollständigkeit und

mit einer Genauigkeit und Deutlichkeit in der natürlichen Gröfse, oder nöthigenfalls zum Deutlichermachen im vergröfserten Maafsstabe aufgeführt und beschrieben, so dafs nicht nur dem Wundarzte, sondern auch jedem Instrumentenmacher eine sehr bestimmte Anschauung von der Construction und Bereitung zu Theil wird. Die Abbildungen sind mit Kreide gezeichnet und schattirt, sehr rein und mit deutlichen Umrissen dargestellt; und lassen den Namen des Erfinders, so weit derselbe bekannt geworden ist, neben sich erblicken, wodurch das Auffinden sehr erleichtert wird. Die genaue Angabe der Quellen beweist die Bekanntschaft des Verf. mit der Litteratur, so wie die Liebe für die Sache und den Mangel jeder Scheu vor der hiermit verbundenen Mühe, wodurch gleichzeitig dargethan wird, dafs dieses Werk nicht von dem Gesichtspunkte einer Buchhändlerspeculation beurtheilt werden kann, die leider in neuerer Zeit bei so vielen dergleichen Unternehmungen durchblickte. Eine sehr interessante Seite ist dem Inhalte dieses Werkes dadurch abgewonnen worden, dafs der Verf. den vesschiedenen Formen desselben Werkzeuges allgemeine Bemerkungen über die Construction, Form, Eintheilung, Wirkung und Anwendung, so wie über die unerläfslichen Eigenschaften und die Anfertigung vorausgehen läfst, wodurch an den Tag gelegt wird, dafs der Verf. den Gegenstand der Bearbeitung als ein Sachkenner umfafst hat, zu beurtheilen und wissenschaftlich darzustellen vermag, und sein Werk also nicht eine todte und mechanische Beschreibung sein läfst. —

Was von der allgemeinen Instrumentenlehre angeführt ist, gilt auch von der besonderen. Mit Vergnügen sieht man hier den Zweck, welchen der Erfinder bei der Construction des Instrumentes vor Augen hatte, und bei den neueren jetzt gebräuchlichen aufserdem noch die Wirkung, Anwendung und die Cautelen bei denselben angegeben, ohne die Operationslehre hineinzuziehen und Weitläufigkeit zu veranlassen. Systematische und logische Ordnung,

chronologische Reihenfolge, Bündigkeit, Klarheit und Bestimmtheit in der Beschreibung, bei Berücksichtigung der praktischen Tendenz, zeichnen auch den Text zum zweiten Hefte aus, und geben die Ueberzeugung, dafs dieser zur Bearbeitung wahrlich nur Wenige ansprechende Theil der Wundarzneikunde keinen besseren Bearbeiter hätte finden können. Jeder unpartheiisch Urtheilende mufs daher jetzt schon dieses Unternehmen für ein solches halten, das der deutschen Litteratur zur gröfsten Ehre gereichen und fernerhin gedeihen wird, da, wie es hier der Fall ist, deutscher Fleifs und deutsche Gelehrsamkeit sich gegenseitig unterstützen. Es drängt sich aber hierbei auch gleichzeitig der Wunsch auf, dafs ein so grofsartiges Unternehmen im ärztlichen Publikum Anerkennung und Beförderung finden möchte, um den Verfasser und Verleger, welcher letzte es an Eleganz bei der Ausstattung nicht hat fehlen lassen, zur Vollendung des Gebäudes zu bethätigen, die in $1\frac{1}{2}$ Jahren versprochen und zu erreichen ist, in sofern das Manuscript, das Werk einer sechsjährigen mühevollen Arbeit, dem Verf. beendigt vorliegt, und 80 Tafeln schon auf Stein gezeichnet sind. —

A. L. Richter.

IX.

Beitrag zur chirurgischen Heilmittellehre und Krankenpflege. Von Dr. Aug. Ferd. Speyer, Churfürstl. Hessischem Regimentsarzte. Mit einer Steindrucktafel. Hanau, Verlag von Fr. König. 1835. 8. 39 S. (8 Gr.)

Der Verf., dem ärztlichen Publikum durch mehre gehaltvolle Arbeiten, und besonders durch ein vor zwei Jahren erschienenes Werk über ärztliche Untersuchung u. s. w.

rühmlichst bekannt, hat den gröſsten Theil seiner vieljährigen praktischen Laufbahn verwandt, durch Erfindung und Verbesserung von Lagerungsapparaten zur Milderung und Beseitigung solcher Leiden und Gebrechen beizutragen, welche gerade die Unvollkommenheit der mechanischen Hülfsmittel bei Ausübung der Wundarzneikunst recht fühlen lassen und heraussteilen. Seiner Aufmerksamkeit konnten daher auch nicht die Mängel entgehen, welche die an und für sich zweckmäſsige Sautersche Schwebe für Beinbruchkranke und die bisherigen Krankenheber wiederholentlich wahrnehmen lieſsen. Die Vervollkommnung beider bildet daher den Inhalt dieser lehrreichen Schrift, wofür man dem Verf. groſsen Dank wissen kann, in sofern er durch Bekanntmachung derselben gemeinnützig zu werden sucht.

Nachdem der Verf. alle Veränderungen aufgeführt hat, welche durch Kluge, Mayor, Koppenstätter, Tober u. a. für die Sautersche Schwebe angegeben worden, und die Eigenschaften angeführt hat, welche eine solche Vorrichtung haben muſs, um dem Zwecke und der Bequemlichkeit zu entsprechen, erwähnt er mit groſser Umsicht und Sachkenntniſs alle dennoch bestehenden Mängel jener Schwebe, welche sich auf die Ausdehnungsmittel, die Behandlung der Ferse und die Art des Aufhängens beziehen, und beschreibt nun die entsprechenden Verbesserungen und die Anwendung, wobei sein groſses Talent als denkender Techniker und Arzt, so wie die gereifte Prüfung und Erfahrung überall im hohen Grade hervorleuchten. So einfach diese Verbesserungen sind, so werden sie doch verständlicher, wenn man die wohlgelungenen Abbildungen bei der Hand hat, weshalb Ref. es unterläſst, hier in das Detail einzugehen, und es für hinreichend hält, das ärztliche Publikum auf das Original aufmerksam gemacht zu haben. — Der zweite Abschnitt hat die Construction eines Krankenhebers zum Gegenstande, der Einfachheit und leichte Handhabung wahrnehmen läſst,

welche Eigenschaften man bei allen bisherigen Erfindungen der Art vergebens sucht. Nachdem der Verf. sich auch von einer solchen Vorrichtung ein Ideal vorgeführt hat, beschreibt er eine ganz einfache Vorrichtung, die aus zwei Hebe- oder Tragestangen besteht, welche in Scheider des zur Unterlage dienenden Betttuches gesteckt und durch zwei Spannbretter von einander gehalten werden. Diese Vorrichtung kann, wenn besondere Umstände das längere Halten des Kranken im Schweben erheischen, mittelst vier Stricken, die in einem Ringe zusammenlaufen, mit einem in der Zimmerdecke befestigten Flaschenzuge in Verbindung gebracht werden. Diese Erfindung, ist so einfach und ansprechend, dafs sie sich ohne Zweifel überall Eingang verschaffen wird. —

Schliefslich kann Ref. nur den Wunsch aussprechen, dafs der Verfasser fernerhin nicht unterlassen möge, so inhaltvolle und praktische Bereicherungen mitzutheilen, da nur das Wissen über diesen Zweig der Heilmittellehre durch Aerzte befördert werden kann, die solche Eigenschaften in sich vereinigen, wie wir sie bei dem Verf. antreffen, der eine umfassende Erfahrung mit gediegener ärztlicher Bildung und fruchtbringendem Erfindungsgeiste in seltenem Vereine verbindet.

A. L. Richter.

X.

J. Wardrop, Essays on the morbid anatomy of the human eye. Edit. II. London 1834. II Volums. Mit Kupfertafeln.

Die erste Ausgabe dieses vorzüglichen ophthalmologischen Werkes erschien im Jahre 1808, und erwarb sich mit vollem Rechte allsogleich den ungetheilten Beifall aller Kunstgenossen. Es war durch dieses Werk eine neue Bahn

gebrochen, und seit der Zeit haben sowohl englische, als ganz besonders deutsche Aerzte dieselbe weiter verfolgt, so daſs sich mit jedem Jahre das Material der pathologischen Anatomie des menschlichen Auges immer mehr anhäufte, und von Zeit zu Zeit einzelne Theile desselben sich einer gründlichen Bearbeitung zu erfreuen hatten. Zwanzig Jahre später, im Jahre 1828, erschien des Unterzeichneten Handbuch der pathologischen Anatomie des menschlichen Auges, für welches derselbe, er erkennt es mit Dank an, belehrende Winke und interessante Erfahrungen aus Wardrop's Werke erhalten und geschöpft hat. — Das Interesse für diesen Zweig der Augenheilkunde ward jetzt sehr rege und allgemein; Dresden gestaltete sich ganz besonders als treffliche Pflanzschule, und hier sowohl, als an vielen Orten Deutschlands, wie auch in England, traten Männer auf, welche einzelnen Theilen der pathologischen Anatomie des Auges ihre ganze Aufmerksamkeit verliehen, und durch fleiſsige und umsichtige anatomische Untersuchungen den Schleier lüfteten, der so manche pathologische Erscheinung, so manchen Bildungsfehler des Auges bisher dicht verhüllt hatte. Ja, in den letzten Jahren ging dieses rühmliche Streben fast zu weit, und scheint sich fast einseitig zu gestalten, indem die Bearbeitung des mehr praktischen Theiles der Augenheilkunde einigermaaſsen in den Hintergrund gestellt worden ist. —

Bei dieser allgemein verbreiteten Vorliebe für die pathologische Anatomie des Auges, bei dieser wahrhaft intensiven Vergröſserung ihres Gebietes sowohl durch In- als Ausländer muſste es den Unterzeichneten schmerzlich ergreifen, muſste es seine höchste Miſsbilligung erregen, als er die Vorrede Wardrop's zu der zweiten Ausgabe seines Werkes gelesen hatte. Der stolze Britte läſst sich nehmlich zum Schlusse also vernehmen: The Author embraces this opportunity of remarking, that, although twenty six years have elapsed since the morbid Anatomy

of the eye was first published, the care with which he selected the materials is satisfactorily proved by the circumstance, that subseqnent researches in this interesting department of Pathology have not contributed any additional facts to render any alteration in the work desirable. — Und wirklich — die ganze neue Ausgabe ist nichts anderes, als ein naturgetreuer Abdruck der ersten! Die hohe Meinung, welche Hr. Wardrop von seinem Werke hegt, kann der Unterzeichnete aber nicht theilen, und glaubt auf das Bestimmteste, daſs sie nimmer das Erscheinen desselben in seiner ersten Anlage und Ausführung in jetziger Zeit rechtfertigen kann. — Ist Hr. Wardrop auch nicht mit der Wissenschaft fortgeschritten, wie seinem Werke nach angenommen werden muſs, so ist die Wissenschaft doch ohne ihn weiter fortgeführt worden; hat es ihm an Erfahrung gemangelt, oder an Kraft und Willen, seine späteren Beobachtungen den bekannten anzureihen und systematisch zu ordnen, so sind doch Andere glücklicher und kräftiger, und thätiger gewesen. Wiewohl dies alles von einem Manne, wie Wardrop, kaum zu glauben sein möchte, so spricht er sich doch auf das Unzweifelhafteste dahin aus, und hat somit über sich selbst den Stab gebrochen. — Es ist wahrlich zu verwundern, daſs Herr Wardrop bei wiederholter Durchsicht seiner ersten Ausgabe nicht auch einige erhebliche Fehler in der Anordnung des Ganzen bemerkte, welche der Unterzeichnete schon vor einigen Jahren getadelt hat, als Gegenstände, die gar nicht in das Gebiet der pathologischen Anatomie gehören. Sie befinden sich in dem zweiten Bande. Im 42sten Kapitel wird nehmlich von der Sympathie der Augen, im 44sten von der krankhaften Sensibilität der Netzhaut, im 46sten von der Nachtblindheit, im 47sten von dem Farbensehen, im 48sten vom Schielen, im 49sten vom Doppeltsehen, im 50sten von den Photopsieen, im 51sten von der Ungleichheit des Sehvermögens beider Augen gehan-

delt, mithin von Dingen, die in der Pathologie ihre passende Stelle und genaue Würdigung finden müssen. Und dennoch sind sie in der zweiten Ausgabe keck stehen geblieben. —

Wenn es nun gleich nicht wahrscheinlich ist, dafs bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft das Werk von Wardrop eine dritte Auflage erlebt, so hält der Unterzeichnete es doch für den möglichen Fall der Mühe werth, Hrn. Wardrop einige Quellen mitzutheilen, aus welchen sich viel Treffliches für eine solche Ausgabe schöpfen läfst; möge Hr. Wardrop dadurch den Beweis erhalten, dafs nicht allein wir Deutschen, sondern auch seine eigenen Landsleute, während er feierte, rüstig und glücklich an der Vervollkommnung der pathologischen Anatomie des Auges gearbeitet haben; möge er die Ueberzeugung recht lebendig fassen, dafs in den verflossenen 26 Jahren viele, sehr viele Facta und Gedanken hinzugekommen sind, die allerdings eine gänzliche Umarbeitung seiner Essays im höchsten Grade wünschenswerth gemacht haben würden; in der That, aus den Essays (Versuchen) hätte sich dann ein vollständiges Werk herausgebildet, das seinem Verf. Ehre gemacht und die Wissenschaft weiter gefördert haben würde. —

Interessante Erfahrungen und Beobachtungen, meist mit steter Berücksichtigung der anatomischen Untersuchung, finden sich nun in den folgenden Schriften einiger Landsleute des Hrn. Wardrop, die ihm also zweifelsohne bekannt sein müssen: Mackenzie a practical treatise on the diseases of the eye. London 1830, und dessen höchst lehrreiche Untersuchungen on Glaucoma in dem London medico-chirurg. Review. October 1830. p. 491 seq. Travers Synopsis on the diseases of the eye. Edit. III. London 1825. — Höchst lehrreich ist ferner Watson on some of the changes produced in the coats of the eye by inflammation, im Edinburgh med. and surgic. Journal. Januar 1831. p. 73 seq. Endlich enthält Lawrence treatise

on

on the diseases of the eye, London 1833, viele werthvolle Beiträge für die pathologische Anatomie des Auges.

Die deutschen Aerzte sind noch fleifsiger gewesen in der Bearbeitung dieses interessanten Abschnittes der Augenheilkunde. — Ich nenne hier, wie auch im Vorhergehenden, nur die vorzüglicheren Arbeiten: Ueber das pathologische Verhalten des Augapfels und seiner Häute während des Verlaufes der Ophtbalmia neonatorum, lieferte Prof. v. Ammon interessante Resultate in diesen Annalen Bd. I. 1825. S. 129 ff. Ueber die Melanose des Auges schrieben: Savenko, Tentamen pathologico-anatomicum de Melanosi, Petropoli 1825; Rosenmüller, Diss. de Melanosi, Erlangen 1830; Pruscha, über die Melanose des Augapfels, Wien 1832; Reufs, de Melanosi, Prag 1833; und Zimmermann, de Melanosi, Berolini 1828. Wichtig ist Dr. v. Zimmermann's Abhandlung über den Markschwamm, mit besonderer Beziehung auf das Auge, mit 3 Tafeln, Wien 1832, und Basedow's Abhandlung über Scirrhus bulbi in v. Gräfe's und v. Walther's Journal Bd. 15. Heft 3. 1831. S. 497 — 503. Ausgezeichnet ist Dr. Eble's Werk über den Bau und die Krankheiten der Bindehaut. Wien 1828. Eine vollständige Litteratur der Cyklopie enthält Raddatz Arbeit de Cyclopia, Berolini 1829, und gediegen ist Huschke's Arbeit über die erste Entwickelung des Auges und die damit zusammenhängende Cyklopie in Meckel's Archiv Bd. 6. 1832. — Ferner besitzen wir von Wagner, Heyfelder und J. Müller genaue anatomische Untersuchungen über das Coloboma Iridis in Müller's Archiv für die Physiologie und Ammon's Zeitschrift für die Ophthalmologie; von Jäger und Seiler anatomische Untersuchungen über die Hyperkeratosis in v. Ammon's Zeitschrift Bd. 1. und Bd. 4., und von v. Ammon pathologisch-anatomische Untersuchungen über die Cataracta centralis congenita in v. Gräfe's und v. Walther's Journ. Bd. 11. 1828. S. 173 ff., an welche sich des letzten und des Unterzeichneten Untersuchungen

über den Arcus senilis capsulae et lentis in v. Ammon's Zeitschrift anreihen. — Vollständig ist Dr. Behr's Abhandlung über den angebornen theilweisen und gänzlichen Mangel der Regenbogenhaut in diesen Annalen, April 1829. S. 373 ff. — Ein klassisches Werk bleibt: Seiler, Beobachtungen ursprünglicher Bildungsfehler und gänzlichen Mangels der Augen bei Menschen und Thieren. Dresden 1833. Fol. — Ueber die Entozoen des Auges lieferte Gescheidt eine vollständige Zusammenstellung in v. Ammon's Zeitschr. Bd. 3., und der Unterzeichnete widmete der Erweichung des Auges eine eigene Abhandlung, die sich in diesen Annalen, Januar 1830 S. 1. ff. findet. — Es liefse sich die Mittheilung solcher Arbeiten noch vermehren, wenn nicht schon aus dem Angeführten sichtlich erhellte, dafs die Wissenschaft in den letzten 20 Jahren wirklich weitergefördert worden sei. — Sollten Herrn Wardrop diese Zeilen zu Gesichte kommen, so mufs er sich nothwendig von der Wahrheit jenes Satzes überzeugen; wir überlassen es ihm somit, sein Gewissen zu beruhigen, und haben an ihn nur die eine Bitte hiermit ergehen zu lassen, bei ferneren litterarischen Arbeiten das Studium der Geschichte der Heilkunde nicht zu vernachlässigen, da, wie er sich überzeugt haben wird, ohne dasselbe nur Unvollkommenes, Mangelhaftes und Ungenügendes zu Tage gefördert wird. —

Schön.

XI.

Schriften über Geburtshülfe.

---

1. Ueber eine besondere Art fehlerhaft gebildeter weiblicher Becken. Von Fr. C. Naegelé. Mit

vier lithogr. Tafeln. 1834. 8. 22 S. (Aus den Heidelb. klin. Annal. Bd. 10. H. 3. besonders abgedruckt.)

Die Eigenthümlichkeit dieser bisher noch von niemandem beschriebenen fehlerhaften Bildung des Beckens, über welche der berühmte Verf. in der medicinischen Section der Versammlung der Naturforscher und Aerzte einen eben so lehrreichen, als interessanten Vortrag hielt, besteht darin, dafs das Becken in schräger Richtung verschoben erscheint, so dafs die Schoofsbeinfuge nach einer, das Kreuzbein nach der anderen Seite gedrängt, jene also dem Vorberge schräg gegenüber steht, und der Eingang, die Höhle und der Ausgang des Beckens nach der Richtung des einen schrägen Durchmessers verengt, nach der Richtung des anderen aber nicht verengt und selbst weiter, als gewöhnlich sind, wodurch der Beckeneingang die Form eines schrägen Ovals darstellt.

Die Deformität liegt hauptsächlich in der Verbindung der ungenannten Beine mit dem Kreuzbeine, so zwar, dafs die Symphysis sacro-iliaca der einen Seite, welche nach dem spitzen Ende des Ovals zugekehrt ist, noch eine Spur von Synchondrose zeigt, während die der entgegengesetzten Seite gänzlich fehlt; die Knochen sind hier durch Knochenmasse verwachsen, und ohne eine Spur von Symphyse zu zeigen, völlig zusammengeflossen.

Dabei sind die Beckenknochen im übrigen gesund und ohne Merkmale vorausgegangener Osteomalacie und Rhachitis oder sonstiger Dyscrasie. Eben so zeigt die Wirbelsäule keine Verbiegung.

Ueber die Entstehung dieser eigenen Deformität, von welcher dem Verf. neun Fälle bekannt wurden, wagt derselbe nichts Gewisses auszusprechen. Schwierig ist die Diagnose, indem keine vorausgehenden Symptome diese Deformität anzeigen, ja die Personen dabei wohlgebaut zu sein scheinen, und indem weder die äufsere Untersuchung mit dem Baudelocqueschen Compas d'épaisseur, noch

die innere zu einem genügenden Resultate führte, was um so gröfsere Beachtung verdient, als der Erfolg in allen Fällen für Mutter und Kind tödtlich war.

Der berühmte Verf. beabsichtigt, in einem gröfseren Werke mehr über diese eigenthümliche Deformität zu sagen, hoffend, dafs Kunstgenossen, die diese Notiz lesen, ihm ihre desfalsigen Beobachtungen mittheilen werden. Ref. spricht denselben Wunsch aus, und hofft, dafs gediegene Mittheilungen den Verf. bald in den Stand setzen, das hier gegebene Versprechen zu erfüllen. Der von einem Anwesenden (man vergl. die Protocolle der med. Section der Versamml. der Naturforscher) gemachte Einwurf, dafs diese Beckendeformität während des Trocknens des Beckens durch Einschrumpfung entstanden sein könne, ist zu unhaltbar, als dafs er hier einer Widerlegung bedürfte.

†

---

2. Katechismus der Hebammenkunst, als Anhang zur zweiten Auflage seines Lehrbuches der Geburtshülfe für Hebammen, von Dr. Franz Karl Nägelé, Professor in Heidelberg u. s. w. Heidelberg, in der academischen Buchhandlung von J. C. B. Mohr. 8. IV u. 127 S.

Vorliegende Schrift ist kein in Fragen und Antworten abgefafstes Lehrbuch der Gebrtshülfe für Hebammen, welches nur zu einem mechanischen Auswendiglernen führt, sondern die wesentlichsten Punkte aus dem Gebiete der Geburtshülfe, so weit sie vor das Forum der Hebammen pafst, sind hier in Fragen angedeutet, die der Leser sich beantworten soll. Das Ganze erscheint als ein glücklicher Versuch einer socratischen Methode zum Hebammenunterricht.

Abgesehen von dem Werthe eines auf diese Weise eingerichteten Katechismus für Lehrende und Lernende beim Unterricht, hat derselbe noch den grofsen Nutzen,

dafs er in den Händen einer aus der Schule entlassenen Hebamme, diese zur ferneren Selbstausbildung anregt, indem es gleichsam den examinirenden Lehrer vertritt, wobei wir überdies nicht vergessen dürfen, dafs die meisten unserer Hebammenlehrtöchter in ihrer geistigen Entwickelung nicht über den Schulkatechismus hinaus sind, und dafs ein höherer Unterricht ganz seinen Zweck verfehlen würde.

Schliefslich mufs Ref. noch die Bemerkung hinzufügen, dafs er von dem Nutzen des vorliegenden Katechismus beim Hebammenunterricht sich factisch zu überzeugen mehrfache Gelegenheit hatte, und denselben daher Hebammenlehrern und Regierungen aus voller Ueberzeugung zur Einführung und Benutzung beim Unterrichte empfiehlt.

Heyfelder.

XII.

Aphorismen über Ohrenkrankheiten, von Joseph Ritter v. Vering. Bei Gelegenheit der Versammlung der Naturforscher zu Stuttgart, im Jahre 1834. Mit 1 Steindrucktafel. Wien 1834. 8. VIII u. 58 S.

Der Titel dieses wohlgeschriebenen Büchleins ist nicht ganz passend gewählt, indem er ganz Anderes erwarten läfst, als der Inhalt bietet. Denn während man gewohnt ist, unter Aphorismen solche Sätze zu verstehen, die ohne strengen Zusammenhang untereinander und ohne einige Rücksicht auf Vollständigkeit in der Behandlung des ganzen Gegenstandes sich nur mit Einzelnheiten und feinem Detail abgeben: so findet der Leser in diesen Aphorismen gerade das Gegentheil. Mit einem Worte: es enthält diese Schrift einen Umrifs der Ohrenheikunde, und was in den

gewöhnlichen Lehrbüchern durch Paragraphen bezeichnet wird, heifst hier Aphorismen. Sie umfassen daher das Ganze der Ohrenheilkunde, ohne an irgend einer Stelle tiefer in das Einzelne einzugehen.

Die Abhandlung enthält, aufser einer Einleitung, folgende Abschnitte: von den am äufseren Ohre vorkommenden Krankheiten; von der Entzündung des Gehörwerkzeuges; von dem Ohrenflusse; von den Krankheiten des Trommelfelles, von denen der Gehörknöchelchen und ihrer Muskeln, von denen der Trommelhöhle, denen der Eustachischen Trompete, denen des Zitzenfortsatzes; von den krankhaften Zuständen der Gehörfähigkeit (Täuschungen des Gehörsinnes, krankhafte Empfindlichkeit des Gehörsinnes, Schwerhörigkeit und Taubheit); von der Taubstummheit; von den Krankheiten der Ohrendrüse.

Es scheint die Absicht des Verf. gewesen zu sein, die Ohrenheilkunde aus ihrer isolirten Stellung, die sie zu einer abgesonderten Kunst, zum Eigenthume Einzelner macht, heraus und in den Wirkungskreis jedes praktischen Arztes hineinzuziehen, indem er zeigt, wie das in der Medicin allgemein Bekannte auf die Behandlung der Gehörleiden anzuwenden sei. Daher sind alle speciellen Untersuchungen, alle litterarischen Nachweisungen (der Verf. hat fast nur seine eigenen Schriften über die Gicht und die Skrofelkrankheit citirt) ausgeschlossen; daher sind auch die eigenthümlichen Operationen am Ohre nur kurz beschrieben, so dafs man sie wenigstens kennen lernt, wenn man sie nach diesen Angaben auch nicht selbst wird ausführen können. Jene Absicht des Verf., durch welche auch zum Theile die Worte auf dem Titel: « Bei Gelegenheit der Versammlung der Naturforscher zu Stuttgart, im Jahre 1834, » erklärt werden, ist im höchsten Grade dankenswerth; denn die Otiatrie kann sich nicht, wie die Augenheilkunde, selbstständig erhalten. Gegen die Art, wie die Absicht ausgeführt ist, liefse sich freilich manches einwenden. Viele Sätze sind als vollkommen feststehend gege-

ben, obgleich sie durchaus neu sind und sehr problematisch erscheinen. So steht z. B. des Verf. Behauptung, dafs bei der Entzündnng des inneren Ohres das Fieber mäfsig, dagegen bei der Entzündung des äufseren Uhres das Fieber heftig nnd der Schmerz unleidlich sei (S. 12), im geraden Widersprnche mit allem bisher Bekannten: die Sache verhält sich gerade umgekehrt. Bei den Ohrenflüssen legt der Verf. offenbar viel zu viel Werth auf deren Ursache, als welche sowohl die Form als die Behandlnng der Krankheit bestimme. Mit wenigen Ausnahmen sehen sich alle alten Ohrenflüsse gleich und erfordern, nach Entfernnng etwaniger Constitutionsfehler, eine gleiche Behandlung; nur der Grad der Heftigkeit ist verschieden, und bedingt verschiedene Mittel.

Im Allgemeinen ist die specielle Diagnose (z. B. S. 23 die der Caries in den einzelnen Theilen des Ohres) bei weitem zu bestimmt nnd sicher, die Prognose der Kur viel zu günstig angegeben; in dieser wie in jener macht die Erfahrung den Ohrenarzt gleich vorsichtig und schüchtern. In Bezug auf die Therapie finden sich hier viele, noch wenig bei Ohrenkrankheiten angewandte Mittel (z. B. S. 22. als besonders nützlich bei gichtischem Ohrenflufs Euphorbienpflaster als Zugpflaster im Nacken; S. 48 bei gichtischer Schwerhörigkeit mit Zwiebelsaft befeuchtete Baumwolle in den äufseren Gehörgang gebracht; S. 49 bei nervöser Taubheit der Adolphsberger Brunnen bei Oerebro in Schweden), welche daher zu ferneren Versuchen auffordern müssen; Grund genug, diese Abhandlung jedem Ohrenarzte zu empfehlen.

Die äufsere Ausstattnng ist sehr zu loben, nur die angehängte Steindrucktafel, welche sich auf den Katheterismus der Eustachischen Röhre und die Durchbohrung des Trommelfelles bezieht, ist so ungenügend, dafs sie füglich hätte wegbleiben können.

E. Dann.

XIII.

Rozbiór Chemiczny wody mineralnéy znajdującéy się pod miastem Busk uskuteczniony z polecenia wysokiéy komissyj Rządowéy spraw wewnętrznych i policyi; przez Ferd. Wernera, Assessora farmacyi w radzie ogólnéy lekarskiéy. w Warszawie 1832. 8. 28 S.

Die seit einigen Jahren in Aufnahme gekommenen, und jetzt besonders ihrer herrlichen Wirkungen wegen mit Recht in einem hoben Rufe stehenden Mineralquellen von Busk in Polen, sind bereits 1830 auf Veranlassung der Regierung chemisch untersucht worden. Der damit beauftragte Medicinal-Assessor Hr. Werner theilte aber, eingetretener Hindernisse wegen, erst 1832 in obenstehender Schrift die Resultate seiner Analyse dem Publikum mit.

Die auf der Südseite des in der Krakauer Woiowodschaft, zehn Meilen von Krakau, sechs Meilen von Kielc entfernt gelegenen kleinen Städtchens Busk befindliche Mineralquelle ist angeblich und nach den in der Bergfachdirection befindlichen Urkunden, zuerst im Jahre 1776 von einem Priester, Franz a Paulo Belina Ossowski, damaligem Commissarius des Busker Norbetanerinen-Klosters, entdeckt worden, der auch, auf eigene Kosten daselbst einer Salzquelle nachspürend, die ersten Nachgrabungen anstellen liefs. Im Jahre 1782 fand Graf Benst, Königl. Sächsischer Bergbau-Director, der im Auftrage der Regierung sämmtliche Bergwerke in Polen bereiste, dafs aus den Busker Quellen Salz mit Vortheil gewonnen werden könnte, und 1785 wurden auch bereits an Ort und Stelle zwei bedeutende Gradierwerke errichtet. Indessen, als im Jahre 1792 dieser Landestheil der Oesterreichischen Oberherrschaft anheimgefallen war, unterliefs man wieder die sonst recht ergiebige Salzfabrication und zerstörte die wichtigsten Gebäude, so dafs heut zu Tage kaum nur noch ein-

zelne Spuren davon angetroffen werden. Die späterhin (1814) angestellten Versuche, Salz aus diesem Wasser zu gewinnen, fielen nicht mehr so vortheilhaft aus, wegen des grofsen Antheils von schwefelsaurer Magnesia, die darin vorgefunden wurde. Das ganz vernachlässigte und vergessene Wasser ward nur noch vom Landvolke als ein in verschiedenen Leiden heilbringendes Mittel benutzt, und blieb lange Zeit auf diesen engen Kreis der Benutzung beschränkt, bis der damalige Besitzer, Felix Rzewuski, durch den Gebrauch desselben von einem langwierigen rheumatischen Leiden sich befreit und vollkommen hergestellt hatte. Von dieser Zeit an wurden die heilkräftigen Wirkungen der Busker Mineralquelle immer bekannter, und kamen bald in einen so bedeutenden Ruf und eine so grofse Aufnahme, dafs schon vor zwei Jahren eine Gesellschaft, unterstüzt von der Regierung, zusammengetreten ist, um die nöthigen Einrichtungen zu einem zweckentsprechenden Bade und einer Trinkanstalt daselbst zu treffen. Die Anzahl der Kurgäste beläuft sich nun jährlich bis auf einige Hunderte. — Hr. Prof. Dr. Heinrich, Apotheker in Warschau, hat in einer im Laufe dieses Jahres in deutscher Sprache erschienenen Broschüre eine chemische Analyse dieser Quelle geliefert. Dem Medicinal-Assessor Hrn. Werner gebührt indessen die Anerkennung, der erste gewesen zu sein, der Spuren von Jod in diesem Wasser nachgewiesen hat. Aus der Untersuchung des letzten ergiebt sich, dafs 1000 Kubikcentimeter des Busker Mineralwassers in der 0° Temperatur und unter einem atmosphärischen Druck von 25,5 an Gastheilen

Schwefelwasserstoffgas	37,53
Kohlensaures Gas . .	18,38
Stickstoffgas . . .	12,80
Atmosphärische Luft .	10,94
	79,65 Kubikcentimeter

enthalten, an festen Bestandtheilen aber dieselbe Quantität Wasser liefert:

Hydriodinsaure Bittererde	0,028
Hydrochlorsaure Bittererde	0,546
Schwefelsaure Bittererde . .	1,824
Hydrochlorsaures Natrum .	9,602
Kohlensauren Kalk . . .	0,238
Schwefelsauren Kalk . .	1,677
Extractivstoff	
Verlust	0,006
	13,975 Gran,

oder auf ein Litre dieses Wassers kämen, an Gastheilen:

Schwefelwasserstoffgas	2,715
Kohlensaures Gas . .	1,330
Stickstoff	0,926
Atmosphärische Luft .	0.791
	5,762 Kubikcentimeter;

an fixen Bestandtheilen:

Hydriodinsaure Bittererde	1,35
Hydrochlorsaure Bittererde	8,77
Schwefelsaure Bittererde	29,30
Hydrochlorsaures Natrum	154,26
Kohlensaurer Kalk . .	3,81
Schwefelsaurer Kalk . .	26,94
Extractivstoff (humus)	
Verlust	0,09
	221,52 Gran.

Außer der ziemlich ergiebigen Hauptquelle, die in der Form eines Brunnens, der auf 9¾ Ellen Tiefe, 2 Fuſs und 1 Zoll ins Gevierte im Umfange hält und gehörig mit Backsteinen und Holz ausgelegt ist, sind noch zwei andere Quellen vorhanden, von denen die eine ein ganz ähnliches Wasser führt, nur wenige Schritte von der erstgenannten entfernt ist, und die Temperatur von + 11,5° Centigrade hat. Die andere, mehr entlegene, entspringt aus einem alten Schacht, aus der Tiefe von 7 Fuſs; ihr Wasser ist ohne Vergleich schwächer, und ihre Temperatur + 12° Centigrade.

Das aus der Hauptquelle geschöpfte Wasser ist klar und hell, riecht unangenehm, nach faulen Eiern, und hat einen bitterlich-salzigen Geschmack. Läſst man dasselbe in einem offenen Gefäſs 48 Stunden lang ruhig stehen, so verliert es den widrigen Geruch, ohne trübe zu werden. Gewärmt läſst es seine Gastheile entweichen, doch ein schwacher Antheil von Schwefelwasserstoff läſst sich noch bei + 90 ° allenfalls nachweisen. — Am Orte selbst wird das Wasser in Form von Bädern angewandt, aber auch sein innerlicher Gebrauch wird mit Grund empfohlen. In skrofulösen, rheumatischen und herpetischen Leiden hat sich das Wasser vielfach bewährt. Ausführliche ärztliche Berichte über die Wirkungen dieser Mineralquelle sind baldigst zu erwarten.

Köhler.

XIV.

Uebersetzungen.

---

1. La Peste nel sesto secolo, del Dottor Giusto F. C. Hecker, Professore di medicina etc. Traduzione dall' originale tedesco di Valentino Dott. Fassetta, Dottore in medicina, Secretario presso la Direzione medica dell' Ospedale civ. prov. Medico pratico etc. Venezia, coi tipi di Antonio Bazzarini e Co. 1834. 8. pp. 12.

Der Gegenstand dieser Abhandlung ist den Lesern bereits aus dem zehnten Bande (1828 Januar) dieser Annalen bekannt. Es ist das erste Auftreten der orientalischen oder Drüsenpest als Weltseuche, im sechsten Jahrhundert, worüber so viele authentische Nachrichten sich erhalten haben, daſs es gelingen konnte, ein ziemlich vollständiges Bild dieses, alle damaligen Verhältnisse tief erschütternden

und in der Seuchengeschichte einen Wendepunkt herbeiführenden Ereignisses zu entwerfen. Der Schlufsact der grofsen Tragödie, durch die das römische Reich die Hälfte seiner Einwohner verloren haben soll, war eine nicht minder merkwürdige Erscheinung als die ganze Weltseuche selbst, nämlich der erste Ausbruch der Pocken in Europa zu Ende des sechsten Jahrhunderts. Was darüber aus den Schriften der Zeitgenossen zu ermitteln war, habe ich darzustellen versucht, mit der Aufmerksamkeit, welche der erste Grundstein einer Geschichte dieser Krankheit in unserem Welttheile zu erfordern schien. Weiter konnte ich indessen damals nicht gehen, und es wäre nun zu wünschen gewesen, dafs auch andere Forscher den Faden der historischen Untersuchung aufgenommen hätten, um eine gründliche Geschichte der Pocken vorzubereiten, ohne welche alle sogenannten praktischen Darstellungen, mit denen wir ohne erheblichen Vortheil der Wissenschaft reichlich versehen worden sind, bis auf einen gewissen Punkt gehaltlos bleiben müssen. Dafs dies ungeachtet aller vielschreiberischen Geschäftigkeit nicht geschehen ist, sondern hier noch eine ungeheure Lücke auszufüllen bleibt, zeigt leider die Litteratur unserer Tage, und dafs diese Lücke so bald nicht ausgefüllt werden wird, läfst die Richtung, welche nun einmal unser medicinisches Studium genommen hat, mit Grund befürchten. Denn was in der Pathologie nicht directissime zur Praxis gehört, das wird nicht gepflegt, sondern zum überflüssigen gelehrten Ballast gerechnet. Abhelfen kann hier allein die sorgsamste Pflege der historischen Pathologie, deren Bedürfnifs man einzusehen beginnt, wie die Aufnahme der neuesten Forschungen auf ihrem Gebiete im In- und Auslande deutlich genug beweist, wiewohl mit dieser Einsicht noch keinesweges der grofse und sonderbare Widerspruch gelöst ist, dafs wir in der Physiologie der Idee der Entwickelung nach allen Seiten hin praktische Anerkennung gewähren, in der Pathologie dagegen die Idee der Entwickelung der Krank-

heiten in der Zeit eine übergrofse Anzahl von Gegnern findet. Die Folgen davon liegen am Tage: die Physiologie ist das gesundeste Fach der ganzen Heilkunde, und kann sich, kräftig fortschreitend, den übrigen Naturwissenschaften kühn zur Seite stellen; die Pathologie dagegen hinkt offenbar weit hinter der Physiologie nach.

Die Uebersetzung des gelehrten Hrn. Dr. Fassetta ist ausgezeihnet gut, und liest sich wie eine Originalschrift.

---

2. Histoire de la Médecine veterinaire dans l'Antiquité. Extraite de l'Histoire de la médicine de J. F. C. Hecker. Traduite de l'Allemand par L. P. Auguste Gauthier, Médecin de l'hospice de l'Antiquaille de Lyon, Membre du conseil de salubrité de la même ville, etc. Paris, Imprimerie de Félix Locquin, 1835. 8. pp. 27.

Der Abschnitt über die Thierheilkunde aus dem zweiten Bande meiner Geschichte der Heilkunde erscheint hier in einer sehr guten und genauen französischen Uebersetzung, welche anzufertigen Hr. Dr. Gauthier durch die genauere Bestimmung der Chronologie und die Wichtigkeit des Gegenstandes selbst, wie es scheint bewogen worden ist. Denn dafs in der Bearbeitung der antiken Thierheilkunde manche eigenthümliche Ideen hervorgetreten sind, die man bisher noch nicht beachtet hatte, und dafs die Kenntnisse von dem Erkranken der Thiere einen ungleich gröfseren Umfang erreicht hatten, als man, ohne die Quellen gehörig durchforscht zu haben, gewöhnlich annahm, liegt klar am Tage. Als ich diesen Abschnitt ausarbeitete, war mir das vollständige, 1826 in Florenz erschienene Werk des Pelagonius noch nicht zu Gesicht gekommen [1]). Nach

[1]) Pelagonii Veterinaria. Ex Richardiano codice excripta et a mendis purgata ab Josepho Sarchianio. Nunc primum edita cura C. Cionii. Accedit Sarchianii Versio Italica. Florentiae, exc. Al. Pezzati. 1826. 8. pp. 288.

dem Studium desselben finde ich mich indessen nicht veranlafst, mein durch die vorhandenen Bruchstücke motivirtes Urtheil über diesen ziemlich rohen Empiriker zurückzunehmen.

H.

XV.

Dissertationen der Universität Berlin.

---

15. **De Rheumatismo musculorum abdominis, adiectis morbi historiis.** D. i. m. auct. **Ludovic. Albert. Strebel**, Marchic. Def. d. 19. Mart. 1835. 8. pp. 27.

Eine ganz oberflächliche Beschreibung einer nicht häufigen Form des Rheumatismus, mit einigen Krankengeschichten, welche diesen Namen kaum verdienen. Vergebens sieht man sich nach einer, wenn auch nur entfernten Andeutung der Gesichtspunkte um, welche die neueren Untersuchungen der rheumatischen Krankheiten als wichtig und wesentlich herausgestellt haben.

16. **De Ophthalmia syphilitica.** D. i. med. chir. auct. **Maurit. Michaelis**, Detmoldens. Def. d. 21. Mart. 1835. 8. pp. 30.

Ueber Ophthalmia gonorrhoica und Iritis syphilitica das Bekannte. Beide Krankheiten sind in der neueren Zeit so fleifsig bearbeitet worden, dafs sich für jetzt schwerlich neue Gesichtspunkte ihrer Darstellung ergeben möchten.

17. **De Phimoseos indole et cura.** D. i. anat. chir. auct. **Aemil. Benzler**, Wernigerodens. Def. d. 23. Mart. 1835. 8. pp. 26.

Eine Darstellung des Bekannten mit Vergleichung der verschiedenen Operationsmethoden.

18. **De Luxatione et Fractura vertebrarum lumbi.** D. i. m. chir. auct. Frideric. Guilelm. Jul. Hasse, Boruss. Occidental. Def. d. 26. Mart. 1835. 8. pp. 28.

Nach einer kurzen, doch aber von vielem Fleiſse zeugenden Erörterung der Luxation und Fractur der Lendenwirbel, beschreibt der Verf. einen kürzlich in der medicinischen Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preuſsen mitgetheilten Fall von complicirter Fractur des zweiten Lendenwirbels, der bald nach der Verletzung mit dem Tode endete, und Gelegenheit zu einer sehr interessanten Section gab.

XVI.

Medicinische Bibliographie.

Universal-Lexicon der praktischen Medicin und Chirurgie; von Andral. 2r Bd. 2te Lief. gr. 8. Leipzig, Franke. br. n. 8 Gr.

Zeitung, allgemeine medicinische, auf das Jahr 1835. Begründet von J. F. Pierer. Herausgegeben von C. Pabst. 12 Hefte. gr. 4. Altenburg, Literatur-Comptoir. br. n. 6 Thlr. 16 Gr.

Annalen, neue wissenschaftliche, der gesammten Heilkunde. Herausgegeben von J. Fr. C. Hecker. 1r Bd. 4 Hefte. (Der ganzen Reihe 11r Jahrgang.) gr. 8. Berlin, Enslin. br. n. 2 Thr. 16 Gr.

Bird, Fr., Notizen aus dem Gebiete der psychischen Heilkunde. 8. Berlin, Hirschwald. br. 16 Gr.

Dreves, F., und **A. Wiggers**, die Mineralquellen bei Wildungen. gr. 8. Göttingen, Vandenhöck und Ruprecht. br. n. 16 Gr.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Medicin. Herausgegeben von C. H. Pfaff. 3r Jahrg. 12 Hefte. gr. 8. Altona, Hammerich. br. 3 Thlr.

Schultz, C. H., über die Hewsonschen Untersuchungen der Bluthläschen. gr. 8. Leipzig, Kollmann. br. 6 Gr.

Andresse, W., der ärztliche Rathgeber in heimlichen Krankheiten. 8. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 18 Gr.

Bibliothek von Vorlesungen der vorzüglichsten Lehrer des Auslandes über Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe; bearbeitet von Fr. J. Behrend. gr.8. Leipzig, Kollmann. br. 8 Gr.

Lawrence's, W., Vorlesungen über Chirurgie. Deutsch bearbeitet von Fr. J. Behrend. 3r Theil. (6te Liefrg.) gr.8. Leipzig, Kollmann. br. 16 Gr.

Repertorium, allgemeines, der medicinisch-chirurgischen Journalistik. Herausgegeben von C. F. Kleinert. 1835. 12 Hefte. gr.8. Leipzig, Kollmann. br. 7 Thlr.

Aufforderung und Bitte.

Da mein Magazin für die gerichtliche Arzneiwissenschaft mit dem zweiten Bande geschlossen ist, und von Ostern an nach einem erweiterten Plane unter dem Titel:

Jahrbücher der gesammten Staatsarzneikunde,

Leipzig, bei T. T. Weber,

erscheint, so fordere ich alle höhere Medicinalpersonen, Physiker, Aerzte und Apotheker zur Theilnahme an dasselbe auf, und bitte solches mit Beiträgen zu bereichern, welche ich jedesmal dankbar und prompt zu honoriren verspreche. Auch werden mir aus allen Ländern Nachrichten von vorgekommenen Fällen und Veränderungen die das gesammte Medicinalwesen angehen, willkommen sein.

Neu-Strelitz, d. 18. März 1835.

Dr. *C. F. L. Wildberg,*
Ober-Medicinalrath.

I.

Erfahrungen
über die Tollwuth bei Hunden, Rindern, Pferden, Schafen und Schweinen.

Von

Dr. Wagner,

Kreisphysicus in Schlieben.

Die Tollwuth bei den Thieren (unrichtig « Wasserscheu » genannt) in Folge Uebertragung des Wuthgiftes von einem thierischen Körper auf den anderen, bei Hunden und zu dem Geschlecht gehörigen Thieren auch ohne diese zuweilen ausbrechend, ist die furchtbarste Krankheit auf der Erde und ein wahres Opprobrium medicorum, indem sie aller ärztlichen Kunst Hohn spricht. An Heilung ist nicht zu denken, ob man gleich hier und da Fälle haben will. Daher mufs man lediglich bemüht sein, das Uebel zu verhindern. Dazu gehört unter anderen hauptsächlich, dafs man sie bei jedem Thiere sogleich erkenne. Dies ist oft sehr schwer, und alle mir bekannten Schilderungen genügen nicht immer. Daher sei es mir erlaubt, auch meine hierüber gemachten Erfahrungen mitzutheilen.

Mit den Hunden, von denen das Uebel in der Regel bei uns ausgeht, will ich den Anfang machen. Da hier aber die Sache am klarsten steht, so werde ich mich am wenigsten dabei aufhalten, und nur einiges noch hinzufügen, was mir die Erfahrung gelehrt hat. Die Wasser-

scheu ist so wenig bei diesen, wie bei anderen wüthenden Thieren ein Zeichen der Tollwuth, denn sie fehlt sehr oft, und dennoch ist das Thier toll. So habe ich zwei Beispiele in meinem Kreise erlebt, dafs zwei Menschen wasserscheu wurden, und in diesem Zustande elend starben, wo die Hunde gleich nach dem Bisse noch frafsen und soffen, ja der eine den anderen Tag darauf noch durch die Elster schwamm. Ein dritter Hund bewies sich sogar in dem Zustande noch sehr thätig auf einer Entenjagd im Wasser einige Stunden lang, worauf die Krankheit aber alsbald so stieg, dafs er seinen eigenen Herrn nicht mehr kannte, Hören und Sehen verloren zu haben schien, aus dem Wasser, während der Jagd, entlief, weder auf Pfeifen noch Rufen hörte, und alles bifs, was ihm vorkam. So ist das Kauen an Holz, Stroh, Kartoffelkraut, Pelzwerk, das um sich in die Luft schnappen u. dergl., was wüthende Hunde wohl sehr häufig thun, eben so wenig ein sicheres Kennzeichen, denn man trifft es zuweilen bei den gesundesten Hunden an. Das Traurigwerden und Erschüchtern der Hunde, das Kopf- und Schwanzhängen, das Triefen der Augen, oder der blitzende Blick, das Geifern, Nichtfressen, Nichtsaufen u. s. w. gilt eben so wenig, denn das äufsern Hunde bei anderen Krankheiten auch. Nur verdächtig machen diese Zeichen, und Vorsicht rathen sie an, aber einen bestimmten Ausschlag geben sie nicht. Kurz ich habe bei vieljähriger, sorgfältiger Rücksichtnahme auf diesen Gegenstand, und bei unzähligen erlebten Unglücksfällen von dieser Seite, kein bestimmteres und sichereres Kennzeichen der wahren Tollwuth kennen gelernt, als das Entlaufen und das scheulose Anfallen der Menschen, wie aller anderen Thiere, besonders aber ihres eigenen Geschlechts. Auch der bösartigste, von seinem Herrn zufällig getrennte Hund thut dies nie, sondern übt lediglich Nothwehr aus, am wenigsten aber packt er Menschen und Thiere, aufser den Hunden, an. Hierin gehen aber tolle Hunde zuweilen so weit, dafs sie über hohe

Schaalwände springen, wenn sie auf der entgegengesetzten Seite Hunde oder Katzen, oder sonst etwas Lebendes merken, und beifsen, daher ihr Geruch, Gesicht und Gehör noch unverdorben sein mufs; dagegen andere sich schüchtern an den Wänden herumdrängen, oder ihren geraden Strich fortlaufen und, aufser auf Hunde, auf nichts ausfallen, sondern lediglich nur beifsen, was ihnen in den Weg tritt, sich sonst aber um keinen Menschen noch Thier bekümmern. Zwar habe ich auch solche tolle Hunde getroffen, die gar nicht fortgehen, sondern ruhig liegen bleiben, nur an allem kauen, was ihnen nahe liegt, öfters um sich in die Luft schnappen und dabei in späten Zeiträumen der Krankheit alles Saufen und Fressen versagen, oder wenn sie auch zu fressen versuchen, nicht schlucken zu können scheinen. Hier scheint gleich von Hause aus Lähmung des Kreuzes und der hinteren Extremitäten statt zu finden, wegen welcher sie nicht fortgehen können. Bei diesen beobachtet man die angegebenen Merkmale zwar wieder nicht, aber dies ist auch eine Seltenheit, und von diesen hat nur der Nachtheil zu besorgen, der sich ihnen zufällig ganz nahet. Sinkenlassen des Schwanzes, wie das Geifern und Sinkenlassen des Kopfes, sind die allerunzuverlässigsten Kennzeichen, und gelten höchstens erst im letzten Zeitraume, wo das Thier fast ausgelebt hat, kreuzlahm wird, daher shon schwankend geht und wenig Kraft mehr besitzt, mit seinem giftigen Bisse noch Schaden thun zu können. Ich habe mehre Hunde gesehen, deren Bifs nur zu deutlich bewies, dafs sie bestimmt toll waren; gleichwohl waren sie munter, trugen die Ruthe hoch, und hingen weder den Kopf, noch geiferten sie. Dagegen ist es bekannt genug, dafs viele gesunde Hunde immerwährend geifern, andere die Ruthe nie gehörig tragen, fast alle aber, auch wenn sie bösartiger Natur sind, sobald sie sich verlaufen haben, betrübt einhergehen und auch die Ruthe nur selten so tragen, wie im ungestörten Zustande. Dasselbe gilt von dem Nichtbellen oder dem heiseren Bellen

der Hunde. Wer nur irgend eine Zeitlang in einer Lage gelebt hat, wo es Pflicht war auf diesen Gegenstand zu achten, dem ist es bekannt, dafs viele Hunde von Hause aus wenig, andere wieder lebenslang heiser bellen, dagegen tolle Hunde oft genug noch knurren und heulend bellen, so dafs ein einmaliges Anschlagen in ein langes, schneidendes Geheul übergeht, so wie es in ähnlicher Weise gesunde Hunde, bei besonderen Erscheinungen und Eindrücken auf ihr Gehör, bei Hunger oder Durst u. dergl. m. thuen. Auf die heisere Stimme darf man also gleichfalls kein so sonderliches Gewicht legen, so wie man auch am Auge keine wesentliche Veränderung bemerkt, wenn man ohne Vorurtheil beobachtet und urtheilt. Zu trauen ist keinem Hunde, sobald er sich krank zeigt. Jeder Besitzer eines solchen Thieres thut wohl, wenn er es einsperrt, oder an eine feste Kette legt und sorgfältig beobachtet, sobald es aber an Holz kauet, einen trüben Blick bekommt, nach ihm bekannten Hausthieren, wider Gewohnheit, schnappt, zu entlaufen oder die Kette zu sprengen sucht, heiser bellt, schnappend frifst und säuft, mitunter wieder lustig zu sein scheint, sich hin und her an den Wänden herumdrückt oder in die Hütte zurückzieht, auf den Ruf seines Herrn nicht immer hört, gegen ihm bekannte Personen, wider Gewohnheit, knurrt und ihnen die Zähne weist, es sofort mit Vorsicht tödtet; denn das Thier ist bestimmt toll. Entläuft der eingewohnte Hund und kommt den zweiten oder dritten Tag wieder, ohne sich beim Fressen und Saufen, wie mit allem seinen Thun und Wesen völlig gesund zu zeigen, so ist er gleichfalls zuverlässig toll. Dies thuen viele tolle Hunde, dann aber respectiren sie auch ihren eigenen Herrn nicht mehr, und es ist bei der Tödtung grofse Vorsicht nöthig. In einem solchen mir vorgekommenen Falle bifs der Hund bei dieser Expedition seinen Hausherrn und seine Hausfrau durch die Hand, und ich glaube beide lediglich durch Ausbrennen der Wunden nur von der Wasserschen frei gehalten

zu haben, im Fall sie Anlage besafsen, die zum Glück bei Menschen weit seltener ist, als bei den Hausthieren, beim Rindvieh aber vorzüglich häufig angetroffen wird.

Sehr behende ist der tolle Hund oft, und mit Blitzesschnelle fährt er zu und beifst, im ersten Zeitraume schüchtern und daher nur kneifend, im späteren aber so furchtbar, dafs man ihn zuweilen losbrechen mufs. — Es sind mir sogar zwei Fälle vorgekommen, in denen der Hund nicht eher loszubringen war, als bis man ihm mit einer Axt das Rückgrath durchgehauen, und ihn damit getödtet hatte. Die Fälle betrafen einen Mann und eine Frau. Erster starb nachher an der Wuth.

Bei dem Rindvieh, wo ich die Tollwuth sehr vielfältig und am allerhäufigsten unter Augen gehabt, und genau beobachtet habe, zerfällt dieselbe offenbar in zwei Arten. In den allermeisten Fällen würde man kaum glauben die Tollwuth vor sich zu haben, zumal wenn sie einzeln vorkommt, und man von einem vorangegangenen, verdächtigen Hundebifs nichts weifs. Anfang und Verlauf ist folgender. Im Stalle: Das Thier verliert, bei gesundem Aeufseren und hellem Blicke, die Frefslust, mäckelt mit Futter und Getränk wider Gewohnheit, frifst und säuft in der Regel nur bappenweis, bald mehr, bald weniger hintereinander, und versagt wenigstens nicht leicht gute Bissen, die ihm ausnahmsweise vorgehalten werden, scheint zuweilen wie verdummt zu stehen und das Kauen zu vergessen, tritt mitunter von der Krippe zurück, kauet abwechselnd dennoch wieder, sieht sich aber auf jedes Geräusch munter um und achtet auf alles, folgt auch seinem Wärter und bleibt sogar zuweilen noch dienstfähig; doch kollert es ihm schon mitunter zuweilen im Leibe, und es finden sich gelinde Pressungen ein. Bei der Kuh läfst das Melken zwar nach, aber die Milch fällt keinesweges gleich ganz zurück. — Bei der Heerde: Das Rind läfst mit Grasen nach, scheint sich zuweilen zu vergessen, geht gern einzeln und verirrt sich öfters von der Heerde,

so dafs der Hirt es bei aller Mühe kaum heranhalten kann; doch läfst es sich in der Regel einzeln ruhig nach Hause und in den Stall treiben, oder leiten, ohne sich im mindesten zu widersetzen.

Nach Verlauf von einem, zuweilen auch erst drei Tagen, nehmen alle diese Zufälle zu, die Frefs- und Sauflust läfst fast ganz nach, und findet nur in seltenen Zwischenräumen noch statt, ohne dafs die Thiere Scheu vor Wasser haben; doch kauen sie immer noch mitunter wieder, und sehen munter und gesund um die Augen aus, die zuweilen doch blitzend, aber entzündungslos erscheinen; das Brüllen dauert fort, wenn auch nur selten, doch gewöhnlich dann einigemale hintereinander, zuweilen heiser, manchmal aber auch so hell und gewaltig, mit Löwenkraft, dafs ich es eine halbe Stunde vom Orte hell und deutlich hören konnte. Dabei geifern die wenigsten stärker, als gewöhnlich. Den mehresten merkt man davon gar nichts an, als ganz zuletzt. An der Zunge und am Maule wird nichts Widernatürliches bemerkt. Das Kollern im Leibe nimmt zu. Dabei belecken und bekauen manche Stücke verschiedene Theile ihres Leibes, besonders an den Füfsen — wahrscheinlich die Bifsstelle, welche ihnen vielleicht Schmerzen verursacht — bis sie wund werden und bluten. Es stellt sich Kreuzlähmung ein; das Thier liegt gern, und mehr, als es steht, und kann sich, wenn es mit Gewalt zum Aufstehen angetrieben wird, nur noch mit Mühe von der Erde aufheben, steht dabei hinten wankend, hat ein gesteigert wiederkehrendes Drängen und Pressen auf den Mastdarm, und zwängt damit zuweilen breiartigen, manchmal aber auch sehr harten, am Ende aber fast immer dünnen Koth ab, fährt zuweilen mit der Schnauze nach einer oder der anderen Seite, besonders, wie ich gesehen, nach der rechten, leckt und kauet in einzelnen Fällen gern an Lappen, Pelzwerk u. dergl., daher man sich zu hüten hat, dafs, wenn man ihnen, sie zu betrachten, nahe steht, sie nicht ein Stück Mantel oder Rock heimlich lecken, damit

zwischen die Zähne bringen und es so abreifsen. So geschah es in Fällen, wo ich Beobachter war, dafs eine Frau ihre halbe Schürze einbüfste, und einem Quasi-Thierarzte beinahe der Mantel vom Leibe gerissen worden wäre. Das kranke Thier scheint es dabei keinesweges böse zu meinen, sondern dies lediglich aus Kaulust zu thun. Hier hört das Melken bei den Kühen ganz auf.

In der Art geht es nun bis zum 6ten, 7ten Tage, alltäglich immer mehr gesteigert, fort. Zuletzt wird die Lähmung der hinteren Gliedmaafsen so stark, dafs an Aufstehen nicht mehr zu denken ist; das öftere Pressen auf den Mastdarm und damit das Kothabzwängen vom verdauten Futter, dauert fort, und das Fressen fällt ganz weg. Auch wenn man den Thieren den Brotbissen tief mit dem Arme in den Hals hineinsteckt, verschlucken sie ihn nicht, doch nehmen sie zuweilen noch ein Krautblatt an, kauen und verschlucken es. Wiederkäuen sah ich ein Stück nach dem sechsten Tage; am fünften soff es dagegen noch einen halben Eimer voll Wasser auf einmal. Wasserscheu sah ich nie dabei. Wenn die Thiere gleich nicht mehr soffen, so zeigten sie doch auch nie Widerwillen, wenn man ihnen reines, klares Wasser vorhielt. Auch wenn sie schon liegen, sehen sie noch munter um den Kopf herum aus, und zeigen einen hellen, zuweilen blitzenden Blick, ohne alle Augenentzündung, sie brüllen wohl noch auf, aber nur sehr selten, und mehrentheils heiser. Diejenigen, welche an sich mager, struppig und langhärig sind, fallen merklich zusammen und zeigen sich struppig, aber denen, welche vor der Krankheit gut bei Leibe und glatt waren, sieht man, besonders im Liegen, wenig Abmagerung an, noch weniger trifft man bei ihnen gesträubtes Haar.

Zuweilen schon den 6ten, mehr den 7ten oder 8ten Tag — nur in einem einzigen Falle hat es mir meine Erfahrung den 9ten gezeigt — fallen die Thiere auf die Seite, gewöhnlich auf die linke, mit dem Kopf verschieden, doch, wie ich gefunden, immer mehr nach hinten

gerichtet, holen kaum noch merklich Athem, haben dennoch ein helles, munteres, entzündungsloses Auge, können aber nichts mehr bewegen, als Vorder- und Hinterfüfse, mit denen sie immer sachte hin und her fahren, und unter solcher Bewegung, mit den Schalen öfters zusammenklappernd, aber sehr langsam, sterben [1]).

Bei dieser Art von Wuth, als der gewöhnlichsten unter dem Rindvieh, wagt Wärter oder Arzt wenig oder nichts, wenn er sich bei einiger Vorsicht den kranken Thieren auch noch so oft nahet, indefs desto mehr bei der zweiten, die unter sechs kranken Stücken aber höchstens bei einem vorkommt. Der Anfang und Verlauf ist, wie bei der ersten Art:

Im Freien trennen sie sich gleichfalls gern von der Heerde, lassen sich ohne Mühe nicht heranhalten, einfangen und nach Hause schaffen, stutzen, grasen gar nicht, oder nur sehr kurzsätzig. Gleich nach dem ersten Tage ist mit ihnen bei der Heerde nichts mehr anzufangen. In den Ställen ist der Anfang, wie bei der ersten Art, nur treten sie mehr von der Krippe zurück, als jene, und sprengen zuweilen gleich im Anfange die Stricke, wenn sie nicht fest sind; brüllen auch, doch nicht sehr oft, dann aber mehrmals hintereinander mit heller, erschütternder, unveränderter Stimme, scharren mit den Vorderklauen, nach Verlauf von einigen Tagen, zuweilen so schnell und gewaltig, dafs der Dünger bis an die Stalldecke fliegt, und werfen zuweilen mit einem Hinterfufse nach demjenigen aus, der sich ihnen nahet, auf welche Weise vor einigen Jahren ein Abdecker aus Herzberg, im Dorfe Osteroda einen so gewaltigen Schlag von einem

1) Diese Wuthform kann leicht mit dem Milzbrande verwechselt werden, weil da auch Kreuzlahmheit, ein Pressen auf den Mastdarm, und zuweilen auch Brüllen statt findet; so wie die folgende Art, wenn man das Thier nur im Anfalle sieht, mit Hirnentzündung verwechselt werden kann.

tollen Ochsen bekam, dafs ich, der seitwärts hinter ihm stand, mit um: und fast zur Stallthüre hinaus geworfen wurde, nachdem ich dem Ochsen kurz zuvor nicht das mindeste angemerkt, und ihn für gesund erklärt hatte. Denn jetzt ist der Zustand immer noch periodisch, und man merkt den Thieren, aufser dem Anfalle, nichts weiter an, als dafs sie mit Fressen und Saufen nachlassen, mitunter auch wohl weder Futter noch Wasser annehmen, dennoch aber keine Scheu vor Wasser zeigen, noch weniger ihnen etwas an den Augen anzumerken wäre, als dafs sie mir zu viel Feuer zu haben schienen, wenn das nicht etwa auch in der Einbildung liegt. Sind sie sonst kräftig, so sprengen sie den vierten Tag im Paroxysmus — denn ruhige Zwischenzeiten finden immer noch statt — alle Stricke oder Ketten, gehen im Anfalle auf alles los, was sich ihnen nahet, und bohren es mit den Hörnern nieder [1]), weshalb man stets wohl thut, wenn man den Stall verrammt und sie von der Decke aus, oder durch Herausnahme eines Seitenfeldes tödtet. Geschieht das nicht, so toben sie im Stalle noch eine Zeitlang umher und benagen die Krippen und andere Gegenstände, was sie, von der ersten Art der Wuth befallen, indessen zuweilen auch thuen. Endlich erlahmen sie auch im Kreuz, sinken nieder, fallen zuletzt auf die Seite und rudern ihren Körper dennoch krampfhaft mit den Hinterfüfsen im Stalle umher. Ganz zuletzt liegen sie auf der Seite noch Stundenlang wie todt, wobei nur der starre, helle Blick des Auges,

1) So trat in diesem Jahre in meinem Kreise der Fall ein, dafs ein dergleichen krankes Thier nach Herzberg, zwei Stunden weit, zu Markte geführt wurde, sich aufser dem Anfalle bis dahin auch ruhig führen liefs, dort aber den Strick sprengte, durch die Elster schwamm, eine Frau mit den Hörnern und Füfsen tödtete, und noch weit mehr Schaden gethan haben würde, wenn nicht ein muthiger Fleischerbursche es mit grofser Geschicklichkeit, ihm auf den Nacken springend, mit dem Messer getödtet hätte.

und zuweilen eine Zuckung, noch vorhandenes Leben in ihnen zeigt. Den 7ten, 8ten, höchstens, aber sehr selten, den 9ten Tag, verlischt erst der letzte Lebensfunken in ihnen [1]).

Bei Pferden sind die Wuthzeichen folgende: Im Gespann sind sie wider Gewohnheit thätig, gleichsam ehrgeizig, dabei in der Lage sowohl, wie im Stalle, mit ihrem gewohnten Mitgespann unverträglich, dasselbe, gleichsam futterneidisch, durch Beifsen und Schlagen von sich abdrängend, wobei sie selbst das Fressen und Saufen ganz versagen, oder doch nur unregelmälsig annehmen, mit dem Kopfe nicken, so, wie manche Pferde thun, wenn sie lustig und munter sind, und einen feurigen Blick haben. Den zweiten, längstens den dritten Tag nehmen diese Zeichen schon so zu, dafs sich ihnen im Stalle kein lebendes Wesen mehr nahen darf. Sowohl auf Menschen, als auf Thiere fahren sie los, und beifsen und schlagen gewaltig um sich her. Dabei ist an Fressen und Saufen nicht mehr zu denken, auch darf es niemand wagen, ihnen dergleichen vorzuhalten. Doch treten auch Zeiten ein, wo sie wieder ruhig stehen, besonders wenn der Stall dunkel ist, und sich um und neben ihnen nichts regt. Indefs ist die Beifslust so arg, dafs wenn man die Thüre nicht mehr zu öffnen wagt und, um sie zu beobachten, oder zu tödten, ein Feld einlegt, sie wüthend mit dem Kopfe und Halse, so weit sie können, durch das Loch fahren, und jeden sich hier nahenden Gegenstand schäumend zu erschnappen und zu beifsen suchen. Auf solche Art wurde in einem Dorfe meines Kreises, wo einundzwanzig Rinder und ein Pferd von einem tollen Hirtenhunde gebissen, nach Verlauf der vierten Woche bis zur zwölften, insge-

1) Die Section zeigte weiter nichts Abnormes im Körper, als eine übermäfsig, mit schmutzig-gelbgrüner, in voller Gährung stehender Galle gefüllte Gallenblase, die sich damit so ausgedehnt befand, dafs man den Gährungsprozefs von aufsen deutlich wahrnehmen konnte.

sammt toll wurden, dieses, als niemand mehr in den Stall durfte, mit einer vorgelegten Schlinge von einem festen Seile um den Hals gefangen, herangezogen und getödtet, welche Methode ich zu dem Zwecke empfehle, wenn die Localität das Tödten von der Stalldecke aus nicht zuläfst.

Wie lange ein solcher Zustand dauere, bis das Leben endet, weifs ich aus eigener Erfahrung nicht, da in den mir vorgekommenen Fällen das natürliche Ende nicht abgewartet wurde.

Von wüthenden Schweinen ist mir nur eins während meiner langjährigen Amtsführung vor Augen gekommen, und zwar war das Thier, als ich es erfuhr — ungefähr den vierten Tag — schon so wüthend, dafs man nicht mehr wagen durfte, die Thüre des kleinen Stalles zu öffnen, und ich mich begnügen mufste, es durch die Ritzen des Stalles zu beobachten. Es tobte und wüthete fürchterlich, knirschte mit den Zähnen, und schien den an sich nicht zu festen Stall einreifsen zu wollen, auch in diesem an die Wände in die Höhe zu springen. Es war ein Mastschwein, und einige Wochen früher von einem tollen Hunde gebissen. Ich rieth, das Thier zu tödten, jedenfalls aber nach dem Tode sehr tief zu vergraben, den Stall gehörig zu reinigen, das Stallgeräth und den Dünger aber mit zu vergraben. Nach erhaltener Nachricht, dafs dies alles geschehen, war ich unbesorgt. Nach Verlauf einiger Zeit erfuhr ich indefs, zu meinem Erstaunen, aus sicherer Quelle, dafs die Tödtung dieses Schweines durch einen mir namhaft gemachten Fleischer zwar mit der Axt erfolgt, das Schwein aber nicht vergraben, sondern von ihm mitgenommen, ausgeschlachtet und auf der Bank verkauft, auch, weil es sehr fett gewesen, guten Abgang gefunden hätte, mithin im ganzen Orte verspeist worden war. So empörend und strafbar dies Vergehen auch war, so wagte ich dennoch jetzt keine öffentliche Anzeige davon mehr zu machen und eine Untersuchung einzuleiten, weil das

Unglück, welches zu besorgen stand, damit nicht mehr zu beseitigen war, ja ein noch weit gröfseres daraus hervorgehen konnte, wenn ich überlegte, welchen Eindruck dies bei allen denen auf das Gemüth machen könnte, die davon genossen hatten. Ich sah mich daher genöthigt, diese Schandthat zu verschweigen und die Folgen ruhig abzuwarten, habe aber auch nicht den mindesten Nachtheil davon bemerkt, der nun wohl schwerlich nachfolgen dürfte, da bereits vierundzwanzig Jahre seitdem verflossen sind.

Bei Schafen ist mir gleichfalls nur ein Fall vorgekommen, wo aber fünf Stück, von einem wüthenden Hunde gebissen, nach Verlauf von einigen Wochen zugleich toll wurden. Der Anfang der Krankheit war, dafs sie, ohne zu grasen, in der Heerde durch Stofsen und Aufhocken — ob aus vermehrtem Geschlechtstriebe, oder sonst einem Grunde — die ganze Heerde auseinander trieben. Sie wurden sofort, bis auf eins, getödtet, welches einzeln eingesperrt, so lange alles in und bei dem Stalle ruhig war, still und trübsinnig, die Wand anstarrend, ruhig stand, sobald sich aber von aufsen das geringste Geräusch hören liefs, sofort nach dieser Richtung hin an der Wand in die Höhe sprang, dabei auch weder Futter, noch Wasser annahm. Da der Besitzer das natürliche Ende hierbei abzuwarten sich nicht geneigt zeigte, so konnten auch keine Beobachtungen weiter mit ihm angestellt werden.

Wahrscheinlich waren bei diesen fünf Schafen die ersten Wuthzeichen übersehen, und die Krankheit erst erkannt worden, als schon ein hoher Grad derselben eingetreten war, wie dies bei dem Thiergeschlechte wohl gewöhnlich der Fall sein mag, da sie in starken Heerden zusammen ausgetrieben, und so auch eingestallt werden, wobei jedes einzelne Stück nie genau beobachtet werden kann, mithin die Krankheit nur dann erst wahrgenommen wird, wenn die Symptome ganz auffallend hervortreten. Daher ist wenig auf diese Wahrnehmung zu rechnen, und sie, wie das

entworfene Krankbeitsbild nur als sehr unvollkommen zu betrachten.

Sehr oft geschah es, dafs die Landleute, sowohl Männer als Frauen, dem kranken Rindvieh mit nackter, gewifs nicht immer mit ganz unverletzter Hand, bis an den Ellenbogen nicht nur in den Hals griffen, sondern auch die Zunge herauszogen und mit der Hand festhielten, ja manchen Stücken, die gar nicht schlucken wollten, das Brot tief in den Mund hineinsteckten, ohne sich nachher darauf zu waschen, oder sonst zu reinigen. Gleichwohl habe ich nie die mindeste übele Folge davon gesehen, wenngleich in vielen Fällen schon manches Jahr darauf verflossen ist; dagegen mir der Fall vorkam, dafs ein Pächter seinem, von einem tollen Hunde gebissenen Schweine die Wunde, mit sicht- und fühlbar unverletzter Hand, nur auswusch, und sammt dem Schweine bald darauf an der Wuth sein Leben endete.

Der Abdecker zerlegte ein an der Wuth gefallenes Rind ohne Schen, mit nackten Armen, wie ich es haben wollte, und wühlte mit den Händen, gegen meine Warnung, in den Eingeweiden herum; auch da sah ich nicht die mindeste übele Folge davon, wie auch nicht bei den Landleuten, Hirten und Winkelthierärzten, wenn diese bei solchen Thieren bis zur Schulter hinauf mit nackten Armen in den Mastdarm eingingen und solchen räumten, wie dies dergleichen Menschen, es fehle dem Thiere was da wolle, zu thun pflegen.

Dafs die Milch von wüthenden Thieren gleichfalls ohne Nachtheil genossen wurde, davon kamen mir ebenfalls Beispiele nicht selten vor.

Das Fleisch von Ochsen, die an der Wuth gefallen waren, wurde während meiner Amtsführung in zwei Fällen heimlich genossen, auch wohl verkauft, doch habe ich nie von übelen Folgen davon gehört. — Indefs mufs ich gestehen, dafs zu solchen Zeiten, wo viel tolles Vieh

in einem Orte fiel, was wohl, trotz aller Vorsicht und der tiefen Verscharrung, dennoch zuweilen von Hunden ausgescharrt und gefressen worden sein mag, ich auch in der Umgegend ein auffallend häufiges Vorkommen toller Hunde bemerkt habe. Daher mögen mehre dergleichen Erfahrungen und Beobachtungen über die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit des Fleisches und Blutes, des Geifers, der Milch und des Kothes toller Hausthiere, außer den Hunden und Katzen, erst entscheiden. Ich sah auch sehr häufig, wo Menschen von ausgemacht wüthenden Hunden stark gebissen worden, nichts, oder doch so gut als nichts, lediglich abergläubische Mittel dagegen brauchten, und dennoch nicht die mindesten Spuren von Wasserscheu sich zeigten, wodurch ich zu der Ueberzeugung gekommen bin, daſs nur wenige Menschen mit der Anlage zu dieser Krankheit versehen sind.

II.

Erfahrungen über den Gebrauch der Saugpumpe bei eingeklemmten Brüchen.

Von

Dr. L. Köhler,

praktischem Arzte in Warschau.

Die im Julihefte des Hufelandschen Journals 1832 von Hrn. Dr. Busch mitgetheilten Beobachtungen über die Anwendung der Saugpumpe bei eingeklemmten Brüchen, deren Idee ursprünglich der Professor Hauff in Gent in einer kleinen Abhandlung 1818 entwickelt hatte, waren mir um so willkommener, als ich schon im Jahre 1828 bei einem seit drei Tagen bestehenden, allen angewandten

Repositionsversuchen Trotz bietenden und sehr heftig eingeklemmten linken Scrotalbruche Gelegenheit gefunden hatte, durch die zufällige Anwendung eines trockenen grofsen Schröpfglases den Rücktritt desselben zu bewerkstelligen. Bis dahin waren mir die Idee und die Erfahrungen über die vortrefflichen Wirkungen der Luftpumpe gänzlich unbekannt, und den so glücklich und unverhofft erreichten Zweck der Reposition, so sehr merkwürdig und auffallend ich ihn auch erachtet hatte, getraute ich mir damals nicht auf Rechnung des angewandten Schröpfkopfes zu setzen. Meinen Zweifel und die rege gewordenen Ideen beschlofs ich durch fernere Versuche zu prüfen. Vielfältige Geschäfte und Ereignisse indessen verdrängten mit dem Entschlufs auch den Vorfall aus meiner Erinnerung, und erst beim Durchlesen des obengenannten Aufsatzes erinnerte ich mich des früheren Vorfalles sehr lebhaft, erklärte mir alle meine Zweifel, und sah mit vollkommener Ueberzeugung den grofsen, durch eigene Erfahrung bestätigten Nutzen und die Anwendbarkeit der Saugpumpe ein. — Im October 1833 wurde ich aufgefordert, einen 60jährigen Israeliten zu besuchen, der seit 9 Jahren an einem linken Scrotalbruch gelitten, solchen mittelst eines schlechten Bruchbandes halb und halb zurückgehalten, öfter nach einiger Anstrengung ohne grofse Schwierigkeit den nicht selten stark vorgefallenen Bruch selbst wieder reponirt, und auf diese Weise an sein Uebel gleichsam gewöhnt, dasselbe ohne bedeutende Beschwerden die ganze Zeit hindurch geduldig ertragen hatte. Vor drei Tagen indessen, nach einem reichlichen Genusse von unverdaulichen Speisen, empfand der Kranke gewaltiges Leibschneiden, der Bruch trat ungewöhnlich stark hervor, die öfter wiederholten Versuche, denselben zurückzubringen, wurden vergeblich, eben so fruchtlos war die verlangte Hülfe eines Chirurgen. Das Uebel verschlimmerte sich von einer Stunde zur anderen, und bei meinem ersten Besuche fand ich den Kranken in dem kläglichsten Zustande. Der Bruch war

von der Gröfse eines Straufseneies, und nach der Aussage der Umstehenden seit drei Tagen (!) eingeklemmt; das Gesicht war eingefallen, die gröfste Angst verrathend; ein kalter Schweifs bedeckte den ganzen Körper, der Unterleib war gespannt und aufgetrieben, die Extremitäten kalt, der Puls kaum fühlbar, fadenförmig; keine Stuhlausleerung binnen drei Tagen, wohl aber Kotherbrechen und Schluchzen. — Reichliche Aderlässe, Blutegel, kalte Umschläge, narkotische Einreibungen, Klystiere, Bäder, drastische Abführungsmittel, waren schon vor meiner Ankunft ohne Nutzen gereicht worden. Die drohende Gefahr erheischte schnelle Hülfe. Die Operation war hier das einzige nur noch angezeigte Mittel, das aber unter so mifslichen Umständen zu keinen grofsen Hoffnungen mehr berechtigen konnte. Da jedoch die vorgefallenen und eingeklemmten Theile, obschon stark gespannt und geröthet, dennoch einigen Druck noch ertragen konnten, so wagte ich einen neuen Versuch zur Taxis, und als auch dieser fehlschlug, brachte ich die Saugpumpe in Anwendung. Gleich nach der ersten Application des Apparates, den ich über den Einschnürungspunkt, gleich über dem Annulus abdominalis anbrachte, vernahm ich einiges Kollern in der Bruchpartie, und dies flöfste mir einige Hoffnungen, wiewohl nicht in dem Maafse ein, dafs ich vermuthen sollte, nach der Anwendung der Luftpumpe eine vollkommene Reposition bewerkstelligen zu können. Diese gelang indessen zu meinem gröfsten Erstaunen, und zu meiner innigen Freude und höchsten Zufriedenheit des Kranken und der ganzen Umgebung. Einige Stunden später erfolgten häufige Stühle, das Erbrechen hörte alsbald auf, und unter einer zweckmäfsigen Behandlung erholte sich der Kranke vollends binnen wenigen Tagen. —

Ein so unerwartetes, so glänzendes Resultat, konnte keine Zweifel mehr über den Werth der Saugpumpe übrig lassen; allein es war, wiewohl eine sehr schätzbare, doch immer nur eine Erfahrung, und noch zögerte ich mit dem

Aus-

Ausspruche, in der Saugpumpe das schätzbare, das sichere Mittel gefunden zu haben, das uns in der bei weitem gröfseren Zahl der Fälle eines Operativverfahrens überhebt, welches nur gar zu oft, selbst von den Händen der geschicktesten Chirurgen verrichtet, ein unglückliches Ende herbeiführt.

Es bot sich indessen bald eine neue Gelegenheit dar, zur weiteren Anwendung der Luftpumpe. Woitaniewicz, ein 20jähriger, starker, robuster Bäckergeselle, bekam plötzlich, als er eine schwere Last heben wollte, einen Bruch in der rechten Inguinalgegend. Sieben oder acht Stunden nach dem Unfalle, sah ich den Kranken; er fieberte stark, die kleine, kaum Hühnereigrofse Geschwulst war roth, gespannt, sehr schmerzhaft, den leisesten Druck nicht leidend; an Taxis war hier nicht zu denken, sie war übrigens schon vergebens versucht worden, und jedes längere Zögern mit der Operation schien hier gefahrdrohend zu sein. Nichtsdestoweniger schritt ich nach einer vorausgeschickten starken Venäsection zum Gebrauche der Saugpumpe. Ich setzte die Glasglocke des Apparates unmittelbar auf die Bruchgeschwulst; einige Stempelzüge reichten hin, um die Glocke mit den vorgefallenen Theilen beinahe ganz auszufüllen, was nicht ohne bedeutenden Schmerz für den Kranken geschah. Nach einer kurzen Weile nahm ich die Glocke weg, und die unverzüglich gemachte Taxis gelang augenblicklich vollkommen und ohne die geringste Anstrengung. Tages darauf war der Kranke bereits wieder bei seiner Arbeit. —

Zu Ende Januar 1834. bekam Frau v. M., eine über 60 Jahre alte Dame, welche seit einigen Tagen an der rechten Seite an einer bedeutenden Hernia inguinalis litt, die indessen stets mittelst eines zweckmäfsig angelegten Bruchbandes glücklich zurückgehalten worden war, plötzlich in Folge einer heftigen Diarrhöe einen zweiten Bruch in der linken Schenkelbeuge von der Gröfse einer Mannsfaust; anfänglich unschmerzhaft, war er indessen auf keine

Weise zu reponiren. Als nun alle auf das Zweckmäſsigste angewandten Mittel keine Hülfe brachten, und die Symptome der Einschnürung immer mehr überhand nahmen, der Bruch schmerzhaft und gespannt wurde, Kotherbrechen und Schluchzen sich einstellten, und die Nothwendigkeit der Operation dringend und unvermeidlich schien, diese auch von den consultirenden Aerzten beschlossen und alles zur Ausführung derselben vorbereitet worden war, so erhielt ich die Zustimmung meiner Collegen, die Saugpumpe noch zu versuchen. — Nach der ersten Anwendung vernahm man ein leises Kollern, nach der zweiten gelang eine theilweise Reposition, nach der dritten aber die vollkommene Zurückbringung des Bruches. Fünf Tage später konnte die Kranke als vollständig geheilt betrachtet werden.

Moses Liedtmann, 34 Jahre alt, ein Tagelöhner, wurde am 7ten März 1834 wegen eines eingeklemmten faustgroſsen Leistenbruches, den er beim Fall unter einer schweren Last Tages vorher bekommen, in das jüdische Krankenhaus aufgenommen. Die zu wiederholten Malen versuchte Taxis bei gleichzeitig angewandten inneren und äuſseren Mitteln blieb fruchtlos; am frühen Morgen folgenden Tages, nachdem noch einmal vergebens die Repositionsversuche angestellt worden waren, brachte die Saugpumpe augenblicklich, und sogleich nach der ersten Anwendung vollständige Hülfe, und zwei Tage später verlieſs der Kranke genesen das Hospital.

Schmul Perlmann, ein 62 Jahre alter Trödeljude, kam am 12ten Mai 1834 wegen eines eingeklemmten rechten Scrotalbruches in die Anstalt. Der Kranke war bereits seit 12 Jahren mit diesem Bruche behaftet, derselbe hatte aber, wiewohl zu einer bedeutenden Gröſse angewachsen, mittelst eines schlechten, und viel schlechter noch angelegten Bruchbandes zurückgehalten, dem Manne bis dahin keine besonders groſsen Beschwerden verursacht. Ohne sonstige bekannte Veranlassung trat nun der Bruch

am 11ten plötzlich und ungewöhnlich stark hervor. Die Versuche ihn zurückzubringen, mifslangen, die Geschwulst wurde immer mehr gespannt und schmerzhaft, und ich fand den Kranken, bei der Morgenvisite, stark fiebernd, roth im Gesichte, von Schweifs bedeckt, voll Unruhe und Angst; der Bruch war von der Gröfse eines Kindeskopfes, ziemlich gespannt, doch nicht sehr empfindlich. Der Kranke erbrach zweimal, Stuhlgang war seit vier Tagen nicht erfolgt, zwei oder drei noch zu Hause gesetzte Klystiere gingen nicht wieder ab, der Unterleib war ein wenig aufgetrieben und härtlich. — Ungeachtet hier das zwölf Jahre lang bestehende Uebel auf veraltete Verwachsungen gen schliefsen, und keinen Gedanken an die Möglichkeit einer gänzlichen Reposition der vorgefallenen Theile aufkommen liefs, versuchte ich doch durch das Anlegen der Luftpumpe die eingeklemmten Partieen wenigstens beweglicher zu machen, die Einschnürung somit zu heben, die reponiblen Theile zurückzubringen, und den früheren Zustand auf diese Weise, wo möglich, wieder herzustellen. — Mein erster Versuch mifslang indessen vollkommen, ich verordnete ein Aderlafs von 16 Unzen, ein Bad, Einreibungen von Belladonnasalbe in die Bruchgegend, Calomel in starken Gaben innerlich, abwechselnd mit einer Oel-Emulsion, Selterserwasser zum Getränk, jedoch alles dies ohne irgend eine wesentliche Veränderung. Das Erbrechen hörte nicht auf, das Fieber dauerte fort, der Bruch wurde schmerzhafter. Unter diesen Umständen, bevor ich noch zur Operation schritt, entschlofs ich mich zu einem abermaligen Versuche mit der Saugpumpe. Nach der ersten Anwendung blieb noch alles unverändert, nach der zweiten vernahm ich das leise Kollern unter den Fingern, nach der dritten aber gelang es, den ganzen Bruch vollkommen zurückzubringen, und schon anderthalb Stunden darauf kamen reichliche Stuhlentleerungen und Nachlafs aller bedenklichen Symptome. Unsere Besorgnifs, dafs etwa eine innere Einschnürung fortbestehen möchte, war

ungegründet, und am 13ten war der Zustand des Patienten höchst befriedigend; am 15ten verliefs der vollkommen Genesene, mit einem guten Bruchbande versehen, das Krankenhaus.

Jossel Mordke, 53 Jahre alt, bekam in Folge eines starken und langwierigen Hustens einen Leistenbruch der rechten Seite am 16. Juni 1834. Fruchtlos blieben alle angewandten Mittel und Versuche der Taxis. Erschrocken über die eingetretenen Symptome der Einschnürung, liefs er sich in das hiesige Hospital bringen, woselbst am 19ten, schon nach der ersten Anlegung der Luftpumpe, augenblicklich die vollständigste Reposition bewerkstelligt wurde.

Gittel Schlome, ein 44 Jahre altes Frauenzimmer, bekam vor etwa 6 Jahren, während einer angestrengten, schweren Arbeit, einen Leistenbruch in der rechten Schenkelbeuge, der aber stets leicht zurückzubringen war, und die Kranke während der ganzen Zeit und so lange sie bedacht war das Bruchband gehörig zu tragen, wenig incommodirte. Dies zerbrach indessen, und Schlome versäumte, sich ein neues anzuschaffen, als plötzlich (am 20. Juni 1834), ohne zu ermittelnde Ursache, der vorgefallene Bruch sich einklemmte. Die Saugpumpe verschaffte auch in diesem Falle schnelle und sichere Hülfe, und die hergestellte Kranke wurde nach einem zweitägigen Aufenthalte gesund aus der Anstalt entlassen.

Mein Freund und College, Dr. Lebrun, erreichte in einem Falle eines eingeklemmten Scrotalbruches, der allen angewandten Mitteln und Versuchen der Taxis Trotz geboten hatte, dadurch seinen Zweck, dafs er in Ermangelung einer Saugpumpe, ein Bierglas in der Art eines Schröpfkopfes auf die Bruchstelle setzte, wonach die Taxis mit Leichtigkeit bewerkstelligt wurde. —

Bei einem 55jährigen Actuarius, Peter Hellmann, der seit mehren Jahren an einem Leistenbruche gelitten, welcher aber, zum erstenmale am 20. Juli 1834 vorgefallen, so stark eingeklemmt wurde, dafs nur eine schnelle

Operation Hülfe zu leisten versprach, bewährte sich die angewandte Luftpumpe als ein eben so sicheres wie schnelles Rettungsmittel.

Zu dem 58jährigen Pächter **Franz Willnski**, Behufs der Operation eines seit 24 Stunden eingeklemmten linken Leistenbruches gerufen, war ich so glücklich, durch die Anlegung der Saugpumpe den schwächlichen Kranken von der Nothwendigkeit einer gefährlichen Operation zu befreien, und binnen 5 Tagen vollständig herzustellen.

Dem Professor Dr. **Janikowski** verdanke ich die Mittheilung einer sehr wichtigen, hierhergehörigen Beobachtung. Sie betraf die unverehelichte Hebamme **Laurenkiewicz**, eine starke, wohlbeleibte, 50jährige Frau, welche die ersten Spuren eines Nabelbruches vor etwa zwei Jahren an sich bemerkt hatte. Die anfänglich unbedeutende Geschwulst in der Nabelgegend wuchs allmählich heran bis zu der Gröfse einer grofsen Apfelsine, ohne jedoch der Kranken bedeutende Beschwerden zu verursachen. Die Geschwulst liefs sich immer leicht, wiewohl nur theilweise, zurückbringen; die von Zeit zu Zeit eintretenden Schmerzen, im Leibe sowohl, als auch besonders in der Bruchgeschwulst, schwanden bald nach dem Gebrauche eröffnender Mittel; und so gelang es der Kranken, indem sie nur stets eine einfache Leibbinde trug, eine geraume Zeit ohne übele Zufälle zuzubringen. Nach einem Jahre indessen stellten sich plötzlich in den leidenden Theilen die heftigsten Schmerzen ein; sechs Tage lang war die Verstopfung mit gewöhnlichen Mitteln gar nicht zu heben, und erst nach vorausgeschicktem Aderlafs brachten kalte Umschläge und eröffnende Klystiere die nöthige Hülfe. Am sechsten Tage bemerkte man in der Bruchgeschwulst eine bedeutende Entzündung, welche, wiewohl sie nur die allgemeinen Bedeckungen und das darunter liegende Zellgewebe betraf, bis zur Abscefsbildung sich steigerte, und hierauf wiederum nachliefs. Zu Ende August traten neuerdings plötzlich die heftigsten Symptome der Einklemmung

ein, und zwar in einem so hohen Grade, dafs die Kranke nicht mehr säumte, ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen. Die gewöhnlichen Versuche, den Bruch zu reponiren, blieben ohne Wirkung, eben so wenig leistete ein Aderlafs und die innerlich und in Klystieren angewandten Ausleerungsmittel. Am dritten Tage wurde der Bruch sehr empfindlich und hart, es stellte sich Stercoralerbrechen ein, und die Gefahr war drohend geworden. Man schritt zur Anwendung der Luftpumpe, das Anlegen derselben brachte grofse Schmerzen hervor und machte sogar die in die Glasglocke heraufgezogenen Bauchbedeckungen wund. Nach einer kurzen Zeit wurde die Saugpumpe abgenommen, und die alsdann gemachte Taxis gelang mit der gröfsten Leichtigkeit vollständig. Einige Stunden darauf kamen häufige Stuhlausleerungen, alle Symptome wichen, und nach drei Tagen verliefs die Kranke, vollkommen genesen, ihr Lager. Sie trägt seit dieser Zeit ein zweckmäfsig eingerichtetes Bruchband, und die Bruchgeschwulst, welche vor der letzten Einschnürung nie vollkommen konnte zurückgebracht werden, war nun weich, leicht reponibel, und die Patientin fühlte sich gegenwärtig erst frei von allen Beschwerden, denen sie die letzten zwei Jahre hindurch immerwährend unterworfen war.

Ein ferneres Aufzählen von Fällen, in denen vermittelst der Saugpumpe eine vollständige Taxis gelang und die Kranken einer gefährlichen Bruchoperation entzogen wurden, scheint mir hiernach überflüssig und ermüdend zu sein. In 23 Fällen, unter denen die meisten hoffnungslos waren, hat das Mittel nie meine Erwartung getäuscht, ja diese sogar übertroffen, wie dies auch zur Genüge aus den mitgetheilten Thatsachen hervorgeht. — Zu wünschen wäre es daher, dafs eine so einfache Behandlungsart eine allgemeine Berücksichtigung finden möchte.

III.

Litteratur der syphilitischen Krankheiten in den Jahren 1830 und 1831.

Von

Simon jun. und Hacker,
in Hamburg.

Die Verf., welche die Litteratur der syphilitischen Krankheiten gemeinschaftlich bearbeiten, und in Perioden von 5 oder 10 Jahren, als fernere Fortsetzung der Girtannerschen Litteratur, herauszugeben gedenken, glauben nichts Ueberflüssiges und Unwillkommenes zu thun, wenn sie in diesen Annalen von Zeit zu Zeit die vorläufigen Resultate ihrer Arbeit niederlegen, und dadurch vielleicht zugleich zu einer Vervollständigung derselben Anlaſs geben. Seit 1814, wo namentlich die Therapie der Syphilis eine Bahn betreten, auf welcher sie sich schon früher mehrmals bewegt hat, nämlich: das Quecksilber ganz oder so viel als möglich zu entbehren, — seitdem ist es für Praktiker doppelt wichtig, die Geschichte der syphilitischen Litteratur mit aufmerksamem und kritischem Auge zu verfolgen, um zu erfahren, in wiefern, wo und in welchem Grade ein Mittel, welches Jahrhunderte lang als Anchora sacra gegen die Lustseuche anerkannt worden, wirklich entbehrlich oder gar schädlich ist. Bisher hat sich die Therapie der Syphilis, wie so vieler anderen Krankheiten, im Kreise bewegt, und wechselsweise ist das Quecksilber als unicum remedium in den Himmel erhoben, und wiederum als verderbenschwangeres Gift verworfen und verwünscht worden.

Abgesehen von unserer individuellen Meinung, welche in der nicht mercuriellen Behandlung weder ein durchaus neues Verfahren, noch den ächten Stein der Weisen an-

zuerkennen vermag, glauben wir doch auch zu bemerken, dafs selbst die begeistertsten Lobredner des simple treatment schon etwas von ihrem ersten Feuer verloren haben, und tacito pede dem Quecksilber wiederum hier und da Gerechtigkeit widerfahren lassen. Bei uns steht es durch vergleichende Versuche fest, dafs das Metall allerdings in vielen Fällen primärer Geschwüre ex causa venerea entbehrlich ist, und dafs auch die Symptome der sogenannten allgemeinen Lustseuche oft ohne Quecksilber gemildert, und selbst bisweilen gründlich geheilt werden können; aber wir halten es für sehr verkehrt, und für einen groben Mangel an unpartheiischer und ächter Erfahrung, daraus das Resultat und die Regel zu ziehen, dafs das Quecksilber überall entbehrlich, unnütz und schädlich sei. Wir sind noch immer der durch fremde und eigene Erfahrung geläuterten Meinung, die wir schon mehrmals ausgesprochen haben, dafs freilich ein spielender und unzweckmäfsiger Gebrauch des Metalls eher schädlich, als nützlich ist; dafs es aber, methodisch und energisch gebraucht, in den meisten Fällen secundärer Lustseuche das sicherste, wo nicht einzige Mittel gegen elendes, über kurz oder lang zum Tode führendes Siechthum genannt werden kann. — Die Behandlung des Trippers und seiner Nachwehen scheint uns auf früher schon betretene Abwege gerathen zu sein; zum Theil daher, dafs die Weisheit, namentlich einiger Franzosen, ihn als eine ganz indifferente Reizung und Schleimabsonderung der Harnröhre betrachtet haben will, die ohne Schaden alsbald mit Cubeben oder Copaivabalsam beseitigt werden kann, und mufs. Dafs dies oft ohne schlimme Folgen glückt, wissen wir recht gut; aber ob es ein Trost ist für so manchen, welcher die schnelle Beseitigung dieses proteusartigen Schleimflusses durch schmerzhafte und selbst gefährliche Metastasen und Metaschematismen büfsen mufs, bezweifeln wir gar sehr. — Die Ricordschen Versuche, durch Einimpfung des Eiters oder Schleimes aus primären Infectionen an an-

deren Körperstellen, zur Diagnose der syphilitischen oder nicht syphilitischen Natur jener primären Uebel zu gelangen, halten wir für eine unnütze und nicht immer gefahrlose Spielerei. Obgleich es auf diese Weise selten geschehen mag, so ist doch die Möglichkeit vorhanden, auf diese Weise örtliche Uebel in allgemeine Lustseuche zu verwandeln.

S.

Schriften von dem Jahre 1830.

Bard.

Syphilis congéniale; Archives gén. de Méd. Mars 1830. pag. 420. Ueber zwei hier mitgetheilte Beispiele von angeerbter Syphilis berichtete Bard am 9. März in der Königl. Academie. Eine ähnliche Beobachtung theilt V. Delisle mit, im Aprilhefte desselben Journals, S. 566.

Baumbach in Langensalza.

Zwei Heilungen verdächtiger, schlechter Geschwüre mit dem Zittmannschen Decocte; Hufeland's Journal, Juli 1830. Der Erfolg war, namentlich in dem einen Falle, wo sich schon hectisches Fieber mit colliquativem Durchfalle und grofser Abmagerung eingestellt hatte, über alle Erwartung günstig. (Wir müssen unter solchen Umständen das Decoct für contraindicirt halten, und können wenigstens nicht zur Anwendung desselben für so markirte Fälle rathen; der Ausgang möchte nicht immer so günstig sein.)

Behrend.

Ueber Anwendung des Sublimats nach Dzondi; Hufeland's Journal, Mai 1830. Ein Lob der Dzondischen Methode, welche sich in fünf Fällen sehr wirksam erwiesen haben soll. (Der Sublimat bleibt nichtsdestoweniger ein unsicheres, häufiger blofs linderndes, als gründlich heilendes Merkurialpräparat, selbst nach Dzondi's Methode an-

gewandt, der übrigens von der Lustseuche und ihrer Behandlung eben keine sehr geläuterten Begriffe verräth, und dessen „neue, zuverlässige Heilart u. s. w.", einer hauptsächlich mercantilischen Speculation so ähnlich sieht, wie ein Ei dem anderen.)

Jean Belart.

Dissertatio de morbo, quem Radesyge nominant. Berol. 1830. Ein interessanter Vergleich dieser von dem Verf. selbst beobachteten Krankheit mit der Lepra, dem Scorbut und der Syphilis.

Bergholz

gab reines Quecksilberoxyd in Pillenform, und versichert, keine, nach anderen Präparaten häufig vorkommenden üblen Folgen beobachtet zu haben. Svenska Läkare-Sällskapets Handlingar. Stockholm. Bd. II. 1830. (Schon von manchen Präparaten ist gerühmt worden, dafs sie nicht so leicht Salivation erregen. Es wird dem Sublimat zum Lobe nachgerühmt, und Hahnemann hat es von seinem Solubilis versichert; aber das Lob hält nicht immer Stich, und rührt zum Theil daher, dafs man von den vollkommenen Quecksilberoxyden nur eine geringe Quantität nehmen lassen kann, während Calomel, Merc. gumm. Plenkii, Ung. cinereum, in ungleich gröfseren Quantitäten angewandt werden. Man bedenke z. B. wie viel Sublimat, selbst bei längerer Anwendung, der Mensch am Ende bekommt, und vergleiche damit eine Einreibungscur. S.)

Biett.

Observation de Syphilis primitive; Revue med. Févr. 1830. Ein junger Mann wurde von einem Frauenzimmer, ohne dafs es ein evidentes syphilitisches Symptom an sich trug, angesteckt, und litt in Folge dieser Ansteckung zwei Jahre darnach an constitutioneller Syphilis. (Fälle solcher Art sind möglich, aber nicht wahrscheinlich. Allerdings kommt das bisweilen vor, was die Franzosen gagner la

vérole d'emblé nennen; aber zwei Jahre nach einer vermutheten Ansteckung, das klingt und ist fabulös. Es müssen sehr unzweideutige Symptome der Syphilis sein, und sie müssen wenigstens sechs bis acht Wochen nach einem verdächtigen Beischlafe zum Vorschein kommen, sonst ist entweder die syphilitische Natur der constitutionellen Symptome sehr in Zweifel zu ziehen, oder die Ableitung von so alter Veranlassung. Die unmittelbare Lues ohne primäre Symptome der Geschlechtstheile setzt entweder einen sehr hohen Grad von Aufregung im Momente des Beischlafes voraus, oder ein sehr intensives Virus, wenn die Ansteckung nicht etwa durch das, was die Griechen καταγλωττίζειν nannten, erfolgt ist. In jedem dieser Fälle aber schlummert die Lues nicht so lange ohne alles Lebenszeichen. Wir gestehen übrigens, noch keinen unzweifelhaften Fall unmittelbarer Lues bei Männern gesehen zu haben, nehmlich in Folge der Ansteckung durch den Beischlaf; wohl aber nicht selten bei Frauen, bei denen vermöge des Baues der Geschlechtstheile, oder aus eigener Unwissenheit und Schaamhaftigkeit die primären Symptome oft unbemerkt vorübergehen, bisweilen nur in milder, unmerklicher Schleimabsonderung bestehen.)

Syphilide papuleuse. Aus Biett's Vorlesungen von Gibert mitgetheilt; Revue méd. Juin, 1830. Ein Mann hatte vor acht Jahren an Tripper und Leistendrüsengeschwulst gelitten, sich seitdem wohl, aber nach einem neu eingetretenen Wechselfieber schlecht befunden. Nach dem Gebrauche von Seebädern brachen Kupferpapeln im Gesichte aus, die als syphilitisch behandelt, und auf diesem Wege geheilt wurden. Es ist, heifst es, nichts seltenes, dafs die Syphilis so lange latent bleibt. (Wir halten es umgekehrt für sehr unsicher und zweifelhaft, dafs jener kupferfarbige Gesichtsausschlag syphilitischer Natur gewesen, und von jenem Tripper vor acht Jahren hergerührt, wenn in der Zwischenzeit gar keine verdächtigen Symptome vorhanden gewesen sind. In wiefern vielleicht

das salzige Seewasser die Haut gereizt hat, lassen wir dahingestellt sein; aber der Erfolg der syphilitischen Behandlung ist ein sehr schwacher Beweis, dafs der Ausschlag darum syphilitischer Natur gewesen. Quecksilber zeigt sich bei manchen nichtvenerischen Hautübeln nützlich, namentlich bei solchen, welche von Leberleiden herrühren, wie es nach hartnäckigen oder unterdrückten Wechselfiebern bisweilen vorkommt.)

Boehr in Berlin,

über larvirte Syphilis, in diesen Annalen, Juli 1830, erzählt mehre Beispiele von larvirter, so wie am Schlusse seiner Abhandlung ein sehr auffallendes Beispiel von ererbter Syphilis. Der Vater, von welchem die Krankheit allein ererbt sein konnte, war zur Zeit der Zeugung von jeder siebtlichen Spur syphilitischer Dyscrasie frei, und die Mutter blieb auch völlig verschont. (Fälle dieser Art kommen vor, wenn auch selten, dafs nämlich die syphilitische Dyscrasie des Vaters sich im Kinde manifestirt, ohne die Mutter, welche es getragen, angesteckt zu haben. Wir haben selbst Beispiele davon gesehen, und anderweitig mitgetheilt. Diese Art von Syphilis congenita ist zwar häufig angefochten worden, und wird selbst heut zu Tage von Vielen bestritten; aber dem unbefangenen und kundigen Beobachter, wofern er nur Gelegenheit hat die mannigfachen Aeufserungen der syphilitischen Dyscrasie häufig zu sehen, und die Fähigkeit, sie mit geistigem Auge zu verfolgen, wird ihr Dasein nicht so leicht entgehen.

L. Boyer.

De la gonorrhée; Memorial de Montpellier, Mai 1830; Revue méd. Octobr. 1830: Tripper und Schanker haben einen und denselben Ansteckungsstoff; doch wird das Quecksilber bei erstem gänzlich verworfen. Anstatt der Chopartschen Mischung wird folgende Zusammensetzung gelobt: ℞ Liq. Hoffm., Sal. absinthii āā ℥ ij. Bals. copaiv.,

Syrup. diacod., aq. flor. naphae und Menth. āā ℥ ij. — (Wer die Identität vom Tripper- und Schankerstoffe so leichthin abmacht, zeigt nur, daſs er weder historisch, noch theoretisch und empirisch den Gegenstand durchdacht hat, und kaum weiſs, wovon eigentlich die Rede, und was zu beweisen ist, verdient gar nicht, daſs man ein Wort mit ihm über eine Sache verliert, von der ihm die ersten nothwendigen Grundbegriffe abgehen. — Die beste Art und Weise, den Bals. copaivae nehmen zu lassen, ist die Pillenform, oder in forma aperta mit Genever; alle anderen weitläufigen und breiten Gemische machen das Mittel noch widerlicher. Wenn man aber in eine kleine Quantität Genever oder Rum, die zu nehmende Portion Balsam hineintröpfelt, so bildet er inmitten der spiritnösen Flüssigkeit eine Kugel, die, ohne mit der Zunge viel in Berührung zu kommen, verschluckt wird, so daſs der Patient nur am Aufstoſsen gewahr wird, daſs er Balsam. copaivae im Leibe hat. Dem fatalen Aufstoſsen, worüber so häufig geklagt wird, läſst sich aber in keiner Weise vorbeugen.)

J. Ch. Buchheister.

Dissert. de simplici luis venereae curandae methodo. Goettingae 1830. Eine Lobschrift der einfachen (nicht antiphlogistischen) Behandlung. Der Mercur soll selten nützen, im Gegentheil oft schaden, indem er die Krankheit verwickelt und verlängert. (Inauguraldissertationen über wichtige praktische Streitfragen, zu deren Beantwortung wenigstens mehrjährige, selbstständige Erfahrung erforderlich ist, abgesehen von einer unbefangenen, strengen Kritik, die nicht jedermanns Sache ist, halten wir für einen bedeutenden Miſsgriff, besonders wenn ein angehender Prakticant Aussprüche thut, die allzuoft nur das Echo einseitiger oder temporärer Ansichten des klinischen Lehrers sind.)

Campbell

erzählt ein Beispiel, nach welchem ein Tripper mit einem remittirenden Fieber alternirte: The North American med. and surg. Journal, Jan. 1830. (Ich habe in der Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preufsen, 1834, No. 43 u. 44, mehre Fälle von intermittirender Hodengeschwulst, und einen Fall von Tripper mit förmlichem Tertiantypus mitgetheilt. S.)

Hughes Carmichael.

Use of turpenthine in iritis. Aus dem Glasgow med. Journal in der London med. Gazette, March 1830. Der Verf. gab den Terpenthin dreimal des Tages zu einer Drachme in Emulsion, und versichert, fast stets, und schon nach elf Tagen, die syphilitische Iritis dadurch gehoben zu haben. (Obgleich wir die glücklichen Erfolge dieser Terpenthincur nicht in Zweifel zu ziehen gedenken, so sind wir doch keinesweges geneigt, sie als musterhaft und nachahmungswerth zu empfehlen. Wir halten noch immer den inneren, energischen Gebrauch des Calomels für das sichere und erprobtere Mittel sowohl gegen die verderbliche Ophthalmia gonorrhoica, als auch gegen die gefährliche Iritis syphilitica. Am Ende ist es doch nur die drastische Eigenschaft solcher gewaltigen und nicht immer gefahrlosen Gaben von Terpenthin, wodurch sie sich gegen die Iritis syphilitica heilsam bewähren können, während das Calomel, welches in gröfseren Dosen ebenfalls purgirt, zugleich mehr specifisch auf die causa morbi wirkt.)

Chardon, fils.

De l'emploi du nitrate de Mercure dans la blennorhagie. Archives gén. de méd. Juin 1830, aus der Gaz. méd. Tom. I. No. 22. — Die Einspritzungen mit diesem Mittel zeigten sich, zu 1, 4 und mehren Tropfen auf 4 Unzen Wasser, in vier Fällen sehr wirksam. (Einspritzungen, besonders aus reizenden und caustischen Mitteln, beim

Tripper, und selbst beim indolenten, schmerzlosen Nachtripper, wo sie von jeher am häufigsten gebraucht worden, haben zuverlässig im Ganzen immer mehr Schaden, als Nutzen gestiftet. Abgesehen davon, dafs viele Harnröhren sich gar nicht damit vertragen, und dafs sie Stricturen sowohl machen, als verschlimmern, leisten sie nur allzuoft das gar nicht, was enthusiastische Lobredner ihnen nachrühmen. Ich habe sie daher in den letzten Jahren beinahe ganz aufgegeben. S.)

Ludwig Choulant.

Ueber die Anwendung des Quecksilbers in der Syphilis; s. diese Annal. Nov. 1830. — Man soll das Quecksilber weder zu vorschnell verwerfen, am wenigsten bei secundären Leiden, noch auch zu hartnäckig bei seinem Gebrauche verharren. (Der Verf. hat ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, obgleich er den Gegenstand mehr historisch und theoretisch, als praktisch zu kennen scheint.)

Hieronymi Fracastorii, Syphilis sive morbus gallicus. Carmen ad optimarum editionum fidem edidit, notis et prolegomenis ad historiam morbi gallici facientibus instruxit Ludov. Choulant. Lipsiae 1830. — (Choulant gratulirte durch die Herausgabe dieses Gedichtes von Fracastoro dem wohlverdienten Freiherrn von Wedekind zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum. Nach vorausgeschickter Zueignung bevorwortet der Verf. das Gedicht durch eine kurze Angabe seiner Ansicht über den Ursprung der Krankheit, führt sodann die Werke, welche die Geschichte derselben behandeln, auf, und giebt in einem Anhange mehre erläuternde Noten. — Gebührendes Lob wegen dieses Unternehmens und der Art der Ausführung, s. diese Annal. Febr. 1831. H.)

Colson.

Coup d'oeil général sur les maladies produites par le Mercure; Journal hebd. Septbr. 1830. Das Quecksilber

wird seiner oft nachtheiligen Wirkung wegen völlig proscribirt. (Solch ein Coup d'oeil général, in dem das Wahre nicht neu, und das Neue größtentheils nicht wahr ist, kann die Sache freilich am besten zur Entscheidung bringen. Die ganze Syphilis ist am Ende nichts, als seit dem sechzehnten Jahrhundert per contagium fortgepflanztes Mercurialsiechthum, und sie wird demnach aufhören, sobald man sie nicht mehr mit so enormen Dosen des homöopathischen Quecksilbers behandelt.)

Véré Delisle

las in der Académie royale de Méd. am 13. April 1830 eine Beobachtung über ein syphilitisches Kind vor, das durch eine Ziege, der man täglich eine Drachme Quecksilbersalbe einrieb, wonach auch Speichelfluſs bei dem Thiere eintrat, gestillt, und nach einem Monate auf diese Weise geheilt worden war. Revue méd. Mai 1830. London med. and phys. Journal. July 1830.

J. Dobrodef.

Dissertatio med. practica de leucorrhoea. Moscoviae 1830. Es werden sieben Arten des weiſsen Flusses unterschieden. (Freilich, qui bene distinguit, bene docet; aber wer zu viel distinguirt, läuft Gefahr, am Ende gar nichts zu distinguiren. Das möchte, fürchten wir, der Fall sein mit diesen sieben Species der Leucorrhoe.)

A. Dubled.

Auseinandersetzung der neuen Lehre über die Syphilis. Aus dem Französischen. Leipzig, 1830. (Nun man kennt diese neue Lehre « de la nonexistence du virus vénérien », die übrigens schon mehrmals dagewesen ist; denn schon 1697 hat ein gewisser Ungar, Sinapius, eine « Dissertatio de falso titulo, sive falsa existentia morbi gallici » geschrieben, und behauptet, ein Mann könne von seiner eigenen Frau « honesta licet » angesteckt werden, wenn sie

an

an irgend einer Kachexie oder Schärfe der Säfte leide. — Weil es nun aber kein venerisches Gift giebt, so heilt zufolge dieser allerneuesten Theorie von Richond, Desruelles und Mons. Dubled, der Mercur die Krankheit auch gar nicht, sondern schadet fast immer. Es lohnt die Mühe nicht, über dieses hohle, aller Geschichte und besseren Erfahrung Hohn sprechende Dogma ein Wort zu verlieren, besonders da es schon anderweitig in seiner ganzen Blöſse hingestellt worden ist.)

Dupuytren.

Du traitement employé dans les engorgemens inflammatoires des testicules, suite de suppression de blénnorrhagie; Journal hebd. de méd. Fevr. 1830. No. 73. — Dupuytren setzt auf die den Testikeln correspondirenden Stellen des Scrotums 20 bis 40 Blutegel. Dies Verfahren wird zwei- bis dreimal wiederholt, und durch Diät, Bäder, Cataplasmata und einen Tragbeutel unterstützt. Sonde, Bougies u. s. w., um den Ausfluſs wieder hervorzurufen, werden verworfen. S. v. Froriep's Notizen No. 690. 1830. (Die Masse, und besonders die wiederholt angelegte Masse von Blutegeln gegen die Hodengeschwulst ex causa gonorrhoica, zeigt den starken Einfluſs des Broussaismus selbst auf solche französische Aerzte und Wundärzte, die gewiſs nicht für seine Anhänger haben gelten wollen. Aber die Franzosen sind von jeher etwas verschwenderisch sowohl mit fremdem, als eigenem Blute umgegangen, und diese Blutegelei gegen den Testic. venereus ist mindestens überflüssig. Ich gebrauche die Blutegel dabei wenig oder gar nicht, und komme mit warmen Umschlägen und kühlenden Abführungsmitteln, nebst einigen Dosen Calomel oder Auflegung der grauen Salbe, in kurzer Zeit eben so weit. S.)

Derselbe.

Considérations pratiques sur les abscès vénériens; ebendas. Septbr. 1830. No. 101. — Man soll die venerischen

Abscesse sich selbst überlassen; sie heilen meist und oft sehr schnell, nach einer allgemeinen Behandlung. (Ein therapeutischer Grundsatz, der großer Einschränkung bedarf; eine zweckmäßsige Localbehandlung solcher Abscesse ist überall nothwendig und nützlich, wenn die causa mali durch sie auch nicht gehoben werden kann, die in der Regel einer energischen, allgemeinen Cur bedarf.)

Eisenmann.

Der Tripper in allen seinen Formen und in allen seinen Folgen. 2 Bde. Erlangen 1830. — Nach vorausgeschickter Litteratur spricht sich der Verf. in der Einleitung über die Contagien aus, geht dann zur Geschichte des Trippers über, welche er ausführlich abhandelt, und worauf er eine gediegene Beschreibung der Nosologie und Therapie der Tripperleiden nachfolgen läßt. Eisenmann ist der erste, welcher die Alcalität des Tripperausflusses durch Versuche darthut, und darauf ein diagnostisches Mittel zwischen Tripper- und Schankergeschwür baut. Im zweiten Bande wird das ganze Gebiet sämmtlicher Folgekrankheiten des Trippers besprochen. Unverkennbar enthält dieses Werk eine vollständige Lehre des Trippers in allen seinen Beziehungen, und es läßt sich ihm kein anderes zur Seite stellen. — Recensionen lieferten: Hufeland's Journal, Septbr. 1830; diese Annalen, Novbr. 1830; die Jenaische Litteraturzeitung 1831 im Ergänzungsblatte No. 26; Med. chirurg. Zeit. Juli 1830; Leipziger Litt. Zeit. (oberflächlich) Novbr. 1831. H.)

Carolus Exner.

Dissertatio de Mercurio dulci novaque eum adhibendi methodo. Berol. 1830. — Nach einer geschichtlichen Bearbeitung des Quecksilbers beschreibt der Verf. seine Methode, welche darin besteht, das Calomel bei schwacher Diät, gehöriger Stubenwärme, täglich um 1 Gran steigend, bis zu 28 Granen nach und nach zu reichen. Zum Beweise

der Wirksamkeit dieses Verfahrens, sind vier Krankengeschichten beigegeben. (Calomel in steigenden Gaben, von einer mäfsigen Quantität anfangend, gegen Syphlis anzuwenden, kann schwerlich als eine durchaus neue Methode bezeichnet werden. Ich selbst habe wenigstens schon 1826 (s. meine Schrift über den Sublimat und die Inunctionscur u. s. w. S. 86 — 88) Anleitung zu einer ganz ähnlichen Methode gegeben, welche mein Vater schon viele Jahre geübt hat. Die Wirksamkeit und Heilkräftigkeit aber der Exnerschen Behandlung wollen wir gar nicht in Abrede stellen; denn in einer methodischen Steigerung des Metalles liegt unseres Bedünkens das Geheimnifs seiner antiphlogistischen Heilsamkeit. Das Maximum der nothwendigen und heilsamen Gaben ist indefs individuell sehr verschieden. Es giebt Individuen, die unglaublich viel Calomel, aber auch andere, die unglaublich wenig vertragen. Bis zu 25 Gran wird man es, ohne heftigen Speichelflufs, im Ganzen bei Wenigen bringen; Einzelne speicheln selbst nicht nach 30 Granen pro dosi. Das mittlere Verhältnifs ist 10 bis 15 Gran; aber es giebt nicht wenige Individuen, die schon nach mehrtägigem Gebrauche des Calomels von den Vorboten des Speichelflusses ergriffen werden. S.)

H. G. Field.

Sloughing ulceration of the penis, benefitted in a remarkable manner by vapour-bathing; Med. surgical Review Octob. 1830. pag. 436. — Alle gegen ein solches Geschwür angewandten Mittel hatten es verschlimmert; nach Dampfbädern verloren sich indefs Schmerz und Geschwulst schnell, und das Geschwür näherte sich zusehends der Heilung. (Was soll man dazu sagen? Practica est multiplex.)

Fricke.

Die Krankheiten der Schleimbeutel in der Mutterschheide. — Ein Beitrag zur Begründung der

Diagnose zwischen venerischen und nicht venerischen Geschwüren; Rust's Magazin, Band. 33. Heft 2. 1830. — Schon Vercellonus und Astruc bestätigen des Verf. im Auszuge nicht mittheilbare, Beobachtungen, welche über die Genesis der Condylome und Geschwüre ex causa venerea viel Licht verbreiten.

E. Geddings.

On Oleum terebinthinae, as a remedy for salivation; Boston surg. and med. Journal, Decbr. 1830. London med. and surg. Journal April 1831. — Zwei Drachmen auf 6 bis 8 Unzen Mucilago, bisweilen aber auch unversetzt. (Wir meinen es giebt mildere Mittel, wenn es wirklich so nöthig thut, einem exorbitanten Speichelflusse Einhalt zu thun; denn wahrlich, ein solches reizendes und scharfes Mittel einem von starkem Speichelflusse angegriffenen Menschen, bei schmerzhaft entzündeter Mundhöhle einzugeben, dazu gehört die ganze naive Plumpheit englischer und amerikanischer Surgeons.)

Gibert.

Gonorrhoea and Chancre; aus der Nouvelle Bibliothèque med. im London med. and surg. Journal, April 1830. p. 346. — Gibert berichtet, dafs Biett einen Tripperpatienten in Behandlung gehabt habe, dessen Uebel aus dem Beischlafe mit einer kurz vorher entbundenen Frau, bei noch andauerndem Lochialflusse, entstanden sei. Nach Unterdrückung des Trippers folgte eine acute, purulente Augenentzündung. In einem anderen Falle sah Gibert aus derselben Ursache ein breites Geschwür an der Vorhaut und Basis der Eichel. (Dafs der Lochialflufs an sich Tripper, und wirklich den syphilitischen ähnliche Geschwüre erzeugen könne, halten wir, trotz dieser Geschichten, nicht für so ausgemacht; wir glauben vielmehr, dafs in beiden Fällen Tripper- und Schankerstoff mit im Spiele gewesen, deren Contagiosität bei gereizten Zuständen der

Vagina nur intensiver zu wirken scheint. So z. B. sah ich einen Mann auch von einer Frau mit Lochialfluſs gonorrhoisch angesteckt, deren neugebornes Kind an einer heftigen Ophthalmie litt, wobei das eine Auge kaum erhalten wurde. Die meisten den Neugebornen so verderblich werdenden Ophthalmieen aber halte ich aus guten Gründen für gonorrhoisch, und die Mutter des Kindes war eine Person, die es mit der ehelichen Treue so genau eben nicht nahm. S.)

Graefe.

Ueber Anwendung des Chlors gegen Tripper; v. Gräefe's und v. Walther's Journal Band XIV. Heft 2. — Graefe verordnete den Chlorkalk innerlich mit Opium in einer Mandelemulsion, und zwar bei fünf Kranken viermal mit Erfolg. (Entbehrliche Experimente gegen ein Uebel, das im Ganzen noch immer am gutartigsten verläuft, je weniger dagegen innerlich und äuſserlich medicinirt wird; aber weder die Kranken, noch manche Aerzte, wollen es so leicht und gut haben. Curandum est. S.)

Guthrie.

Case of gonorrhoeal ophthalmia; the London med. and. phys. Journal Octobr. 1830. — Eine starke Salbe von salpetersaurem Silber, Aderlässe an der Schlafgegend, innerlich Quecksilber und Jalappe, hoben das Leiden. In demselben Journale, No. 4. 1831, findet sich eine neue Bestätigung dieses Verfahrens. (Das antiphlogistische Verfahren und der Gebrauch des Quecksilbers, ist gewiſs angemessen; die starke Salbe von Höllenstein schwerlich überall und bei jeder Form dieser furchtbaren Ophthalmie anwendbar, besonders nicht im ersten entzündlichen Stadium.)

Hacker.

Ueber das Zittmannsche Decoct; Heidelberger klinische Annalen, Band 6. Heft 3. — Das Decoct erwies

sich in den acht Fällen, über welche berichtet wird, ziemlich wirksam.

Harder.

Merkwürdige Fortpflanzung der Syphilis; Vermischte Abhandlungen aus dem Gebiete der Heilkunde, von einer Gesellschaft praktischer Aerzte in St. Petersburg, vierte Sammlung. 1830. — Ein junger Mann, ehemals mit Syphilis behaftet, jetzt scheinbar davon befreit, steckte seine Frau damit an, die erst, nachdem sie Sublimat und Sarsaparille gebraucht hatte, von ihrem Uebel befreit wurde. Obgleich nun der Mann keiner antisyphilitischen Behandlung weiter unterworfen wurde, so blieb die Frau späterhin durch den Coitus unangesteckt. (Fälle von Ansteckung durch blofse syphilitische Dyscrasie ohne sichtliche Symptome kommen gewifs vor, und ich habe deren selbst gesehen, unter ganz ähnlichen Umständen; aber sie sind nicht häufig, und werden daher von vielen Aerzten in Zweifel gezogen. Warum aber wurde die Frau nicht späterhin aufs Neue angesteckt, da der Mann doch ungeheilt blieb? Aus zwei Gründen: einmal war die jungfräuliche Reizbarkeit der Geschlechtstheile vorüber, zweitens verliert ein und dasselbe Contagium bei wiederholter Einwirkung auf dasselbe Individuum mehr oder weniger von seiner Wirkungskraft. Ueberhaupt glaube ich aber, dafs, so wie die meisten Menschen nur einmal Blattern, Masern und Scharlach bekommen, so auch die meisten Menschen nur einmal für Lues universalis oder Wirkung des Lustseuchenstoffes auf die Saftmasse empfänglich sind. Selbst gegen die örtliche Wirkung des Schankercontagiums scheinen viele Individuen allmählich abgehärtet zu werden. S.)

James Hurd.

Destruction of the Penis to the pubes, — reproductive power impaired; London med. and surg. Journal, April, 1830. pag. 322. — Nach einer Excrescenz an der Vor-

haut entstand bei einem 37jährigen Manne ein grofse Gefahr drohendes Geschwür phagedänischer Natur an der Eichel, weshalb der Penis bis auf einen ganz kleinen Stumpf amputirt wurde. Mit diesem soll der Mann noch zwei Kinder gezeugt haben. Vergl. Archiv für med. Erfahrung, Juli und August 1830. S. 743. (Nach des seel. Heim's Erfahrungen dürfen wir an der Möglichkeit der letzten Thatsache kaum zweifeln; denn seine Geschichten von Zeugung sine immissione klingen noch unweit miraculöser, und könnten einen armen Familienvater, dem es um ein ganz kleines Vergnügen mehr zu thun ist, als um Kindersegen, fast zur Verzweiflung bringen. S.)

G. Jewel.

Practical observations on Leucorrhoea, fluor albus or weaknefs, with cases illustrative of a new mode of treatment. London 1830. Rec. in London med. and physical Journal Novbr. 1830. — Ursache des weifsen Flusses ist häufiger eine erhöhete Thätigkeit als Schwäche. Die neue Methode bezieht sich auf das schon früher von dem Verf., aber auch von andern empfohlene salpetersaure Silber.

J. A. Kramer.

Inauguralabhandlung über die Angina mercurialis. Erlangen 1830. — Die Symptome sind nach Oppert, Ritter und Jäger zusammengestellt.

Kurz in Frankenstein.

Behandlung der Syphilis ohne Quecksilber; Rust's Magazin, Bd. 33. Heft 2. 1830. — Das Uebel verschwindet ohne Mercur schnell, zeigt sich auch örtlich nicht wieder. Unter sieben Fällen folgten indefs zweimal sehr heftige Nachleiden von Lues larvata. (Es ist für unbefangen beobachtende Aerzte keinem Zweifel unterworfen, dafs sowohl nach mit, als nach ohne Quecksilber behandelten primären Geschwüren der Geschlechtstheile, secundäre

Symptome auftreten. Aber nach welcher Behandlungsweise sie häufiger und schlimmer auftreten, ist noch immer nicht ausgemacht. Die Mercurialisten sagen: wenn man ohne das Metall curirt; die Antimercurialisten: wenn man mit Quecksiber curirt. Ich glaube meinerseits, so ziemlich dasselbe Resultat bei beiden Behandlungsweisen der primären Geschwüre beobachtet zu haben. Man muſs sich sehr hüten, bei dieser Streitfrage aus einzelnen Fällen und einzelnen Perioden der Praxis zu schlieſsen. Es kommt oft eine ganze Reihe von syphilitischen Geschwüren vor, auf welche keine secundären Symptome folgen, und dann wieder eine Reihe, wo im dritten, vierten Falle constitutionelle Seuche folgt. So sieht man bisweilen nach den leichtesten, unverdächtigsten Excoriationen, die man kaum der Beachtung und Behandlung werth achtet, nach sechs Wochen unzweideutige Halsgeschwüre auftreten, während nach sehr bösartigen und hartnäckigen Geschwüren keine secundären Symptome zum Vorschein kommen. Ob sich in letzten der virulente Stoff in der örtlichen Reaction erschöpft? Kann sein, kann nicht sein, und kann doch sein, sagen sie hier in Hamburg. — Mehrjährige vergleichende Versuche, in öffentlichen Krankenhäusern, ohne Vorliebe für die eine oder andere Methode, angestellt, würden vielleicht zu einem entscheidenden Resultate führen. S.)

William Lawrence.

A treatise on the venereal diseases of the eye. London 1830. — Lawrence unterscheidet die sogenannte Tripper- und die syphilitische Augenentzündung. Bei erster sah er den Tripperausfluſs nie völlig unterdrückt; er läſst sie deshalb nicht aus einer Metastase entstehen, sondern sich vielmehr aus der Constitution entwickeln. Ueber diese Form finden sich noch mehre andere interessante Ansichten. — (Rec.: Edinburgh med. and surg. Journal. Oct. and Nov. 1830.; Med.-chirurgical Review, Jan. 1831.; Archives gén. de Med. Sept. und Nov. 1831.

Derselbe

erzählt in seinen Vorlesungen über Chirurgie im Bartholomänshospital einen Fall, wo secundäre syphilitische Erscheinungen erst nach zehn Jahren zum Ausbruche gekommen waren; London med. Gazette, March 1830. (Ich kann nicht umhin, dieses späte Erwachen der secundären Syphilis sehr problematisch zu finden; denn wo die syphilitische Dyscrasie nicht in den ersten Monaten und Jahren nach der primären Ansteckung die Kraft hat, sich bemerklich zu machen, anzunehmen, sie erlange diese nach einem ungleich längeren Zeitraume, wo der Organismus noch indifferenter dagegen geworden sein mufs, dazu kann man sich vernünftigerweise wohl nicht gut verstehen. Mir wenigstens ist aus eigener Erfahrung keine so lange absolute Latenz des syphilitischen Stoffes bekannt. Wo mir Personen vorgekommen sind, welche ihre secundären Symptome aus einer sehr entfernten Periode der Ansteckung herleiten wollten, fand es sich immer, dafs sie entweder in der Zwischenzeit nicht ganz frei von einzelnen, leichteren und weniger beachteten Zufällen gewesen waren, oder auch, dafs ich gegründete Ursache hatte, die Ableitung aus entfernter Zeit in Zweifel zu ziehen. Nur so viel ist wahr, dafs die secundären Symptome der Syphilis bisweilen temporär zurücktreten, und dann wieder stärker hervorbrechen; aber solche freie Zwischenräume dauern höchstens ein Paar Jahre, und der kundige Beobachter würde gewifs auch während dieser Zeit leichtere, sinnlichwahrnehmbare Spuren der schleichenden Seuche zu erkennen im Stande sein. Latente Lustseuche wird oft genannt, was eigentlich nur mildes, wenig augenfälliges Wuchern derselben ist. Angina venerea, ohne eigentliche Halsgeschwüre, chronische Schwellung der Tonsillen, sogenanntes Gliederreifsen, Dolor osteocopus, Cephalaea syphilitica, Herpes syphiliticus — alle diese Symptome sind oft sehr gelinde, kommen und gehen, bis, gewöhnlich durch ein accessorisches Krankheitsmoment, die Lues heftig und hart-

näckig exacerbirt, und von da datiren die Patienten in der Regel erst ihr Leiden, uneingedenk der früheren, milderen Symptome, wenn man ihrem Gedächtnifs nicht sehr ernstlich und dringend zu Hülfe kommt. — Ein jahrelanges Schweigen der syphilitischen Symptome, so dafs die syphilitische Dyscrasie sich wenig oder gar nicht durch augenfällige und dem Menschen lästig werdende Uebel kund giebt, findet man nur bei denen, welche aus der nördlichen Zone nach der heifsen gehen, oder selbst nur nach dem südlichen Italien. Kehren solche Individuen nach einem oder zwei Jahren nach dem Norden zurück, so trifft es sich wohl, dafs die syphilitische, ungetilgte Dyscrasie wieder lebendig wird; aber ich zweifle, ob sie nach zehnjährigem Aufenthalte im warmen Clima wieder auf beunruhigende Weise zu erwachen im Stande ist. S.)

Guil. Lesenberg.

De mutata morbi venerei natura animadversiones. Rostochii 1830. (Milder und langsamer verlaufend ist die Lues jetzt gewifs, wenn man sie mit dem vergleicht, was sie in den ersten Decennien nach ihrem Ausbruche war. Aber wie alle contagiöse Krankheiten ist sie, unter verschiedenartigen Umständen, einer in- und extensiven Steigerung ihrer Symptome in einzelnen Zeitläuften fähig, und ihr absolutes Ab- und Aussterben liegt schwerlich so nahe, als Manche denken. S.)

Magistel.

Considerations pratiques sur le traitement de l'inflammation aigue et chronique des testicules; Journal hebdom. de Méd. No. 100. 1830. — Gegen die chronische Geschwulst werden besonders Fomentationen von Natrum subcarbonicum angerühmt.

P. Menière.

Eczema rubeum des parties genitales et des cuisses, guéri par l'emploi des préparations arsenicales; Lancette

française Tome III. No. 15. 1830. — Gegen ein solches Eczema waren gar viele Mittel, zwar bisweilen mit Erleichterung, angewandt worden, völlige Heilung bewirkten aber nur erst die Fowlersche und Pearsonsche Solution. — No. 24. derselben Zeitschrift erzählt Rayer ein Beispiel von Eczema rubeum, das er mittelst der Antiphlogose beseitigte. (Der Gebrauch des Arseniks gegen syphilitische Uebel ist nicht neu; schon David de Planis Campy gab eine Schrift heraus unter dem Titel: « La vérole reconnue, combattue et abattue, sans suer et sans tenir chambre, avec tous ses accidens. Paris 1623. », und die leichte und bequeme Heilmethode, welche er hier so harmlos und einladend empfiehlt, besteht im innerlichen und äufserlichen Gebrauche des Arseniks. Ich selbst machte schon vor 12 Jahren die Erfahrung, dafs der Arsenik gegen syphilitische Hautausschläge heilkräftig zu wirken vermag, ziemlich zufällig und unabsichtlich, indem ich ihn damals zuerst gegen eine hartnäckige Gesichtsflechte, welche den gewöhnlichen Mitteln, und namentlich den Pflanzendecocten 14 Wochen hartnäckig widerstanden, versuchte. Das Uebel wich dem inneren und äufseren Gebrauche des Arseniks überraschend schnell, und erst post festum erfuhr ich, dafs die Flechte in Folge eines vorschnell gestopften Trippers entstanden war. Seitdem habe ich mehrmals die Wirksamkeit des Arseniks gegen hartnäckige syphilitische und nichtsyphilitische Flechtenausschläge erprobt, wo die Decocta lignorum und Mercurialmittel nicht anschlagen wollten. Indefs rechne man nicht immer auf gründliche Heilung durch dies heroische — besonnen und vorsichtig gebraucht aber keinesweges so gefährliche — Mittel; die Ausschläge kehren manchmal nach kürzerer oder längerer Zeit wieder, und ich will durch das Gesagte überhaupt kein warmer Lobredner des Arseniks geworden sein, besonders in einer Zeit, die mit der Syphilis so leicht und bequem fertig zu werden weifs. S.)

Naumann in Bonn.

Zur Behandlung syphilitischer Geschwüre; Med. Conversationsblatt, drittes Vierteljahrheft von 1830. — Der Verf. lobt Blutegel (6 bis 8 Stück) an das Perinäum, das Betupfen der Geschwüre mit einfacher Opiumtinctur, später damit befeuchtete Leinwandläppchen, das Abführen mit Magnesia sulphurica. Bleibt der Zustand unverändert, so wird Calomel, nachher Cuprum sulphuricum eingestreut. Gegen alte, primäre Schanker läfst er eine starke Sublimatsolution mit Opiumtinctur, innerlich das schwächere Zittmannsche Decoct gebrauchen; gegen secundäre Geschwüre eine vorsichtige Mercurialcur. (Gutartige Geschwüre ex causa venerea heilen bei jeder nicht geradezu schlechten und verkehrten äufserlichen Behandlung; für die Behandlung bösartiger und hartnäckiger Geschwüre ist aus diesen Notizen wenig zu lernen und zu benutzen; die möchten sich an diese Mittelchen eben nicht kehren. Eins bleibt stehen, gegen alle Anfeindung und Verhöhnung des Quecksilbers von vielen zum Theil wenig berufenen Neuerern, dafs gegen hartnäckige, um sich greifende und bösartige Geschwüre der Geschlechtstheile ex causa venerea oft die zweckmäfsigste Wahl der äufseren Mittel ohnmächtig bleibt, wenn sie nicht durch einen methodischen und energischen inneren Gebrauch des Metalles unterstützt werden. S.)

C. G. Neumann in Neuwied.

Von den Schleimflüssen der Geburtstheile; Siebold's Journal, Band 10. Stück 2. — Es werden drei Arten unterschieden: 1) des Uterus, 2) der Scheide, und 3) gemischte. Noch führt er einen unächten Schleimflufs an, welcher ganz mit der Pollutio diurna des männlichen Geschlechts übereinkommt.

A. Petit (de l'île de Rhé).

La Syphilis connoit elle pour cause un principe spé-

cifique, ou n'est elle que le resultat de l'irritation? Les moyens antiphlogistiques doivent ils dans tous les cas être préférés au mercure dans le traitement de cette maladie, et la guérissent ils d'une manière aussi sûre? Paris, 1830. — Eine mit Geist abgefafste Antwort auf die von Desruelles aufgestellten Ansichten. Cf. Lancette française. Juin 15. 1830.

Rust

erklärt die Injectionen beim Tripper, so wie die vielen innerlich dagegen gebräuchlichen Mittel, selbst den Copaivabalsam, für ganz entbehrlich. Anfangs werden Antiphlogistica, später Purgantia erfordert. Der Nachtripper verliert sich bei Diät und jeden vierten Tag gereichtem Abführmittel sehr leicht; zuweilen heilt man ihn durch Calomel (bei chronischer Entzündung) und durch Mercurialeinreibungen in das Mittelfleisch; Rust's Magaz. Bd. 33 Heft 1. 1830. Ein Abdruck eines von Rust in der Versammlung der Naturforscher in Hamburg 1830 gehaltenen Vortrages. (Wir haben schon oben gelegentlich erklärt, dafs wir das viele innerliche und äufsere Mediciniren beim Tripper eher für schädlich, als nützlich halten; was aber den Nachtripper betrifft, so können wir, pace tanti viri, nicht der Meinung beipflichten, dafs der sich immer so leicht bei Diät und wiederholten Abführmitteln verliert. Den Nachtripper halten wir in gar vielen Fällen noch immer für eine wahre Crux medicorum, weil die Kranken, die oft ganz wunderliche Vorstellungen von der Gefährlichkeit dieses Schleimflusses haben, uns entsetzlich mit dessen Beseitigung quälen, die trotz Diät, Zeit und einer Farrago von Mitteln doch nicht immer so leicht gelingt, auch nicht bei denen, welche hier vorgeschlagen werden. S.)

Carolus Rust.

Dissertatio de ulcerum diagnosi et aetiologia nonnulla. Berolini, 1830. — Auch das venerische Geschwür wird, natürlich, besprochen.

Ruthenberg.

Dissertatio de Syphilide etc. Bonnae, 1830. — Die mit, von syphilitischen Kindern entnommener, Kuhlymphe geimpften Kinder, bekamen alle Erscheinungen des sich nach und nach im Körper verbreitenden syphilitischen Giftes. (Leo Wolf hat früher einmal ein ins Unglaubliche übertriebenes Bild « von den Gefahren der Kuhpockenimpfung » entworfen; aber mit der Uebertragung der Syphilis durch die Vaccination ist in der That nicht zu scherzen, und in dieser Hinsicht kann man nicht vorsichtig genug sein. Kachexieen und Dyscrasieen anderer Art, die nicht von einem specifischen Contagium ausgehen, werden glücklicherweise so leicht nicht übertragen; doch sei man selbst mit dem Impfen von sichtlich und stark skrofulösen Kindern darum vorsichtig, weil sich ein gewisser Grad der Sypbilis, haereditaria und congenita, manchmal als Skrofelsucht und Rhachitis äufsert. S.)

Friedr. Alex. Simon.

Versuch einer kritischen Geschichte der verschiedenartigen, unreinen Behaftungen der Geschlechtstheile und ihrer Umgegend, oder der örtlichen Lustübel, seit der ältesten bis auf die neueste Zeit, und ihres Verhältnisses zu der, Ende des 15ten Jahrhunderts erschienenen Lustseuche; nebst praktischen Bemerkungen über die positive Entbehrlichkeit des Quecksilbers bei der Mehrzahl jener Behaftungen, oder der sogenannten primären syphilitischen Zufälle; ein Beitrag zur Pathologie und Therapie der primären Syphilis. Erster Theil: die Geschichte des Trippers, nebst kritischen Bemerkungen über sein Wesen, sein Verhältnifs zur Lustseuche, und seine Behandlung enthaltend. Hamburg, 1830.

Die nächste Veranlassung zu diesem « Versuch einer kritischen Geschichte der örtlichen Lustübel u. s. w. », gaben dem Verf. die günstigen Resultate, welche ihm in vielen Fällen das sogenannte simple treatment der primären

Geschwüre an den Geschlechtstheilen ex causa venerea gewährten. Bei seinen Versuchen nehmlich, die Geschwüre post coitum cum meretrice ohne Quecksilber zu heilen, hatte ihm die Erfahrung gelehrt, daſs der Erfolg so ziemlich derselbe war, die Geschwüre mochten den sogenannten syphilitischen Charakter haben oder nicht, und schon sehr früh hatte er bemerkt, daſs auf Geschwüre von verschiedenartigstem Gepräge die secundäre Lustseuche bald folgte, bald nicht. Der Erfolg aber seiner Versuche mit dem simple treatment und die historische Thatsache, daſs schon lange vor dem Ausbruche der Lustseuche sowohl Tripper als Geschwüre der Geschlechtstheile und Leistenbeulen vorgekommen sind, schienen ihm die Lösung der theoretisch und praktisch wichtigen Aufgabe zu stellen: die Geschichte, das Wesen und die Behandlung der verschiedenartigen Behaftungen der Geschlechtstheile seit der ältesten Zeit, und ihr Verhältniſs zur später entstandenen Lustseuche, zu ermitteln. Die umsichtige Lösung dieser Aufgabe, dachte er, würde unschwer darthun, ob es eigentliche syphilitische Tripper und primäre syphilitische Geschwüre, so wie charakteristische Kennzeichen derselben gieht. Und wenn auch in praktischer Hinsicht die Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit des Quecksilbers bei den Geschwüren der Geschlechtstheile Sache des Versuchs und der Erfahrung bliebe, so dürfte doch die historische Nachweisung, daſs viele Jahrhunderte vor der Lustseuche, Geschwüre, denen, die wir heutiges Tages syphilitische nennen, durchaus ähnlich, ohne Mercur geheilt sind, nicht ganz verwerflich und unfruchtbar sein.

Die seit Astruc erneuerte Fehde über das Alter der Lustseuche, worin namentlich Sanchez, Gruner, Hensler und Girtanner gekämpft, ist eine mehr gelehrte, historisch-theoretische gewesen, von der einen Seite, daſs die Lustseuche 1493 aus Amerika gekommen, von der anderen, daſs sie schon früher oder von jeher da gewesen.

Praktische Fragen und Interessen sind nicht dabei zur Sprache gebracht, oder irgend erörtert worden; praktische Aerzte haben sich daher um jenen Streit wenig gekümmert, und erst in der neuesten Zeit ist er den Antimercurialisten wichtig geworden, in sofern sie aus den Schriften derer, welche ein höheres Alter der Lustseuche annehmen, Rüst- und Wehrzeug für die Hintenansetzung des Quecksilbers entlehnen zu können geglaubt haben. Die Frage über das Alter der örtlichen Lustübel und der Lustseuche hat demnach eine ganz andere Bedeutung gewonnen, und ist aus einer bloſs historisch-litterarischen, eine praktisch-wichtige geworden, und aus diesem Gesichtspunkte hat sie denn der Verf. auch möglichst zu behandeln gesucht. So erhält demnach der Leser in diesem ersten Theile die Geschichte des Trippers, wie er lange vor der Lustseuche vorgekommen, wie er sich nach deren Erscheinung verhalten hat, und wie er in den verschiedenen Perioden, bis auf die neueste Zeit, behandelt worden ist. — Ein sehr allgemeines, von geltenden Autoritäten genährtes Vorurtheil ist, daſs der Tripper erst funfzig Jahre nach Ausbruch der Lustseuche zum Vorschein gekommen. Der Verf. hat im vierten Kapitel nachgewiesen, woranf sich dieses falsche Vorurtheil gründet, und daſs es eine eigentliche, absolute Gonorrhoea gallica nie gegeben, und auch zur Zeit nicht giebt, obgleich noch jetzt Empiriker, deren Gesichtskreis über ihr eigenes Zeitalter nicht hinausreicht, einen syphilitischen und nichtsyphilitischen Tripper — NB. als Folge des unreinen Beischlafes — annehmen. Kurz, der Verf. glaubt in vorliegendem ersten Theile den historisch-kritischen Beweis geliefert zu haben, daſs es ein absolutes, vom Schankercontagium wesentlich verschiedenes Trippercontagium giebt, und daſs zweitens der Tripper post venerem vulgivagam keine Folge einer bloſsen «Irritation quelconque» ist, wie die neueste französische Schule vermeint. Das sechste Kapitel enthält «praktische Bemerkungen über die zweckmäſsigste Behandlung

lung des Trippers», die bei den vielen Mifsgriffen, welche gerade jetzt wieder an der Tagesordnung sind, nicht ganz unwillkommen, und manchem Praktiker nützlich sein dürften. — Den Beschlufs des ersten Theiles machen: II. «Geschichtliche Spuren der als häufige Nebenzufälle und Folgen des Trippers bekannten Localübel vor Erscheinung der Lustseuche», woraus erhellet, dafs ebenfalls schon lange, sehr lange vor der Lustseuche, alle die Nebenzufälle in Folge des Trippers, Hodengeschwulst, Stricturen der Harnröhre, Geschwüre und Fisteln im Mittelfleische, Feigwarzen, bekannt waren, woran wir noch heutiges Tages laboriren.

Derselbe.

Einige Bemerkungen über Hunger- und Inunctionscur, Sublimatcur, Speichelcur und Behandlung der Syphilis ohne Quecksilber; Rust's Magazin Band 32. Heft 2. — Die nächste Veranlassung zu diesem Aufsatze waren die Betrachtungen des Hrn. Hofmedicus Schmidtmann, «über die jetzt gangbaren Hungercuren», im Hufelandschen Journal, Septemberheft 1829. S. 3 bis 39. — Der Verf. vertheidigt darin die Hunger- und Inunctionscur gegen die ungerechten Vorwürfe und Beschuldigungen des Herrn Schmidtmann, welcher unter andern die Hungercur einen «Köder» genannt hatte, den vornehmen und geringen Pöbel anzulocken. Es wird nachgewiesen, dafs weit entfernt, dafs die peinliche und gefürchtete Hungercur ein solcher Köder genannt werden könne, vielmehr die Sublimatcur, welcher Herr Schmidtmann so ungebührliches Lob spendet, ein Köder sei, welcher auf leichte und bequeme Weise die Syphilis zu heilen verspreche. Es wird dann gezeigt, dafs der Sublimat, nach welcher Methode auch angewandt, das souveraine Mittel besonders gegen hartnäckige und verjährte Lustseuche keineswegs sei, sondern dafs dieser Ruhm viel eher der von Schmidtmann so bitter angefeindeten Hunger- und Inunctionscur

zukomme. — Von der nichtmercuriellen Behandlung aber der secundären Lustseuche heifst es:

Caute incedite, latet ignis sub cinere doloso!

Thomas Simmons.

Case of Gonorrhoea, alternating in a singular manner with bilious remittent fever, accompanied by reflections; The London med. and surg. Journal for June 1830. pag. 509. — Nachdem jemand schon dreimal am Tripper gelitten hatte, wurde er nun gleichzeitig von einem Gallenfieber befallen, welches mit dem Tripper alternirte. War das nicht Zufall, sondern eine gegenseitige Metastase, so soll dadurch die nicht-specifische Natur einer syphilitischen Affection bestätigt werden. (Mit nichten! Es ist eine bekannte Sache, dafs während eines acuten Fiebers, und während der Paroxysmen eines remittirenden oder intermittirenden Fiebers, gewohnte krankhafte Secretionen irgend einer Art grofsentheils oder ganz aufhören; ja dafs das Eintrocknen von Geschwüren und Ausschlägen, als Zeichen und Vorbote eines bevorstehenden schweren Fiebers betrachtet werden kann. Ganz auf ähnliche Weise hat hier der Tripper während der Fieberexacerbation cessirt, und sich nach derselben wieder eingestellt; darin besteht das ganze Wunder, dessen Erklärung, meine ich, auf der Hand liegt. Es ist mir gar nichts Neues, dafs Tripperkranke, welche von einem catarrhalischen oder gastrischen Fieber befallen werden, während desselben gewöhnlich wenig oder gar keinen Ausflufs bemerken; sobald aber der fieberhafte Zustand nachläfst, kehrt der Tripper in seiner ganzen Stärke wieder. Darauf beruht, beiläufig gesagt, auch die Möglichkeit der Trippermetastase auf die Augen, Ohren, Nase, einzelne oder alle Gelenke, indem durch Erkältung oder andere Ursache eine heftige Alteration des gesammten Organismus herbeigeführt wird, welche die entzündliche Affection der Harnröhre aufhebt, und den Tripperstoff gleichsam anderswohin absetzt. S.)

Fortunato Tambone

hat mittelst Mercurial-Fufsbäder zwölf Fälle inveterirter Lustseuche geheilt; Osservatore med. Febr. 1830. London med. and phys. Journal. May 1831. (Ich will von diesen zwölf durch Mercurial-Fufsbäder geheilten Fällen von inveterirter Lustseuche gerade nicht sagen: Se non è vero, è ben trovato; aber ich möchte doch eben nicht rathen, auf diese Fufsbäder bei wirklich inveterirter Lues zu viel zu bauen. Sie möchten dem Vertrauen, was der Italiener ihnen geschenkt hat, schwerlich entsprechen. Solche leichte und galante Methoden gegen die sehr ungalante Krankheit, rühren in der Regel von Aerzten her, welche die tückische Natur des Feindes, den sie bekämpfen wollen, nicht recht kennen. Gegen wirklich inveterirte Lustseuche gleichen solche Mercurial-Fufsbäder einer kindischen Spielerei; denn wie sollen diese eine Alteration im Organismus zu Stande bringen, die bekanntlich gegen ein eingewurzeltes venerisches Siechthum eben so anhaltend als tiefgreifend sein mufs. «Apage», sagt ein Arzt im 15ten Jahrhundert, «lippientes tonsores, qui tabellis, opiatis, pilulis dum curationem pollicentur, verba dant aegris, aut infernut necem.» S.)

Thorburn.

Case of Priapism, London med. Gazette; April 17. 1830. — Der Verf. beseitigte das Leiden durch Oleum Ricini, Terebinth. Camphora, Opium, Calomel und Blutegel. Wegen nachfolgender Abscesse in den cavernösen Körpern wurden Incisionen erforderlich.

Tott.

Behandlung der Induration der Hoden; Journal von v. Gräfe und v. Walther, Band 14. Heft 1. 1830. — In einem Falle bewirkte die Jodine bedeutende Erweichung, in einem anderen war aber auch sie, so wie die übrigen gewöhnlichen Mittel, erfolglos, und die Heilung

wurde durch gleiche Theile Pulvis Belladonnae und Extr. Conii nach dreimonatlichem Gebrauche bewirkt. Bei eintretender Narcose wurde ausgesetzt, und neben anderen nöthigen Beobachtungsmaafsregeln, ein Umschlag aus Belladonna, Digitalis und Althaea angewandt. (Gegen Induration der Hoden ex causa gonorrhoica, wenn sie nicht schon zu lange bestanden und scirrhös geworden, habe ich Calomel, mit Cicuta in Pillen, beides in steigenden Gaben, äufserlich Neapelsalbe auf Leinen gestrichen umgelegt, oder ein längere Zeit getragenes Mercurialpflaster, noch immer mit dem besten Erfolge gebraucht. Gegen alte, Jahre lang bestandene Induration aber thut man am besten, nicht viel zu unternehmen, wenigstens nicht lange daran zu curiren; denn selten, dafs es gelingt, den Umfang derselben wesentlich zu mindern. S.)

Benjamin Travers.

Observations on Pathology of venereal affections. London, 1830. — Der Verf. theilt in dieser Schrift, welche das Ergebnifs von den Versammlungen der Hunterschen Gesellschaft ist, die Ansichten über Trippergeschwür und Tripperseuche mit. Erstes unterscheidet sich von dem syphilitischen dadurch, dafs es weniger entzündet, oberflächlich und flechtenartig ist. Bei dem syphilitischen Geschwür geht die Entzündung tiefer ein, nähert sich dem lividen und ist fressend. Das Kind kann schon im Mutterleibe von dem Trippergifte angesteckt werden, so wie auch beim Säugen. Gegen den Tripper hilft kein Mittel mehr, als der Copaivabalsam; vorzüglich sind auch die Einspritzungen von Blei, Kupfer und Zink. Hodengeschwülste, Phimose und ähnliche begleitende Zufälle, entstehen unter 10 Fällen neunmal von Unreinlichkeit oder fehlerhafter Behandlung des primären Leidens. Besonders ausführlich ist das Swan-Alley-Geschwür beschrieben, so genannt, weil es in diesem Theile des Sct. Katharinen-Distrikts häufig vorkommt. London med. Gazette, April 1830.

London med. and phys. Journal, Juni 1830. London med. and surg. Journal, Jul. 1830. Hallische Litteraturzeitung, Jul. 1831. (Travers ist der falschen Meinung, daſs Tripper- und Schankerstoff identischer Natur sind, eine Meinung, welche durch die Geschichte, so wie durch Theorie und Erfahrung zur Genüge widerlegt ist. Auf den Tripper folgen nur dann secundäre Symptome, wenn Excoriation und Verschwärung statt findet, was nicht einmal wahr ist, indem die Harnröhre beim bösartigen Tripper oft verletzt wird, ohne daſs deswegen secundäre Symptome einer so zu nennenden Tripperseuche zum Vorschein kommen, welche in Halsgeschwüren, Affectionen der Haut und der Knochen bestehen sollen, und den secundären Symptomen der eigentlichen, vom Schanker entstehenden Syphilis ziemlich nahe kommen. Abgesehen aber von den bekannten Metastasen des Trippers: Hodengeschwulst, Versetzung des Tripperstoffes auf die Blase, auf die Augen, auf die Ohren, auf die Nase, und in der Form acuter und chronischer Gicht, auf die Gelenke, Metastasen, welche sich doch wesentlich von den gewöhnlichen secundären Symptomen der Lustseuche unterscheiden, sind es nur die Flechten, welche als gemeinsame Folgen sowohl des Trippers, als des Schankers bezeichnet werden können. Und doch ist auch die Tripperflechte von den flechtenartigen syphilitischen Hautausschlägen für den bewanderten Kenner leicht zu unterscheiden. Die Tripperflechte ist trockener, flacher, dem weiſsen Aussatze ähnlich; die syphilitische wirft dicke, nässende Borken auf, und nähert sich der feuchten, sogenannten fetten Krätze. — Das Swan-Alley-Geschwür ist ein brandiges, rasch um sich greifendes syphilitisches Geschwür, was bei jungen öffentlichen, schlecht genährten und mit Branntwein dagegen überladenen Dirnen vorkommt. Bei der englischen Armee in Portugal war ein ähnliches unter dem Namen des Black lion bekannt. Die Bemerkung Travers, daſs bei den Individuen, welche von dieser gefährlichen und leicht tödtlichen Geschwürsform

genesen, keine secundäre Lustseuche znm Vorschein kommt, hat ihre Richtigkeit. Nach beendigten Geschwüren der Genitalien ex causa venerea, bemerkt man fast nie secundäre Symptome, was auch Lonvrier aus Erfahrung bestätigt, sowohl von syphilitischen Schankern, als von Bubonen. Ja ich möchte behaupten, selbst nach langwierigen und stark eiternden Schankern findet dasselbe statt. Es scheint, als wenn in der Heftigkeit der örtlichen Entzündung und der langwierigen Eiterung der Seuchenstoff erlischt. S.)

Ch. Carron du Villards.

Du laurier cerisé; Revue med. Septbr. 1830. — Der Verf. lobt den Kirschlorbeer, wovon er meist die Blätter benutzte, in Form von Dampfbädern bei den syphilitischen Degenerationen, welche sich durch Hautleiden manifestiren.

F. A. C. Waitz.

Kurze Schilderung der Quecksilberwuth unter den Aerzten auf Java; Horn's Archiv, 1830, Mai- und Juni-Heft. — W. zeigt das Einseitige und Mangelhafte von Johnson's Lehre über den Consensus zwischen Haut und Leber, und schildert den Mifsbrauch des Quecksilbers auf Java. Johnson gab das Calomel von ℈j — ij — iij selbst viermal des Tages. Ein anderer Arzt hatte binnen zehn Tagen 700 Gran genommen, starb aber auch an dieser Raserei. (Das Quecksilber wird freilich besser, und in gröfseren Gaben, in den heifsen Tropenländern vertragen; aber es ist keine Frage, dafs die Quantitäten, welche namentlich englische Aerzte beim gelben Fieber oft in wenigen Tagen gegeben haben, ans Tolle gränzen, und sich schwerlich vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes rechtfertigen lassen. So z. B. hat Chisholm, wo ich nicht irre, einmal innerhalb fünf Tagen innerlich, äufserlich und in Klystieren 5704 Gran Quecksilber bei einem Menschen in Anwendung gebracht. Quecksilber in Salbenform wurde allein zu sechs Unzen eingerieben. S.)

Georg v. Wedekind.

Fragmente zur Aufhellung der Theorie und Cur der venerischen Krankheiten; Heidelberger klinische Annalen, Band 6. Heft 2. 1830. — Dafs die venerische Krankheit an Heftigkeit abgenommen haben solle, wird eine Grille genannt. Das venerische Schankergeschwür ist nach W. nichts anderes, als eine hinreichend verdorbene Hautfeuchtigkeit. Der Mercur heilt aut evacuando aut corrigendo. Dem Sublimat wird besonders das Wort geredet. Speichelflufs soll vermieden werden. Strenge Diät wird verworfen, besonders die Hungercur. Individuen, welche an Lues consecutiva leiden, stecken nicht an, erzeugen gesunde Kinder. Der Eiter aus ihren Geschwüren wird ohne Erfolg eingeimpft. (De mortuis nil nisi bene; aber ich kann nicht sagen, selbst auf die Gefahr, dafs der zürnende Schatten des verstorbenen Freiherrn v. Wedekind mich des Nachts in meiner Ruhe stören sollte, dafs diese Fragmente viel zur Aufhellung der Theorie und Cur der venerischen Krankheiten beitrügen; denn sie bestehen aus lauter willkührlichen Behauptungen, die gröfstentheils von unbefangener Erfahrung widerlegt werden. Denn dafs die Lues im Allgemeinen an Heftigkeit und Bösartigkeit abgenommen, ist keine Grille; das lehrt die tägliche Erfahrung, wenn wir diese mit dem vergleichen, was uns die Aerzte des 16ten Jahrhunderts vom damaligen Verlaufe der Seuche berichten. Nur so viel ist wahr, dafs sie sich bei einzelnen Individuen noch in unseren Tagen sehr bösartig und rasch zerstörend gestaltet, und warnend an das erinnert, was sie einst allgemein gewesen ist. — Die Erklärung des Schankers aus verdorbener Hautfeuchtigkeit erklärt gar nichts, und schmeckt nach etwas alter und verdorbener Humoralpathologie. Dasselbe gilt nur zu sehr von der Heilkraft des Quecksilbers evacuando aut corrigendo. Dafs der Sublimat das ungemessene Lob, was ihm v. Wedekind oft gespendet, nicht verdient, und seine Anwendung, so wie sein Nutzen, grofse Einschränkung

leidet, ist von mir an anderen Orten ausführlich gezeigt worden. — Der Speichelfluſs aber soll und kann nicht immer umgangen werden; er ist in nicht wenigen Fällen inveterirter Seuche das wesentlichste Adjuvans einer erfolgreichen Mercurialcur, und bisweilen das sine qua non gründlicher Heilung. Das Verwerfen einer strengen Diät beim Quecksilbergebrauche läſst sich nicht einmal nach den Grundsätzen einer rationellen Therapie rechtfertigen, und der Hungercur, wenn sie nur nicht in Verhungerungscur ansartet, kann ihr positiver Werth gar nicht abgesprochen werden. — Daſs Individuen, welche an Lues secundaria leiden, nicht anstecken und gesunde Kinder zeugen, ist nur in sofern wahr, daſs sie nicht immer anstecken, und nicht immer eine ungesunde Nachkommenschaft zeugen. Dasselbe gilt von der nichtansteckenden Kraft des Eiters aus secundären Geschwüren. Die Impfversuche entscheiden durchaus nicht; auch die Pest ist erfolglos eingeimpft worden. Unbegreiflich bleibt mir, daſs ein erfahrener, in der Praxis ergrauter Arzt, wie doch v. Wedekind ohne Widerrede war, die Nichtübertragung der Syphilis durch Lues secund. als allgemeingültigen Grundsatz aufstellen konnte, da doch die Fälle einer solchen Uebertragung gar nicht so selten sind, und sich gar nicht so leicht als bloſse Kinder der Phantasie abweisen lassen. S.)

August Friedr. Weigel.

Dissertatio inauguralis med. de fluore albo, praesertim quoad diagnosin et distinctionem causarum illius etc. Tubingae 1830. — Nach kurzer Angabe der verschiedenen Meinungen der Schriftsteller über den weiſsen Fluſs, stellt der Verf. vier Hauptarten desselben auf: 1) den gutartigen, milden; 2) den metastatischen, bisweilen auch kritischen; 3) den von Trippergift; 4) von Geschwüren, Polypen, fremden Körpern u. s. w.

J. W. West

empfiehlt die Chlor-Soda gegen bösartige Excoriationen und Geschwüre; The London med. Gazette Decbr. 1830.

J. Wiegand.

Beschreibung eines syphilitischen (?) Auswuchses um den After eines Mannes; Hufeland's Journal, September 1830. — Diese Auswüchse, von enormer Gröfse, wie durch zwei Abbildungen versinnlicht wird, safsen sowohl um den After herum, als auch an der inneren Fläche der Vorhaut, und sollen in Folge eines Trippers, dessen Identität mit dem venerischen Leiden seit schon 300 Jahren für bestätigt ausgegeben wird, oder vielleicht auch in Folge eines, möglicherweise zu gleicher Zeit dagewesenen, Geschwürchens in der Harnröhre entstanden sein. (Plenk gedenkt eines ähnlichen ungeheuern Auswuchses bei einem schwangeren Mädchen, der so grofs wie ein Blumenkohlkopf war und weggeschnitten wurde. Es wird aber nicht dabei bemerkt, ob Tripper oder Schanker vorangegangen war. S. dessen Doctrina de morbis venereis. Edit. altera. 1787. p. 72. S.)

Phil. Wilhelm.

Ueber die Behandlung der venerischen Krankheiten; Klinische Chirurgie, Bd. I. München 1830. — Die Syphilis war von jeher da, verschlimmerte sich unter ungünstigen Umständen, wie bei der Entdeckung Amerika's, durch den Feldzug von Neapel, u. dergl. Das Rückschreiten zur gutartigen Form, wurde durch den verschwenderisch gereichten Mercur beeinträchtigt. Zwischen primärer und secundärer Lues gestattet W. keinen Unterschied. Das syphilitische Contagium mufs sich bereits dem allgemeinen Organismus mitgetheilt haben, bis sich eine syphilitische Krankheitsform äufsern kann. Der Verf. theilt die syphilitischen Leiden ein in: I. Entzündungen, II. Geschwüre, III. After-

producte. Die Geschwüre zerfallen in vier Unterarten. (Aus der Ansicht des Verf., dafs die Syphilis von jeher dagewesen, und sich nur periodisch verschlimmert, wie z. B. Ende des 15ten Jahrhunderts, und dafs das Quecksilber ihr Rückschreiten zur gutartigeren Form gehindert, kann der Leser bald merken, dafs es auf eine Verdammung des Metalles und auf eine Lobpreisung des simple treatment abgesehen ist, und das bleibt denn auch für uns die Hauptsache. Seine sonstigen Ansichten und Meinungen verrathen den denkenden Praktiker aber nicht. — Zu den Versuchen, die Syphilis ohne Quecksilber zu heilen, habe ihn theils die unzuverlässige, nicht specifische Heilkraft desselben, theils seine für den Organismus oft höchst nachtheilige Wirkung veranlafst. Diese Versuche seien denn auch so gut ausgefallen, dafs er das Quecksilber zur Heilung der Syphilis nicht mehr für nöthig erachtet. — Denn 1) wurde beim nicht-mercuriellen Verfahren jede syphilitische Krankheitsform geheilt; 2) war die Dauer der Cur überall kürzer, 3) die Heilung schöner und vollkommener, als früher beim Gebrauche des Quecksilbers; 4) bekommen die Kranken während der Cur ein gesünderes Ansehen; 5) blieben sie, wenn sie den Vorschriften in der Cur genau nachkamen, und auch nach derselben regelmäfsig lebten, geheilt; 6) waren die Recidive gelind, und wichen leicht wieder derselben Behandlung; 7) zeigte sich die Syphilis, seit der Beseitigung des Quecksilbers, unverkennbar milder. — Zur Bestätigung des glücklichen Erfolges beim simple treatment, werden dann noch (S. 179 bis 215) siebenundneunzig Fälle mitgetheilt, theils von Geschwüren allein, theils in Verbindung mit Tripper- und Leistenbeulen. Viele Heilungen wurden in der That wunderbar-schnell bewerkstelligt, und wir haben nur das an den Krankengeschichten auszusetzen, dafs sie zu flüchtig und oberflächlich erzählt sind, um lehrreich zu sein. Ob und wie viele der Geheilten später an secundären Zufällen gelitten, erfahren wir nicht, obgleich das ein sehr wich-

tiger, ja der wesentlichste Punkt ist, worauf es bei der nicht-mercuriellen Behandlung ankommt, um zu entscheiden, ob sie in diesem Betracht über oder unter der Mercurialcur steht. Bekanntlich sind gerade darüber die Meinungen sehr getheilt, und während Einige behaupten, das simple treatment gebe günstigere Resultate in Betreff der secundären Symptome, behaupten Andere dasselbe vom Quecksilbergebrauche. S.)

(Fortsetzung folgt.)

IV.

Pathological Anatomy. Illustrations of the elementary Forms of Disease. By Robert Carswell, M. D. Professor of pathological Anatomy in the University of London, etc. Fasciculus first. Tubercle. 4 plates, 14 pp. — Fasc. second. Carcinoma. 4 plates, 14 pp. — Fasc. third. Carcinoma. 4 plates, 16 pp. — Fasc. fourth. Melanoma. 4 plates, 16 pp. — Fasc. fifth. Softening. 4 plates, 16 pp. — Fasc. sixth. Hemorrhage. 4 plates, 16 pp. London, printed for the author, and published by Longman, Rees, Orme, Brown, and Green. 1833—34. fol.

Dem trefflichen Werke von Hope, mit dem wir unsere Leser kürzlich bekannt gemacht haben, lassen wir ein nicht minder ausgezeichnetes folgen, das, wie viele andere Erscheinungen unseres Zeitalters, anschaulich macht, welche Fortschritte der Wissenschaft durch den dem Materiellen zugewandten Untersuchungsgeist gesichert werden. Auch in diesem noch in der Fortsetzung begriffenen Werke wetteifern die zu je vier auf jedes Heft vertheilten illuminirten

Steindrucktafeln an naturgetreuer Klarheit und Richtigkeit mit den besten Abbildungen, die wir in der Litteratur der pathologischen Anatomie besitzen, und die beigegebenen Darstellungen beurkunden den geübten Forschungssinn des Verf., der sich weder bei dem Althergebrachten beruhigt, noch dem Neuaufgefundenen einen unnatürlichen Werth beilegt. Die abgehandelten Gegenstände sind aus dem Titel ersichtlich; einige von ihnen könnten vielen für jetzt hinlänglich bearbeitet erscheinen, indessen steht es damit so, wie mit allen Aufgaben der Naturforschung: die gründlichste Untersuchung findet nie das Endresultat, sondern kann sich ihm nur nähern.

Dies gilt namentlich auch von der vielbearbeiteten Tuberkelbildung, der das erste Heft gewidmet ist. Der Verf. sucht hier die bisher noch weniger beachteten Gesichtspunkte auf, eine reife Erfahrung steht ihm zu Gebote, und so muſs sich aus seiner Darstellung manches Beachtenswerthe ergeben, indem er besonders die oft wiederholten Ansichten Laennec's einer genauen Kritik unterwirft. Das wichtigste Axiom, von dem er ausgeht, ist ein humoralpathologisches, das jeder Unbefangene ohne Bedenken unterschreiben wird: Die Tuberkelbildung entsteht durch vorgängiges Erkranken des Blutes, in Folge dessen die secernirenden Flächen auſser dem Produkt ihrer eigenthümlichen Secretion noch Tuberkelmaterie absondern. Der erste, allgemeine Theil dieses Satzes hätte dem Ganzen können vorangestellt werden, die Folgerungen daraus wären gewiſs durchweg richtig gewesen und von der Erfahrung bestätigt worden, der zweite besondere Theil aber trägt, sobald man ihn zu weit ausdehnt, das Gepräge der Einseitigkeit, und dieser kann man den Verf. einigermaaſsen beschuldigen, wenn er die Schleimhäute in den mit ihnen versehenen Organe als diejenigen Gewebe bezeichnet, in denen die Tuberkelbildung entweder ausschlieſslich, oder doch vorzugsweise vorkommt. Daſs sie auch in den serösen Häuten, im Zellgewebe, kurz

überall da vorkommt, wo man sie bisher dargethan hat, räumt er natürlich ohne weiteres ein, treffliche Präparate abbildend, welche dem Kenner willkommen, und für den Anfänger lehrreich sind, die Beweisführung in Betreff der vorwaltenden Absonderung von Tuberkelmaterie in den Schleimhäuten möchte indessen schwerer zu führen sein, als mit der bloſsen Aufstellung von Präparaten, in denen dieselben, wie in den hier abgebildeten, offenbar eine sehr wichtige Rolle spielten. Denn es lieſsen sich diesen ohne groſse Schwierigkeit eine ziemliche Anzahl anderer entgegenstellen, in denen andere Organe noch wichtiger gewesen sind, wie sich z. B. Ref. Präparate gesehen zu haben erinnert, in denen die Tuberkelmaterie nach dem Laufe von Arterien, zu beiden Seiten derselben abgesondert war, so wie ohne Zweifel noch eine viel gröſsere Menge anderer, in denen die Frage, ungeachtet der Gegenwart von Schleimhäuten, unentschieden bleiben muſs. Die Abrundung der Tuberkeln, auf die man hier und da wohl einigen Werth gelegt hat, hält der Verf. für durchaus unwesentlich, indem er zeigt, daſs die Gestaltung der abgesonderten Tuberkelmaterie mehr zufällig ist, und von den umgebenden Theilen, der Art des Widerstandes, den dieselben verursachen, u. s. w. abhängt, wie denn z. B. in den Bronchien cylinderartige Tuberkeln vorkommen, die in eine, die nächsten Luftzellen ausfüllende, wie Blumenkohl gestaltete Masse übergehen, und in den Gallengängen die Tuberkelmasse traubenartig gestaltet ist. Ueber alle diese verschiedenen, zum Theil aber schon längst bekannten Gestaltungen der Tuberkeln geben die abgebildeten Präparate genügende Auskunft, wie denn bei den Lungen die schon von Laennec hinreichend beschriebene infiltrirte Form, dann die von den Späteren genauer angegebene körnige, an deren Bildung wohl in den meisten Fällen die Luftzellen den entschiedensten Antheil haben, und die Tuberkelmassen, welche einzelne Lungenläppchen ganz ausfüllen, durch ausgewählte Präparate versinnlicht werden.

Ueber die Consistenz und Farbe der Tuberkelmaterie trägt der Verf. gröfstentheils Bekanntes vor, jedoch nicht ohne genauere Wahrnehmungen und Unterscheidungen. Die graue halbdurchsichtige Substanz kommt seinen Beobachtungen zufolge, keinesweges immer und überall vor der gelben vor; niemals im Fruchthalter und den Fallopischen Röhren, in den Ureteren, dem Nierenbecken und der röhrenförmigen Nierensubstanz; niemals in den Schleimhöhlen der Därme, in den lymphatischen Gefäfsen und den Gallengängen, auch nicht im Gehirn und in den Luftröhren von einigem Umfang. Häufig wird sie dagegen gesehen in den Luftzellen und auf der freien Oberfläche der serösen Häute, vorzüglich der Bauchhaut, unter den schon von früheren Schriftstellern angegebenen Verhältnissen. Der Verf. erklärt sich das Zustandekommen der grauen, halbdurchsichtigen Masse mit ihren gelben Kernen aus den schon angedeuteten Prämissen: Das Blut ist erkrankt und enthält Tuberkelmaterie; auf den absondernden Häuten wird also kein reines Secret, sondern mit jener Materie vermischter Schleim oder Serum abgesondert, woraus sich dann die Tuberkelmaterie in Gestalt der gelben Kerne niederschlägt, so dafs also die dieselben umgebende graue Masse nicht als eine wesentlich zu diesen gehörige, sondern nur als eine fremdartige, mit der gelben vermengte angesehen wird. Man sieht, der Verf. läfst keine Gelegenheit, seiner Ansicht in Betreff der Schleimhäute das Wort zu reden, vorübergehen. Seine Erklärung von dem Ursprunge der grauen Substanz mufs indessen fallen, sobald man ihm beweist, dafs auch in dem Zellgewebe der Lungen, entfernt von den Luftzellen, Tuberkeln entstehen, in denen der gelbe Kern von grauer Masse umgeben ist, wie das nicht schwer fallen kann, denn dafs alle Tubercula miliaria mit grauer Substanz in den Luftzellen abgesondert sein sollten, ist nicht wohl zu behaupten. Die Trennung der Tuberkelmaterie von abgeschiedenen Flüssigkeiten ist indessen zuweilen deutlicher zu erweisen, besonders am tuberculösen

Peritonäum, wo der Verf. drei Stadien dieses Prozesses deutlich unterschieden zu haben versichert. Zuerst fand er nämlich einen Theil dieser Haut mit frisch abgesonderter plastischer Lymphe bedeckt; neben einer solchen Stelle fand er dieselbe plastische, halb durchsichtige Substanz zum Theil organisirt, und kugelförmig gestaltete tuberculöse Materie einschliefsend, und endlich an einer dritten Stelle die plastische Lymphe in ein vasculöses, mit seröser Haut bedecktes Zellgewebe verwandelt, und in diesem, zwischen der ursprünglichen Oberfläche des Peritonäums und der neugebildeten serösen Haut die Tuberkelmaterie abgelagert, körnig abgerundet, und von der Farbe und Consistenz von festem Käse.

Den Ursprung der Tuberkeln aus Hydatidenbildung — auch diese Hypothese hat ihre Vertheidiger gefunden — leugnet der Verf. ganz, oder beschränkt ihn wenigstens auf die seltensten Fälle. Ueber die chemischen und mechanischen Verhältnisse der Tuberkeln erfahren wir das Bekannte, in Betreff der Erweichung aber leugnet C. mit den meisten neueren Forschern jeden krankhaften Prozefs, der sich im Innern des Tuberkels selbst entwickeln soll, in sofern dieser nämlich als unorganisirt, keiner organischen Veränderung überhaupt fähig sei. Was mithin hier geschieht, müsse von aufsen kommen. Wässerige Flüssigkeit, Eiter, Jauche u. s. w. dringe in den Tuberkel ein, und bewirke schneller oder langsamer seine Erweichung, wobei am meisten die Zustände der benachbarten Theile, namentlich Atrophie, Verschwärung, Mortification u. s. w. in Betracht kommen. Dies im Allgemeinen zugestanden, bleibt aber nun noch die eine Schwierigkeit zu lösen, dafs man doch häufig feste Tuberkeln in den Lungen antrifft, bei denen das Gefüge äufserlich offenbar unverändert ist, und eben so offenbar die Erweichung im Mittelpunkte begonnen hat, wie es denn am Tage liegt, dafs die Häufigkeit dieser Erscheinung zu der bekannten Laennecschen Ansicht von der Tuberkelerweichung Veranlassung gegeben

hat. Der Verf. sah dies wohl ein, und versuchte nach seiner Hypothese die Sache zu erklären. Die scheinbare Erweichung von innen soll nämlich daher rühren, dafs in den Tuberkeln, die sich in den Luftröhren gebildet haben, von Anfang an in der Mitte ein Raum bleibt, der nicht mit Tuberkelmasse, sondern nur mit Schleim oder irgend einer andern Flüssigkeit angefüllt ist; dasselbe Verhältnifs soll bei den in den Luftzellen gebildeten Tuberkeln obwalten. Man sieht also wieder, der Verf. ist so ganz in seine Schleimhauthypothese verliebt, dafs er sie schon als eine unbestreitbar sichere Prämisse hinstellt. Diese Art medicinischer Logik ist zwar sehr gewöhnlich, aber deshalb bei Untersuchungen, die von erwiesenen Thatsachen ausgehen sollen, nicht minder tadelnswerth; fast möchte man auch fragen, wie denn die Centralerweichung der Mesenterialtuberkeln, welche doch ganz gewifs erwiesen ist, erklärt werden solle? Ein Tröpfchen verhaltener Milchsaft würde doch schwerlich hier ausreichen.

Fast scheint es, als wolle der Verf. geflissentlich von seinen Vorgängern abweichen, wenn er auch die Annahme von Tuberkeln, die in einen Balg oder eine Kapsel eingeschlossen sind (Tubercules enkystés), von der Hand weist. Sie soll in den Lungen auf einer blofsen Täuschung beruhen, indem (wieder nach der beliebten Schleimhauthypothese) wohl gewifs in den meisten Fällen die ausgedehnten Luftzellen für eigenthümliche Bälge angesehen worden seien, fast so wie die ausgedehnten Enden der Gallengänge in der Leber, welche ebenfalls häufig genug Tuberkelmasse enthalten. Was nun den Verlauf und den Ausgang der tuberculösen Entartungen betrifft, so erklärt sich der Verf., und wohl mit Recht, gegen die viel zu allgemein angenommene Unheilbarkeit derselben, indem ihm Fälle vorgekommen seien, wo eine Resorption und demnächstige Wiederausscheidung der Tuberkelmasse nicht nur aus den Lungen und den Bronchialdrüsen, sondern auch aus dem Mesenterium und den äufseren lymphatiscen Drüsen stattgefun-

gefunden haben müsse. Diese kann niemand leugnen, auch sind die Thatsachen hierüber wohl allgemein bekannt; indessen scheint der Verf. bei den äufseren Scrofeln wohl viel zu bereitwillig tuberculöse Entartung anzunehmen, welche gewifs doch nur in den höchsten Graden der Scrofelkrankheit einzutreten pflegt; auch leidet es wohl keinen Zweifel, dafs jene Fälle immer zu den sehr seltenen gehören werden. Vergleichen wir diesen ganzen Abschnitt mit dem gleichlautenden bei Andral, so mufs diesem offenbar in Hinsicht der Klarbeit und Vielseitigkeit der Untersuchung der Preis zuerkannt werden. Neues kommt hier eben nicht vor, wiewohl der Verf. durchgängig nach Originalität strebt.

Die meisterhaft entworfenen Abbildungen auf den vier Tafeln dieses Heftes sind fast alle so ausgewählt, dafs die Theorie des Verf. über Tuberkelbildung durch sie unumstöfslich bewiesen werden müfste, wenn ihnen nicht andere Präparate entgegengestellt werden könnten. Es läfst sich gegen sie an sich durchaus nichts einwenden, und von der Wahrheitsliebe des Verf. sind wir vollkommen überzeugt. Nur gegen die Auswahl läfst sich die Einwendung machen, dafs sie einseitig ist, und dafs es bei der Vielseitigkeit des Tuberkelprozesses, wenigstens in der Art, wie der Verf. zu Werke gegangen ist, leicht sein würde, irgend eine andere Ansicht von der Entstehung und dem Sitze der Tuberkelbildung als die allein richtige zu beweisen. Des Verf. Präparate werden in dem Streite und den Erörterungen, denen wir jetzt entgegensehen, immer einen vorzüglichen Werth behaupten, und gewifs zu einem, der Sache sehr dienlichen Wetteifer auffordern. Wir heben als ganz besonders bemerkenswerth die seltene Abbildung eines tuberculösen Uterus mit seinen ebenfalls tuberculösen Fallopischen Röhren heraus (Tab. II. Fig. 1.), wo die Tuberkelmasse offenbar ein krankhaftes Secret der Schleimhaut darstellt; dann einer tuberculösen Niere (Tab. II. Fig. 5.); eines tuberculösen Darmkanals, mit in gleicher

Weise entarteten Mesenterialdrüsen (Tab. III. Fig. 1.), und eines Stückes vom Gekröse mit Verkalkung tuberculös gewesener Drüsen (Tab. IV. Fig. 5.), welches Präparat die Möglichkeit heilsamer Rückbildungen in der Atrophie anschaulich macht.

Das zweite und dritte Heft enthalten das Carcinom im weiteren Sinne des Wortes, wie dieser schon längst den Franzosen und Engländern geläufig ist. Zuvörderst war eine allgemeine, encyclopädische Darstellung der sogenannten Afterproductionen (heterologous formations) nothwendig, da bei der noch immer grofsen Verschiedenheit der Ansichten über die hier zu erörternden höchst schwierigen Gegenstände, und der nicht gleichlautenden Terminologie derselben, Mifsverständnisse leicht möglich gewesen wären. Den allgemeinsten Charakter der Afterproductionen findet der Verf. in der Gegenwart einer Substanz, die nicht im gesunden Körper vorkommt. Diese ist aber sehr verschiedenartig, und danach werden denn folgende Genera aufgestellt: Carcinoma, Melanoma, Pyonoma, Tyroma und Lithoma. Das Genus Carcinoma umfafst sechs Arten, die zum Theil nach der neuesten Terminologie benannt werden, nämlich: Scirrhus, Sarcoma vasculare, pancreaticum, mammarium, medullare und Fungus haematodes. Neuere, kürzlich erst wieder von Hope wiederholte Untersuchungen haben es aufser Zweifel gesetzt, dafs diese Arten zusammen gehören, wie dies denn auch in der Kritik von Hope's pathologischer Anatomie erörtert worden ist; natürlich fehlt es nicht an verschiedenen Meinungen in Betreff dieser und jener Afterproduction, wenn indessen die gediegenen Arbeiten, zu denen wir ganz besonders die vorliegende rechnen, sich vervielfältigt haben werden, so mufs bald eine festere Basis als bisher gewonnen sein. Dafs die genannten Afterproductionen in der früheren Zeit ihrer Entwickelung oft dieselben allgemeinen Charaktere darbieten, so verschiedenartig sie sich auch späterhin entwickeln, dürfte wohl

jetzt ziemlich allgemein anerkannt werden, eben so, daſs sie sämmtlich Zerstörung oder gänzliche Umwandlung der Gewebe, in denen sie ihren Sitz haben, herbeiführen. Daſs sie verschiedene Organe in demselben Individuum befallen können, brauchte wohl nicht angeführt zu werden. Die Angabe, daſs sie sämmtlich denselben reproductiven Charakter, wenngleich in verschiedenen Graden besitzen, bedürfte noch einiger Erläuterungen; und daſs zuweilen verschiedenartige Afterproductionen zu gleicher Zeit neben einander in demselben Organe bestehen, hätte füglich hier noch beigefügt werden können. Ein wichtiger Unterschied der Afterproductionen beruht nach dem Verf. darin, ob sie gar nicht (oder wenig), oder ob sie organisationsfähig sind. Ihre mechanischen Verhältnisse, Gestalt, Lage u .s. w. hängen nach den gemachten Erfahrungen mehr von zufälligen, äuſseren Umständen ab, so wie ihr Wachsthum und ihre Ernährung groſsentheils von dem Nutritionszustande des Theiles, in dem sie ihren Sitz haben. Vollständig durchführen läſst sich der gemachte Unterschied im Einzelnen freilich nicht, in Betreff des Carcinoms findet sich indessen der Verf. veranlaſst, dasselbe vorläufig in die Arten Scirrhoma und Cephaloma einzutheilen. Die wesentlichen Eigenschaften beider Arten erhellen besonders aus den bekannten, schon von anderen Beobachtern zum Theil genau beschriebenen Varietäten derselben. Beim Scirrhoma sind es: 1) der eigentlich sogenannte Scirrhus, in dessen Beschreibung die Autoren übereinstimmen; 2) Abernethy's Sarcoma pancreaticum, so genannt, weil das Gefüge desselben auf der Durchschnittsfläche dem Bau des Pancreas ähnlich ist; 3) die Speckgeschwulst, das Tissu lardacé der Franzosen; 4) Cruveilhier's Cancer gélatiniforme (aréolaire), bei dem eine feste gallertähnliche Masse in Zellen enthalten ist; Laennec nannte diese Masse Matière colloïde. — Beim Cephaloma: 1) Abernethy's Sarcoma vasculare (common vascular or organized Sarcoma). Fester, gleichförmi-

ger, faser- oder lappenförmig gelagerter Faserstoff, ohne den rothen Bestandtheil des Blutes, mit einem gewissen Grade von Durchsichtigkeit, und mit Gefäßen durchweht; 2) desselben Sarcoma mammarium, wenn es auf der Durchschnittsfläche dem Gefüge der Brustdrüse oder des Kuheuters gleicht; 3) Sarcoma medullare, wobei die grofsentheils schon obsolet gewordenen Synonyme einiger Autoren angeführt werden, als Burns spongoid inflammation, Monro's milchähnliche Geschwulst (milk-like tumor), der weiche Krebs (soft cancer) verschiedener Schriftsteller, und Baillie's pulpy testicle. Der Unterschied des Markschwammes vom Blutschwamme wird mit Recht als ein nicht wesentlicher betrachtet, und der Verf. verweilt dann noch besonders bei den Schwierigkeiten der Unterscheidung dieser einzelnen Arten und Varietäten, die vorzüglich darauf beruhen, dafs sich auf den einzelnen Entwickelungsstufen derselben zuweilen durchaus keine bestimmten Kriterien der Vorhersagung ihrer weiteren Metamorphosen darbieten, und ihre Uebergänge oft gar nicht zu berechnen sind. Seinen Erfahrungen zufolge hat man immer um so eher auf eine langsame Entwickelung und geringe Neigung zur Wiedererzeugung zu hoffen, je mehr die Afterproductionen an der Natur des Faserzellgewebes, oder des Fasergewebes oder des Zellgewebes Theil nehmen.

Gründlichkeit und Vielseitigkeit der Naturbeobachtung macht, worüber sich die Unkundigen billig verwundern können, die Definitionen einzelner Begriffe immer schwieriger, weshalb es denn auch gerathen ist, von der Sucht, alles schulgerecht definiren zu wollen, sich fern zu halten. So ist es denn auch mit dem Begriffe Carcinoma, womit unsere Vorfahren, weil sie weniger vielseitig geforscht hatten, leichter fertig wurden. Der Verf. giebt folgende Hypotypose: Das Carcinom besteht in der Bildung oder Ablagerung einer eigenthümlichen Substanz, welche in Hinsicht ihrer Consistenz, Gestaltung und Farbe grofse Verschiedenheiten darbietet, oftmals einen bestimmten Bau an-

nimmt, mit eigenthümlicher Gefäfsbildung, eine allmähliche Zerstörung oder Umwandlung der Gewebe, in denen es seinen Sitz hat, herbeiführt, nach und nach, oder gleichzeitig eine gröfsere oder geringere Anzahl von Organen afficirt, und eine auffallende Tendenz zur Wiedererzeugung darbietet. Es ist entweder ein Produkt der Nutrition, mitten im Gewebe der Organe, oder der Secretion, auf einer freien, absondernden Oberfläche; seine ursprüngliche materielle Ursache also ist im Blute zu suchen, wogegen in theoretischer Hinsicht nicht viel einzuwenden sein möchte. In der ersten Beziehung ist der Verf. mit grofser Sorgfalt den ersten Spuren der Carcinombildung in der Leber und im Magen nachgegangen. In der Leber bestanden sie in einer leichten Veränderung der Farbe in genau abgegränzten Räumen, in den Acinis, und zwar in einem allein, oder in mehren zugleich. Ihre natürliche rothe oder gelbe Farbe hatte sich in eine milchweifse oder strohgelbe umgewandelt, mit merkbarer Zunahme der Consistenz, und bei unveränderter Gestalt und Gröfse, aus welchem letztern Umstande hervorzugehen scheint, dafs die fremdartige Substanz, anstatt der normalen, durch den Nutritionsprozefs in ihnen abgesetzt war. Späterhin bilden die so umgewandelten Acini deutliche Gruppen, von drei, vier, bis zwanzig, und setzen so hanfkorn- oder kirschengrofse Geschwülste zusammen, in denen der Bau der Leber allmählich verschwindend, in das Gefüge irgend einer Varietät des Carcinoms übergeht. Eine ähnliche blasse Färbung kleiner Stellen mit anfänglich beibehaltener normaler Form zeigt sich in der Muskelhaut des Magens, viel weniger deutlich in dem Zellgewebe desselben, und die allmählichen Uebergänge in die scirrhöse Structur lassen sich dann immer bemerkbarer nachweisen, bis Zellgewebe und Muskelfasern sich in eine gleichmäfsige Masse verwandeln, die dann entweder erweicht, oder in Markschwamm, Blutschwamm oder Carcinoma mammarium übergeht.

Auf den serösen Häuten, namentlich der Pleura und

dem Peritonäum, wird die fremdartige, carcinomatöse Substanz zuweilen unmittelbar und ohne alle vorgängige Metamorphose abgesondert, und bildet hier eine Menge von Geschwülsten von verschiedener Gröfse, Consistenz und Farbe. Eine besondere Beziehung der Function der serösen Häute zur Carcinombildung anzunehmen, ist durchaus unzulässig, und überhaupt scheint die Natur der Afterproductionen von localen Bedingungen sehr unabhängig zu sein. Der Grund ihrer Entstehung liegt tiefer, und der Verf. bietet alle Gründe der Erfahrung und einer rationellen Pathologie auf, um zu erweisen, dafs derselbe in einer primären Affection des Blutes zu suchen sei. Bei dem gegenwärtigen Umfange unserer Kenntnisse hält es nicht mehr so schwer, einen solchen Beweis zu führen, als ehemals, denn schon längst hat man die Gegenwart carcinomatöser Substanz in den Blutgefäfsen, und zwar unter sehr verschiedenartigen Verhältnissen, ja selbst in dem in das Zellgewebe und auf die Oberfläche von Organen ergossenen Blute thatsächlich festgestellt, worüber schon Hope lehrreiche Abbildungen gegeben hat, wenngleich die Gegner dieser humoralpathologischen Ansicht immer noch auf die Annahme von Einsaugung aus einem schon conformirten Carcinom fufsen konnten. Dafs man die in Rede stehende Subsanz bisher nur entweder in den Venen oder den Haargefäfsen gefunden hat, erklärt sich der Verf. aus der im Leben wie nach dem Tode noch fortwirkenden Contractilität der Arterien, die alle Anhäufung von Blut in diesen Gefäfsen unmöglich macht, und also auch die Ansammlung und Vereinigung jener Substanz verhindert, nicht aber aus irgend einer Eigenthümlichkeit in den Verrichtungen der Venen oder Haargefäfse. Die verschiedenen Erscheinungen der carcinomatösen Substanz in den Venen erläutert der Verf. nach seinen und anderer Erfahrungen, wobei er beständig den Zweck vor Augen behält, zu erweisen, dafs der originäre krankhafte Prozefs, der hier zum Grunde liegt, sich selbstständig in dem Blute

entwickelt, und durchaus nicht durch Resorption aus schon gebildeten carcinomatösen Geschwülsten zu Stande kommt, welche er ohne weitere Gründe geradehin leugnet. Dafs dies indessen so geradehin doch nicht geschehen kann, geht, abgesehen von allen anderen Erscheinungen, aus der analogen Resorption anderer Substanzen, z. B. des Eiters und der Jauche hervor, man müfste denn die Venenresorption überhaupt leugnen wollen. Auch könnte ja der Verf. jene Resorption aus schon gebildeten carcinomatösen Geschwülsten immerhin zugeben, ohne dafs darauf ein wesentlicher Widerspruch gegen seine Annahme eines primären krankhaften Prozesses im Blute zu begründen wäre. Verschiedene Ansichten englischer Schriftsteller, die der Deutschen kennt der Verf. nicht, wie dies bei seinen Landsleuten üblich ist, — werden dann durchgegangen, und entweder als unhaltbar, oder als leicht zu vereinigen mit der aufgestellten Theorie dargestellt, welche denn auch, da sie keinem einzigen Gewebe bei der Bildung der Afterproductionen eine Suprematie einräumt, sondern diese aus der erkrankten allgemeinen reproductiven Thätigkeit herleitet, als eine umfassende, vielseitige und naturgemäfse anerkannt werden mufs. Mancherlei Ausstellungen werden denn noch zum Schlufs gegen die Annahmen von Andral und Cruveilhier gemacht, die wir indessen als blofs kritisch und immer wieder zurückführend auf die Hauptansicht des Verf. übergehen.

Die in diesem Hefte gegebenen Abbildungen sind sehr ausgezeichnet und lehrreich. Auf der ersten Tafel sind in drei Abbildungen carcinomatöse Verbildungen des Magens dargestellt, mit deutlichen Uebergängen der scirrhösen, speckigen und brustdrüsenähnlichen Formation in einander. Diese Uebergänge werden in den drei Abbildungen der zweiten Tafel, welche wieder Magenkrebs in verschiedener Ausbildung darstellen, noch viel deutlicher. Die dritte Tafel zeigt einen carcinomatösen Mastdarm, ein Krebsgeschwür des Magens, ein Carcinom des Zwölffingerdarms,

das nur auf die Schleimhaut beschränkt war, und blumenkohlartige fungöse Auswüchse in einer weiblichen Harnblase. Die vierte Tafel enthält Leberpräparate, welche das Mitgetheilte bestätigen, und zum Theil markschwammartige Ansammlungen in den Venen darstellen. Nicht leicht möchte man in irgend einem neueren Werke eine besser gewählte Sammlung von Präparaten zur Erläuterung des in Rede stehenden Gegenstandes antreffen, nirgends sind die Uebergänge der verschiedenen Formen der carcinomatösen Entartungen deutlicher vor Augen gelegt, als hier.

Das ganze folgende Heft ist noch demselben reichhaltigen Gegenstande gewidmet, wo denn zunächst von den physischen Charakteren des Carcinoms die Rede ist. In Betreff der originären Formen desselben erinnert der Verf. an das, was über dessen erste Evolution in der Leber und im Magen gesagt worden ist; über die sonstigen Gewebe und Organe haben wir noch keine hinreichende Erfahrung, und es scheint, als müfste hier in der Folge das Microscop den Ausschlag geben. Auf den späteren Entwickelungsstufen läfst sich der knollenförmige, der lagenförmige und der geästelte Bau des Carcinoms deutlich unterscheiden. Die Verhältnisse, unter denen diese bedeutenden Formverschiedenheiten zu Stande kommen — sie sind fast durchgängig von dem ursprünglichen Bau der betroffenen Organe abhängig — werden klar und anschaulich auseinandergesetzt, so dafs sich auch hier wieder, wie in der ganzen trefflichen Abhandlung, das Zufällige dem Wesentlichen unterordnet. Der Umfang, den die carcinomatösen Geschwülste erreichen, ist gröfstentheils von dem Drucke abhängig, dem sie ausgesetzt sind, doch kommt bei den cephalomatösen Productionen auch die Gegenwart von Gefäfsen in denselben, als unabhängig von dem äufsern mechanischen Einflufs in Betracht. Die verschiedenen Färbungen der Carcinome beschreibt der Verf. sehr genau und erfahrungsgemäfs, in Betreff der Consistenz aber weicht er von den früheren Autoren darin ab, dafs er dieselbe keinesweges

immer von den Entwickelungsstufen der carcinomatösen Productionen abhängig sein läfst. Die Beschaffenheit des Organs, in dem die carcinomatöse Ablagerung geschieht, die ursprüngliche, chemische Zusammensetzung der abgelagerten Masse, und die späteren Veränderungen in dieser selbst wie in den umgebenden Theilen, sind seiner Ansicht nach die hier zu beachtenden Momente, wie aus seiner umsichtigen und beispielreichen Darstellung genugsam hervorgeht.

Unsere chemischen Kenntnisse von den Bestandtheilen der Carcinome sind, wie nicht anders zu erwarten, noch ziemlich unvollkommen und nichtssagend. Der Verf. beschränkt sich darauf, die neueste Analyse derselben von Lobstein in dessen pathologischer Anatomie anzuführen, und hütet sich wohl, Folgerungen daraus zu ziehen. Desto wichtiger sind die anatomischen Charaktere der carcinomatösen Productionen, welche nun, abgesehen von dem schon Mitgetheilten, mit grofser Sorgfalt erörtert werden. Nur die carcinomatösen Productionen innerhalb der Gefäfse und auf freien serösen Flächen hält der Verf. für geeignet, in dieser Beziehung einer erfolgreichen Untersuchung unterworfen zu werden, und nimmt als anatomische Elemente in ihnen an: 1) carcinomatöse Substanz, 2) Zellgewebe, 3) Fasergewebe, 4) seröses Gewebe und 5) Blutgefäfse. Die erste überwiegt in Hinsicht der Quantität fast immer, und zeigt entweder eine gleichförmig körnige, oder eine strahlenförmige, oder im weichen Zustande eine lappenförmige Bildung. Diese drei Verschiedenheiten des Baues kommen oft neben einander vor, und bezeichnen zuweilen das Fortschreiten in der Entwicklung der Geschwulst, indem sich der strahlenförmige Bau mehr an der Basis, und der gleichförmig körnige mehr in der Peripherie derselben findet. Das Zellgewebe ist oft in sehr geringer Quantität vorhanden, und so fein, dafs man es nicht anders als nach Entfernung der carcinomatösen Substanz durch Druck oder Maceration darstellen kann. Fibrö-

ses Gewebe kommt selten vor, desto häufiger seröses, welches entweder eine allgemeine Kapsel für die Geschwulst, oder Blasen von verschiedener Gröfse bildet, mit gelatinöser, eiweifsartiger oder anderer Flüssigkeit. Andere Verhältnisse treten hervor, wenn das Carcinom nicht auf einer serösen Oberfläche, sondern im Parenchym der Organe gebildet ist. Hier sind Zell- und Fasergewebe oft in grofser Quantität vorhanden, besonders in Organen von dichtem Bau, wie der Brustdrüse, dem Uterus, den Ovarien, der Leber, den Magenhäuten, und walten hier alsdann, besonders zu Anfang, so vor, dafs darin gar kein anderes anatomisches Element zu entdecken ist, und Andral sich verleiten liefs, hier blofs einen hypertrophischen Zustand anzunehmen. Der Verf. betrachtet die fibrös-zelligen Massen, welche zu dieser Annahme Veranlassung gegeben haben, als ein Gewebe eigenthümlicher Art, in dem die carcinomatöse Substanz gleichmäfsig vertheilt entweder in dem Zellgewebe des leidenden Organes, oder einem analogen, accidentellen, während ihrer Ablagerung gebildeten Gewebe enthalten ist. Auf den früheren Entwickelungsstufen der Carcinome sind diese Verhältnisse viel deutlicher zu erkennen, als auf den späteren, wo die bekannten Metamorphosen eintreten.

Ueber die Gefäfse in den cephalomatösen Geschwülsten erfahren wir gröfstentheils das Bekannte. Es entsteht hier keine Ramification benachbarter Gefäfse in die Geschwulst, sondern eine neue Gefäfsbildung ist in diesen deutlich nachzuweisen, die so ausgezeichnet und abgesondert ist, dafs der Verf. eine eigene Circulation im Cephalom annehmen zu müssen glaubt, mit oft nur sehr unvollkommener Verbindung mit den benachbarten Gefäfsen, welcher Umstand, vereint mit der grofsen Zartheit der neugebildeten Gefäfse, diese Art Geschwülste der Congestion und Blutergiefsung durch Ruptur ganz besonders aussetzt. Die neugebildeten Gefäfse endigen sehr fein, pinselförmig in der carcinomatösen Substanz, und communiciren hier

mit Arterien und Venenenden des leidenden Organs. Diese letzten bilden den Collateral-Kreislauf des Cephaloms, und fallen selten so stark in die Augen, als die neugebildeten, doch kommen zuweilen auch Fälle vor, in denen sie die gröfsere Masse ausmachen. Sie bringen dem Cephalom seine Nahrung, und wenn die Lage desselben es gestattet, so kann durch irgend eine Ursache, welche die Blutbewegung in ihnen aufhebt, die weitere Ernährung des letzten vereitelt werden. — Im Scirrhom sind die etwa sich vorfindenden Gefäfse keine neugebildeten, sondern immer Verzweigungen der Gefäfse des leidenden Organs.

Die physiologischen Charaktere des Carcinoms erörtert der Verf. gröfstentheils in Bezug auf die Gefäfse, von denen denn auch die zu beobachtenden Metamorphosen hauptsächlich abhängen. Die Mortification carcinomatöser Geschwülste durch Oblitteration von Gefäfsen soll nicht eben selten vorkommen, sowohl in ihrem ganzen Umfange, als in einzelnen Theilen, wenn diese besonders stielförmig mit den übrigen zusammenhängen, und sich nur irgendwie ein Druck auf die zu- und ableitenden Gefäfse ausbildet.

Congestion, Hämorrhagie, Erweichung und Ulceration der Carcinome sind die ferneren Prozesse, welche der Verf. hier physiologisch-pathologisch erläutert, und deren Unterschiede in den einzelnen Arten er erfahrungsgemäfs, mit vielem Scharfsinn und grofser Sachkenntnifs auseinandersetzt. Dafs die Erweichung, wie viele angenommen haben, nicht immer von der Mitte, sondern sehr häufig von einer ganz anderen Stelle ausgeht, liegt bei der jetzt genaueren Beobachtung der Afterproductionen am Tage. Nervenbildung findet durchaus in keiner Art von Carcinom statt. Findet man Nerven in carcinomatösen Geschwülsten, so sind es schon vorhandene und zufällige, oder in Folge der eigenthümlichen Lage des Carcinoms mit eingeschlossene. Maunoir's abenteuerliche Meinung, der Markschwamm sei eine Ergiefsung von Marksubstanz aus den benachbarten Nerven, verdiente hier gar nicht einmal be-

rücksichtigt zu werden, denn wer in der Welt ist wohl so blind, ihr irgend einen Grund von Wahrscheinlichkeit zuzugestehen? Die stärkere Entwickelung der Hautvenen bei carcinomatösen Geschwülsten hält der Verf. schliefslich nur für eine Folge von Obstruction, und ist daher weit entfernt, ihr irgend einen solchen Werth beizulegen, wie in älteren Schriften sehr häufig geschehen ist.

Die Abbildungen in diesem Hefte sind so vorzüglich, wie im ganzen Werke, so dafs man sie nicht besser wünschen oder verlangen kann. Die der ersten Tafel versinnlichen die Varietäten von Scirrhoma: Scirrhus, Sarcoma pancreaticum, die Specksubstanz und das gallertartige Carcinom; die der zweiten die Varietäten von Cephaloma: Sarcoma vasculare, mammarium, medullare und Fungus haematodes; die dritte Tafel versinnlicht den Sitz einiger ausgezeichneten Formen von Carcinom: in den serösen Häuten, den Venen und dem Parenchym verschiedener Organe, und die vierte die Carcinombildung in den Knochen an einigen ausgezeichneten Beispielen.

(Fortsetzung folgt.)

V.

Embryologie ou Ovologie humaine contenant l'histoire descriptive et inconographique de L'Oeuf humain par Alf. A. L. M. Velpeau etc. accompagnée de quinze planches. Paris 1833.

Da von diesem Werke bereits in No. 74 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik von Purkinje, und in diesen Annalen (Band I. Heft I. S. 97.) von Valentin kritische Anzeigen enthalten sind, so möchte eine neue überflüssig erscheinen; allein sie wird es wohl nicht sein,

wenn sie eine oder die andere der wichtigeren Verhandlungen der angezeigten Schrift nach eignen Ansichten zur Sprache bringt, wozu die Veranlassung gerade in der ersten Recension derselben liegt. Der wichtige Punkt, welcher hier, ohne das übrige Detail dieser Schrift Velpeau's weiter zu berühren, noch einmal besprochen werden soll, ist das Vorhandensein eines Ganges des sogenannten Nabelbläschens und die dadurch vermittelte Communication seiner Höhle mit der des Darmkanales. Purkinje sagt in seiner Recension Seite 605 l. c.: « Es ist Velpeau mehre Male gelungen, wie Hunter zum Theil sehen gethan, und wie es später Joh. Müller, Bischoff und andern geglückt, das Contentum der Nabelblase in den Darm überzutreiben. » Untersuchen wir diese Aussage genauer, so wird sich ergeben, dafs sich dieselbe als unrichtig darstellt. Wenden wir uns zuerst zu unserer Schrift von Velpeau, von welcher es, da sie als ausländisches und kostspieliges Werk nicht leicht in viele Hände kommt, erwünscht sein dürfte einiges Detail kennen zu lernen, und heben wir kurz diejenigen Beobachtungen hervor, auf welche Velpeau selbst den Satz stützt, dafs das Nabelbläschen durch einen offenen Gang mit dem Darmkanale zusammenhänge. Welches sind seine Beweise? Es kann hier nur von denjenigen Beobachtungen und Abbildungen die Rede sein, welche Velpeau selbst angehören, indem die zahlreichen fremden, hier wieder abgedruckten Abbildungen von Hunter, Wrisberg, Meckel, Pockels, Seiler und andern, welche von dem Unterzeichneten bereits an einem anderen Orte (in seinen Icones praeparatorum Musei anat., und in seiner Abhandlung « über das Nabelbläschen und die Allantois des Menschen und der Säugethiere » in den Nov. Act. Acad. Leop. Carol. Tom. XVII. P. II.) besprochen worden sind, füglich übergangen werden können.

Der Werth, welchen die Beobachtungen Velpeau's für die Physiologie haben, geht schon daraus hervor, dafs er nahe an 200 menschliche Ovula vor dem Ende des drit-

ten Monates untersuchte. Der Unterzeichnete kann sich nur rühmen, etwa hundert menschliche Ovula secirt zu haben, wovon er jedoch bei nur wenigen, deren Chorion völlig desorganisirt war, das Nabelbläschen nicht fand. Velpeau fand es in 200 Fällen nur dreifsigmal im normalen Zustande. Was nun den Gang des Nabelbläschens betrifft, so fand ihn Velpeau nur in zwei Fällen offen, und zwar nur in Eiern vom ersten Monate. Jusqu'à vingt ou trente jours, cette tige est incontestablement creuse, puisque, sur deux sujets, il m'a été possible de faire passer le liquide de la vesicule dans son intérieur, sans rien rompre. Ferner: Après le prémier mois, le pedicule de la vesiculé ombilicale cesse de pouvoir être suivie jusque dans le ventre. Diese zwei Fälle wollen wir noch besonders hervorheben. Vorher sei es aber erlaubt zu sagen, dafs der Unterzeichnete früher und später, namentlich l. c., die Möglichkeit zugestand, dafs in den frühesten Zeiten des Embryolebens ein continuirlicher Gang statt finden möchte, und zwar vor dem Ende des ersten Monates, aber später nicht mehr, wie andere annahmen, aber auch bemerkte, dafs sodann dadurch eine wesentliche Differenz zwischen dem Gange des Nabelbläschens und dem Ductus vitellarius des Vogeleies gegeben sei. Diese Differenz hebt die Analogie zwischen beiden Organen, dem Nabelbläschen des Menschen und Dottersacke der Vögel, theilweise auf, indem der Gang des letzten sich vielmehr erst am Ende der Brutzeit des Eies öffnet.

Leider mufs ich im Voraus bemerken, dafs die anatomischen Untersuchungen Velpeau's mir wenigstens nicht das beste Zutrauen einflöfsen. Wie könnte dieses sein, wenn ich S. 44 lese: D'après mes propres observations les vaisseaux omphalo-mésentériques n'iraient point se rendre, comme on l'a dit, dans le tronc de la veine et de l'artère meseraïques supérieures. J'ai remarqué, qu'ils s'abouchaient avec les branches, qui vont se distribuer au coecum. Dieser Ausspruch beweist, dafs Velpeau weder

die Arteria omphalo-meseraica, noch die Vena omphalo-meseraica je im Unterleibe des Embryo gehörig gesehen, oder ihren Verlauf zu verfolgen im Stande war. Beide Gefäfse laufen so sehr getrennt von einander, die Arteria omphalo-meseraica so constant immer über eine Schlinge des Dünndarms zum Stamme der Arteria meseraica, und die Vena ompbalo-meseraica davon entfernt zum Ramus meseraicus der Pfortader gegen die Leber hin, dafs diese Sache ganz im Klaren ist. Der Unterzeichnete hat diesen Verlauf der genannten Gefäfse bei einem Fötus vom vierten Monate (l. c. Fig. 9.) abbilden lassen und dabei bemerkt, dafs er diese Gefäfse einmal auch bei einem ausgewachsenen menschlichen mifsgestalteten Fötus noch im Unterleibe vorfand. Ferner heifst es S. 42: Quelquefois on ne trouve plus la vesicule des le troisième mois, tandis que dans d'autres circonstances on la rencontre encore sur des produits de quatre, cinq et six mois. Der Unterzeichnete fand sie in allen Fällen noch am Ende der Schwangerschaft, oder im neunten Sommermonate der Entwickelungsperiode.

Analysiren wir nun die hierher gehörigen genannten zwei Beobachtungen, worauf sich Velpeau selbst beruft: 1) An einem Eichen, welches nicht mehr als einen Zoll im Durchmesser hatte, sah Velpeau aufser den zwei Gefäfsen des Nabelbläschens auch einen Gang, durch welchen er die Flüssigkeit des Bläschens von ihm bis zu dem Abdominalende dieses Ganges und vice versa ohne Schwierigkeit treiben konnte. Es ist also hier nur von einem Kanale die Rede, welcher bis an das Abdomen ging, und kein Wort erwähnt von einer Verbindung dieses Kanales mit dem Darmkanale. Von dieser Beobachtung hat Velpeau keine Abbildung gegeben! Er nimmt derselben aber alle Beweiskraft selbst, indem er davon sagt: Mais ce produit avait maceré dans l'alcool, et n'était pas recent; de sorte que quelques-unes de ses apparences pouvaient très bien ne pas être naturelles. Ich erinnere nur, dafs

die innere Haut des Nabelbläschens leicht zerreifst, und man durch Druck die Flüssigkeit aus ihm in den Scheidenfortsatz, welchen dessen äufsere Haut um die Gefäfse desselben bildet, treiben kann, wie mir dieses neulich noch bei dem Dottersacke von Crocodilus Sclerops begegnet ist. 2) An einem noch jüngeren Eie als das vorige, sah Velpeau den Gang des Nabelbläschens sich in einen wellenförmigen Kanal (canal onduleux) fortsetzen, welcher vom Becken zur Brust heraufstieg. Son liquide à passé sans obstacle jusque dans le tube ou j'ai dit que son pedicule venait se terminer et qui était, je pense le canal intestinal. Rückwärts gelang dieser Versuch aber nicht. Luft wurde weder in diesem, noch in dem ersten Falle eingeblasen, was mehr entscheidend gewesen wäre. Wie unsicher wird diese Beobachtung durch den Zusatz: je pense; ich denke, es war der Darmkanal. Die Abbildung, welche Velpeau davon giebt (Pl. I. Fig. 5, 5′, 5″), zeigt auf rohe Weise einen Strang des Nabelbläschens zum Darmkanale, aber ohne dafs die zwei Gefäfse in diesem Strange angedeutet oder geschieden dargestellt wären. Es scheint mir daher, dafs diese Beobachtungen das, was sie beweisen sollen, nicht zu thun im Stande sind. Und doch ist die erste derselben die einzige Beobachtung, welche für die Ansicht, dafs das Nabelbläschen mit dem Darme durch einen offenen Kanal zusammenhänge, sprechen. Purkinje führt aufser Velpeau, als für diese Ansicht sprechend, noch Hunter, Joh. Müller und Bischoff an, indem er sagt: Es ist Velpeau mehremale (nur einmal, wie wir sahen) gelungen, wie zum Theil schon Hunter gethan, und wie es später Joh. Müller, Bischoff und anderen geglückt ist, das Contentum der Nabelblase in den Darm überzutreiben. Ich habe früher (Icones pag. 27) gezeigt, dafs Hunter vom Uebertreiben des Contentums der Nabelblase in den Darm kein Wort spricht. Joh. Müller, der Ansicht Oken's ebenfalls zugethan, hat meines Wissens zwei Beobachtungen bekannt gemacht, worauf

auf es hier ankommt. Beide Fälle habe ich locis citatis bereits besprochen. Nirgends sagt aber dieser Gelehrte, daſs es ihm geglückt sei, die Flüssigkeit des Nabelbläschens in den Darm überzutreiben. Eben so wenig behauptet dieses Dr. Bischoff, welcher auſser der Arteria omphalo-meseraica noch ein Gefäſs (wohl die Vena omphalo-meseraica?) bis an den Nabel verfolgte. Wie kommt Purkinje zu solchen offenbaren Unwahrheiten und Verfälschungen! Setzen wir aber auch als bewiesen, was es nicht ist, voraus, daſs ein solcher Gang wirklich vorhanden sei, so stimmt doch Velpeau mit mir darin überein, daſs dieses bei dem menschlichen Embryo nur in den ersten drei bis vier Wochen statt finden dürfte. Daſs aber die Blutcirculation in dem Nabelbläschen noch bis zum Ende des dritten Monates beim Menschen fortbestehe, bei Säugethieren, namentlich bei den Carnivoren noch viel länger, habe ich früher erwiesen, und dargethan, daſs der simple Einfall, das Nabelbläschen ergieſse Nahrungsstoff in den Darm des Fötus, zur Erklärung der Erscheinung dieses Organes und seiner Function nicht hinreiche. Ich fand es in den frühesten Zeiten bei den Wiederkäuern und Schweinen leer. Bei letzten fand es auch Oken leer. Die erste richtige Zeichnung des Nabelbläschens der Wiederkäuer findet man in meiner citirten Abhandlung, es ist groſs, länglich, zweihörnig, und nicht klein und rund, wie es Carus abbilden lieſs, auf welche Abhandlung ich mich überhaupt und in Beziehung auf die Function dieses Organes berufe.

Mayer
in Bonn.

VI.

Naturgeschichte des Insektes der Krätze. Vergleichende Untersuchungen von F. V. Raspail. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen von G. K(unze). Mit 2 Kupfertafeln. Leipzig, Tyk. 1835. 8. 31 S.

Leider ist es nicht selten das Schicksal von Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften, vergessen oder wohl gar, wegen Mangel an geeigneter Untersuchungs-Autopsie von Seiten der Stimmführer späterer Generationen, bezweifelt und in das Reich der Fabeln und Lügen versetzt zu werden, bis nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten glücklicher Zufall oder durch den Fortschritt in Kenntnifs verwandter oder analoger Gegenstände herbeigeführte wirkliche Forschung, derselben Thatsache einen neuen Entdecker, oder Vertheidiger wenigstens erweckt. Vor allem giebt die Geschichte der Krätzmilbe einen merkwürdigen Beleg für diesen Satz und beweist zugleich, wohin die eitle Sucht sich wissenschaftlicher Entdeckungen rühmen zu können, zu führen im Stande ist. Obgleich die Grönländer, wie die Bewohner des Südens, das Krätzinsekt kannten, obgleich Avenzoar seiner gedenkt, obgleich J. C. Scaliger, Moufet, Bonomo, Baker, Mead, Linné es beschrieben, obgleich De Geer, aufser mehren Vorgängern, uns mit einer ausführlichen Abbildung und Schilderung desselben beschenkt, Wichmann aufserdem ein eigenes Werk darüber geschrieben, wurde die Existenz dieses Thieres bezweifelt, und man staunte, als im Jahre 1812 in Paris ein Zögling des St. Ludwigshospitals, J. C. Galés, einer Anzahl der berühmtesten Mitglieder des Institut de France und der Pariser medicinischen Facultät, worunter Bosc, Olivier, Latreille, Duméril sich befanden, einen Acarus vorzeigte, den er seiner Angabe nach einer Krätzpustel entnommen hatte. Das von Galés

vorgezeigte Insekt wich in sehr wesentlichen Stücken ab von dem, das De Geer und andere Autoritäten in der Naturwissenschaft, abgebildet. Aber Frankreichs berühmteste Entomologen hatten es mit eigenen Augen gesehen, und De Geer mufste dem scharfsichtigen Galés weichen, der vermöge seines Namens schon bestimmt war, zum Ritter zu werden an der Krätze. Alibert erkennt in seinem berühmten Werke über die Hautkrankheiten nur das von Galés gefundene Insekt als das ächte an, und Latreille und Lamark, mit Cuvier, Frankreichs bedeutendste Zoologen, citiren lobend Galés's Abhandlung. Mit dieses Krätzbeobachters Abgange aus dem St. Ludwigshospitale war aber auch wunderbarer Weise die Krätzmilbe verschwunden; alle Bestrebungen ihrer habhaft zu werden, blieben fruchtlos, so dafs sich Lugol, Alibert's College am St. Ludwigshospitale, einfallen liefs, ihre Existenz zu leugnen und dem, der sie ihm vorzeigen werde, 100 Thaler zu bieten. Der Eifer wurde rege, es erhoben sich Streitigkeiten, an Untersuchungen fehlte es nicht, wohl aber an günstigen Resultaten. So standen die Sachen, als im Jahre 1831 dem Verfasser vorliegender Schrift, dem Demagogen und Chemiker Raspail, kleine Körper von räudigen Pferden zukamen, an denen er mit blofsen Augen Bewegung bemerkte. Es waren dies lebende Insekten, die nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den Figuren des Herrn Galès hatten, aber sehr mit der De Geer-schen Abbildung übereinstimmten. Raspail machte die Beschreibung dieses Thieres in der Lancette française vom 13. August 1831 bekannt und bemerkte dabei, dafs man gewifs einmal das Insekt der Krätzpusteln des Menschen wieder auffinden, und sich von der Genauigkeit der De Geerschen Abbildung überzeugen werde. — Wirklich geschah dies bald; man überzeugte sich, dafs Galés auf höchst freche Weise die Käsemilbe untergeschoben und statt der ihm gänzlich unbekannten Krätzmilbe vorgezeigt, abgebildet und beschrieben habe. Herr Renucci, Eleve

der Medicin, ein geborner Corse, erfuhr, als er den Lehrcursen der Hauptstadt beiwohnte, mit Verwunderung, dafs die Existenz der Krätzmilbe zu Streit Anlafs geben könnte; er zeigte bald ihren Wohnort. Raspail und Albin Gras stellten ihre Beobachtungen an; die Pariser Aerzte kamen und sahen. „Untersucht man sorgfältig die Bläschen," heifst es in der von Herrn Kunze bei Uebersetzung der Arbeit von Raspail gleichfalls benutzten Schrift von Albin Gras (Recherches sur l'Acarus ou Sarcopte de la gale de l'homme, Paris 1834.), „welche die Krätzkranken an den Händen oder auch bisweilen an den Füfsen zeigen: so wird man wahrnehmen, dafs mehre derselben, kurz nach der Entwickelung, an ihrer Spitze oder an der Seite einen kleinen, einem Flohstiche ohne den rothen Hof ähnlichen Punkt darbieten. Derselbe verlängert sich bisweilen etwas halbkreisförmig, und steht auf einem kleinen, weifslichen Flecke. Drückt man das Bläschen, so sieht man aus diesem Punkte etwas seröse Flüssigkeit hervortreten. An mehr entwickelten Pusteln wird man, von dem bezeichneten Punkte ausgehend, eine punktirte schwärzliche oder weifsliche Spur bemerken, die bald von der Spitze nach dem Umfange geht, bald auch das Bläschen an der Spitze oder neben derselben durchschneidet. Hebt man die Epidermis in die Höhe und untersucht mit der Loupe, so überzeugt man sich leicht, dafs der Punkt und die punktirte Spur in der Substanz der Epidermis befindlich sind. Bei genauerer Betrachtung scheint die punktirte Spur die Anzeige eines kleinen bedeckten Ganges zu sein (Cuniculus). Bei Sonnenschein sieht man an dem, dem kleinen Punkte entgegengesetzten Ende der Spur, und an der Seite des Bläschens, einen kleinen weifsen Fleck mit einem bräunlichen Punkte. Erhebt man die Oberhaut an dieser Stelle, so kann man, ohne den Acarus zu verletzen, daraus den Acarus, der dann nur ein Drittheil seiner Gröfse erreicht hat, hervorziehen. Diese Lage hat die ersten Beobachter in Irrthum geführt, indem sie glaubten, dafs das

Thierchen sich in dem Bläschen selbst befinde. Wesentlich ist es, zu bemerken, dafs niemals zwischen der Furche, oder dem Cuniculus und dem Bläschen, eine Verbindung statt findet; oder, wenn dies ja der Fall sein sollte, dies nur zufällig ist. Diesen Fall ausgenommen, ist es jederzeit leicht, die Milbe auszuziehen, ohne dafs etwas Flüssigkeit ausläuft. Noch habe ich nicht gefunden, dafs zwei Cuniculi von demselben Bläschen ausgingen, obgleich sie sich bisweilen kreuzen. Aber nicht alle Bläschen erzeugen einen Cuniculus. Bei vielen Krätzigen und an allen Stellen, aufser Händen und Füfsen, sind die meisten steril, und verschwinden durch das Kratzen und das Reiben der Wäsche bald. Es ist leicht begreiflich, dafs auch eine Menge von denen, die Rudimente der Furchen darbieten, auf gleiche Weise zerstört werden. Am gewöhnlichsten hat das Thierchen seinen Gang bis 1, 2, 4, 6 Linien und darüber von dem ursprünglichen Bläschen aus, verlängert. Es vollzieht dieses Geschäft in einem sehr verschiedenen Zeitraume. So beobachtete ich bei meinen Inoculationsversuchen der Krätze, dafs ein Acarus auf meinem Finger 20 Tage brauchte, um einen Gang von 2 Linien Länge zu ziehen; ein anderer an dem Armgelenke dagegen nur drei Tage zu einem Cuniculus von gleicher Länge. Mehrmals erhob ich einen Theil der Oberhaut, unter dem die Milbe gegraben hatte, und als ich den Lappen mit der Lupe untersuchte, schien es mir, dafs der Cuniculus in dem Durchmesser der Epidermis so gearbeitet war, dafs auf beiden Seiten dieser Haut eine erhabene Linie sich befand. Gleichwohl ist es wahrscheinlich, dafs diese Beschaffenheit von einer nach dem Durchgange des Thierchens erfolgten neuen Secretion veranlafst war. Es beweiset dies, dafs, wenn man die Platte der Oberhaut im weiteren Verlaufe erhebt, man nie zugleich das Insekt selbst bekommen kann, da es in diesem Falle unmittelbar auf dem Schleimkörper liegt. — Aufser dem ursprünglich ersten Bläschen entwickeln sich bisweilen in dem Verlaufe des Cuniculus noch

zwei oder drei andere, secundäre, ohne immer mit jenem in Verbindung zu stehen. In anderen Fällen bemerken die Kranken, dafs, nachdem sie ein Bläschen verletzt haben, ein anderes zur Seite entsteht, und, wird dieses geöffnet, sich ein drittes, etwas entfernter zeigt, auch alsdann immer eine Furche vorhanden ist. Das Insekt verliert gleichwohl bald die Fähigkeit, Bläschen zu erzeugen, und verfolgt dann ganz einfach seinen Cuniculus, an dessen Ende es beständig, ohne zurückzuweichen, verweilt. Seine Gegenwart daselbst wird durch eine Auftreibung der Oberhaut, und oft durch einen kleinen bräunlichen Punkt, der aus der Vereinigung der vorderen Beine und des Rüssels entsteht, angezeigt. In vielen anderen Fällen zeigen sich Furchen, die selbst nur linienlang sein können, ohne Bläschen. Am häufigsten bemerkt man dann an einem der Enden eine kleine Stelle der Haut, welche der Epidermis beraubt und von einem kleinen charakteristischen Saume umgeben ist, welcher das Bläschen andeutet. Anderemale fehlt aber dieses Anzeichen, und man sieht sich dann zu der Annahme genöthigt, dafs der Cuniculus vom Insekte gebildet wurde, ohne dafs sich in seinem Verlaufe Bläschen entwickelten. Dies ist mir übrigens vorgekommen, indem ich den Acarus auf verschiedene Stellen der Haut setzte. Er bildete Furchen und die Bläschen entstanden nur in Folge derselben, und durchaus nicht im Verlaufe der Cuniculi. Oft sind die letzten gebogen und nach den natürlichen Runzeln der Haut gerichtet. Wie erwähnt, beobachtet man sie an den Händen, besonders auf der Rückenfläche, zwischen den Fingern und am Handgelenke, bisweilen an den Füfsen; endlich und am seltensten habe ich sie, so wie den Acarus, in den Achseln, im Armgelenke, an dem Gesäfse angetroffen. Im letzten Falle verbreiten sie sich über einen Theil der schwach angeschwollenen und gleichsam höckerigen Haut. Die beinahe gänzliche Abwesenheit der Furchen an allen anderen Orten, als: an den Füfsen und Händen, ist leicht zu begreifen.

Der geringen Dicke der Haut wegen reicht die Wirkung der Nägel und das Reiben der Leinewand hin, die breitesten und oberflächlichsten Cuniculi zu zerstören. Die Furchen, so wie die Acari, finden sich überhaupt bei allen noch nicht ärztlich behandelten Krätzkranken, und selbst bei allen drei von den Schriftstellern beschriebenen Arten der Krätze. In der sogenannten pustulösen ergreift die Entzündung bisweilen die Cuniculi, und man findet sie dann mit Eiter angefüllt. Zwischen der Zahl der Bläschen und der Furchen findet kein Verhältnifs statt. Nach einem verschiedenen, bis über mehre Wochen ansteigenden Zeitraume von dem Erscheinen der Seuche an, verschwindet der Acarus, nachdem er seine vollkommene Entwickelung erreicht hat, und die Seuche selbst vergeht nach und nach. Man kann das Insekt vermittelst einer Nadel ausziehen: man führt die Spitze derselben schief unter die Epidermis ein, hebt sie auf und zieht so den Acarus hervor, der, obgleich er durch die Serosität des Bläschens nicht feucht ist, doch sehr leicht an alle benachbarten Körper sich anhängt. So hervorgezogen ist er anfangs unbeweglich, und erst nach 2 bis 4 Minuten sieht man ihn die Beine bewegen und bald gehen, und selbst mit Leichtigkeit laufen. Besonders sind die jungen Acari durch ihre Beweglichkeit merkwürdig. Obgleich wir die Anwesenheit des Insektes nur in den Gängen angeführt haben: so ist es doch möglich und selbst wahrscheinlich, dafs es sich auch anderwärts findet. Seine Bauart, die ihm mit Leichtigkeit zu laufen gestattet, und besonders das Zeugnifs vieler Beobachter, lassen keinen Zweifel darüber, dafs es auch frei auf der Haut existiren könne, wo es sich in den kleinen Furchen und den Falten des Gliedes verbirgt.» — Vom Thiere selbst, so wie von dem Insekt der Krätze des Pferdes, erhalten wir äufserst genaue Beschreibungen durch Herrn Raspail. Die Anmerkungen vom Uebersetzer weisen auf ähnliche Insekten bei der Krätze anderer Thiere, namentlich der Schafe hin, die Walz genau beschrieben.

Raspail setzt noch die Unterschiede zwischen dem Insekt des Mehles und Käses, und dem der Krätze auseinander, und schliefst mit kurzer Charakteristik der Gattung Sarcoptes und ihrer beiden Arten S. hominis und S. equi, die beide abgebildet sind. Die Frage, ob das Insekt Schmarotzer oder Urheber der Krätze sei, läfst Raspail unentschieden. — Aus einer Anmerkung sehen wir, dafs Albin Gras Versuche angestellt hat über die Einwirkung verschiedener Flüssigkeiten auf die ausgezogenen Milben. In einem Tropfen reinen Wassers lebten sie noch 3 Stunden. In Essig, Alkohol von 30°, Auflösung von kohlens. Kali, starben sie in 20 Minuten; in schwefels. Kalilösung nach 12 Minuten; in Terpenthingeist nach 9 Minuten; in Arseniksolution nach 4 Minuten; in reinem Kreosot, concentrirten Kalien und Mineralsäuren sogleich. —

n.

Aus Wichmann's Abhandlung über die Aetiologie der Krätze wird es den Lesern nicht uninteressant sein, als einen Maafsstab der damaligen Kenntnisse von dem abgehandelten Gegenstande, folgenden Auszug aus einem Briefe meines Vaters an jenen Arzt auszuheben:

„Nach der so heftigen Kälte des vorigen Winters wurde die Krätze in unserer Stadt und der umliegenden Gegend (damals Frankenhausen) fast ganz allgemein, und meine dabei gemachten Beobachtungen bestärken mich von neuem in dem Glauben an Ihre Aetiologie. Warum mögen aber die Krätzmilben zu manchen Zeiten so häufig sein? im Winter 1785 waren sie es auch zu Halle. Diese Frage mag beantworten, wer angiebt, warum es in diesem oder jenem Sommer bald mehr, bald weniger Insekten überhaupt giebt; warum nur in manchem der letzten Jahre der Dermestes typographus die Harzwälder heimsuchte, u. s. w. Blofs zu meiner eignen Unterhaltung zog auch ich mir dies Uebel zu, weil ich die Mittel in den Händen zu haben glaubte, dasselbe in solchen Schranken zu halten, dafs es unbemerkt bliebe; das gelang auch. — Jede Krätz-

milbe machte eine sichtbare, einige Linien lange, völlig unfühlbare Furche in der Haut, und am Ende einer solchen zeigte sich immer ein Bläschen, einem kleinen Hirsekorn ähnlich, das mit einer klaren Feuchtigkeit angefüllt war, und heftig juckte. Jene Furche war oft mehre Stunden da, ehe sich das Bläschen zeigte. In diesem fand sich allemal eine Milbe; ich glaube aber nicht diejenige, welche die Furche machte, sondern die progenies dieser, die vielleicht nach geendigter Arbeit das gewöhnliche Schicksal der Insekten erfährt, und stirbt. Diese Bläschen, man mag sie sich selbst überlassen, oder öffnen, verlieren sich entweder nach einigen Stunden von selbst wieder, die dazu gehörige Furche bleibt noch einige Zeit sichtbar, bis sich die dabei befindliche Oberhaut abschälet, dann erhält die Stelle wieder ihr natürliches Ansehen, während in kleinerer oder gröfserer Entfernung neue Furchen und Bläschen entstanden sind, die sich wie jene verhalten; oder sie gehen in eiternde Pusteln über, an denen die Krätzmilben nun weiter keinen Antheil haben — und diese scheinen besonders bei Personen zu geschehen, die irgend einen Fehler der festen oder flüssigen Theile haben, oder die von aufsen, durch vieles Kratzen, Unreinlichkeit u. s. w., zu eiternden Pusteln Anlafs geben — und daher sind gegen diese die Mittel auch noch nicht so untrüglich, als gegen die Krätze, so lange sie in den beschriebenen Furchen und Bläschen besteht.»

Zum Schlufs mufs hier noch bemerkt werden, dafs es in Berlin bis jetzt noch nicht hat gelingen wollen, den Sarcoptes hominis aufzufinden, wiewohl viele, in mikroscopischen Untersuchungen geübte Forscher darauf ausgewesen sind. Ich selbst habe dies Insect in Gesellschaft meines Collegen, des Hrn. Prof. Schultz, mehrmals vergebens aufgesucht. Die Pferde- und Schafmilbe dagegen sind in der letzten Zeit in der Königl. Thierarzneischule in grofser Menge vorhanden gewesen und mikroscopisch untersucht worden. *H.*

VII.

Neue Zeitschriften.

1. **Archives médicales de Strasbourg**, publiées par une Société de médecins. N. I. — Mars. Strasbourg, Février, libraire, rue des Hallebardes 23, Paris — Germer — Baillière. 1835. 82 S. 8.

Ein Hauptzweck dieser neuen französischen ärztlichen Zeitschrift soll nach der im Prospectus gegebenen Verheifsung der sein, die französischen Aerzte in genauere Bekanntschaft mit den litterarischen Leistungen der Deutschen zu bringen, wodurch einem wesentlichen Bedürfnifs bei den Franzosen abgeholfen wird, die bei allen ihren scientifischen Productionen bisher eine rügenswerthe Unbekanntschaft mit Deutschland verriethen, und oft als neu auftischten, was bei uns schon seit einem Decennium allgemein anerkannt worden war.

Der Inhalt dieser in monatlichen Heften erscheinenden Zeitschrift soll in Originalabhandlungen, Recensionen und in kurzen Notizen bestehen, die aber vorzugsweise sich auf das Gebiet der praktischen Heilkunde in ihrem ganzen Umfange beschränken werden. Alle einzelnen Artikel werden vor ihrem Abdrucke einem Redactionsausschusse, bestehend aus den Doctoren Bégin, Boeckel, Coze, Lauth, Ristelhüber, Stöber und Stoltz vorgelegt, die darüber entscheiden, ob und unter welchen Beschränkungen sie aufgenommen werden sollen, womit man beabsichtigt, nur gediegene Abhandlungen zu liefern.

Die im vorliegenden Hefte aufgenommenen Abhandlungen sind:

Untersuchungen über einige organische Krankheiten der Lungen, vorgelesen in der anatomisch-physiologischen Section der Versammlung deutscher Naturfor-

scher in Stuttgart im September 1834 von J. F. Lobstein (weiland) Prof. in Strasburg. Der Verf. handelt hier von den anatomischen Zeichen der Entzündung in den Lungen, von der er ebenfalls drei Grade annimmt, wie Laennec und Andral, obgleich er sie anders bezeichnet und auch anders beschreibt. Den ersten Grad von Lungenentzündung, den er nur als Complication von Masern und den natürlichen Blattern anatomisch zu untersuchen Gelegenheit hatte (auch bei Individuen, die in Folge bedeutender Verbrennungen starben, kann er wahrgenommen werden, Ref.), nennt er Engonement. Er besteht in Blutanhäufung, besonders in den Capillargefäfsen des zwischen den Lappen gelegenen Zellgewebes, in Röthe der Bronchialschleimhaut, in Auftreibung, Röthe und Erweichung der lymphatischen Drüsen, welche um die Bronchien herum liegen, indefs die Nerven keine Abnormität darbieten. Den zweiten Grad nennt L. Splenification der Lungen, weil die Lunge einer erweichten Milz gleicht. Die Arteriae et Venae pulm. sind hier abgeplattet, die Bronchien durch einen dicken Schleim verstopft, das Zellgewebe zwischen den Lappen krankhaft verändert, die lymphatischen Drüsen angeschwollen und erweicht, die Nerven gesund. Der dritte Grad charakterisirt sich durch eine rothe Auftreibung und Erweichung der die Bronchien begleitenden Nervenäste, durch eine Verstopfung der Bronchien durch polypöse Concremente, durch deutliche Entzündung der Bronchialschleimhaut, durch eine eiterartige Ansammlung in dem Zellgewebe, und ist daher im wahren Sinne des Wortes ein Bronchialcroup. Der Verf. nennt ihn Pneumosclerose. Dieser Aufsatz, so wie seine Fortsetzung, in welcher L. besonders von den Tuberkeln handelt, verdient in die Sammlung auserlesener Abhandlungen für prakt. Aerzte aufgenommen zu werden.

Beobachtungen über die künstliche Frühgeburt, von Prof. Stoltz. Eine sehr befriedigende Monographie für die künstliche Frühgeburt, welche um so zeit-

gemäfser erscheint, als dieses Verfahren bisher in Frankreich als gegen die göttlichen und menschlichen Rechte anstofsend vollkommen proscribirt war. Zugleich beschreibt S. einen Fall, wo die künstliche Frühgeburt mit Erfolg für Mutter und Kind gemacht ward.

Beobachtungen über die syphilitischen Krankheiten, gesammelt im Civilhospitale zu Strafsburg von Dr. H. Ruef. In diesem ersten Abschnitte handelt der Verf. nur vom Tripper und den Verfahrungsweisen bei der Gonorrhöe. Die Cubeben leisteten nichts, der Copaivabalsam blieb selten wirkungslos, und wirkte weniger zuverlässig, sobald er Diarrhöe hervorrief.

Aufser diesen Aufsätzen enthält das Heft eine Recension von Rust's Aufs. und Abh. aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde; einen Necrolog von Fodéré, der am 4. Februar der Wissenschaft durch den Tod entrissen ward; eine kurze Notiz über einen von Dr. Stoltz für Mutter und Kind günstig ausgefallenen Kaiserschnitt.

Wir wünschen dieser durch äufsere Eleganz, inneren Gehalt und grofse Wohlfeilheit sich empfehlenden Zeitschrift einen gedeihlichen Fortgang.

---

2. Jahrbücher des ärztlichen Vereins zu München. Erster Jahrgang. Mit 1 Kupfer und 5 Steintafeln. 8. München 1835. Verlag der A. Weberschen Buchhandlung. VIII u. 237 S.

Das Königreich Baiern, so reich an naturhistorischen und ärztlichen Instituten, die zu den grofsartigsten in Deutschland gehören, war bisher im Besitze einer einzigen ärztlichen Zeitschrift, nehmlich der von Henke mit so vielem Scharfsinn über Staatsarzneikunde redigirten; denn die von dem fleifsigen Friedreich, von Textor, Reisinger u. s. w. unternommenen, welche überdies auch

nur einen Zweig des ärztlichen Wissens im Auge hatten, sind längst zu Grabe gegangen.

Unter diesen Umständen können wir das Unternehmen eines ärztlichen Vereins in München nur willkommen heifsen, welche zusammentraten, um durch die Herausgabe einer Zeitschrift über alle Zweige der Heilwissenschaft den wissenschaftlichen Geist unter Baierns Aerzten anzuregen, und ihnen eine neue Gelegenheit zu verschaffen, hier die Ausbeute ihrer Forschungen bekannt zu machen.

Wie aus dem Vorworte erhellet, dürfte dieses Journal interessante Beiträge zu medicinischen Topographieen in Zukunft liefern, und die Gründung einer Wittwen- und Waisen-Unterstützungsanstalt für die Aerzte Baierns im Auge behalten, eines Institus, das wir leider überall entbehren, und das wir als ein wahres Bedürfnifs schon an einem anderen Orte bezeichnet haben.

Das vorliegende Heft enthält:

Eine Geschichte des ärztlichen Vereins in München, von Dr. Ullersperger.

Ueber die Heilung der Trepanationswunden und der Knochenverletzungen überhaupt, von Prof. Dr. Weifsbrod. Ein 58 Jahre alter Mann mufste wegen einer bedeutenden Kopfverletzung trepanirt werden, genas, verrichtete während drittehalb Jahren seine Geschäfte, litt sodann häufig an Schwindel und Kopfweh, und starb am Ende des dritten Jahres plötzlich unter Convulsionen. Die Section lieferte sehr interessante Resultate: Die Trepanationsstellen waren von aufsen mit einer festen Membran verschlossen, die harte Hirnhaut an den Trepanstellen und in der Gegend der Hirnschaalenrisse mit dem Ovarium und der Narbe an den Trepanstellen verwachsen, diese mit einer festen, knorpelartigen Substanz von innen geschlossen, die Gefäfse der weichen Hirnhaut blutreich, der gröfste Theil des vorderen Drittels der linken Hemisphäre in Eiter verwandelt, die harte Hirnhaut an zwei Punkten hier durchlöchert und durch die Eiterung ver-

zehrt u. s. w. Die beachtenswerthen Folgen, zu welchen in arzneigerichtlicher, naturhistorischer, chirurgischer Beziehung dieser Fall berechtigt, müssen wir die Leser im Buche selbst nachzulesen bitten, da bei einem weiteren Verweilen wir über den Raum dieser Annalen hinausgehen müfsten, die überhaupt ja nur ausnahmsweise mit der Journalistik sich beschäftigen.

Jahresbericht über die Abtheilung der syphilitischen Kranken im allgemeinen Krankenhause zu München, von Prof. Dr. Horner. Der Verf. sagt, er habe jezt die Ueberzeugung, dafs ein venerisches und ein syphilitisches Gift zu unterscheiden seien, dafs erstes ein längst bekanntes Gift sei und aus den verschiedenen Secretionen und Profluvien der Geschlechtsorgane beider Geschlechter entstehe, sobald der Geschlechtstrieb eintrete und besonders begünstigende Verhältnisse einwirken, dafs es zwar dieselben Krankheitsformen, wie das syphilitische Gift erzeuge, dafs seine Krankheitsprodukte aber äufserst gutartig seien, den einfachsten Mitteln weichen, und durch den Gebrauch der Quecksilberpräparate sich verschlimmern, dafs der Copaivabalsam gegen die secundäre Blennorrhöe am wenigsten wirksam sei, dafs es nichts Absurderes gebe, als einen Tripper in seinem normalen Verlaufe zu beschränken, dafs er die syphilitischen Geschwüre als Metamorphosen der organischen Cohäsion ansehe, dafs sich das syphilitische Gift in diesen reproducire und endlich in dieser Reproduction erschöpfe; dafs er bei den syphilitischen Geschwüren eine innerliche mercurielle Behandlung für unerläfslich halte u. s. w. Ref. hofft, dafs der Verf. nach einem abermaligen zweijährigen antivenerischen Wirken ein anderes Glaubensbekenntnifs ablegen werde, da es ihm schwerlich gelungen sein dürfte, für die hier wörtlich mitgetheilten Hypothesen die Beweise gefunden zu haben. Was der Verf. übrigens über die Behandlung der Bubonen sagt, stimmt mit dem über-

ein, was Ref. in dem, 600 Syphilitische enthaltenden, Militärhospitale zu Metz zu sehen Gelegenheit hatte.

Die Molken- und Bade-Anstalt Kreuth in den Jahren 1833 und 1834, von D. C. Krämer. (Ein werthvoller Beitrag zur Balneotechnik, und besonders lehrreich rücksichtlich der hohen Wirksamkeit der Molken, in einer Alpengegend getrunken. Ref.)

Ueber die Blutgefäfse des Uterus, von Prof. Dr. E. Schneider. Der Verf. hatte Gelegenheit, den Uterus einer an der Lungensucht im fünften Monate der Schwangerschaft verstorbenen Frau zu injiciren und näher zu untersuchen, wobei sich Folgendes ergab: Die Venen übertreffen die Arterien an Zahl und Gröfse, wie 1 : 10; alle Venen bilden bei ihrem Abgange vom Uterus grofse Plexus; einzelne Venen steigen vom Halse aufwärts zum Grunde des Uterus und gehen dort in den Plexus über, aus welchem die Vena sperm. sich bildet; die Gefäfse zeigten sich an der vorderen Fläche des Uterus, an der Stelle, wo nach innen die Placenta adhärirt war, am zahlreichsten, so, dafs die Arterien sich hier in dicht an einander gelagerte Arteriennetze endigen, und die Venenäste aus einem grofsen, über die ganze vordere Wand des Uterus ausgebreiteten Venennetze nach vier Richtungen hervorgehen, u. s. w.

Ueber die Gränzen der Staatsgewalt in Bezug auf medicinische Systeme, von Dr. C. Pfeufer. Dieser Aufsatz erscheint Ref. als die Blüthe unter den hier mitgetheilten Abhandlungen, die hervorgesprossen aus einem gründlichen Studium der Geschichte unserer Wissenschaft den Beweis ausspricht, dafs die Geschichte allein den strebenden Geist vor Abwegen, besonders in der Heilwissenschaft, bewahrt. Es ist die würdigste Art, jener Irrlehre entgegenzutreten, die, Homöopathie genannt, wie die Tanzwuth, die gebrechlichen Köpfe ergreift.

Ueber das Bad und die Mineralquellen von

Wiesau, von Dr. Fischer; mit einem Vorworte von Dr. Grof. Die Quellen von Wiesau sind eisenhaltige Säuerlinge, und scheinen eher dem Teinacher Wasser im Königreiche Würtemberg, als dem Pyrmonter und Spaer nach dem inneren Gehalte an die Seite gestellt werden zu müssen.

Eigenthümliches Brustleiden, von Dr. Oettinger. Die Symptome der Krankheit deuteten gewissermaafsen auf eine schleichende Pleuritis. Bei der Section fand man einen von der inneren Fläche des Mediastinum anterius ausgehenden, mit dem oberen Theile des Herzbeutels verwachsenen kugelförmigen Körper von 3½ Zoll Länge, 2½ Zoll Breite, 3 Zoll Dicke und 1¾ ℔. Schwere, von fibrös-knorpelartiger Textur. Aufserdem enthielt der Herzbeutel 8 Unzen Flüssigkeit, war sehr verdickt und nach oben steatomatös aufgelockert. Die Lungen enthielten 11 markschwammartige Geschwülste.

Krankengeschichte eines als Hydrops saccatus diagnosticirten Falles, von Dr. A. Urban. (In diagnostischer Hinsicht von hohem Interesse.)

Versuche über die blutstillende Wirkung des Kreosots, von Dr. B. Müller. Sie bestätigen die blutstillende Wirkung des Kreosots, sowohl bei Hämorrhagieen aus den Venen, als auch aus Arterien.

Ueber ein Instrument zum Seitensteinschnitte, von Demselben. (Eine Modification des Guerinschen und Kleinschen, nach des Verf. eigenen Angaben.)

Die herrschende Krankheitsconstitution in München im Jahre 1834, von Dr. Fr. Horner. (Der sonst hier endemisch-entzündliche Krankheitsgenius machte einem gastrisch-biliösen Platz.)

Das Mortalitätsverhältnifs in München, von Dr. Sailer. Auf eine Bevölkerung von 79,700 Seelen kommen 2500 Todesfälle, mithin auf 36 Einwohner ein Sterbefall. Die Zahl der jährlichen Geburten innerhalb der letzten sechs Jahre war im Durchschnitt 2580.

Das

Das Mortalitätsverhältnifs im Militärkrankenhause in München, von Dr. v. Harty. Die Zahl der aufgenommenen Kranken betrug 3215, von welchen 59 starben, 3067 genasen, und 119 der Anstalt verblieben. Die Syphilitischen wurden sämmtlich mit Quecksilber behandelt. (Man scheint demnach die Behandlung ohne Mercur hier ganz aufgegeben zu haben. Ref.)

Meteorologische Beobachtungen zu München vom 1. Nov. 1833 bis 1. Oct. 1834, von Dr. J. H. Schultes, machen den Beschlufs.

Das Gedeihen einer neuen Zeitschrift bei der bedeutenden Concurrenz, die ihrer wartet, hängt gröfstentheils von der Strenge der Auswahl der aufzunehmenden Aufsätze ab. Gelingt es der Redaction, auch die folgenden Hefte mit so gediegenen Arbeiten zu schmücken, als das vorliegende zum Theil enthält, so wird es dem Journale an Lesern nicht fehlen.

Heyfelder.

---

3. **Magazin für die gesammte Thierheilkunde.** Herausgegeben von Dr. E. F. Gurlt und Dr. C. H. Hertwig, Professoren an der Königl. Thierarzneischule zu Berlin. Erstes Quartalheft, mit 1 Tafel Abbildungen. 8. Berlin, bei August Hirschwald. 1835. 136 S.

Für die Fortbildung der Thierarzneikunde nach dem jetzigen Stande der Naturwissenschaften, und besonders nach dem Stande der Menschenheilkunde, war die Herausgabe einer guten Zeitschrift das geeignetste Mittel. Versuche zu thierärztlichen Zeitschriften sind zwar (wie dies die Einleitung der vorliegenden zeigt) schon vielfältig gemacht worden, jedoch mehrentheils mit sehr wenigem Erfolge; denn einerseits war bis vor wenigen Decennien die Zahl derjenigen Thierärzte, welche das Bedürfnifs ihrer weiteren Ausbildung und des Austausches ihrer Ideen fühlten, überall nur sehr gering, und die von Zeit zu Zeit entstandenen thierärztlichen Zeitschriften mufsten daher

wegen Mangels an Theilnahme wieder eingehen; andererseits besafsen die Herausgeber dieser Journale zu wenig ausgewählte Materialien, und von anderen wurden sie zu wenig unterstützt, so dafs sie nicht im Stande waren, das Werk längere Zeit hindurch fortsetzen zu können. — Die Gründung eines neuen Journals kann unter solchen Umständen nicht lockend sein; hoffentlich wird aber das oben genannte «Magazin für die gesammte Thierheilkunde» ein besseres Gedeihen haben, als manche frühere Zeitschrift dieses Faches, theils, weil die Zahl der gebildeten Thierärzte in der letzten Zeit sich bedeutend vermehrt hat, theils auch weil die Herausgeber durch ihre Verhältnisse für die Gewinnung guter Materialien günstiger situirt sind, als viele andere.

Der Inhalt des vorliegenden ersten Heftes dieser Zeitschrift ist sehr reichhaltig, und verbreitet sich fast über alle Zweige der Thierheilkunde.

Als Einleitung steht zuerst eine «Uebersicht über die periodische Litteratur der Thierheilkunde,» von Hertwig. Die seit dem Jahre 1782 in Frankreich, Deutschland, England, Dänemark und Holland erschienenen Zeitschriften, welche entweder der Thierarzneikunde allein, oder neben ihr zugleich der Oekonomie oder der Reitkunst gewidmet waren, sind chronologisch zusammengestellt, und ihre Dauer, so wie ihr Werth, sind kurz angegeben.

Der Aufsatz No. I., «Ueber eine seltene Bildungshemmung der Augen eines neugeborenen Lammes,» ist von Gurlt. (Hierzu Fig. 1. der Abbildungen.) Ein interessanter Fall, welcher die Bildung des Augapfels aus einer, neben der vorderen Gehirnblase liegenden eigenen Blase sehr deutlich bestätigt. Die Augäpfel sind hier auf einer unvollständigen Entwickelung, und innerhalb der Schädelhöhle zurückgeblieben.

II. Zwei Fälle von abnormer Haut- und Haarbildung auf der durchsichtigen Hornhaut des

Auges, von Gurlt. (Hierzu Fig. 2 und 3.) Der eine Fall kam am linken Auge eines Kalbes, der andere an dem linken Auge eines Hundes vor. Die betreffenden Hautstückchen hatten keinen Zusammenhang mit der äufseren Haut; da aber am gesunden Auge die letzte mittelst der Thränenkarunkel einen Uebergang zur Bindehaut macht, so ist es wahrscheinlich, dafs in diesen Fällen die neugebildete Haut wuchernd bis zur Mitte des Augapfels hingedrungen ist.

III. Abnorme Zahnbildung in einer Balggeschwulst vor dem linken Ohre eines Pferdes, von Gurlt und Hertwig. (Hierzu Fig. 4 und 5.) Zwei Fälle, von denen der eine ausführlich beschrieben ist. In beiden Fällen hatte der Zahn die Form der Backenzähne, und die dreifache Zahnsubstanz war deutlich zu unterscheiden. In dem einen Falle bestand auch eine knöcherne Hülle in Form einer Zahnhöhle, jedoch ohne innigen Zusammenhang mit einem Knochen des Kopfes.

IV. Auftreibung der Schädelknochen durch den Coenurus cerebralis, bei einem Rind, von Greve, mitgetheilt von Gurlt. Der mitgetheilte Fall ist besonders deshalb interessant, weil er beim Rinde beobachtet ist, bei welchem bekanntlich der Coenurus weit seltener vorkommt, als bei Schafen.

V. Sehr grofse Fleischgeschwulst (Sarcoma) in der Bauchhöhle einer alten Hündin, von Gräven, mitgetheilt von Gurlt. Die Geschwulst wog 10 Pfund 2 Loth und war, aufser ihrer Gröfse, noch dadurch bemerkenswerth, dafs sie sich am Bauche unter den Bauchdecken so stark hervordrängte, dafs sie durch die letzten gefühlt werden konnte, und hierdurch selbst zu Exstirpationsversuchen Veranlassung gab.

VI. Zwei Beobachtungen über das Vorkommen von Speichelsteinen bei Pferden, nebst Beschreibung des dabei unternommenen Heilverfahrens, von Sehumann, mitgetheilt von Gurlt. In

dem einen Falle war der in dem Stensonschen Kanale gebildete Stein 4" lang, 2" dick, und 15 Loth schwer; in dem anderen Falle war der Stein 1½" lang, 1½" dick, und 8 Loth schwer. In beiden Fällen war der Speichelgang zerrissen, und die Steine lagen in einem aus dem Zellgewebe der Backe gebildeten Sacke. Nach der Herausnahme der Steine wurde die Höhle gebraunt, und die Heilung erfolgte hierauf in kurzer Zeit.

VII. Augenentzündung bei einem Pferde, verursacht durch einen Wurm in der vorderen Augenkammer, beobachtet von Busch, mitgetheilt von Gurlt. Obgleich es nicht ganz selten ist, daſs Würmer in der vorderen Augenkammer bei Pferden und Rindern vorkommen, so gehört doch der mitgetheilte Fall desbalb zu den bemerkenswerthen, weil der hier vorhanden gewesene Wurm eine Filaria lacrymalis G. war, während man in allen anderen bisher beobachteten Fällen die Filaria papillosa R. gefunden hatte. Der Wurm war zufällig durch den gemachten Hornhautschnitt ausgeleert worden.

VIII. Herzbeutel- und Herzentzündung bei einer Kuh, von van Gemmeren. Ein guter Beitrag zur Vervollkommnung der im Ganzen noch sehr unvollständigen Diagnostik der Rindviehkrankheiten. Auſser dem in der Ueberschrift bezeichneten Falle, ist noch ein zweiter von Siebert mitgetheilt, in welchem die Herzentzündung durch eine vom Magen her eingedrungene Nadel verursacht worden war.

IX. Angeborner Kropf bei neugebornen Lämmern und Ziegen, von Haubner, mitgetheilt von Gurlt. Wirkliche Stroma kam bei den neugebornen Lämmern einer Schäferei durch drei auf einander folgende Jahre vor, und schien durch die Böcke vererbt zu werden.

X. Angeborner, und wahrscheinlich ererbter, Koller bei einem zwei Tage alten Fohlen, von Curdt, mitgetheilt von Gurlt. Das junge Thier zeigte einen stieren Blick, war bewuſstlos, unaufmerksam

auf seine Umgebung, es taumelte und stiefs an alle Gegenstände an. Sowohl der Hengst, von dem es stammte, wie auch das Mutterthier, litten am Dummkoller.

XI. Abscefs im Dünndarmgekröse eines Pferdes, von Naundorff, mitgetheilt von Gurlt.

XII. Krankheitsgeschichte eines Pferdes, welches mit einem Aneurysma der vorderen Gekrösarterie behaftet war, von Schutt.

Die unter diesen beiden Nummern mitgetheilten Beobachtungen sind in pathologischer, wie in symptomatologischer Hinsicht von Interesse.

XIII. Mittheilungen über die Rinderpest der Jahre 1831 und 1832 im Regierungsbezirke Bromberg, von Erdt. Wie die Rinderpest gewöhnlich ein Begleiter der Kriege war, an denen russische, polnische oder österreichische Armeen Theil nahmen, so war es auch bei dem Revolutionskriege in Polen der Fall. Sie wurde aus diesem Lande in den Regierungsbezirk Bromberg eingeschleppt, und verbreitete sich hier in 21 Ortschaften. Der Verf., der von der Königl. Regierung zu Bromberg beauftragt war, das Seuchentilgungsgeschäft zu leiten, hatte Gelegenheit, den Gang und die Verbreitung der Krankheit, die grofse Intensität ihres Contagiums, die Eigenthümlichkeit der Zufälle u. s. w. vielfältig zu beobachten, und in dem vorstehenden Aufsatze manche Berichtigung über diese Punkte zu machen.

XIV. Ueber Genickfisteln, und über die Durchschneidung des Nackenbandes, als ein Heilmittel bei denselben, von Hertwig. Die Entstehung und die Ursachen dieser langwierigen Fistelgeschwüre werden angegeben, und dabei einige neue Thatsachen über die Entstehung aus inneren Ursachen mitgetheilt; die Verschiedenheiten des Leidens und die Diagnosis desselben werden erörtert, und bei der Behandlung wird, nach den vorher aufgestellten Indicationen, unter anderen Hülfsmitteln das Querdurchschneiden des Nackenbandes empfohlen, um den

von diesem Bande entstehenden Druck auf die unter ihm liegenden Theile, und die Reizung derselben bei der Bewegung, aufzuheben. Der Verf. beruft sich hierüber auf seine Erfahrung und zeigt, dafs die Bewegung, und selbst das hohe Aufrichten des Kopfes durch jene Operation nicht leidet.

XV. Verbesserungen an thierärztlichen Instrumenten, von Hertwig. (Hierzu Fig. 6 und 7.) Sie betreffen a) eine Verbesserung der Aderlafsfliete, durch welche dies Instrument auch für diejenigen Fälle brauchbar wird, wo die Drosselvene in einer sehr tiefen Rinne des Halses liegt, — und b) eine neue Heftnadel zum Abnähen des äufseren Bruchsackes bei Nabelbrüchen.

XVI. Ansteckungsversuche an Schafen mit Räudemilben, Räudejauche u. s. w., von Hertwig. Diese Versuche sind interessant. Sie bestanden darin, dafs man von räudigen Schafen Räudeschorfe, Räudejauche und Milben auf gesunde Schafe übertrug, dafs man bei anderen durch gegenseitige Berührung, und bei noch anderen durch die Transfusion von arteriellem und von venösem Blute die Ansteckung zu vermitteln suchte. Dieselbe erfolgte jedoch nur durch die Uebertragung der Milben und durch das mehrtägige Beisammensein der gesunden Schafe mit den räudigen stets in der Zeit vom 10ten bis zum 16ten Tage. Bei der Impfung mit Räudejauche war das Resultat nicht ganz rein. Schorfe, und das übergeleitete Blut, bewirkten keine Ansteckung. Hauptsächlich aus dem letzten Grunde erklärt der Verf. die Räude für ein blofses Localleiden.

XVII. Gutachten über die Frage: In wie langer Zeit bricht die Räude bei Schafen aus, die mit räudigen Schafen länger als eine Stunde zusammengewesen sind, wenn man annehmen wollte, dafs jene von diesen inficirt worden sind? mitgetheilt von Gurlt. Diese Frage bezieht sich auf einen mitgetheilten gerichtlichen Fall, in welchem aus Versehen mehre räudige Schafe in eine Heerde kamen,

und $1\frac{1}{2}$ Stunde hindurch in derselben verblieben. — Auf Grund der im Vorhergehenden erzählten Versuche ist das Gutachten der Lehrer der Königl. Thierarzneischule dahin abgegeben: dafs die Räude spätestens 16 Tage nach der Ansteckung ausbricht. — Da nun in dem vorliegenden Falle die Räude erst nach vier Monaten bei der Heerde bemerkt wurde, so konnte man nicht annehmen, dafs die Ansteckung durch jene fremden Schafe bewirkt worden war, und dies um so weniger, da binnen dieses Zeitraums die Schur der Heerde statt fand, bei welcher jede Hautkrankheit leicht zu entdecken ist.

XVIII. Nekrolog des um die Thierheilkunde sehr verdienten Würtembergischen Ober-Medicinalrathes und Landesthierarztes Dr. Walz.

XIX. Miscellen, von Hertwig. Sie betreffen Amaurosis und Glaucoma bei Thieren.

XX. Personal-Notizen. Sie betreffen preufsische Thierärzte, und sind aus der Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preufsen entnommen.

Hg.

VIII.

Physiologische Dissertationen der Universitäten Bonn und Königsberg.

1. Ad. Besserer, Observationes de ungnium anatomica atque pathologia. Bonn. Def. d. 7. Jan. 1834. 8. 70 S. Cum tab. lithograph.

Diese fleifsige Arbeit zerfällt in zwei Theile, einen anatomisch-physiologischen (S. 1 — 21), und einen pathologischen (S. 21 — 68). In dem ersten werden zuerst eine

Reihe von Ansichten über den fraglichen Gegenstand angeführt, und am Schlusse die Meinung von M. J. Weber, dafs die Epidermis sich an der Wurzel des Nagels umschlage, und dann als feine Membran unterhalb desselben fortgehe, ausführlicher dargestellt und durch einige Zeichnungen erläutert. Eben so wird die durch Behandlung mit Salpetersäure nachzuweisende lamellöse Structur des Nagels durch Wort und Abbildung erörtert. Die einzelnen Lamellen liegen dachziegelförmig so übereinander, dafs die äufseren die inneren stets überragen. Daher besteht die Wurzel des Nagels aus einer einfachen Lamelle, während die Mitte desselben die gröfste, und das vordere Ende eine mäfsige Dicke hat. Nach Weber's Vermuthung sollen die einzelnen Lamellen durch ein sehr dichtes Zellgewebe, ähnlich z. B. demjenigen, welches in der Achillessehne vorkommt, verbunden sein. Ich mufs aber offen bekennen, dafs ich subjectiv von der Unrichtigkeit dieser Hypethese vollkommen überzeugt bin. Hat man nämlich einen mit der Epidermis durch Maceration oder kochendes Wasser abgezogenen Nagel durch mehrtägiges Aufbewahren in verdünnter Salpetersäure halb erweicht, so dafs mit Leichtigkeit feine Querschnitte desselben gemacht werden können, so sieht man die als Streifen dicht an einander liegenden Lamellen ohne alle Zwischensubstanz mit einander verbunden. In anderen Theilen, wie z. B. neben den Sehnen, den Muskeln u. dergl., wird diese dadurch fühlbar, dafs man den feinen Schnitt unter dem Compressorium mit immer verstärktem Drucke prefst. Wird diese Operation mit dem Schnitte des Nagels vorgenommen, so springen bei zu grofser Kraft des Druckes die einzelnen Lamellen des Nagels auseinander. Ganz dasselbe läfst sich auch, nur etwas undeutlicher, bei ganz frischen Nägeln wahrnehmen. Die Hornsubstanz des menschlichen Nagels ist durch diesen hohen Grad von Continuität und Solidescenz charakterisirt, während die Hufe z. B. ihrerseits durch ein eigenthümliches System von Kanälen sich im ausgebil-

deten Zustande auszeichnen. — Die Matrix des Nagels liegt nicht, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, in der bloſsen Wurzel desselben, sondern in der sehr blutgefäſsreichen Schicht des Coriums unterhalb des ganzen Nagels. Durch diese wird auch immer eine zu Nagelsubstanz erhärtende Epidermislamelle abgesondert. — In dem zweiten, den pathologischen Zuständen der Nägel gewidmeten Theile, wird zuvörderst der Sitz der Entzündung des Nagels in die Matrix des Nagels, wie diese der Verf. bestimmt hat, gesetzt. Hierauf geht derselbe eine Anzahl angeblich hierher gehörender Formen durch, und fügt zum Schlusse einen von Albers beobachteten Fall von Affection und Degeneration aller Nägel hinzu. Hierauf werden die einzelnen Formen- und Structurveränderungen der Nägel primärer und secundärer Art, ihre Farben in verschiedenen Krankheiten, der Act des Abfallens derselben, und ihre semiotische Bedeutung durchgegangen. Die beigefügte Steindrucktafel erläutert die anatomischen Verhältnisse der Nägel und stellt die in dem Alberschen und einem anderen Falle beobachteten Entartungen dar.

---

2. Joh. Wilh. Sterneberg, Experimenta quaedam ad cognoscendam vim electricam nervorum atque sanguinis facta. Bonn. Def. d. 12. Mart. 1834. 4. 17 S.

Zu den interessanteren und wichtigeren Problemen der Physiologie gehört unbedingt der Nachweis der Existenz physikalischer Phänomene und Agentien in dem lebenden Organismus. Der geringe Credit, in welchem diese Richtung bei vielen Naturforschern und Aerzten steht, rührt zum Theil von der irrigen Ansicht her, als vertrage sich ein solches Streben mit richtigen Begriffen von organischem Leben und Organismus durchaus nicht, zum Theil aber auch in dem Miſsbrauche, den geachtete Empiriker von solchen Versuchen gemacht haben. Denn jene verderbliche Mystification in naturwissenschaftlichen Gegenständen ist kein ausschlieſsendes Eigenthum der speculati-

ven Köpfe. Auch Empiriker, und unter ihnen Sterne erster Gröfse, können der lockenden Neigung nicht widerstehen, in ihren Darstellungen die Gränzen des Realen, Beweisbaren, ungebührlich zu überschreiten. Freilich werden sie, während der Philosoph mehr an den geistigen Blick und den höheren Sinn appellirt, ihrem ganzen Wesen nach auch die verfehltesten Beweise aus empirischen Thatsachen anzuführen sich nicht scheuen, oder diese wenigstens als die mysteriöse Grundlage ihrer Expositionen anbringen. Gerade der Theil mit dem wir uns hier beschäftigen, ist ein solches verfehlt gebrauchtes Thema, die unglückliche Tendenz, an die Stelle der lebendigen Energieen physikalische Thätigkeiten setzen zu wollen. In Rücksicht dieser können in einer geläuterten Physiologie aber nur die zwei Fragen gestellt werden: 1) finden sich in dem Organismus überhaupt und dessen Theilen, physikalische Agentien, besonders feinerer Art, wie Magnetismus, Elektricität u. dergl.? und 2) erscheinen diese nur während der lebendigen Action, oder immer in jedem Zustande? Aufser diesen Punkten aufgestellte Probleme sind Trugbilder, mit denen sich der im Irrthum befangene Geist nur selbst täuscht, und zuletzt hintergeht.

Aber selbst diesen, die Physiologie wahrhaft interessirenden Fragen, stehen so viele Schwierigkeiten entgegen, dafs man von decisiver Entscheidung gar nicht, und kaum von Vermuthungen mit Recht sprechen kann. Unsere für Experimente der Art viel zu rohen physikalischen Apparate, die Inconstanz der durch ihre Anwendung erhaltenen Resultate und die beinahe auf keine Weise zu vermeidenden Fehler der Beobachtung, sind fast unübersteigbare Hindernisse. Daher kommt es auch, dafs der vorurtheilfreie Naturforscher bei Anstellung solcher Versuche weniger lernt, als in seiner Skepsis verstärkt wird, und dieses Feld der Forschung nur mit dem Wunsche verläfst, dafs bald hinreichend feine Apparate für die decisive Entscheidung der so wichtigen Fragen erfunden werden möchten.

Da es jedoch nicht an Schriftstellern verschiedenartigen Werthes gefehlt hat, welche in dieser Beziehung, besonders durch die elektromagnetischen Apparate, wichtige Resultate erhalten haben wollten, so bleibt es immer verdienstlich, diese Experimente zu wiederholen, wenn auch die Wissenschaft hierdurch nicht sowohl an Inhalt gewinnt, als des Unnützen und Schädlichen entledigt wird. Der Verf. obiger Schrift hat nun diese Arbeit übernommen und, wie auch mehre andere vorurtheilfreie Physiologen, durchaus negative Resultate erhalten.

In dem ersten Theile der kleinen, an eigenen Erfahrungen reichen Abhandlung wird von der Elektricität der Nerven gehandelt, und zwar a) von der der Nerven selbst. David hatte bekanntlich in seiner Thèse vom Jahre 1830: « Identité du fluide nerveux et du fluide électrique », behauptet, daſs, wenn man einen Nerven mit einem Schweiggerschen Multiplicator in Verbindung bringe, während der Bewegung des entsprechenden Gliedes eine Abweichung der Magnetnadel entstehe; während der Ruhe desselben aber sich keine Veränderung zeige. Um sicher zu sein, daſs hier keine Täuschung durch Oxydation der Metalldräthe entstehe, wurden statt der früheren messingenen, in einem zweiten Experimente Platindräthe angewandt. Der Verf. hat den Versuch an einem Hunde wiederholt. Da das Thier die Extremität während der Application der Dräthe nicht bewegte, so wurde der Fuſs ausgestreckt, damit ihn das Thier wiederum anziehe. Allein während des letzten Momentes selbst war durchaus keine Abweichung der Magnetnadel wahrzunehmen. Auch andere Beobachter haben durchaus dieselben Resultate erhalten (vergl. Joh. Müller's Physiol. I. 2. S. 620), und ich selbst bin in meinen hierüber angestellten Versuchen nicht glücklicher gewesen. Vergeblich applicirte ich zu vielfachen Malen die Dräthe in den Nervus ischiadicus von Kaninchen, und reizte alsdann den Nerven oder durchschnitt ihn zuletzt, so daſs heftige Zuckungen entstan-

den. Die Magnetnadel blieb während dieses Actes durchaus ruhig; denn kleine, selten sich zeigende Schwankungen von 2 bis 3 Grad können rein mechanisch durch die Erschütterung hervorgebracht sein. Da durch Reizung des Nervus vagus nicht bloſs mit Alkalien, sondern auch mit concentrirten Säuren der Herzschlag beschleunigt wird, so applicirte ich bei einem Kaninchen, das schon viel Blut verloren und dessen Brust zu anderen Zwecken geöffnet war, die Dräthe in den herumschweifenden Nerven, und betupfte eine darüber liegende Stelle mit concentrirter Salzsäure. Aber auch in dem Momente, wo die Herzbewegung beschleunigt wurde, blieb die Nadel ruhig. Erwägt man endlich auch das Wesen dieser Art von Versuchen genauer, so findet man, daſs sie nur den Schein von Exactität haben. Ich frage: wohin gelangen die in den Nerven eingebrachten Dräthe? Nirgends anders, als in das Zellgewebe, welches die Nervenscheiden der einzelnen Primitivfasern mit einander verbindet. Sind aber diese, was allerdings anzunehmen, gute Leiter, so bleibt es sich bei der Continuität dieses Zellgewebes mit dem den ganzen Nerven umhüllenden und zwischen die benachbarten Muskelfasern sich fortsetzenden Zellgewebe ganz gleich, wo man die Dräthe applicirt, ob in dem Nerven selbst, oder z. B. in der denselben umgebenden Zellgewebsscheide. Aber hier und dort wird auf gleiche Weise kein Effekt wahrgenommen. — Der Körper eines Frosches wurde so in zwei Theile getheilt, daſs diese nur durch die ischiadischen Nerven mit einander zusammenhingen. Man spaltete hierauf einige dieser Nerven der Länge nach, durchschnitt sie zum Theil quer, und applicirte das durchschnittene Ende an den Nerven eines anderen, sehr reizbaren Froschschenkels, der mit der Extremität des ersten Frosches in Verbindung gebracht wurde. Während durch mechanische Erschütterung Bewegungen erzeugt wurden, blieb der applicirte, sehr reizbare Schenkel durchaus ruhig. Er hätte

aber, als das bis jetzt bekannte sensibelste Elektrometer, Zuckungen zeigen müssen, wenn elektrische Ströme in dem Nerven wahrhaft existirten. Die beiden Hälften eines anderen, eben so präparirten Frosches, wurden in Salzwasser gelegt; der eine mit einer Zinkplatte versehene Haken eines Schweiggerschen Multiplicators in das Gefäfs gethan, welches die obere Körperhälfte enthielt, während der Experimentator den anderen, mit einer Kupferplatte versehenen Drath in der Hand hielt, um ihn in das andere Gefäfs zu stellen. In demselben Momente entstanden die heftigsten Convulsionen, aber die Nadel blieb ruhig. — Larrey hatte die Behauptung aufgestellt, dafs die Function eines Nerven wiederum eintrete, wenn an die Stelle eines ausgeschnittenen Stückes desselben ein metallischer Leiter applicirt wird. Der Verf. hat den Versuch am Nervus ischiadicus eines Kaninchens, wo das ausgeschnittene Stück durch Messing ersetzt wurde, ohne nur die Spur eines Erfolges wahrzunehmen, wiederholt.

b. Von der Elektricität in den gereizten Nerven eines todten Körpers. — Edwards entfernte, um auch die geringsten Zuckungen deutlich wahrzunehmen, die Haut der Extremität eines Frosches, und enthauptete das Thier, um den Einflufs des Willens auf die Bewegung aufzuheben. Der sogenannte Nervus ischiadicus wurde nun durch ein Stückchen Wachstaffet isolirt, und mit Metallen und anderen Körpern, als Elfenbein, Glas, Horn, nach der Art gestrichen, durch welche man Eisen magnetisch macht. In Folge dieser Behandlung entstanden heftige convulsivische Bewegungen; dagegen zeigten sich nur sehr geringe oder gar keine, wenn der Nerv durch ein Stückchen Muskelfleisch isolirt worden war. Abgesehen davon, dafs der Verf. bei Wiederholung des Versuches diese auffallende Differenz nicht wiederfand, bemerkt er mit Recht, dafs die Verschiedenheit der Härtegrade der Unterlage und des hierdurch erzeugten Widerstandes von wesentlichem Einflusse

seien. Auch zeigten sich dieselben Convulsionen, als der Wachstaffet befeuchtet und so die Fortleitung der Elektricität wiederhergestellt wurde.

Durch schnelle Unterbrechung und Wiederherstellung des elektrischen Stromes entstehen nicht die gewöhnlichen klonischen, sondern tonische Krämpfe. Die in den Knieen gebogenen Schenkel eines auf die oben angegebene Weise präparirten Frosches lagen auf der Kupferplatte einer aus sechs Plattenpaaren bestehenden Säule, während die darunter liegende Zinkplatte ab und zu bewegt wurde. Die Schenkel erhoben sich allmählig so steif und ausgedehnt, daſs sie den gröſsten Theil des Oberkörpers zu tragen vermochten. In diesem tetanischen Krampfe verharrten sie die ganze Zeit des Experimentes hindurch, nehmlich fünf Minuten. Dieser Versuch beweist nun wiederum den bekannten Satz, daſs Starrkrämpfe in einem Gliede erzeugt werden, in welches rasch hintereinander folgende elektrische Ströme geleitet werden. Schon Fontana (Beobachtungen und Versuche über die Natur der thierischen Körper, übersetzt von Hebenstreit. Leipzig 1785. 8. S. 35 und 36) erhielt die Glieder eines Frosches lange Zeit dadurch zusammengezogen, daſs er Elektricität durch eine eiserne Spitze gegen das Rückenmark strömen lieſs, und nicht minder erlangt man in der Regel bei anhaltendem Galvanisiren denselben Erfolg.

Nach der Angabe von Marianini soll ein längs der Ramificationen eines Nerven verlaufender Strom Bewegung, ein diesem entgegengesetzter Empfindung erregen. Ein präparirter Frosch wurde in zwei Schaalen mit Salzwasser gelegt. Applicirte man an diejenige, welche den Oberkörper enthielt, die Kupfer-, und an die entgegengesetzte die Zinkplatte, so empfand das Thier die höchsten Schmerzen; bei umgekehrter Application dagegen zeigten sich heftige Convulsionen ohne Schmerzensäuſserungen. Allein auch diese Beobachtungen fand der Verf., wie natürlich, nicht bestätigt, indem immer nach längerer Anwendung des Stro-

mes Schmerzenszeichen sich kund gaben. Nur so viel ist gewiſs (was auch schon die ersten Experimentatoren über den Galvanismus erkannten), daſs wenn der positive Pol an den Nerven, der negative dagegen an den Muskeln angebracht wird, die Convulsionen bei dem Schlusse, im umgekehrten Falle bei dem Oeffnen der Kette entstehen (oder vielmehr in heftigerem Grade sich äuſsern). Endlich erklärt sich der Verf. auch mit Recht gegen die Annahme, daſs eine den elektrisirten Körpern ähnliche Anziehung und Abstoſsung die durch Elektricität bewirkten Convulsionen erzeuge.

Der zweite Theil handelt über die Elektricität des Blutes. Zuvörderst bestätigt der Verf. die Beobachtung von Joh. Müller, daſs die in die Arterie und Vene eines Thieres gesteckten Dräthe eines Multiplicators keine Abweichung der Nadel bewirken. Eben so wenig zeigte der als noch sensiblere Multiplicator angewandte Froschschenkel irgend einen Effekt. Auch ich konnte durchaus keine Derivation wahrnehmen, ich mochte die Dräthe in die Carotiden oder Jugularvenen, arteriöses oder venöses Blut allein, oder an eine Stelle bringen, wo eben aus den Gefäſsen flieſsendes arteriöses und venöses Blut sich vermischten. Der Verf. sah selbst, wenn Blut aus einer Vene gegen eine Magnetnadel spritzte, keine Bewegung derselben. Dagegen soll nach einem von Dr. Nasse mitgetheilten Manuscripte eines Arztes, folgende Wahrnehmung gemacht worden sein: Der Blutstrahl traf den Längendurchmesser einer in einer Kapsel eingeschlossenen Magnetnadel. Bei dem arteriösen Blute soll die Nadel, wenn der Strahl in der Richtung von W. nach S. S. O. kam, gegen W, bei dem venösen nach O. abgewichen sein.

Bekanntlich suchte Bellingeri die Elektricität des Blutes dadurch zu ermitteln, daſs er Blut mit verschiedenen Metallen in Verbindung brachte, und nun mäſsig reizbare Froschschenkel als Elektrometer anwandte. Nach ihm folgen die Metalle in Rücksicht der Kraft, Elektricität zu

erregen, in folgender absteigender Anordnung: Zink, Blei, Spiefsglanz, Eisen, Kupfer, Wismuth, Gold, Platina. So hat nach ihm venöses Blut des Kalbes gleiche elektrische Kraft mit dem Eisen; des Ochsen ebenfalls mit dem Eisen; des Huhnes und der Ente mehr als Eisen, und weniger als Kupfer; des Pferdes so viel als Spiefsglanz, weniger aber als Zink; arteriöses Blut des Kalbes entweder so viel als Spiefsglanz und mehr als Eisen, oder so viel als Eisen und Spiefsglanz, oder so viel als Eisen, ja noch mehr als dieses. (Ueber den Werth dieser Versuche vergl. die Ansicht Joh. Müller's in seiner Physiol. I. 1. S. 133 u. 134.) Bei Wiederholung dieser Experimente fand der Verf., dafs, wenn arteriöses Blut des Kalbes mit Zink, und dieses mit dem Nerven verbunden wurde, bei Lösung der Kette Convulsionen entstanden. Eisen, Gold, Silber, Blei zeigten diesen Effect nicht. Wurde der Nerv am Eisen gerieben, während das venöse Blut den Kreis schlofs, so zeigten sich heftige Convulsionen. Mit Zink brachte arteriöses Blut der Henne unter allen Verhältnissen dieselben Phänomene hervor; dagegen waren Gold, Silber und Blei unwirksam, während Reibung des Nerven mit Eisen Bewegungen erzeugte. Durch venöses Blut des Menschen und Zink, entstanden unter dem Reiben Zuckungen, sonst aber keine. Silber mit dem Nerven gerieben, erzeugte bisweilen bei Lösung der Kette Bewegungen; die übrigen Metalle dagegen nicht. Die Effecte sind also dieselben, als ob die Metalle allein angewandt würden. Das Blut wirkt nur als feuchter Leiter.

Um nun darzuthun, dafs verschiedene organische Flüssigkeiten bei ihrem Contacte keine Elektricität zeigen, füllte der Verf. 4 bis 5 Zoll lange und 2 Zoll im Durchmesser haltende Glascylinder, deren eine Oeffnung mit Blase verschlossen war, mit Kalbsblut, und sechs ähnliche Gefäfse mit Menschenharn, errichtete aus ihnen zwei Säulen, so dafs die verschiedenen Flüssigkeiten mit einander abwechselten, und setzte sie auf einen mit Siegellack be-

stri-

strichenen und einer der Flüssigkeiten gefüllten Tisch. Als nun ein Froschschenkel in beide Säulen gesteckt wurde, zeigten sich keine Zuckungen. Bei Wiederholung des Versuches mit Kuhmilch und Urin, entstanden nur einmal deutliche Convulsionen. Eben so wenig Wirkung erfolgte bei kleineren Säulen aus Blut und Ochsengalle, oder Blut und Milch. Um mit einer ähnlichen trockenen Säule zu experimentiren, befeuchtete der Verf. ein großes Stück Pappendeckel mit Blut, ein anderes mit Harn, liefs es trockenen, spaltete es dann und bestrich die äußere Seite jeder Lamelle wiederum mit der Flüssigkeit. Dann schnitt er daraus nach dem Trocknen neue Scheiben. Nun wurde eine reguläre Säule von 200 Paaren errichtet, und das eine Ende derselben mit dem Froschschenkel, das andere mit dem Nerven vermittelst anderer Nerven in Verbindung gebracht; allein es erfolgten weder Zuckungen, noch zeigte auch das Galvanometer irgend eine Veränderung. Milch und Blut wurden auf dieselbe Weise angewandt, hatten aber auch keinen Effect. Schon aus der Natur dieses Versuches liefs sich der Mangel eines Effectes voraussehen, da wahrlich die organischen Flüssigkeiten keine einfachen Salzsolutionen sind, die etwa nach dem Verdampfen des Wassers ihre aufgelösten Stoffe unverändert präcipitirt zurücklassen.

In dem seiner Abhandlung beigefügten Anhange führt der Verf. noch an, dafs Herr Dr. Nasse in allen Fällen bei Männern, Frauen, Gesunden, Kranken, selbst Leichen, positive Elektricität gefunden habe. Weder Wärme, noch Isolirung des Subjectes bedingte hierin einen Unterschied; dagegen zeigte feuchte Haut gar keine Elektricität. Doch erfolgt diese Elektricität nur durch Reibung. Denn bei sehr leiser Berührung zeigt sich selbst auf dem Isolirschemmel keine Elektricität. Auch ich war bis jetzt noch nicht so glücklich, Elektricitätsspuren bei Application des Elektrometers an verschiedene Theile meines Körpers, wahrzunehmen. Ich erhielt aber natürlicherweise Deviationen

der Magnetnadel, wenn ich den einen Drath des Multiplicators in die Hand, den anderen dagegen mit den Lippen faſste oder anhauchte. Ziemlich constant zeigte sich auch derselbe Effect, wenn ich beide Dräthe an verschiedene Hautstellen von Kaninchen applicirte. In der Regel gelang dieser Versuch nur das erstemal, und konnte erst, wenn man die Thiere einige Zeit ruhig sich selbst überlassen hatte, wiederholt werden. Dasselbe sah ich bisweilen, doch nicht immer, wenn ich den einen Drath hielt, mit der anderen Hand einen Assistenten berührte, der den anderen Drath gegen eine Stelle der Hautoberfläche eines Kaninchens applicirte. Dagegen beobachtete ich keinen Erfolg, wenn ich den einen Drath an die Schleimhaut der Nase, den anderen an die Conjunctiva bulbi dieser Thiere brachte, oder beide Dräthe an meine Haare applicirte. Auch wollten mir die Donnéschen Versuche bis jetzt noch nicht gelingen. Unserem Verf. reagirte das Galvanometer nicht, er mochte selbst in jede Hand einen Faden nehmen, oder nur einen halten und den anderen einem Gehülfen geben, dessen Hand er gefaſst hatte, selbst wenn die Individuen isolirt waren. Auch ich habe zu öfter wiederholten Malen dieselbe Erfahrung gemacht.

Endlich führt der Verf. noch an, daſs Nasse senior weder bei einem Epileptischen, noch einem Tetanischen freie Elektricität beobachten konnte, und referirt zuletzt einen oder zwei Fälle, wo diese bei einem Menschen so groſs gewesen sein soll, daſs sich Funken zeigten.

Das wesentliche Verdienst der ganzen Abhandlung ist mehr kritisch, als erweiternd. Sie erreicht daher ihren Zweck, daſs sie mehr Irrthümer aus der Lehre des thierischen Lebens verbanne, als daſs sie neue Wahrheiten kennen lehre. Diese über den fraglichen Punkt mit nöthiger Evidenz darzuthun, dürfte zur Zeit noch unmöglich sein. Wir können nur sagen, mit unseren heutigen physikalischen Instrumenten sind wir nicht im Stande, die Existenz von physikalischen Agentien im lebenden Körper nachzuwei-

sen. Ihre Existenz deshalb zu leugnen, hieſse eben so viel, als an Mondgebirge deshalb nicht zu glauben, weil man sie mit bloſsen Augen nicht wahrnehmen kann. Ja manche nicht zu verwerfende Gründe, wie z. B. die unbezweifelte Existenz von verschiedener Wärme in verschiedenen Theilen des thierischen Körpers, von mannigfaltigen chemischen Combinationen u. dergl., lassen mit Recht auch auf die Anwesenheit von Elektricität einen Schluſs machen.

---

3. Joach. Henr. Knobbe, Disquisitiones historico-criticae de circulatione sanguinis in foetu maturo, novis observationibus anatomicis exaratae. Bonn. Def. d. 22 Mart. 1834. 4. 109 S. Cum quattuor tabb. lithogr.

In dem ersten Theile seiner Arbeit liefert der Verf. die Geschichte der verschiedenen Ansichten über die Circulation des Blutes im Fötus vollständiger, und in manchem Einzelnen auch zum Theil genauer und richtiger, als dieses in den neueren Schriften von Kilian, uns selbst u. A. der Fall ist. Wiewohl in dem zweiten, der Kritik der verschiedenen Meinungen gewidmeten Theile der Natur der Sache nach vieles in der ersten Abtheilung schon Gesagte wiederholt wird, so läſst sich doch nicht leugnen, daſs die Irrthümer der einzelnen Schriftsteller nicht ohne Scharfsinn entwickelt werden. Ueberhaupt sind diese beiden Theile ein rühmliches Zeugniſs des Fleiſses und der Belesenheit des Verf. In dem dritten Theile werden die eigenen Ansichten des Verf. dargestellt, welche, wie es bei einem so vielfach bearbeiteten Gegenstande durchaus natürlich ist, fast Nichts des Neuen enthalten. Auch ist es nicht deutlich angegeben, wo der Verf. nach eigenen, und wo er nach fremden Untersuchungen spricht und urtheilt. Der Ideengang in diesem Theile seiner Darstellung ist etwa kürzlich folgender:

Die hintere Hohlvene geht zuerst bei ihrem Eintritte in das Herz in eine sehr groſse Erweiterung über, zu deren Bildung die vordere Hohlvene zugleich nur sehr we-

nig beiträgt. Der Vorhof des Herzens selbst theilt sich in zwei durch eine sehr große Oeffnung verbundene Theile. In den ersten Monaten des Fötuslebens geht die ganze hintere Hohlvene in den linken Vorhof über. Da aber dieser noch zu klein ist, um alles Blut aufzunehmen, so strömt ein Theil des Blutes in den rechten Vorhof. Späterhin ändert sich mit dem Wachsthum des linken Vorhofes die Lage des Herzens dergestalt, daſs der Blutstrom selbst die innerste Haut hervordrängt, und so die Eustachische Klappe und die Klappe des eirunden Loches erzeugt wird. Dieses letzte vermittelt nur den Durchgang des Theiles des Blutes der hinteren Hohlvene, welches in den linken Vorhof gelangt. Die beiden Klappen selbst unterstützen den allmählichen Uebergang der hinteren Hohlvene aus dem linken Vorhofe in den rechten. Denn da natürlich in geradem Verhältnisse des Wachsthumes der Lungen der linke Vorhof immer weniger von dem Blute der hinteren Hohlvene angefüllt wird, und diese vielmehr um so mehr in den rechten Vorhof dringt, so wird sich die Klappe des eirunden Loches, welche den ersten Blutstrom vermittelt, in gleichem Maaſse immer mehr anlegen, und endlich nach eingetretener Lungenrespiration diese Communication gänzlich abschlieſsen. So dient auch die Eustachische Klappe vorzüglich dazu, um den Blutstrom der vorderen Hohlvene in den rechten Vorhof zu leiten. — Was die arteriösen Stämme betrifft, so eifert der Verf. mit Recht dagegen, daſs Namen späterer Zustände auf frühere Formationen angewandt werden. Zuerst findet sich ein einfacher arteriöser Stamm, der in seinem Inneren unten durch eine Scheidewand in zwei Gefäſse getrennt wird. Später geht der aus dem rechten Ventrikel kommende Stamm in die Aorta descendens über, indem beide ein Gefäſs bilden. Nur ist nach dem fünften Monate der Ductus arteriosus bei seinem Uebergange in die Aorta etwas verengt. Der Aortenbogen entsteht nicht aus der linken

Aorta, sondern aus dem Ductus arteriosus. Gleichzeitig in die arteriösen Stämme eingespritzte, verschieden gefärbte Flüssigkeiten, zeigten auch dem Verf., dafs der Blutlauf für den Kopf und die vorderen Extremitäten von dem für den übrigen Körper streng geschieden sei. — Der Ductus venosus ist kein Ast der Nabelvene, sondern gehört dem Sinus venae portae an. Er ist nur ein Ast der Pfortader, welcher denselben Lauf fortbehalten, den diese vor der Formation der Leber hatte. — Die Nabelarterien sind bis zum fünften Monate wahre Fortsetzungen der Aorta, indem sie erst später sich allmählich in Zweige der Hypogastricae umändern.

Im vierten oder fünften Monate des Fruchtlebens, als der Zeit der Akme der eigenthümlichen Fötuscirculation, strömt das Blut durch die Nabelvene in den linken Ast der Pfortader, gelangt zum Theil mittelbar durch das Leberparenchym, zum Theil unmittelbar durch den Ductus venosus in die hintere Hohlvene, wo es zugleich mit dem von den hinteren Extremitäten, den Eingeweiden u. dergl. kommenden Blute sich verbindet und in beide Herzarterien gelangt. Der rechte Vorhof nimmt den gröfsten Theil des Blutes der hinteren Hohlvene, der linke nur sehr wenig von der hinteren, dagegen das meiste aus der vorderen Hohlvene auf. Die gleichzeitig erfolgende Systole treibt nun das Blut in die Ventrikel. Aus dem linken gelangt es in drei Aeste der Aorta cerebralis; aus dem rechten durch die Arteria pulmonalis und den Ductus arteriosus. Das durch die Aorta cerebralis fortgetriebene Blut kommt durch die vordere Hohlvene, das durch die Aorta abdominalis geleitete durch die Nabelvene zurück.

Auf den beigefügten vier Steindrucktafeln werden die gröfseren hier in Betracht kommenden arteriösen und venösen Stämme sowohl nach der Natur, als schematisch aus der reifen Frucht dargestellt.

4. Renat. Röckling de vi, quam nervi exercent in inflammationem ejusque exitus. Bonn. Def. d. 22. Jul. 1834. 38 S. 8. [1])

Während im gesunden Zustande bekanntlich nach den neuesten Versuchen von Müller, Stannius u. a. kein wesentlicher Einflufs der Nerven auf die blofse Blutbewegung statt findet, so beobachtete Nasse jun. dennoch, dafs nach Durchschneidung des Nervus ischiadicus der Blutlauf zwar nicht plötzlich stille steht, die Quantität des in den Gefäfsen enthaltenen Blutes aber geringer und sein Lauf langsamer wird. Auf ein so behandeltes Glied wirkt Salzlösung keinesweges, wie Krimer behauptet hatte, auf eine andere Art, sondern genau auf dieselbe Weise, wie auf ein ganz gesundes. Aus einer längere Zeit nach vollführter Durchschneidung des Nerven gemachten Incision strömt weniger Blut heraus. Nach Durchschneidung des Hüft- und Schenkelnerven bei Säugethieren, fliefst nur bei passiven Bewegungen der Extremität, oder beim Streichen derselben von hinten nach vorn, Blut aus.

Ueber die Entzündungsphänomene nach Durchschneidung der Nerven wurden mannigfache Versuche angestellt a) an Amphibien. Wiewohl hier die Resultate wegen der nur träge eintretenden Erscheinungen der Entzündung weniger schlagend ausfielen, so erhellt doch so viel mit Bestimmtheit, dafs vor der Zeit, wo die Nervenwunde selbst wiederum verheilt ist, die Phänomene der Entzündung, der Eiterung und der Exsudation nach Schnittwunden mit oder ohne Substanzverlust entweder nur in dem Gliede, dessen Nerven durchschnitten worden, oder in beiden Gliedern höchst langsam erfolgten oder ganz fehlten. Gangrän tritt nach Unterbindung in dem Gliede, dessen Nerven

1) Die wesentlichsten in dieser Dissertation enthaltenen Versuche finden sich auch in dem ersten Hefte der von Nasse und Sohn herausgegebenen physiologischen Untersuchungen.

durchschnitten worden, im Allgemeinen leichter ein. Reizung der Wunde durch Schwefelsäure, Salzsäure, Brennen u. dergl., gaben dieselben schwankenden Resultate, wie die Schnittwunden selbst. Im Widerspruche mit den Erfahrungen von Monro und Brodie, sahen Nasse jun. und der Verf. gebrochene Knochen hier nie wahrhaft heilen. Nach Durchschneidung der Nerven war nur die Röthe und Ausschwitzung geringer.

b) An warmblütigen Thieren. Gegen Bichat, der nach Reizung des Schenkelnerven Geschwulst der Extremität bisweilen beobachtete, fanden Nasse und der Verf. nach Reizung des Nervus vagus durch Höllenstein oder ein durchgezogenes Haarseil, bei Kaninchen und Hunden weder entzündliche Affectionen der Lungen, noch solche des Magens. Auch zeigte sich nach dem Brennen des Nervus ischiadicus eines Kaninchens keine merkliche Verschiedenheit in der Heilung einer Schnittwunde. Die um den Nerven herumliegenden Theile aber waren 14 Tage nach der ersten Verletzung sehr entzündet. Nach completer Durchschneidung des Nervus ischiadicus bei einem Kaninchen sah auch der Verf., wie Joh. Müller, nach sechs Wochen Gangrän der Ferse und Zehen, so dafs endlich die Zehen abfielen. Krimer's und Schröder van der Kolk's Versuche über das Verhalten von Schnittwunden nach Durchschneidung der Nerven, hat der Verf. bestätigt, modificirt und erweitert. Immer zeigt sich ein Unterschied zwischen dem gesunden und dem paralytischen Gliede, wenn auch bisweilen späterhin der Heilungsprozefs auf ziemlich gleiche Weise fortschreitet. Zur Zeit, wo in dem gesunden Gliede Callus nach Knochenbrüchen schon existirt, findet sich noch keiner in dem paralysirten. Auch Brandwunden zeigen hier trägere Reactionsphänomene.

---

5. W. Thomé, De corneae transplantatione. Bonn. Def. d. 9. Aug. 1834. 4. 24 S. C. trib. tab. lithogr.

Durch eine in Folge einer gonorrhoischen Augenentzündung entstandene leucomatöse Entartung der Hornhaut wurde der Verf. veranlafst, Versuche über die Transplantation derselben an Thieren anzustellen. Der Verf zeigt durch seine an Kaninchen und Hunden gemachten Experimente, dafs die von verschiedenen Thieren übergepflanzte Hornhaut anwachse, ohne im Allgemeinen ihre Durchsichtigkeit zu verlieren. Derselbe Erfolg zeigte sich auch an einem Kaninchen, dessen eigene Cornea durch Schwefelsäure früher leucomatös gemacht worden. Ein Versuch an einem Kaninchen, die Cornea an die Stelle eines Auges, wo Conjunctiva, Sclerotica, Chorioidea und Retina hinweggenommen worden, zu appliciren, mifsglückte. Auf den beigefügten drei Steindrucktafeln werden einige operirte Kaninchenaugen dargestellt und zugleich ein Messer abgebildet, welches sich vorzüglich zu Operationen der Art eignet. Es hat die Gestalt und Gröfse zweier mit dem Rücken mit einander verbundener Beerscher Staarmesser.

---

6. S. Berlak, Symbola ad anatomiam vesicae natatoriae piscium. Regiom. Def. d. 15. Sept. 1834. 8. 40 S. Cum tab. lithogr.

In dieser ganz nach eigenen Untersuchungen entworfenen Dissertation werden Form, Textur, Anheftung, Blutgefäfse und Nerven der Schwimmblase aus den Gattungen Gadus, Silurus, Muraena, Cobitis, Salmo, Gasterosteus, Perca, Clupea, Esox, Accicipenser und Cyprinus beschrieben, und durch Steinzeichnungen erläutert.

---

7. C. Fel. A. Burow, De vasis sanguiferis ranarum. Regiom. Def. d. 15. Sept. 1834. 4. 28 S. C. tab. sculpt.

Der Verf., welcher an den klassischen Untersuchungen Bär's über die Entwickelung der Fische lebhaften

Antheil genommen, und die Abbildungen zu der eben hierüber erschienenen Schrift verfertigt hat, kommt durch diese Inauguralabhandlung einem gewifs lebhaft von jedem Physiologen und wissenschaftlichen Arzte gefühlten Bedürfnisse entgegen. Seine Arbeit zerfällt in vier Abschnitte:

1. Von dem Herzen. Es hat eine konische Gestalt, und wird zum Theil von dem Pericardium eingehüllt. Nahe an seiner Basis befindet sich eine Falte, die eine von der sogenannten Vena umbilicalis entspringende Blutader enthält. Es existiren, wie M. J. Weber schon gefunden (und Panizza und Owen auch aus anderen Amphibien nachgewiesen haben), zwei Atrien. Der rechte Vorhof ist viel enger, als der linke. In diesem ist eine halbmondförmige, mit zwei kleinen Vorsprüngen versehene grofse Oeffnung, durch welche alles Venenblut in das Herz strömt. Das der Lungen ergiefst sich in einem einfachen Stamme in den rechten Vorhof. Der Ventrikel ist einfach, und selbst seine Spitze nur selten schwach getheilt. Beide Atrien öffnen sich durch eine Mündung in die Herzkammer; doch setzt sich die in ihnen befindliche Scheidewand als eine zarte Lamelle fort, so dafs die Oeffnung in zwei Theile gesondert wird. An jeder der zwei Seiten des Ostium venosum finden sich zwei fleischige, halbzirkelförmige Klappen, und bisweilen noch im rechten Theile desselben das Rudiment einer dritten. Das Ostium arteriosum liegt etwas nach rechts und unten. Allein der Aortenstamm selbst verläfst an seinem Ausgangspunkte die hintere Fläche des Ventrikels. Auch an dem Ostium arteriosum finden sich zwei kleinere, nach dem Aortenstamme gerichtete Klappen. Wird dieser der Länge nach geöffnet, so sieht man einen erhabenen Wulst bis zu der Stelle verlaufen, wo der Aortenstamm sich in die beiden Aorten theilt. Von Vasis coronariis zeigt sich keine Spur.

2. Die Arterien. Der gemeinschaftliche Aortenstamm theilt sich bald in die beiden einzelnen Aortenstämme, welche zwar scheinbar ein einfaches Lumen ha-

hen, in der That aber durch eine doppelte Scheidewand in drei Kanäle abgetheilt werden. Jeder Aortenstamm biegt sich nach hinten um, und zerfällt in drei gesonderte Aeste, von denen der erste, vordere, Arterien für die Zunge, das Auge, die Schädelhöhle, den Schlund und die Nase abgiebt; der dritte Zweige in die Lungen, die Schulterblattmuskeln und die Haut der Oberarmgegend schickt; der zweite, mittlere dagegen die wahre Aorta descendens bildet. Diese biegt sich, nachdem ein Ast zum Larynx abgegangen, um den Schlund und nähert sich, nach Abgabe einiger Arterien an den Schlund, der Wirbelsäule. Unterhalb der Verbindung des ersten und zweiten Wirbels geht von ihr ein Zweig für die Schulterblattmuskeln und die Haut, dann einer für das Rückenmark, die Rücken- und Bauchmuskeln, und endlich in der Gegend zwischen dem zweiten und dritten Wirbel der Subclavia, die längs der vorderen Extremität Aeste vertheilt, bis zuletzt an jeder Seite eines jeden Fingers ein Ast verläuft, der sich an der Spitze des Gliedes mit dem der entgegengesetzten Seite verbindet. An dem sechsten Wirbel treten die Aortae descendentes beider Seiten zur Aorta communis zusammen, während die für die Därme bestimmte Arterie noch aus der Aorta sinistra entspringt. Wiewohl die Zweige derselben variiren, so ist doch einer für den Magen, wenigstens zwei für die dünnen Därme, einzelne für Milz und Rectum, und einer für die Leber constant. Für die gelben Körper existiren zwei kleine Schlagadern, die oft auch aus den Spermaticis entspringen. Die Gefäſse der Nieren und der Geschlechtstheile haben in dem von den ersten bedeckten Stamme ihren Ursprung. Bei dem Weibchen entspringen die Schlagadern der Nieren und Ovarien aus einem gemeinsamen Stamme, so daſs zwei Stämme entstehen, von denen jeder für diese Organe der einen Seite bestimmt ist, oder sich so theilt, daſs ein Zweig zum rechten Ovarium und der linken Niere, der andere umgekehrt verläuft. Der Oviduct erhält Zweige von den zu

den Nieren gehenden Arterien. Bei dem Männchen entspringen 5 bis 6 Stämme aus der Aorta, die sich bald gabelig spalten, von denen der eine Zweig sich in die entsprechende Niere, der andere dagegen in den Hoden der entgegengesetzten Seite begieht, zu deren Niere dann auch der nun folgende Nierenast gelangt. Auf dem Os coccygis spaltet sich die Aorta in die beiden Iliacae, von denen jede einen Ast an die Saamenblase oder den Oviduct und Uterus, aufserdem zwei Muskelzweige, und ehe sie das Becken verläfst, einen Zweig in die Oberschenkelmuskeln abschickt. Die Ramificationen der Cruralis sind vorzüglich für die Muskeln und die Haut bestimmt. Die Hirnarterien anastomosiren zu einem dem Circulus Willichii analogen Gebilde. Unter dem Rückenmarke verläuft auf der Mitte der Wirbelkörper ein arterieller Stamm, der durch die Foramina intervertebralia seine Zweige erhält.

3. Die Venen. Der in das rechte Atrium mündende Stamm spaltet sich für die beiden Seiten in zwei Aeste, die von den Lungen kommen. Der in den linken Vorhof sich ergiefsende Stamm entspringt aus zwei seitlichen, und einem hinteren Zweige. Jeder seitliche Ast, die Vena cava superior, theilt sich in Venen für die Halsdrüsen, die Zunge, den Schlund, die Schädelhöhle, für die vorderen Extremitäten, und für den Kopf und die Sinneswerkzeuge. Die Vena cava inferior entspringt aus fünf Venenpaaren, und nimmt aufser den Nierenblutadern die der gelben Körper und der Genitalien auf. In die Nieren selbst dringt nur ein Venenpaar, nehmlich die Blutader jeder hinteren Extremität, nebst der durch die Vena umbilicalis erhaltenen Verstärkung. Von ihr gehen, während sie noch die Venen des Oviductes, der Bauchmuskeln, des Rückenmarkes u. dergl. aufnimmt, fünf bis sechs Aeste in die Nieren. Die sogenannte Vena umbilicalis verbindet sich hinten mit der Cruralis externa, und vorn hinter dem hinteren Ende des Sternum mit der Vena portarum. Die

Cruralis interna ist das wahre Vas sanguiferum deferens der hinteren Extremitäten, und sie und die Externa nehmen besonders das Blut der Muskeln und der Haut der hinteren Extremitäten auf. Die Anfänge der Vena portae kommen von allen Eingeweiden, und laufen zum Pancreas hin, wo sie sich mit einander verbinden, dann in einem einfachen Stamme zur Leber gehen und ihre Zweige in dieselbe sich kurz vor der Einmündung der Vena umbilicalis einsenken. — Endlich sollen die Venen der Frösche aller Klappen ermangeln.

4. Die Capillargefäfse. Mit Recht spricht sich der Verf. für die eigenthümliche und bestimmte Conformation der Capillargefäfse in jedem einzelnen Theile und Organe aus, und bringt dieses Factum, indem er die Netze des Magens mit denen des übrigen Darmes vergleicht, in functionelle Beziehung. Wenn diese Idee auch nichts weniger, als neu ist (ich erinnere nur z. B. an die schöne Stelle bei Mich. Jäger, de Pulsu arteriarum, p. 24. 25.), so verdient sie doch heute noch nachdrücklich hervorgehoben zu werden, da man noch in Werken der neuesten Zeit liest, dafs die Capillargefäfse überall dieselbe Gestalt haben sollen. Wenn aber der Verf. von offenen venösen Gefäfsmündungen in dem Darme und dem Auge spricht, so kann ich aus eigenen vielfachen Untersuchungen diese Erscheinungen nur der Unvollkommenheit der Injection zuschreiben, wie Herr Burow selbst diese als den Grund der scheinbar plötzlich aufhörenden Gefäfse in der Hyaloidea ansieht. Nach ihm sollen auch die Capillargefäfse blofse Höhlungen in der organisirten Substanz sein, doch in der Nähe der Arterien und Venen Wandungen haben können. Ich hoffe, binnen Kurzem aus manchen Theilen sogar die Histologie der Wände der Capillargefäfse nachweisen zu können. Einen Beweis für die Wandungslosigkeit der feinsten Blutgefäfsnetze sucht der Verf. in folgendem sonderbaren Experimente: Er bezeichnete sich eine bestimmte Stelle der Schwimmhaut sorgfältig, betrachtete

ihre feinsten Blutgefäſsnetze genau, und fand diese nach kürzerer oder längerer Zeit in ihrer Form verändert. Ich habe den Versuch mehremale wiederholt, aber immer ein constantes Verhalten der feinsten Blutgefäſsnetze wahrgenommen. Wenn Herr Burow andere Netze zu anderen Zeiten gesehen hat, so kann dieses nur von den verschiedenen in dem Froschfuſse befindlichen Lagen der Capillaren, worauf Marshall Hall schon aufmerksam gemacht, herrühren. Am besten unterscheidet man diese durch die Anwendung applanatischer Oculare, und überzeugt sich hierdurch auch von der bestehenden und constanten Form der feinsten Blutgefäſsnetze. Dadurch fällt auch die Hypothese des Verf., daſs die Ernährung dadurch vollbracht werde, daſs die Capillargefäſse ihre Stelle immer ändern und so zu allen Punkten der organischen Substanz gelangen, gänzlich weg. Mit Recht wird die Annahme von der Anhaftung und Loslösung der Blutkörperchen von dem Parenchym verworfen, und eben so auch die bedeutende Differenz in der Schnelligkeit des Arterien- und Venenblutes geleugnet. Dagegen ist es nicht ganz richtig, daſs die Pulsation als charakteristisches Merkmal der kleinen Arterien angegeben wird, weil dieses Phänomen hier bekanntlich im Allgemeinen erst bei allgemein oder local geschwächter Circulation eintritt.

Zeichnung und Stich der beigefügten Tafel, so wie die Ausstattung des Textes, sind sehr zu loben. Nur durch das schwerfällige, und nichts weniger, als correcte und zierliche Latein, so wie durch die oft merkwürdig unrichtige Interpunction, wird das Verständniſs der lehrreichen Schrift sehr häufig ungemein erschwert.

Berichtigung: Elfter Jahrg. Bd. I. H. I. S. III. Z. 18 v. o. vor dem setze: und den Nervus accessorius Willisii.

Valentin.

IX.

Medicinische Bibliographie.

Bird, über Einrichtung der Krankenhäuser für Geisteskranke. 8. Berlin, Hirschwald. br. 14 Gr.

Maizier, C. G., de partu post matris mortem spontaneo. 8maj. Berlin, Hirschwald. geh. n. 8 Gr.

Reich, G. C., das Streckfieber und dessen Behandlung. 8. Berlin, Hirschwald. br. 10 Gr.

Repertorium der medicinisch-chirurgischen Journalistik des Auslandes. Jahrgang 1835. 12 Hefte. gr.8. Berlin, Hirschwald. br. n. 6 Thlr.

Spitta, H., von der Expansion des Blutes. gr.4. Rostock, Stiller. n. 8 Gr.

Brüggemann, A. F., Gesundheitslehre. 1r Bd. gr.8. Magdeburg, Creutz. 1 Thlr. 18 Gr.

Codex medicamentarius Hamburgensis. 8maj. Hamburg, Perthes und Besser. 2 Thlr. 12 Gr.

Dietz, Fr. R., Strenae clinicae scholae clinicae medicae Regiomontanae. Strena prima. 4maj. Königsberg, Bornträger. geh. n. 8 Gr.

Dzondi, C. H., die Heilart der contagiösen Augenentzündung der Neugebornen. gr.8. Halle, Anton. br. 8 Gr.

v. **Hagen**, Ph., der torpide Croup. Mit Zusätzen von L. A. Kraus. gr.8. Göttingen, Dieterich. br. 1 Thlr.

Lutheritz, K. F., des Magnetiseurs K. F. Meifsner's Heilvermögen gegen gichtische und rheumatische Krankheiten. gr.8. Meifsen, Gödsche. br. 9 Gr.

Oberkampff, L. C., die Hautkrankheiten und ihre Behandlung. 1s Heft. gr.8. Hannover, Helwing. 21 Gr.

Strahl, M., der Mensch nach seiner leiblichen und geistigen Natur. gr.8. Leipzig, Volckmar. br. 12 Gr.

Universal-Lexicon der praktischen Medicin und Chirurgie von Andral. 2r Bd. 3te und 4te Lieferung. Lex.-8. Leipzig, Franke. br. n. 16 Gr.

Winkler, E., die Arzneigewächse der homöopathischen Heilkunst. Mit 156 Kupfern. 6ste und 7te Liefer. gr.4. Leipzig, Magazin für Ind. n. 2 Thlr. 8 Gr.

Dupuytren's klinisch-chirurgische Vorträge u. s. w., bearbeitet von E. Bech und R. Leonhardi. 2r Bd. 2te Abtheil. gr.8. Leipzig, Baumgärtners Buchdlg. 1 Thlr. 8 Gr.

Lauth, E. A., Handbuch der Anatomie. 1ste u. 2te Lfrg. gr.8. Stuttgart, Rieger. br. 12 Gr.

Ott, F. A., Handbuch der chirurgischen Verbandlehre. Dritte Auflage. 3s Heft. gr.8. München, Franz. br. 8 Gr.

— — dasselbe. Abbildungen. 2s Heft. Querfolio. Ebendas. br. 8 Gr.

v. **Siebold**, E. C. J., Abbildungen aus dem Gesammtgebiete der Geburtshülfe. 7te und 8te Liefrg. gr.8. Berlin, Herbig. n. 1 Thlr. 8 Gr.

Bibliothek von Vorlesungen über Medicin, bearbeitet von Fr. J. Behrend. 2te Lieferung. gr.8. Leipzig, Kollmann. 8 Gr.

Erfahrungen aus dem Gebiete der Thierheilkunde. 8. Düsseldorf, Schaub. 9 Gr.

Heidenreich, die Eisenquellen bei Steben. gr.8. Nürnberg, Riegel und Wiefsner. br. 9 Gr.

Jahr, G. H. G., Handbuch der Hauptanzeigen für die richtige Wahl der homöopathischen Heilmittel. Zweite Ausgabe. gr.8. Düsseldorf, Schaub. 4 Thlr.

Jahrbücher des ärztlichen Vereines in München. 1r Jahrg. gr.8. München, Weber. br. 1 Thlr. 12 Gr.

Rudolph, J. F. V., physiologisch- und pathologisch-semiotische Betrachtung der menschlichen Zähne. gr. 8. Nürnberg, Stein. br. n. 8 Gr.

Vetter, D. A., über die Wirkungen künstlicher und natürlicher Mineralbrunnen. gr. 8. Berlin, Hirschwald. br. n. 20 Gr.

Annalen, medicinische. Herausgegeben von Fr. Aug. Benj. Puchelt, Max. Jos. Chelius und Franz Carl Nägele. Jahrgang 1835. 4 Hefte. Mit Abbildungen. gr. 8. Heidelberg, Mohr. br. n. 4 Thlr.

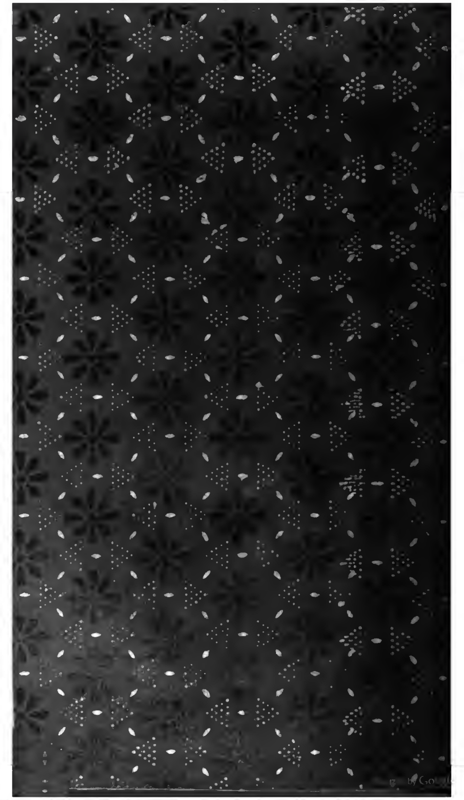
Jahrbücher, medicinische, des K. K. österreichischen Staates. 17r Bd. gr. 8. Wien, Gerold. br. 4 Thlr.

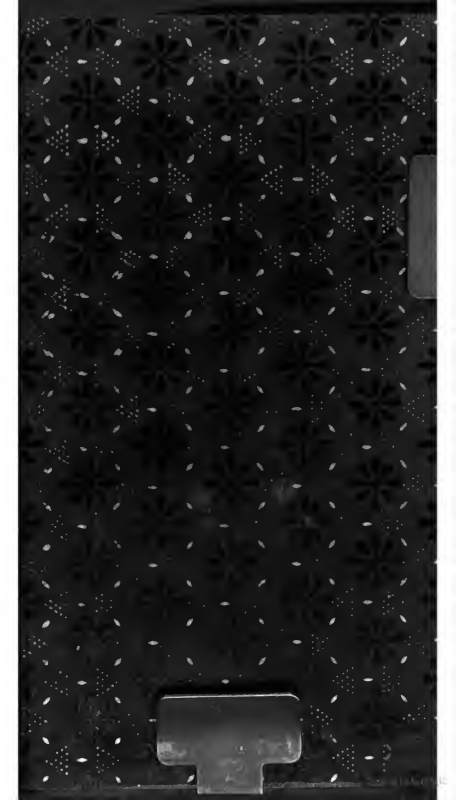
Jörg, D. E., die Fötuslunge im neugebornen Kinde. gr. 8. Grimma, Gebhardt. 1 Thlr. 15 Gr.

Sachse, J. D. W., medicinische Beobachtungen und Bemerkungen. 1r Bd. gr. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr. 18 Gr.









VII.

Neue Zeitschriften.

1. **Archives médicales de Strasbourg**, publiées par une Société de médecins. N. I. — Mars. Strasbourg, Février, libraire, rue des Hallebardes 23, Paris — Germer — Baillière. 1835. 82 S. 8.

Ein Hauptzweck dieser neuen französischen ärztlichen Zeitschrift soll nach der im Prospectus gegebenen Verheifsung der sein, die französischen Aerzte in genauere Bekanntschaft mit den litterarischen Leistungen der Deutschen zu bringen, wodurch einem wesentlichen Bedürfnifs bei den Franzosen abgeholfen wird, die bei allen ihren scientifischen Productionen bisher eine rügenswerthe Unbekanntschaft mit Deutschland verriethen, und oft als neu auftischten, was bei uns schon seit einem Decennium allgemein anerkannt worden war.

Der Inhalt dieser in monatlichen Heften erscheinenden Zeitschrift soll in Originalabhandlungen, Recensionen und in kurzen Notizen bestehen, die aber vorzugsweise sich auf das Gebiet der praktischen Heilkunde in ihrem ganzen Umfange beschränken werden. Alle einzelnen Artikel werden vor ihrem Abdrucke einem Redactionsausschusse, bestehend aus den Doctoren **Bégin**, **Boeckel**, **Coze**, **Lauth**, **Ristelhüber**, **Stöber** und **Stoltz** vorgelegt, die darüber entscheiden, ob und unter welchen Beschränkungen sie aufgenommen werden sollen, womit man beabsichtigt, nur gediegene Abhandlungen zu liefern.

Die im vorliegenden Hefte aufgenommenen Abhandlungen sind:

Untersuchungen über einige organische Krankheiten der Lungen, vorgelesen in der anatomisch-physiologischen Section der Versammlung deutscher Naturfor-

scher in Stuttgart im September 1834 von J. F. Lobstein (weiland) Prof. in Strasburg. Der Verf. handelt hier von den anatomischen Zeichen der Entzündung in den Lungen, von der er ebenfalls drei Grade annimmt, wie Laennec und Andral, obgleich er sie anders bezeichnet und auch anders beschreibt. Den ersten Grad von Lungenentzündung, den er nur als Complication von Masern und den natürlichen Blattern anatomisch zu untersuchen Gelegenheit hatte (auch bei Individuen, die in Folge bedeutender Verbrennungen starben, kann er wahrgenommen werden, Ref.), nennt er Engonement. Er besteht in Blutanhäufung, besonders in den Capillargefäfsen des zwischen den Lappen gelegenen Zellgewebes, in Röthe der Bronchialschleimhaut, in Auftreibung, Röthe und Erweichung der lymphatischen Drüsen, welche um die Bronchien herum liegen, indefs die Nerven keine Abnormität darbieten. Den zweiten Grad nennt L. Splenification der Lungen, weil die Lunge einer erweichten Milz gleicht. Die Arteriae et Venae pulm. sind hier abgeplattet, die Bronchien durch einen dicken Schleim verstopft, das Zellgewebe zwischen den Lappen krankhaft verändert, die lymphatischen Drüsen angeschwollen und erweicht, die Nerven gesund. Der dritte Grad charakterisirt sich durch eine rothe Auftreibung und Erweichung der die Bronchien begleitenden Nervenäste, durch eine Verstopfung der Bronchien durch polypöse Concremente, durch deutliche Entzündung der Bronchialschleimhaut, durch eine eiterartige Ansammlung in dem Zellgewebe, und ist daher im wahren Sinne des Wortes ein Bronchialcroup. Der Verf. nennt ihn Pneumosclerose. Dieser Aufsatz, so wie seine Fortsetzung, in welcher L. besonders von den Tuberkeln handelt, verdient in die Sammlung auserlesener Abhandlungen für prakt. Aerzte aufgenommen zu werden.

Beobachtungen über die künstliche Frühgeburt, von Prof. Stoltz. Eine sehr befriedigende Monographie für die künstliche Frühgeburt, welche um so zeit-

gemäßer erscheint, als dieses Verfahren hisher in Frankreich als gegen die göttlichen und menschlichen Rechte anstoßsend vollkommen proscribirt war. Zugleich beschreibt S. einen Fall, wo die künstliche Frühgeburt mit Erfolg für Mutter und Kind gemacht ward.

Beobachtungen über die syphilitischen Krankheiten, gesammelt im Civilhospitale zu Strafsburg von Dr. H. Ruef. In diesem ersten Abschnitte handelt der Verf. nur vom Tripper und den Verfahrungsweisen bei der Gonorrhöe. Die Cubeben leisteten nichts, der Copaivabalsam blieb selten wirkungslos, und wirkte weniger zuverlässig, sobald er Diarrhöe hervorrief.

Aufser diesen Aufsätzen enthält das Heft eine Recension von Rust's Aufs. und Abh. aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde; einen Necrolog von Fodéré, der am 4. Februar der Wissenschaft durch den Tod entrissen ward; eine kurze Notiz über einen von Dr. Stoltz für Mutter und Kind günstig ausgefallenen Kaiserschnitt.

Wir wünschen dieser durch äufsere Eleganz, inneren Gehalt und grofse Wohlfeilheit sich empfehlenden Zeitschrift einen gedeihlichen Fortgang.

---

2. Jahrbücher des ärztlichen Vereins zu München. Erster Jahrgang. Mit 1 Kupfer und 5 Steintafeln. 8. München 1835. Verlag der A. Weberschen Buchhandlung. VIII u. 237 S.

Das Königreich Baiern, so reich an naturhistorischen und ärztlichen Instituten, die zu den grofsartigsten in Deutschland gehören, war bisher im Besitze einer einzigen ärztlichen Zeitschrift, nehmlich der von Henke mit so vielem Scharfsinn über Staatsarzneikunde redigirten; denn die von dem fleifsigen Friedreich, von Textor, Reisinger u. s. w. unternommenen, welche überdies auch

nur einen Zweig des ärztlichen Wissens im Auge hatten, sind längst zu Grabe gegangen.

Unter diesen Umständen können wir das Unternehmen eines ärztlichen Vereins in München nur willkommen heifsen, welche zusammentraten, um durch die Herausgabe einer Zeitschrift über alle Zweige der Heilwissenschaft den wissenschaftlichen Geist unter Baierns Aerzten anzuregen, und ihnen eine neue Gelegenheit zu verschaffen, hier die Ausbeute ihrer Forschungen bekannt zu machen.

Wie aus dem Vorworte erhellet, dürfte dieses Journal interessante Beiträge zu medicinischen Topographieen in Zukunft liefern, und die Gründung einer Wittwen- und Waisen-Unterstützungsanstalt für die Aerzte Baierns im Auge behalten, eines Institus, das wir leider überall entbehren, und das wir als ein wahres Bedürfnifs schon an einem anderen Orte bezeichnet haben.

Das vorliegende Heft enthält:

Eine Geschichte des ärztlichen Vereins in München, von Dr. Ullersperger.

Ueber die Heilung der Trepanationswunden und der Knochenverletzungen überhaupt, von Prof. Dr. Weifshrod. Ein 58 Jahre alter Mann mufste wegen einer bedeutenden Kopfverletzung trepanirt werden, genas, verrichtete während drittehalb Jahren seine Geschäfte, litt sodann häufig an Schwindel und Kopfweh, und starb am Ende des dritten Jahres plötzlich unter Convulsionen. Die Section lieferte sehr interessante Resultate: Die Trepanationsstellen waren von aufsen mit einer festen Membran verschlossen, die harte Hirnhaut an den Trepanstellen und in der Gegend der Hirnschaalenrisse mit dem Ovarium und der Narbe an den Trepanstellen verwachsen, diese mit einer festen, knorpelartigen Substanz von innen geschlossen, die Gefäfse der weichen Hirnhaut blutreich, der gröfste Theil des vorderen Drittels der linken Hemisphäre in Eiter verwandelt, die harte Hirnhaut an zwei Punkten hier durchlöchert und durch die Eiterung ver-

zehrt u. s. w. Die beachtenswerthen Folgen, zu welchen in arzneigerichtlicher, naturhistorischer, chirurgischer Beziehung dieser Fall berechtigt, müssen wir die Leser im Buche selbst nachzulesen bitten, da bei einem weiteren Verweilen wir über den Raum dieser Annalen hinausgehen müfsten, die überhaupt ja nur ausnahmsweise mit der Journalistik sich beschäftigen.

Jahresbericht über die Abtheilung der syphilitischen Kranken im allgemeinen Krankenhause zu München, von Prof. Dr. Horner. Der Verf. sagt, er habe jezt die Ueberzeugung, dafs ein venerisches und ein syphilitisches Gift zu unterscheiden seien, dafs erstes ein längst bekanntes Gift sei und aus den verschiedenen Secretionen und Profluvien der Geschlechtsorgane beider Geschlechter entstehe, sobald der Geschlechtstrieb eintrete und besonders begünstigende Verhältnisse einwirken, dafs es zwar dieselben Krankheitsformen, wie das syphilitische Gift erzeuge, dafs seine Krankheitsprodukte aber äufserst gutartig seien, den einfachsten Mitteln weichen, und durch den Gebrauch der Quecksilberpräparate sich verschlimmern, dafs der Copaivabalsam gegen die secundäre Blennorrhöe am wenigsten wirksam sei, dafs es nichts Absurderes gebe, als einen Tripper in seinem normalen Verlaufe zu beschränken, dafs er die syphilitischen Geschwüre als Metamorphosen der organischen Cohäsion ansehe, dafs sich das syphilitische Gift in diesen reproducire und endlich in dieser Reproduction erschöpfe; dafs er bei den syphilitischen Geschwüren eine innerliche mercurielle Behandlung für unerläfslich halte u. s. w. Ref. hofft, dafs der Verf. nach einem abermaligen zweijährigen antivenerischen Wirken ein anderes Glaubensbekenntnifs ablegen werde, da es ihm schwerlich gelungen sein dürfte, für die hier wörtlich mitgetheilten Hypothesen die Beweise gefunden zu haben. Was der Verf. übrigens über die Behandlung der Bubonen sagt, stimmt mit dem über-

ein, was Ref. in dem, 600 Syphilitische enthaltenden, Militärhospitale zu Metz zu sehen Gelegenheit hatte.

Die Molken- und Bade-Anstalt Kreuth in den Jahren 1833 und 1834, von D. C. Krämer. (Ein werthvoller Beitrag zur Balneotechnik, und besonders lehrreich rücksichtlich der hohen Wirksamkeit der Molken, in einer Alpengegend getrunken. Ref.)

Ueber die Blutgefäfse des Uterus, von Prof. Dr. E. Schneider. Der Verf. hatte Gelegenheit, den Uterus einer an der Lungensucht im fünften Monate der Schwangerschaft verstorbenen Frau zu injiciren und näher zu untersuchen, wobei sich Folgendes ergab: Die Venen übertreffen die Arterien an Zahl und Gröfse, wie 1 : 10; alle Venen bilden bei ihrem Abgange vom Uterus grofse Plexus; einzelne Venen steigen vom Halse aufwärts zum Grunde des Uterus und gehen dort in den Plexus über, aus welchem die Vena sperm. sich bildet; die Gefäfse zeigten sich an der vorderen Fläche des Uterus, an der Stelle, wo nach innen die Placenta adhärirt war, am zahlreichsten, so, dafs die Arterien sich hier in dicht an einander gelagerte Arteriennetze endigen, und die Venenäste aus einem grofsen, über die ganze vordere Wand des Uterus ausgebreiteten Venennetze nach vier Richtungen hervorgehen, u. s. w.

Ueber die Gränzen der Staatsgewalt in Bezug auf medicinische Systeme, von Dr. C. Pfeufer. Dieser Aufsatz erscheint Ref. als die Blüthe unter den hier mitgetheilten Abhandlungen, die hervorgesprossen aus einem gründlichen Studium der Geschichte unserer Wissenschaft den Beweis ausspricht, dafs die Geschichte allein den strebenden Geist vor Abwegen, besonders in der Heilwissenschaft, bewahrt. Es ist die würdigste Art, jener Irrlehre entgegenzutreten, die, Homöopathie genannt, wie die Tanzwuth, die gebrechlichen Köpfe ergreift.

Ueber das Bad und die Mineralquellen von

Wiesau, von Dr. Fischer; mit einem Vorworte von Dr. Grof. Die Quellen von Wiesau sind eisenhaltige Säuerlinge, und scheinen eher dem Teinacher Wasser im Königreiche Würtemberg, als dem Pyrmonter und Spaer nach dem inneren Gehalte an die Seite gestellt werden zu müssen.

Eigenthümliches Brustleiden, von Dr. Oettinger. Die Symptome der Krankheit deuteten gewissermaafsen auf eine schleichende Pleuritis. Bei der Section fand man einen von der inneren Fläche des Mediastinum anterius ausgehenden, mit dem oberen Theile des Herzbeutels verwachsenen kugelförmigen Körper von 3½ Zoll Länge, 2½ Zoll Breite, 3 Zoll Dicke und 1½ ℔. Schwere, von fibrös-knorpelartiger Textur. Aufserdem enthielt der Herzbeutel 8 Unzen Flüssigkeit, war sehr verdickt und nach oben steatomatös aufgelockert. Die Lungen enthielten 11 markschwammartige Geschwülste.

Krankengeschichte eines als Hydrops saccatus diagnosticirten Falles, von Dr. A. Urban. (In diagnostischer Hinsicht von hohem Interesse.)

Versuche über die blutstillende Wirkung des Kreosots, von Dr. B. Müller. Sie bestätigen die blutstillende Wirkung des Kreosots, sowohl bei Hämorrhagieen aus den Venen, als auch aus Arterien.

Ueber ein Instrument zum Seitensteinschnitte, von Demselben. (Eine Modification des Guerinschen und Kleinschen, nach des Verf. eigenen Angaben.)

Die herrschende Krankheitsconstitution in München im Jahre 1834, von Dr. Fr. Horner. (Der sonst hier endemisch-entzündliche Krankheitsgenius machte einem gastrisch-biliösen Platz.)

Das Mortalitätsverhältnifs in München, von Dr. Sailer. Auf eine Bevölkerung von 79,700 Seelen kommen 2500 Todesfälle, mithin auf 36 Einwohner ein Sterbefall. Die Zahl der jährlichen Geburten innerhalb der letzten sechs Jahre war im Durchschnitt 2580.

Das

Das Mortalitätsverhältnifs im Militärkrankenhause in München, von Dr. v. Harty. Die Zahl der aufgenommenen Kranken betrug 3215, von welchen 59 starben, 3067 genasen, und 119 der Anstalt verblieben. Die Syphilitischen wurden sämmtlich mit Quecksilber behandelt. (Man scheint demnach die Behandlung ohne Mercur hier ganz aufgegeben zu haben. Ref.)

Meteorologische Beobachtungen zu München vom 1. Nov. 1833 bis 1. Oct. 1834, von Dr. J. H. Schultes, machen den Beschlufs.

Das Gedeihen einer neuen Zeitschrift bei der bedeutenden Concurrenz, die ihrer wartet, hängt gröfstentheils von der Strenge der Auswahl der aufzunehmenden Aufsätze ab. Gelingt es der Redaction, auch die folgenden Hefte mit so gediegenen Arbeiten zu schmücken, als das vorliegende zum Theil enthält, so wird es dem Journale an Lesern nicht fehlen.

Heyfelder.

---

3. Magazin für die gesammte Thierheilkunde. Herausgegeben von Dr. E. F. Gurlt und Dr. C. H. Hertwig, Professoren an der Königl. Thierarzneischule zu Berlin. Erstes Quartalheft, mit 1 Tafel Abbildungen. 8. Berlin, bei August Hirschwald. 1835. 136 S.

Für die Fortbildung der Thierarzneikunde nach dem jetzigen Stande der Naturwissenschaften, und besonders nach dem Stande der Menschenheilkunde, war die Herausgabe einer guten Zeitschrift das geeignetste Mittel. Versuche zu thierärztlichen Zeitschriften sind zwar (wie dies die Einleitung der vorliegenden zeigt) schon vielfältig gemacht worden, jedoch mehrentheils mit sehr wenigem Erfolge; denn einerseits war bis vor wenigen Decennien die Zahl derjenigen Thierärzte, welche das Bedürfnifs ihrer weiteren Ausbildung und des Austausches ihrer Ideen fühlten, überall nur sehr gering, und die von Zeit zu Zeit entstandenen thierärztlichen Zeitschriften mufsten daher

wegen Mangels an Theilnahme wieder eingehen; andererseits besafsen die Herausgeber dieser Journale zu wenig ausgewählte Materialien, und von anderen wurden sie zu wenig unterstützt, so dafs sie nicht im Stande waren, das Werk längere Zeit hindurch fortsetzen zu können. — Die Gründung eines neuen Journals kann unter solchen Umständen nicht lockend sein; hoffentlich wird aber das oben genannte «Magazin für die gesammte Thierheilkunde» ein besseres Gedeihen haben, als manche frühere Zeitschrift dieses Faches, theils, weil die Zahl der gebildeten Thierärzte in der letzten Zeit sich bedeutend vermehrt hat, theils auch weil die Herausgeber durch ihre Verhältnisse für die Gewinnung guter Materialien günstiger situirt sind, als viele andere.

Der Inhalt des vorliegenden ersten Heftes dieser Zeitschrift ist sehr reichhaltig, und verbreitet sich fast über alle Zweige der Thierheilkunde.

Als Einleitung steht zuerst eine «Uebersicht über die periodische Litteratur der Thierheilkunde,» von Hertwig. Die seit dem Jahre 1782 in Frankreich, Deutschland, England, Dänemark und Holland erschienenen Zeitschriften, welche entweder der Thierarzneikunde allein, oder neben ihr zugleich der Oekonomie oder der Reitkunst gewidmet waren, sind chronologisch zusammengestellt, und ihre Dauer, so wie ihr Werth, sind kurz angegeben.

Der Aufsatz No. I., «Ueber eine seltene Bildungshemmung der Augen eines neugeborenen Lammes,» ist von Gurlt. (Hierzu Fig. 1. der Abbildungen.) Ein interessanter Fall, welcher die Bildung des Augapfels aus einer, neben der vorderen Gehirnblase liegenden eigenen Blase sehr deutlich bestätigt. Die Augäpfel sind hier auf einer unvollständigen Entwickelung, und innerhalb der Schädelhöhle zurückgeblieben.

II. Zwei Fälle von abnormer Haut- und Haarbildung auf der durchsichtigen Hornhaut des

Auges, von Gurlt. (Hierzu Fig. 2 und 3.) Der eine Fall kam am linken Auge eines Kalbes, der andere an dem linken Auge eines Hundes vor. Die betreffenden Hautstückchen hatten keinen Zusammenhang mit der äufseren Haut; da aber am gesunden Auge die letzte mittelst der Thränenkarunkel einen Uebergang zur Bindehaut macht, so ist es wahrscheinlich, dafs in diesen Fällen die neugebildete Haut wuchernd bis zur Mitte des Augapfels hingedrungen ist.

III. Abnorme Zahnbildung in einer Balggeschwulst vor dem linken Ohre eines Pferdes, von Gurlt und Hertwig. (Hierzu Fig. 4 und 5.) Zwei Fälle, von denen der eine ausführlich beschrieben ist. In beiden Fällen hatte der Zahn die Form der Backenzähne, und die dreifache Zahnsubstanz war deutlich zu unterscheiden. In dem einen Falle bestand auch eine knöcherne Hülle in Form einer Zahnhöhle, jedoch ohne innigen Zusammenhang mit einem Knochen des Kopfes.

IV. Auftreibung der Schädelknochen durch den Coenurus cerebralis, bei einem Rind, von Greve, mitgetheilt von Gurlt. Der mitgetheilte Fall ist besonders deshalb interessant, weil er beim Rinde beobachtet ist, bei welchem bekanntlich der Coenurus weit seltener vorkommt, als bei Schafen.

V. Sehr grofse Fleischgeschwulst (Sarcoma) in der Bauchhöhle einer alten Hündin, von Gräven, mitgetheilt von Gurlt. Die Geschwulst wog 10 Pfund 2 Loth und war, aufser ihrer Gröfse, noch dadurch bemerkenswerth, dafs sie sich am Bauche unter den Bauchdecken so stark hervordrängte, dafs sie durch die letzten gefühlt werden konnte, und hierdurch selbst zu Exstirpationsversuchen Veranlassung gab.

VI. Zwei Beobachtungen über das Vorkommen von Speichelsteinen bei Pferden, nebst Beschreibung des dabei unternommenen Heilverfahrens, von Schumann, mitgetheilt von Gurlt. In

dem einen Falle war der in dem Stensonschen Kanale gebildete Stein 4″ lang, 2″ dick, und 15 Loth schwer; in dem anderen Falle war der Stein 1½″ lang, 1½″ dick, und 8 Loth schwer. In beiden Fällen war der Speichelgang zerrissen, und die Steine lagen in einem aus dem Zellgewebe der Backe gebildeten Sacke. Nach der Herausnahme der Steine wurde die Höhle gebraunt, und die Heilung erfolgte hierauf in kurzer Zeit.

VII. Augenentzündung bei einem Pferde, verursacht durch einen Wurm in der vorderen Augenkammer, beobachtet von Busch, mitgetheilt von Gurlt. Obgleich es nicht ganz selten ist, dafs Würmer in der vorderen Augenkammer bei Pferden und Rindern vorkommen, so gehört doch der mitgetheilte Fall deshalb zu den bemerkenswerthen, weil der hier vorhanden gewesene Wurm eine Filaria lacrymalis G. war, während man in allen anderen bisher beobachteten Fällen die Filaria papillosa R. gefunden hatte. Der Wurm war zufällig durch den gemachten Hornhautschnitt ausgeleert worden.

VIII. Herzbeutel- und Herzentzündung bei einer Kuh, von van Gemmeren. Ein guter Beitrag zur Vervollkommnung der im Ganzen noch sehr unvollständigen Diagnostik der Rindviehkrankheiten. Aufser dem in der Ueberschrift bezeichneten Falle, ist noch ein zweiter von Siebert mitgetheilt, in welchem die Herzentzündung durch eine vom Magen her eingedrungene Nadel verursacht worden war.

IX. Angeborner Kropf bei neugebornen Lämmern und Ziegen, von Haubner, mitgetheilt von Gurlt. Wirkliche Struma kam bei den neugebornen Lämmern einer Schäferei durch drei auf einander folgende Jahre vor, und schien durch die Böcke vererbt zu werden.

X. Angeborner, und wahrscheinlich ererbter, Koller bei einem zwei Tage alten Fohlen, von Curdt, mitgetheilt von Gurlt. Das junge Thier zeigte einen stieren Blick, war bewufstlos, unaufmerksam

auf seine Umgebung, es taumelte und stieſs an alle Gegenstände an. Sowohl der Hengst, von dem es stammte, wie auch das Mutterthier, litten am Dummkoller.

XI. Abscefs im Dünndarmgekröse eines Pferdes, von Naundorff, mitgetheilt von Gurlt.

XII. Krankheitsgeschichte eines Pferdes, welches mit einem Aneurysma der vorderen Gekrösarterie behaftet war, von Schutt.

Die unter diesen beiden Nummern mitgetheilten Beobachtungen sind in pathologischer, wie in symptomatologischer Hinsicht von Interesse.

XIII. Mittheilungen über die Rinderpest der Jahre 1831 und 1832 im Regierungsbezirke Bromberg, von Erdt. Wie die Rinderpest gewöhnlich ein Begleiter der Kriege war, an denen russische, polnische oder österreichische Armeen Theil nahmen, so war es auch bei dem Revolutionskriege in Polen der Fall. Sie wurde aus diesem Lande in den Regierungsbezirk Bromberg eingeschleppt, und verbreitete sich hier in 21 Ortschaften. Der Verf., der von der Königl. Regierung zu Bromberg beauftragt war, das Seuchentilgungsgeschäft zu leiten, hatte Gelegenheit, den Gang und die Verbreitung der Krankheit, die groſse Intensität ihres Contagiums, die Eigenthümlichkeit der Zufälle u. s. w. vielfältig zu beobachten, und in dem vorstehenden Aufsatze manche Berichtigung über diese Punkte zu machen.

XIV. Ueber Genickfisteln, und über die Durchschneidung des Nackenbandes, als ein Heilmittel bei denselben, von Hertwig. Die Entstehung und die Ursachen dieser langwierigen Fistelgeschwüre werden angegeben, und dabei einige neue Thatsachen über die Entstehung aus inneren Ursachen mitgetheilt; die Verschiedenheiten des Leidens und die Diagnosis desselben werden erörtert, und bei der Behandlung wird, nach den vorher aufgestellten Indicationen, unter anderen Hülfsmitteln das Querdurchschneiden des Nackenbandes empfohlen, um den

von diesem Bande entstehenden Druck auf die unter ihm liegenden Theile, und die Reizung derselben bei der Bewegung, aufzuheben. Der Verf. beruft sich hierüber auf seine Erfahrung und zeigt, dafs die Bewegung, und selbst das hohe Aufrichten des Kopfes durch jene Operation nicht leidet.

XV. Verbesserungen an thierärztlichen Instrumenten, von Hertwig. (Hierzu Fig. 6 und 7.) Sie betreffen a) eine Verbesserung der Aderlafsfliete, durch welche dies Instrument auch für diejenigen Fälle brauchbar wird, wo die Drosselvene in einer sehr tiefen Rinne des Halses liegt, — und b) eine neue Heftnadel zum Abnähen des äufseren Bruchsackes bei Nabelbrüchen.

XVI. Ansteckungsversuche an Schafen mit Räudemilben, Räudejauche u. s. w., von Hertwig. Diese Versuche sind interessant. Sie bestanden darin, dafs man von räudigen Schafen Räudeschorfe, Räudejauche und Milben auf gesunde Schafe übertrug, dafs man bei anderen durch gegenseitige Berührung, und bei noch anderen durch die Transfusion von arteriellem und von venösem Blute die Ansteckung zu vermitteln suchte. Dieselbe erfolgte jedoch nur durch die Uebertragung der Milben und durch das mehrtägige Beisammensein der gesunden Schafe mit den räudigen stets in der Zeit vom 10ten bis zum 16ten Tage. Bei der Impfung mit Räudejauche war das Resultat nicht ganz rein. Schorfe, und das übergeleitete Blut, bewirkten keine Ansteckung. Hauptsächlich aus dem letzten Grunde erklärt der Verf. die Räude für ein blofses Localleiden.

XVII. Gutachten über die Frage: In wie langer Zeit bricht die Räude bei Schafen aus, die mit räudigen Schafen länger als eine Stunde zusammengewesen sind, wenn man annehmen wollte, dafs jene von diesen inficirt worden sind? mitgetheilt von Gurlt. Diese Frage bezieht sich auf einen mitgetheilten gerichtlichen Fall, in welchem aus Versehen mehre räudige Schafe in eine Heerde kamen,

und 1½ Stunde hindurch in derselben verblieben. — Auf Grund der im Vorhergehenden erzählten Versuche ist das Gutachten der Lehrer der Königl. Thierarzneischule dahin abgegeben: dafs die Räude spätestens 16 Tage nach der Ansteckung ausbricht. — Da nun in dem vorliegenden Falle die Räude erst nach vier Monaten bei der Heerde bemerkt wurde, so konnte man nicht annehmen, dafs die Ansteckung durch jene fremden Schafe bewirkt worden war, und dies um so weniger, da binnen dieses Zeitraums die Schur der Heerde statt fand, bei welcher jede Hautkrankheit leicht zu entdecken ist.

XVIII. Nekrolog des um die Thierheilkunde sehr verdienten Würtembergischen Ober-Medicinalrathes und Landesthierarztes Dr. Walz.

XIX. Miscellen, von Hertwig. Sie betreffen Amaurosis und Glaucoma bei Thieren.

XX. Personal-Notizen. Sie betreffen preufsische Thierärzte, und sind aus der Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preufsen entnommen.

Hg.

VIII.

Physiologische Dissertationen der Universitäten Bonn und Königsberg.

1. Ad. Besserer, Observationes de unguium anatomica atque pathologia. Bonn. Def. d. 7. Jan. 1834. 8. 70 S. Cum tab. lithograph.

Diese fleifsige Arbeit zerfällt in zwei Theile, einen anatomisch-physiologischen (S. 1—21), und einen pathologischen (S. 21 — 68). In dem ersten werden zuerst eine

Reihe von Ansichten über den fraglichen Gegenstand angeführt, und am Schlusse die Meinung von M. J. Weber, dafs die Epidermis sich an der Wurzel des Nagels umschlage, und dann als feine Membran unterhalb desselben fortgehe, ausführlicher dargestellt und durch einige Zeichnungen erläutert. Eben so wird die durch Behandlung mit Salpetersäure nachzuweisende lamellöse Structur des Nagels durch Wort und Abbildung erörtert. Die einzelnen Lamellen liegen dachziegelförmig so übereinander, dafs die äufseren die inneren stets überragen. Daher besteht die Wurzel des Nagels aus einer einfachen Lamelle, während die Mitte desselben die gröfste, und das vordere Ende eine mäfsige Dicke hat. Nach Weber's Vermuthung sollen die einzelnen Lamellen durch ein sehr dichtes Zellgewebe, ähnlich z. B. demjenigen, welches in der Achillessehne vorkommt, verbunden sein. Ich mufs aber offen bekennen, dafs ich subjectiv von der Unrichtigkeit dieser Hypethese vollkommen überzeugt bin. Hat man nämlich einen mit der Epidermis durch Maceration oder kochendes Wasser abgezogenen Nagel durch mehrtägiges Aufbewahren in verdünnter Salpetersäure halb erweicht, so dafs mit Leichtigkeit feine Querschnitte desselben gemacht werden können, so sieht man die als Streifen dicht an einander liegenden Lamellen ohne alle Zwischensubstanz mit einander verbunden. In anderen Theilen, wie z. B. neben den Sehnen, den Muskeln u. dergl., wird diese dadurch fühlbar, dafs man den feinen Schnitt unter dem Compressorium mit immer verstärktem Drucke prefst. Wird diese Operation mit dem Schnitte des Nagels vorgenommen, so springen bei zu grofser Kraft des Druckes die einzelnen Lamellen des Nagels auseinander. Ganz dasselbe läfst sich auch, nur etwas undeutlicher, bei ganz frischen Nägeln wahrnehmen. Die Hornsubstanz des menschlichen Nagels ist durch diesen hohen Grad von Continuität und Solidescenz charakterisirt, während die Hufe z. B. ihrerseits durch ein eigenthümliches System von Kanälen sich im ausgebil-

deten Zustande auszeichnen. — Die Matrix des Nagels liegt nicht, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, in der bloſsen Wurzel desselben, sondern in der sehr blutgefäſsreichen Schicht des Coriums unterhalb des ganzen Nagels. Durch diese wird auch immer eine zu Nagelsubstanz erhärtende Epidermislamelle abgesondert. — In dem zweiten, den pathologischen Zuständen der Nägel gewidmeten Theile, wird zuvörderst der Sitz der Entzündung des Nagels in die Matrix des Nagels, wie diese der Verf. bestimmt hat, gesetzt. Hierauf geht derselbe eine Anzahl angeblich hierher gehörender Formen durch, und fügt zum Schlusse einen von Albers beobachteten Fall von Affection und Degeneration aller Nägel hinzu. Hierauf werden die einzelnen Formen- und Structurveränderungen der Nägel primärer und secundärer Art, ihre Farben in verschiedenen Krankheiten, der Act des Abfallens derselben, und ihre semiotische Bedeutung durchgegangen. Die beigefügte Steindrucktafel erläutert die anatomischen Verhältnisse der Nägel und stellt die in dem Alberschen und einem anderen Falle beobachteten Entartungen dar.

---

2. Joh. Wilh. Sterneberg, Experimenta quaedam ad cognoscendam vim electricam nervorum atque sanguinis facta. Bonn. Def. d. 12. Mart. 1834. 4. 17 S.

Zu den interessanteren und wichtigeren Problemen der Physiologie gehört unbedingt der Nachweis der Existenz physikalischer Phänomene und Agentien in dem lebenden Organismus. Der geringe Credit, in welchem diese Richtung bei vielen Naturforschern und Aerzten steht, rührt zum Theil von der irrigen Ansicht her, als vertrage sich ein solches Streben mit richtigen Begriffen von organischem Leben und Organismus durchaus nicht, zum Theil aber auch in dem Miſsbrauche, den geachtete Empiriker von solchen Versuchen gemacht haben. Denn jene verderbliche Mystification in naturwissenschaftlichen Gegenständen ist kein ausschlieſsendes Eigenthum der speculati-

ven Köpfe. Auch Empiriker, und unter ihnen Sterne erster Gröfse, können der lockenden Neigung nicht widerstehen, in ihren Darstellungen die Gränzen des Realen, Beweisbaren, ungebührlich zu überschreiten. Freilich werden sie, während der Philosoph mehr an den geistigen Blick und den höheren Sinn appellirt, ihrem ganzen Wesen nach auch die verfehltesten Beweise aus empirischen Thatsachen anzuführen sich nicht scheuen, oder diese wenigstens als die mysteriöse Grundlage ihrer Expositionen anbringen. Gerade der Theil mit dem wir uns hier beschäftigen, ist ein solches verfehlt gebrauchtes Thema, die unglückliche Tendenz, an die Stelle der lebendigen Energieen physikalische Thätigkeiten setzen zu wollen. In Rücksicht dieser können in einer geläuterten Physiologie aber nur die zwei Fragen gestellt werden: 1) finden sich in dem Organismus überhaupt und dessen Theilen, physikalische Agentien, besonders feinerer Art, wie Magnetismus, Elektricität u. dergl.? und 2) erscheinen diese nur während der lebendigen Action, oder immer in jedem Zustande? Aufser diesen Punkten aufgestellte Probleme sind Trugbilder, mit denen sich der im Irrthum befangene Geist nur selbst täuscht, und zuletzt hintergeht.

Aber selbst diesen, die Physiologie wahrhaft interessirenden Fragen, stehen so viele Schwierigkeiten entgegen, dafs man von decisiver Entscheidung gar nicht, und kaum von Vermuthungen mit Recht sprechen kann. Unsere für Experimente der Art viel zu rohen physikalischen Apparate, die Inconstanz der durch ihre Anwendung erhaltenen Resultate und die beinahe auf keine Weise zu vermeidenden Fehler der Beobachtung, sind fast unübersteigbare Hindernisse. Daher kommt es auch, dafs der vorurtheilfreie Naturforscher bei Anstellung solcher Versuche weniger lernt, als in seiner Skepsis verstärkt wird, und dieses Feld der Forschung nur mit dem Wunsche verläfst, dafs bald hinreichend feine Apparate für die decisive Entscheidung der so wichtigen Fragen erfunden werden möchten.

Da es jedoch nicht an Schriftstellern verschiedenartigen Werthes gefehlt hat, welche in dieser Beziehung, besonders durch die elektromagnetischen Apparate, wichtige Resultate erhalten haben wollten, so bleibt es immer verdienstlich, diese Experimente zu wiederholen, wenn auch die Wissenschaft hierdurch nicht sowohl an Inhalt gewinnt, als des Unnützen und Schädlichen entledigt wird. Der Verf. obiger Schrift hat nun diese Arbeit übernommen und, wie auch mehre andere vorurtheilfreie Physiologen, durchaus negative Resultate erhalten.

In dem ersten Theile der kleinen, an eigenen Erfahrungen reichen Abhandlung wird von der Elektricität der Nerven gehandelt, und zwar a) von der der Nerven selbst. David hatte bekanntlich in seiner Thèse vom Jahre 1830: « Identité du fluide nerveux et du fluide électrique », behauptet, dafs, wenn man einen Nerven mit einem Schweiggerschen Multiplicator in Verbindung bringe, während der Bewegung des entsprechenden Gliedes eine Abweichung der Magnetnadel entstehe; während der Ruhe desselben aber sich keine Veränderung zeige. Um sicher zu sein, dafs hier keine Täuschung durch Oxydation der Metalldräthe entstehe, wurden statt der früheren messingenen, in einem zweiten Experimente Platindräthe angewandt. Der Verf. hat den Versuch an einem Hunde wiederholt. Da das Thier die Extremität während der Application der Dräthe nicht bewegte, so wurde der Fufs ausgestreckt, damit ihn das Thier wiederum anziehe. Allein während des letzten Momentes selbst war durchaus keine Abweichung der Magnetnadel wahrzunehmen. Auch andere Beobachter haben durchaus dieselben Resultate erhalten (vergl. Joh. Müller's Physiol. I. 2. S. 620), und ich selbst bin in meinen hierüber angestellten Versuchen nicht glücklicher gewesen. Vergeblich applicirte ich zu vielfachen Malen die Dräthe in den Nervus ischiadicus von Kaninchen, und reizte alsdann den Nerven oder durchschnitt ihn zuletzt, so dafs heftige Zuckungen entstan-

den. Die Magnetnadel blieb während dieses Actes durchaus rubig; denn kleine, selten sich zeigende Schwankungen von 2 bis 3 Grad können rein mechanisch durch die Erschütterung hervorgebracht sein. Da durch Reizung des Nervus vagus nicht blofs mit Alkalien, sondern auch mit concentrirten Säuren der Herzschlag beschleunigt wird, so applicirte ich bei einem Kaninchen, das schon viel Blut verloren und dessen Brust zu anderen Zwecken geöffnet war, die Dräthe in den herumschweifenden Nerven, und betupfte eine darüber liegende Stelle mit concentrirter Salzsäure. Aber auch in dem Momente, wo die Herzbewegung beschleunigt wurde, blieb die Nadel ruhig. Erwägt man endlich auch das Wesen dieser Art von Versuchen genauer, so findet man, dafs sie nur den Schein von Exactität haben. Ich frage: wohin gelangen die in den Nerven eingebrachten Dräthe? Nirgends anders, als in das Zellgewebe, welches die Nervenscheiden der einzelnen Primitivfasern mit einander verbindet. Sind aber diese, was allerdings anzunehmen, gute Leiter, so bleibt es sich bei der Continuität dieses Zellgewebes mit dem den ganzen Nerven umhüllenden und zwischen die benachbarten Muskelfasern sich fortsetzenden Zellgewebe ganz gleich, wo man die Dräthe applicirt, ob in dem Nerven selbst, oder z. B. in der denselben umgebenden Zellgewebsscheide. Aber hier und dort wird auf gleiche Weise kein Effekt wahrgenommen. — Der Körper eines Frosches wurde so in zwei Theile getheilt, dafs diese nur durch die ischiadischen Nerven mit einander zusammenhingen. Man spaltete hierauf einige dieser Nerven der Länge nach, durchschnitt sie zum Theil quer, und applicirte das durchschnittene Ende an den Nerven eines anderen, sehr reizbaren Froschschenkels, der mit der Extremität des ersten Frosches in Verbindung gebracht wurde. Während durch mechanische Erschütterung Bewegungen erzeugt wurden, blieb der applicirte, sehr reizbare Schenkel durchaus ruhig. Er hätte

aber, als das bis jetzt bekannte sensibelste Elektrometer, Zuckungen zeigen müssen, wenn elektrische Ströme in dem Nerven wahrhaft existirten. Die beiden Hälften eines anderen, eben so präparirten Frosches, wurden in Salzwasser gelegt; der eine mit einer Zinkplatte versehene Haken eines Schweiggerschen Multiplicators in das Gefäfs gethan, welches die obere Körperhälfte enthielt, während der Experimentator den anderen, mit einer Kupferplatte versehenen Drath in der Hand hielt, um ihn in das andere Gefäfs zu stellen. In demselben Momente entstanden die heftigsten Convulsionen, aber die Nadel blieb ruhig. — Larrey hatte die Behauptung aufgestellt, dafs die Function eines Nerven wiederum eintrete, wenn an die Stelle eines ausgeschnittenen Stückes desselben ein metallischer Leiter applicirt wird. Der Verf. hat den Versuch am Nervus ischiadicus eines Kaninchens, wo das ausgeschnittene Stück durch Messing ersetzt wurde, ohne nur die Spur eines Erfolges wahrzunehmen, wiederholt.

b. Von der Elektricität in den gereizten Nerven eines todten Körpers. — Edwards entfernte, um auch die geringsten Zuckungen deutlich wahrzunehmen, die Haut der Extremität eines Frosches, und enthauptete das Thier, um den Einflufs des Willens auf die Bewegung aufzuheben. Der sogenannte Nervus ischiadicus wurde nun durch ein Stückchen Wachstaffet isolirt, und mit Metallen und anderen Körpern, als Elfenbein, Glas, Horn, nach der Art gestrichen, durch welche man Eisen magnetisch macht. In Folge dieser Behandlung entstanden heftige convulsivische Bewegungen; dagegen zeigten sich nur sehr geringe oder gar keine, wenn der Nerv durch ein Stückchen Muskelfleisch isolirt worden war. Abgesehen davon, dafs der Verf. bei Wiederholung des Versuches diese auffallende Differenz nicht wiederfand, bemerkt er mit Recht, dafs die Verschiedenheit der Härtegrade der Unterlage und des hierdurch erzeugten Widerstandes von wesentlichem Einflusse

seien. Auch zeigten sich dieselben Convulsionen, als der Wachstaffet befeuchtet und so die Fortleitung der Elektricität wiederhergestellt wurde.

Durch schnelle Unterbrechung und Wiederherstellung des elektrischen Stromes entstehen nicht die gewöhnlichen klonischen, sondern tonische Krämpfe. Die in den Knieen gebogenen Schenkel eines auf die oben angegebene Weise präparirten Frosches lagen auf der Kupferplatte einer aus sechs Plattenpaaren bestehenden Säule, während die darunter liegende Zinkplatte ab und zu bewegt wurde. Die Schenkel erhoben sich allmählig so steif und ausgedehnt, dafs sie den gröfsten Theil des Oberkörpers zu tragen vermochten. In diesem tetanischen Krampfe verharrten sie die ganze Zeit des Experimentes hindurch, nehmlich fünf Minuten. Dieser Versuch beweist nun wiederum den bekannten Satz, dafs Starrkrämpfe in einem Gliede erzeugt werden, in welches rasch hintereinander folgende elektrische Ströme geleitet werden. Schon Fontana (Beobachtungen und Versuche über die Natur der thierischen Körper, übersetzt von Hebenstreit. Leipzig 1785. 8. S. 35 und 36) erhielt die Glieder eines Frosches lange Zeit dadurch zusammengezogen, dafs er Elektricität durch eine eiserne Spitze gegen das Rückenmark strömen liefs, und nicht minder erlangt man in der Regel bei anhaltendem Galvanisiren denselben Erfolg.

Nach der Angabe von Marianini soll ein längs der Ramificationen eines Nerven verlaufender Strom Bewegung, ein diesem entgegengesetzter Empfindung erregen. Ein präparirter Frosch wurde in zwei Schaalen mit Salzwasser gelegt. Applicirte man an diejenige, welche den Oberkörper enthielt, die Kupfer-, und an die entgegengesetzte die Zinkplatte, so empfand das Thier die höchsten Schmerzen; bei umgekehrter Application dagegen zeigten sich heftige Convulsionen ohne Schmerzensäufserungen. Allein auch diese Beobachtungen fand der Verf., wie natürlich, nicht bestätigt, indem immer nach längerer Anwendung des Stro-

mes Schmerzenszeichen sich kund gaben. Nur so viel ist gewifs (was auch schon die ersten Experimentatoren über den Galvanismus erkannten), dafs wenn der positive Pol an den Nerven, der negative dagegen an den Muskeln angebracht wird, die Convulsionen bei dem Schlusse, im umgekehrten Falle bei dem Oeffnen der Kette entstehen (oder vielmehr in heftigerem Grade sich äufsern). Endlich erklärt sich der Verf. auch mit Recht gegen die Annahme, dafs eine den elektrisirten Körpern ähnliche Anziehung und Abstofsung die durch Elektricität bewirkten Convulsionen erzeuge.

Der zweite Theil handelt über die Elektricität des Blutes. Zuvörderst bestätigt der Verf. die Beobachtung von Joh. Müller, dafs die in die Arterie und Vene eines Thieres gesteckten Dräthe eines Multiplicators keine Abweichung der Nadel bewirken. Eben so wenig zeigte der als noch sensiblere Multiplicator angewandte Froschschenkel irgend einen Effekt. Auch ich konnte durchaus keine Derivation wahrnehmen, ich mochte die Dräthe in die Carotiden oder Jugularvenen, arteriöses oder venöses Blut allein, oder an eine Stelle bringen, wo eben aus den Gefäfsen fliefsendes arteriöses und venöses Blut sich vermischten. Der Verf. sah selbst, wenn Blut aus einer Vene gegen eine Magnetnadel spritzte, keine Bewegung derselben. Dagegen soll nach einem von Dr. Nasse mitgetheilten Manuscripte eines Arztes, folgende Wahrnehmung gemacht worden sein: Der Blutstrahl traf den Längendurchmesser einer in einer Kapsel eingeschlossenen Magnetnadel. Bei dem arteriösen Blute soll die Nadel, wenn der Strahl in der Richtung von W. nach S. S. O. kam, gegen W, bei dem venösen nach O. abgewichen sein.

Bekanntlich suchte Bellingeri die Elektricität des Blutes dadurch zu ermitteln, dafs er Blut mit verschiedenen Metallen in Verbindung brachte, und nun mäfsig reizbare Froschschenkel als Elektrometer anwandte. Nach ihm folgen die Metalle, in Rücksicht der Kraft, Elektricität zu

erregen, in folgender absteigender Anordnung: Zink, Blei, Spiefsglanz, Eisen, Kupfer, Wismuth, Gold, Platina. So hat nach ihm venöses Blut des Kalbes gleiche elektrische Kraft mit dem Eisen; des Ochsen ebenfalls mit dem Eisen; des Huhnes und der Ente mehr als Eisen, und weniger als Kupfer; des Pferdes so viel als Spiefsglanz, weniger aber als Zink; arteriöses Blut des Kalbes entweder so viel als Spiefsglanz und mehr als Eisen, oder so viel als Eisen und Spiefsglanz, oder so viel als Eisen, ja noch mehr als dieses. (Ueber den Werth dieser Versuche vergl. die Ansicht Joh. Müller's in seiner Physiol. I. 1. S. 133 u. 134.) Bei Wiederholung dieser Experimente fand der Verf., dafs, wenn arteriöses Blut des Kalbes mit Zink, und dieses mit dem Nerven verbunden wurde, bei Lösung der Kette Convulsionen entstanden. Eisen, Gold, Silber, Blei zeigten diesen Effect nicht. Wurde der Nerv am Eisen gerieben, während das venöse Blut den Kreis schlofs, so zeigten sich heftige Convulsionen. Mit Zink brachte arteriöses Blut der Henne unter allen Verhältnissen dieselben Phänomene hervor; dagegen waren Gold, Silber und Blei unwirksam, während Reibung des Nerven mit Eisen Bewegungen erzeugte. Durch venöses Blut des Menschen und Zink, entstanden unter dem Reiben Zuckungen, sonst aber keine. Silber mit dem Nerven gerieben, erzeugte bisweilen bei Lösung der Kette Bewegungen; die übrigen Metalle dagegen nicht. Die Effecte sind also dieselben, als ob die Metalle allein angewandt würden. Das Blut wirkt nur als feuchter Leiter.

Um nun darzuthun, dafs verschiedene organische Flüssigkeiten bei ihrem Contacte keine Elektricität zeigen, füllte der Verf. 4 bis 5 Zoll lange und 2 Zoll im Durchmesser haltende Glascylinder, deren eine Oeffnung mit Blase verschlossen war, mit Kalbsblut, und sechs ähnliche Gefäfse mit Menschenharn, errichtete aus ihnen zwei Säulen, so dafs die verschiedenen Flüssigkeiten mit einander abwechselten, und setzte sie auf einen mit Siegellack be-

stri-

strichenen und einer der Flüssigkeiten gefüllten Tisch. Als nun ein Froschschenkel in beide Säulen gesteckt wurde, zeigten sich keine Zuckungen. Bei Wiederholung des Versuches mit Kuhmilch und Urin, entstanden nur einmal deutliche Convulsionen. Eben so wenig Wirkung erfolgte bei kleineren Säulen aus Blut und Ochsengalle, oder Blut und Milch. Um mit einer ähnlichen trockenen Säule zu experimentiren, befeuchtete der Verf. ein großes Stück Pappendeckel mit Blut, ein anderes mit Harn, ließs es trockenen, spaltete es dann und bestrich die äußsere Seite jeder Lamelle wiederum mit der Flüssigkeit. Dann schnitt er daraus nach dem Trocknen neue Scheiben. Nun wurde eine reguläre Säule von 200 Paaren errichtet, und das eine Ende derselben mit dem Froschschenkel, das andere mit dem Nerven vermittelst anderer Nerven in Verbindung gebracht; allein es erfolgten weder Zuckungen, noch zeigte auch das Galvanometer irgend eine Veränderung. Milch und Blut wurden auf dieselbe Weise angewandt, hatten aber auch keinen Effect. Schon aus der Natur dieses Versuches ließs sich der Mangel eines Effectes voraussehen, da wahrlich die organischen Flüssigkeiten keine einfachen Salzsolutionen sind, die etwa nach dem Verdampfen des Wassers ihre aufgelösten Stoffe unverändert präcipitirt zurücklassen.

In dem seiner Abhandlung beigefügten Anhange führt der Verf. noch an, daſs Herr Dr. Nasse in allen Fällen bei Männern, Frauen, Gesunden, Kranken, selbst Leichen, positive Elektricität gefunden habe. Weder Wärme, noch Isolirung des Subjectes bedingte hierin einen Unterschied; dagegen zeigte feuchte Haut gar keine Elektricität. Doch erfolgt diese Elektricität nur durch Reibung. Denn bei sehr leiser Berührung zeigt sich selbst auf dem Isolirschemmel keine Elektricität. Auch ich war bis jetzt noch nicht so glücklich, Elektricitätsspuren bei Application des Elektrometers an verschiedene Theile meines Körpers, wahrzunehmen. Ich erhielt aber natürlicherweise Deviationen

der Magnetnadel, wenn ich den einen Drath des Multiplicators in die Hand, den anderen dagegen mit den Lippen faſste oder anhauchte. Ziemlich constant zeigte sich auch derselbe Effect, wenn ich beide Dräthe an verschiedene Hautstellen von Kaninchen applicirte. In der Regel gelang dieser Versuch nur das erstemal, und konnte erst, wenn man die Thiere einige Zeit ruhig sich selbst überlassen hatte, wiederholt werden. Dasselbe sah ich bisweilen, doch nicht immer, wenn ich den einen Drath hielt, mit der anderen Hand einen Assistenten berührte, der den anderen Drath gegen eine Stelle der Hautoberfläche eines Kaninchens applicirte. Dagegen beobachtete ich keinen Erfolg, wenn ich den einen Drath an die Schleimhaut der Nase, den anderen an die Conjunctiva bulbi dieser Thiere brachte, oder beide Dräthe an meine Haare applicirte. Auch wollten mir die Donnéschen Versuche bis jetzt noch nicht gelingen. Unserem Verf. reagirte das Galvanometer nicht, er mochte selbst in jede Hand einen Faden nehmen, oder nur einen halten und den anderen einem Gehülfen geben, dessen Hand er gefaſst hatte, selbst wenn die Individuen isolirt waren. Auch ich habe zu öfter wiederholten Malen dieselbe Erfahrung gemacht.

Endlich führt der Verf. noch an, daſs Nasse senior weder bei einem Epileptischen, noch einem Tetanischen freie Elektricität beobachten konnte, und referirt zuletzt einen oder zwei Fälle, wo diese bei einem Menschen so groſs gewesen sein soll, daſs sich Funken zeigten.

Das wesentliche Verdienst der ganzen Abhandlung ist mehr kritisch, als erweiternd. Sie erreicht daher ihren Zweck, daſs sie mehr Irrthümer aus der Lehre des thierischen Lebens verbanne, als daſs sie neue Wahrheiten kennen lehre. Diese über den fraglichen Punkt mit nöthiger Evidenz darzuthun, dürfte zur Zeit noch unmöglich sein. Wir können nur sagen, mit unseren heutigen physikalischen Instrumenten sind wir nicht im Stande, die Existenz von physikalischen Agentien im lebenden Körper nachzuwei-

sen. Ihre Existenz deshalb zu leugnen, hieſse eben so viel, als an Mondgebirge deshalb nicht zu glauben, weil man sie mit bloſsen Augen nicht wahrnehmen kann. Ja manche nicht zu verwerfende Gründe, wie z. B. die unbezweifelte Existenz von verschiedener Wärme in verschiedenen Theilen des thierischen Körpers, von mannigfaltigen chemischen Combinationen u. dergl., lassen mit Recht auch auf die Anwesenheit von Elektricität einen Schluſs machen.

---

3. Joach. Henr. Knobbe, Disquisitiones historico-criticae de circulatione sanguinis in foetu maturo, novis observationibus anatomicis exaratae. Bonn. Def. d. 22 Mart. 1834. 4. 109 S. Cum quattuor tabb. lithogr.

In dem ersten Theile seiner Arbeit liefert der Verf. die Geschichte der verschiedenen Ansichten über die Circulation des Blutes im Fötus vollständiger, und in manchem Einzelnen auch zum Theil genauer und richtiger, als dieses in den neueren Schriften von Kilian, uns selbst u. A. der Fall ist. Wiewohl in dem zweiten, der Kritik der verschiedenen Meinungen gewidmeten Theile der Natur der Sache nach vieles in der ersten Abtheilung schon Gesagte wiederholt wird, so läſst sich doch nicht leugnen, daſs die Irrthümer der einzelnen Schriftsteller nicht ohne Scharfsinn entwickelt werden. Ueberhaupt sind diese beiden Theile ein rühmliches Zeugniſs des Fleiſses und der Belesenheit des Verf. In dem dritten Theile werden die eigenen Ansichten des Verf. dargestellt, welche, wie es bei einem so vielfach bearbeiteten Gegenstande durchaus natürlich ist, fast Nichts des Neuen enthalten. Auch ist es nicht deutlich angegeben, wo der Verf. nach eigenen, und wo er nach fremden Untersuchungen spricht und urtheilt. Der Ideengang in diesem Theile seiner Darstellung ist etwa kürzlich folgender:

Die hintere Hohlvene geht zuerst bei ihrem Eintritte in das Herz in eine sehr groſse Erweiterung über, zu deren Bildung die vordere Hohlvene zugleich nur sehr we-

nig beiträgt. Der Vorhof des Herzens selbst theilt sich in zwei durch eine sehr grofse Oeffnung verbundene Theile. In den ersten Monaten des Fötuslebens geht die ganze hintere Hohlvene in den linken Vorhof über. Da aber dieser noch zu klein ist, um alles Blut aufzunehmen, so strömt ein Theil des Blutes in den rechten Vorhof. Späterhin ändert sich mit dem Wachsthum des linken Vorhofes die Lage des Herzens dergestalt, dafs der Blutstrom selbst die innerste Haut hervordrängt, und so die Eustachische Klappe und die Klappe des eirunden Loches erzeugt wird. Dieses letzte vermittelt nur den Durchgang des Theiles des Blutes der hinteren Hohlvene, welches in den linken Vorhof gelangt. Die beiden Klappen selbst unterstützen den allmählichen Uebergang der hinteren Hohlvene aus dem linken Vorhofe in den rechten. Denn da natürlich in geradem Verhältnisse des Wachsthumes der Lungen der linke Vorhof immer weniger von dem Blute der hinteren Hohlvene angefüllt wird, und diese vielmehr um so mehr in den rechten Vorhof dringt, so wird sich die Klappe des eirunden Loches, welche den ersten Blutstrom vermittelt, in gleichem Maafse immer mehr anlegen, und endlich nach eingetretener Lungenrespiration diese Communication gänzlich abschliefsen. So dient auch die Eustachische Klappe vorzüglich dazu, um den Blutstrom der vorderen Hohlvene in den rechten Vorhof zu leiten. — Was die arteriösen Stämme betrifft, so eifert der Verf. mit Recht dagegen, dafs Namen späterer Zustände auf frühere Formationen angewandt werden. Zuerst findet sich ein einfacher arteriöser Stamm, der in seinem Inneren unten durch eine Scheidewand in zwei Gefäfse getrennt wird. Später geht der aus dem rechten Ventrikel kommende Stamm in die Aorta descendens über, indem beide ein Gefäfs bilden. Nur ist nach dem fünften Monate der Ductus arteriosus bei seinem Uebergange in die Aorta etwas verengt. Der Aortenbogen entsteht nicht aus der linken

Aorta, sondern ans dem Ductus arteriosns. Gleichzeitig in die arteriösen Stämme eingespritzte, verschieden gefärbte Flüssigkeiten, zeigten auch dem Verf., dafs der Blutlauf für den Kopf und die vorderen Extremitäten von dem für den übrigen Körper streng geschieden sei. — Der Ductus venosns ist kein Ast der Nabelvene, sondern gehört dem Sinns venae portae an. Er ist nur ein Ast der Pfortader, welcher denselben Lauf fortbehalten, den diese vor der Formation der Leber hatte. — Die Nabelarterien sind bis zum fünften Monate wahre Fortsetzungen der Aorta, indem sie erst später sich allmählich in Zweige der Hypogastricae umändern.

Im vierten oder fünften Monate des Fruchtlebens, als der Zeit der Akme der eigenthümlichen Fötuscirculation, strömt das Blut durch die Nabelvene in den linken Ast der Pfortader, gelangt zum Theil mittelbar durch das Leberparenchym, zum Theil unmittelbar durch den Ductus venosus in die hintere Hohlvene, wo es zugleich mit dem von den hinteren Extremitäten, den Eingeweiden u. dergl. kommenden Blute sich verbindet und in beide Herzarterien gelangt. Der rechte Vorhof nimmt den gröfsten Theil des Blutes der hinteren Hohlvene, der linke nur sehr wenig von der hinteren, dagegen das meiste aus der vorderen Hohlvene auf. Die gleichzeitig erfolgende Systole treibt nun das Blut in die Ventrikel. Aus dem linken gelangt es in drei Aeste der Aorta cerebralis; aus dem rechten durch die Arteria pulmonalis und den Ductus arteriosus. Das durch die Aorta cerebralis fortgetriebene Blut kommt durch die vordere Hohlvene, das durch die Aorta abdominalis geleitete durch die Nabelvene zurück.

Auf den beigefügten vier Steindrucktafeln werden die gröfseren hier in Betracht kommenden arteriösen und venösen Stämme sowohl nach der Natur, als schematisch aus der reifen Frucht dargestellt.

4. Renat. Röckling de vi, quam nervi exercent in inflammationem ejusque exitus. Bonn. Def. d. 22. Jul. 1834. 38 S. 8. [1])

Während im gesunden Zustande bekanntlich nach den neuesten Versuchen von Müller, Stannius u. a. kein wesentlicher Einflufs der Nerven auf die blofse Blutbewegung statt findet, so beobachtete Nasse jun. dennoch, dafs nach Durchschneidung des Nervus ischiadicus der Blutlauf zwar nicht plötzlich stille steht, die Quantität des in den Gefäfsen enthaltenen Blutes aber geringer und sein Lauf langsamer wird. Auf ein so behandeltes Glied wirkt Salzlösung keinesweges, wie Krimer behauptet hatte, auf eine andere Art, sondern genau auf dieselbe Weise, wie auf ein ganz gesundes. Aus einer längere Zeit nach vollführter Durchschneidung des Nerven gemachten Incision strömt weniger Blut heraus. Nach Durchschneidung des Hüft- und Schenkelnerven bei Säugethieren, fliefst nur bei passiven Bewegungen der Extremität, oder beim Streichen derselben von hinten nach vorn, Blut aus.

Ueber die Entzündungsphänomene nach Durchschneidung der Nerven wurden mannigfache Versuche angestellt a) an Amphibien. Wiewohl hier die Resultate wegen der nur träge eintretenden Erscheinungen der Entzündung weniger schlagend ausfielen, so erhellt doch so viel mit Bestimmtheit, dafs vor der Zeit, wo die Nervenwunde selbst wiederum verheilt ist, die Phänomene der Entzündung, der Eiterung und der Exsudation nach Schnittwunden mit oder ohne Substanzverlust entweder nur in dem Gliede, dessen Nerven durchschnitten worden, oder in beiden Gliedern höchst langsam erfolgten oder ganz fehlten. Gangrän tritt nach Unterbindung in dem Gliede, dessen Nerven

1) Die wesentlichsten in dieser Dissertation enthaltenen Versuche finden sich auch in dem ersten Hefte der von Nasse und Sohn herausgegebenen physiologischen Untersuchungen.

durchschnitten worden, im Allgemeinen leichter ein. Reizung der Wunde durch Schwefelsäure, Salzsäure, Brennen u. dergl., gaben dieselben schwankenden Resultate, wie die Schnittwunden selbst. Im Widerspruche mit den Erfahrungen von Monro und Brodie, sahen Nasse jun. und der Verf. gebrochene Knochen hier nie wahrhaft heilen. Nach Durchschneidung der Nerven war nur die Röthe und Ausschwitzung geringer.

b) An warmblütigen Thieren. Gegen Bichat, der nach Reizung des Schenkelnerven Geschwulst der Extremität bisweilen beobachtete, fanden Nasse und der Verf. nach Reizung des Nervus vagus durch Höllenstein oder ein durchgezogenes Haarseil, bei Kaninchen und Hunden weder entzündliche Affectionen der Lungen, noch solche des Magens. Auch zeigte sich nach dem Brennen des Nervus ischiadicus eines Kaninchens keine merkliche Verschiedenheit in der Heilung einer Schnittwunde. Die um den Nerven herumliegenden Theile aber waren 14 Tage nach der ersten Verletzung sehr entzündet. Nach completer Durchschneidung des Nervus ischiadicus bei einem Kaninchen sah auch der Verf., wie Joh. Müller, nach sechs Wochen Gangrän der Ferse und Zehen, so dafs endlich die Zehen abfielen. Krimer's und Schröder van der Kolk's Versuche über das Verhalten von Schnittwunden nach Durchschneidung der Nerven, hat der Verf. bestätigt, modificirt und erweitert. Immer zeigt sich ein Unterschied zwischen dem gesunden und dem paralytischen Gliede, wenn auch bisweilen späterhin der Heilungsprozefs auf ziemlich gleiche Weise fortschreitet. Zur Zeit, wo in dem gesunden Gliede Callus nach Knochenbrüchen schon existirt, findet sich noch keiner in dem paralysirten. Auch Brandwunden zeigen hier trägere Reactionsphänomene.

---

5. W. Thomé, De corneae transplantatione. Bonn. Def. d. 9. Aug. 1834. 4. 24 S. C. trib. tab. lithogr.

Durch eine in Folge einer gonorrhoischen Augenentzündung entstandene leucomatöse Entartung der Hornhaut wurde der Verf. veranlafst, Versuche über die Transplantation derselben an Thieren anzustellen. Der Verf zeigt durch seine an Kaninchen und Hunden gemachten Experimente, dafs die von verschiedenen Thieren übergepflanzte Hornhaut anwachse, ohne im Allgemeinen ihre Durchsichtigkeit zu verlieren. Derselbe Erfolg zeigte sich auch an einem Kaninchen, dessen eigene Cornea durch Schwefelsäure früher leucomatös gemacht worden. Ein Versuch an einem Kaninchen, die Cornea an die Stelle eines Auges, wo Conjunctiva, Sclerotica, Chorioidea und Retina hinweggenommen worden, zu appliciren, mifsglückte. Auf den beigefügten drei Steindrucktafeln werden einige operirte Kaninchenaugen dargestellt und zugleich ein Messer abgebildet, welches sich vorzüglich zu Operationen der Art eignet. Es hat die Gestalt und Gröfse zweier mit dem Rücken mit einander verbundener Beerscher Staarmesser.

---

6. S. Berlak, Symbola ad anatomiam vesicae natatoriae piscium. Regiom. Def. d. 15. Sept. 1834. 8. 40 S. Cum tab. lithogr.

In dieser ganz nach eigenen Untersuchungen entworfenen Dissertation werden Form, Textur, Anheftung, Blutgefäfse und Nerven der Schwimmblase aus den Gattungen Gadus, Silurus, Muraena, Cobitis, Salmo, Gasterosteus, Perca, Clupea, Esox, Accicipenser und Cyprinus beschrieben, und durch Steinzeichnungen erläutert.

---

7. C. Fel. A. Burow, De vasis sanguiferis ranarum. Regiom. Def. d. 15. Sept. 1834. 4. 28 S. C. tab. sculpt.

Der Verf., welcher an den klassischen Untersuchungen Bär's über die Entwickelung der Fische lebhaften

Antheil genommen, und die Abbildungen zu der eben hierüber erschienenen Schrift verfertigt hat, kommt durch diese Inaugnralabhandlung einem gewifs lebhaft von jedem Physiologen und wissenschaftlichen Arzte gefühlten Bedürfnisse entgegen. Seine Arbeit zerfällt in vier Abschnitte:

1. Von dem Herzen. Es hat eine konische Gestalt, und wird zum Theil von dem Pericardium eingehüllt. Nahe an seiner Basis befindet sich eine Falte, die eine von der sogenannten Vena umbilicalis entspringende Blutader enthält. Es existiren, wie M. J. Weber schon gefunden (und Panizza und Owen auch aus anderen Amphibien nachgewiesen haben), zwei Atrien. Der rechte Vorhof ist viel enger, als der linke. In diesem ist eine halbmondförmige, mit zwei kleinen Vorsprüngen versehene grofse Oeffnung, durch welche alles Venenblut in das Herz strömt. Das der Lungen ergiefst sich in einem einfachen Stamme in den rechten Vorhof. Der Ventrikel ist einfach, und selbst seine Spitze nur selten schwach getheilt. Beide Atrien öffnen sich durch eine Mündung in die Herzkammer; doch setzt sich die in ihnen befindliche Scheidewand als eine zarte Lamelle fort, so dafs die Oeffnung in zwei Theile gesondert wird. An jeder der zwei Seiten des Ostium venosum finden sich zwei fleischige, halbzirkelförmige Klappen, und bisweilen noch im rechten Theile desselben das Rudiment einer dritten. Das Ostium arteriosum liegt etwas nach rechts und unten. Allein der Aortenstamm selbst verläfst an seinem Ausgangspunkte die hintere Fläche des Ventrikels. Auch an dem Ostium arteriosum finden sich zwei kleinere, nach dem Aortenstamme gerichtete Klappen. Wird dieser der Länge nach geöffnet, so sieht man einen erhabenen Wulst bis zu der Stelle verlaufen, wo der Aortenstamm sich in die beiden Aorten theilt. Von Vasis coronariis zeigt sich keine Spur.

2. Die Arterien. Der gemeinschaftliche Aortenstamm theilt sich bald in die beiden einzelnen Aortenstämme, welche zwar scheinbar ein einfaches Lumen ha-

ben, in der That aber durch eine doppelte Scheidewand in drei Kanäle abgetheilt werden. Jeder Aortenstamm biegt sich nach hinten um, und zerfällt in drei gesonderte Aeste, von denen der erste, vordere, Arterien für die Zunge, das Auge, die Schädelhöhle, den Schlund und die Nase abgiebt; der dritte Zweige in die Lungen, die Schulterblattmuskeln und die Haut der Oberarmgegend schickt; der zweite, mittlere dagegen die wahre Aorta descendens bildet. Diese biegt sich, nachdem ein Ast zum Larynx abgegangen, um den Schlund und nähert sich, nach Abgabe einiger Arterien an den Schlund, der Wirbelsäule. Unterhalb der Verbindung des ersten und zweiten Wirbels geht von ihr ein Zweig für die Schulterblattmuskeln und die Haut, dann einer für das Rückenmark, die Rücken- und Bauchmuskeln, und endlich in der Gegend zwischen dem zweiten und dritten Wirbel der Subclavia, die längs der vorderen Extremität Aeste vertheilt, bis zuletzt an jeder Seite eines jeden Fingers ein Ast verläuft, der sich an der Spitze des Gliedes mit dem der entgegengesetzten Seite verbindet. An dem sechsten Wirbel treten die Aortae descendentes beider Seiten zur Aorta communis zusammen, während die für die Därme bestimmte Arterie noch aus der Aorta sinistra entspringt. Wiewohl die Zweige derselben variiren, so ist doch einer für den Magen, wenigstens zwei für die dünnen Därme, einzelne für Milz und Rectum, und einer für die Leber constant. Für die gelben Körper existiren zwei kleine Schlagadern, die oft auch aus den Spermaticis entspringen. Die Gefäfse der Nieren und der Geschlechtstheile haben in dem von den ersten bedeckten Stamme ihren Ursprung. Bei dem Weibchen entspringen die Schlagadern der Nieren und Ovarien aus einem gemeinsamen Stamme, so dafs zwei Stämme entstehen, von denen jeder für diese Organe der einen Seite bestimmt ist, oder sich so theilt, dafs ein Zweig zum rechten Ovarium und der linken Niere, der andere umgekehrt verläuft. Der Oviduct erhält Zweige von den zu

den Nieren gehenden Arterien. Bei dem Männchen entspringen 5 bis 6 Stämme aus der Aorta, die sich bald gabelig spalten, von denen der eine Zweig sich in die entsprechende Niere, der andere dagegen in den Hoden der entgegengesetzten Seite begiebt, zu deren Niere dann auch der nun folgende Nierenast gelangt. Auf dem Os coccygis spaltet sich die Aorta in die beiden Iliacae, von denen jede einen Ast an die Saamenblase oder den Oviduct und Uterus, aufserdem zwei Muskelzweige, und ehe sie das Becken verläfst, einen Zweig in die Oberschenkelmuskeln abschickt. Die Ramificationen der Cruralis sind vorzüglich für die Muskeln und die Haut bestimmt. Die Hirnarterien anastomosiren zu einem dem Circulus Willichii analogen Gebilde. Unter dem Rückenmarke verläuft auf der Mitte der Wirbelkörper ein arterieller Stamm, der durch die Foramina intervertebralia seine Zweige erhält.

3. Die Venen. Der in das rechte Atrium mündende Stamm spaltet sich für die beiden Seiten in zwei Aeste, die von den Lungen kommen. Der in den linken Vorhof sich ergiefsende Stamm entspringt aus zwei seitlichen, und einem hinteren Zweige. Jeder seitliche Ast, die Vena cava superior, theilt sich in Venen für die Halsdrüsen, die Zunge, den Schlund, die Schädelhöhle, für die vorderen Extremitäten, und für den Kopf und die Sinneswerkzeuge. Die Vena cava inferior entspringt aus fünf Venenpaaren, und nimmt aufser den Nierenblutadern die der gelben Körper und der Genitalien auf. In die Nieren selbst dringt nur ein Venenpaar, nehmlich die Blutader jeder hinteren Extremität, nebst der durch die Vena umbilicalis erhaltenen Verstärkung. Von ihr gehen, während sie noch die Venen des Oviductes, der Bauchmuskeln, des Rückenmarkes u. dergl. aufnimmt, fünf bis sechs Aeste in die Nieren. Die sogenannte Vena umbilicalis verbindet sich hinten mit der Cruralis externa, und vorn hinter dem hinteren Ende des Sternum mit der Vena portarum. Die

Cruralis interna ist das wahre Vas sanguiferum deferens der hinteren Extremitäten, und sie und die Externa nehmen besonders das Blut der Muskeln und der Haut der hinteren Extremitäten auf. Die Anfänge der Vena portae kommen von allen Eingeweiden, und laufen zum Pancreas hin, wo sie sich mit einander verbinden, dann in einem einfachen Stamme zur Leber gehen und ihre Zweige in dieselbe sich kurz vor der Einmündung der Vena umbilicalis einsenken. — Endlich sollen die Venen der Frösche aller Klappen ermangeln.

4. Die Capillargefäfse. Mit Recht spricht sich der Verf. für die eigenthümliche und bestimmte Conformation der Capillargefäfse in jedem einzelnen Theile und Organe aus, und bringt dieses Factum, indem er die Netze des Magens mit denen des übrigen Darmes vergleicht, in functionelle Beziehung. Wenn diese Idee auch nichts weniger, als neu ist (ich erinnere nur z. B. an die schöne Stelle bei Mich. Jäger, de Pulsu arteriarum, p. 24. 25.), so verdient sie doch heute noch nachdrücklich hervorgehoben zu werden, da man noch in Werken der neuesten Zeit liest, dafs die Capillargefäfse überall dieselbe Gestalt haben sollen. Wenn aber der Verf. von offenen venösen Gefäfsmündungen in dem Darme und dem Auge spricht, so kann ich aus eigenen vielfachen Untersuchungen diese Erscheinungen nur der Unvollkommenheit der Injection zuschreiben, wie Herr Burow selbst diese als den Grund der scheinbar plötzlich aufhörenden Gefäfse in der Hyaloidea ansieht. Nach ihm sollen auch die Capillargefäfse blofse Höhlungen in der organisirten Substanz sein, doch in der Nähe der Arterien und Venen Wandungen haben können. Ich hoffe, binnen Kurzem aus manchen Theilen sogar die Histologie der Wände der Capillargefäfse nachweisen zu können. Einen Beweis für die Wandungslosigkeit der feinsten Blutgefäfsnetze sucht der Verf. in folgendem sonderbaren Experimente: Er bezeichnete sich eine bestimmte Stelle der Schwimmhaut sorgfältig, betrachtete

ihre feinsten Blutgefäſsnetze genau, und fand diese nach kürzerer oder längerer Zeit in ihrer Form verändert. Ich habe den Versuch mehremale wiederholt, aber immer ein constantes Verhalten der feinsten Blutgefäſsnetze wahrgenommen. Wenn Herr **Burow** andere Netze zu anderen Zeiten gesehen hat, so kann dieses nur von den verschiedenen in dem Froschfuſse befindlichen Lagen der Capillaren, worauf **Marshall Hall** schon aufmerksam gemacht, herrühren. Am besten unterscheidet man diese durch die Anwendung applanatischer Oculare, und überzeugt sich hierdurch auch von der bestehenden und constanten Form der feinsten Blutgefäſsnetze. Dadurch fällt auch die Hypothese des Verf., daſs die Ernährung dadurch vollbracht werde, daſs die Capillargefäſse ihre Stelle immer ändern und so zu allen Punkten der organischen Substanz gelangen, gänzlich weg. Mit Recht wird die Annahme von der Anhaftung und Loslösung der Blutkörperchen von dem Parenchym verworfen, und eben so auch die bedeutende Differenz in der Schnelligkeit des Arterien- und Venenblutes geleugnet. Dagegen ist es nicht ganz richtig, daſs die Pulsation als charakteristisches Merkmal der kleinen Arterien angegeben wird, weil dieses Phänomen hier bekanntlich im Allgemeinen erst bei allgemein oder local geschwächter Circulation eintritt.

Zeichnung und Stich der beigefügten Tafel, so wie die Ausstattung des Textes, sind sehr zu loben. Nur durch das schwerfällige, und nichts weniger, als correcte und zierliche Latein, so wie durch die oft merkwürdig unrichtige Interpunction, wird das Verständniſs der lehrreichen Schrift sehr häufig ungemein erschwert.

Berichtigung: Elfter Jahrg. Bd. I. H. I. S. 111. Z. 18 v. o. vor dem setze: und den Nervus accessorius Willisii.

Valentin.

IX.

Medicinische Bibliographie.

Bird, über Einrichtung der Krankenhäuser für Geisteskranke. 8. Berlin, Hirschwald. br. 14 Gr.

Maizier, C. G., de partu post matris mortem spontaneo. 8maj. Berlin, Hirschwald. geh. n. 8 Gr.

Reich, G. C., das Streckfieber und dessen Behandlung. 8. Berlin, Hirschwald. br. 10 Gr.

Repertorium der medicinisch-chirurgischen Journalistik des Auslandes. Jahrgang 1835. 12 Hefte. gr.8. Berlin, Hirschwald. br. n. 6 Thlr.

Spitta, H., von der Expansion des Blutes. gr.4. Rostock, Stiller. n. 8 Gr.

Brüggemann, A. F., Gesundheitslehre. 1r Bd. gr.8. Magdeburg, Creutz. 1 Thlr. 18 Gr.

Codex medicamentarius Hamburgensis. 8maj. Hamburg, Perthes und Besser. 2 Thlr. 12 Gr.

Dietz, Fr. R., Strenae clinicae scholae clinicae medicae Regiomontanae. Strena prima. 4maj. Königsberg, Bornträger. geh. n. 8 Gr.

Dzondi, C. H., die Heilart der contagiösen Augenentzündung der Neugebornen. gr.8. Halle, Anton. br. 8 Gr.

v. **Hagen**, Ph., der torpide Croup. Mit Zusätzen von L. A. Kraus. gr.8. Göttingen, Dieterich. br. 1 Thlr.

Lutheritz, K. F., des Magnetiseurs K. F. Meifsner's Heilvermögen gegen gichtische und rheumatische Krankheiten. gr.8. Meifsen, Gödsche. br. 9 Gr.

Oberkampff, L. C., die Hautkrankheiten und ihre Behandlung. 1s Heft. gr.8. Hannover, Helwing. 21 Gr.

Strahl, M., der Mensch nach seiner leiblichen und geistigen Natur. gr.8. Leipzig, Volckmar. br. 12 Gr.

Universal-Lexicon der praktischen Medicin und Chirurgie von Andral. 2r Bd, 3te und 4te Lieferung. Lex.-8. Leipzig, Franke. br. n. 16 Gr.

Winkler, E., die Arzneigewächse der homöopathischen Heilkunst. Mit 156 Kupfern. 6ste und 7te Liefer. gr.4. Leipzig, Magazin für Ind. n. 2 Thlr. 8 Gr.

Dupuytren's klinisch-chirurgische Vorträge u. s. w., bearbeitet von E. Bech und R. Leonhardi. 2r Bd. 2te Abtheil. gr.8. Leipzig, Baumgärtners Buchdlg. 1 Thlr. 8 Gr.

Lauth, E. A., Handbuch der Anatomie. 1ste u. 2te Lfrg. gr.8. Stuttgart, Rieger. br. 12 Gr.

Ott, F. A., Handbuch der chirurgischen Verbandlehre. Dritte Auflage. 3s Heft. gr.8. München, Franz. br. 8 Gr.

— — dasselbe. Abbildungen. 2s Heft. Querfolio. Ebendas. br. 8 Gr.

v. Siebold, E. C. J., Abbildungen aus dem Gesammtgebiete der Geburtshülfe. 7te und 8te Liefrg. gr.8. Berlin, Herbig. n. 1 Thlr. 8 Gr.

Bibliothek von Vorlesungen über Medicin, bearbeitet von Fr. J. Behrend. 2te Lieferung. gr.8. Leipzig, Kollmann. 8 Gr.

Erfahrungen aus dem Gebiete der Thierheilkunde. 8. Düsseldorf, Schaub. 9 Gr.

Heidenreich, die Eisenquellen bei Steben. gr.8. Nürnberg, Riegel und Wiefsner. br. 9 Gr.

Jahr, G. H. G., Handbuch der Hauptanzeigen für die richtige Wahl der homöopathischen Heilmittel. Zweite Ausgabe. gr.8. Düsseldorf, Schaub. 4 Thlr.

Jahrbücher des ärztlichen Vereines in München. 1r Jahrg. gr.8. München, Weber. br. 1 Thlr. 12 Gr.

Rudolph, J. F. V., physiologisch- und pathologisch-semiotische Betrachtung der menschlichen Zähne. gr. 8. Nürnberg, Stein. br. n. 8 Gr.

Vetter, D. A., über die Wirkungen künstlicher und natürlicher Mineralbrunnen. gr. 8. Berlin, Hirschwald. br. n. 20 Gr.

Annalen, medicinische. Herausgegeben von Fr. Aug. Benj. Puchelt, Max. Jos. Chelius und Franz Carl Nägele. Jahrgang 1835. 4 Hefte. Mit Abbildungen. gr. 8. Heidelberg, Mohr. br. n. 4 Thlr.

Jahrbücher, medicinische, des K. K. österreichischen Staates. 17r Bd. gr. 8. Wien, Gerold. br. 4 Thlr.

Jörg, D. E., die Fötuslunge im neugebornen Kinde. gr. 8. Grimma, Gebhardt. 1 Thlr. 15 Gr.

Sachse, J. D. W., medicinische Beobachtungen und Bemerkungen. 1r Bd. gr. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr. 18 Gr.


Österreichische Nationalbibliothek
+Z155629509





